GLOBUS

Globus.

XXXIX. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Neununddreißigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1881.

Harv.
Geol. & Forgen ut
4 vols. (59, 60, 97, 98)
1-23-1923

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polar-Gebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches.

Vom Büchertische.

Biographisches. Personalia.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

Illustrationen.

Europa.

Frankreich.

Slavonien.

Lissabon.

Asien.

Britisch-Indien.

(Pandschab.)

Japan.

Sumatra.

(Veth's Reise.)

Afrika.

Nachtigal's Reise nach Baghirmi.

Serpa Pinta's Reise durch Südafrika.

Südamerika.

Panama und Darien.

Guayana.

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. №1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

I.

Im April 1878 befand sich der französische Maler de Bérard auf dem Wege nach Kaschmir, wohin ihm zu dieser Jahreszeit nur die Straße über Mari (Murry) offen stand, da die zwei oder drei anderen erst später vom Schnee frei werden. Er war mit der Eisenbahn von Bombay über Allahabad, Agra, Delhi und Lahore bis Dschelam (494 m) gefahren, wo der Komfort und das Behagen ein Ende nimmt und ernstliche Schwierigkeiten beginnen, zu deren Ueberwindung guter Wille, Thatkraft und Geduld gehören.

Dschelam ist eine kleine Stadt am gleichnamigen Strome, dem Hydaspes der Griechen, an der Straße, welche von Norden her nach Indien hineinführt, und welche so viele Eroberer schon gezogen sind. Dicht dabei, nur wenig südlicher, ging Alexander der Große über den Strom und schlug des Poros' Heer (gegenüber dem heutigen Dschalâlpur, wie A. Cunningham und Droysen annehmen). Es ist diejenige Stelle, wo der Dschelam-Fluß die letzten bis 697 m ansteigenden Berge passirt und in die Ebene des Pandschab tritt; dieselbe liegt noch zwischen 5 und 6 deutschen Meilen südlich von dem Orte Dschelam, weshalb es kaum möglich sein dürfte, wie Bérard glaubt, von der langen Brücke bei Dschelam das Schlachtfeld zu erblicken. Immerhin ist dieselbe in ihrer Länge von 2 Meilen etwas Merkwürdiges, und der Fluß, dessen Ufer sie verbindet, ein klassischer Strom; er kommt von Norden, wo man eine bläuliche Kette hoher Berge mit weißen Gipfeln erblickt, den Himalaja, und verliert sich nach Süden in den weiten Ebenen des Pandschab. Zahlreiche Sand- und Kiesbänke tauchen aus seinen Fluthen auf; riesige Baumstämme aus dem Gebirge bedecken die Ränder derselben; dazwischen liegen größere Inseln, manche davon bewaldet. Große Boote von sonderbarer Form, mit hohem Hintertheile, wie die chinesischen Dschonken, liegen am Ufer, das die terrassirten Häuser von Dschelam einnehmen. Dichtes Grün hüllt sie ein, und hier und da ragen Moscheenspitzen über sie hervor.

Ansehnlich ist der Verkehr und die Menschenmenge auf dem Bazar; es ist das eine lange Straße von lauter Läden, welche alle nach einem und demselben Muster gebaut und durch je eine Scheidewand geschieden sind, welche vorn in einem Doppelpfosten endet. Da findet man Getreide, Lebensmittel, Stoffe, meist wollene, da der Winter hier schon ziemlich kalt ist, und Lederwaaren, darunter eine Art leichter und bequemer Reisesäcke. Die Läden liegen alle einige Stufen über dem Erdboden; die Häuser haben insgesammt flache Dächer und manche einen obern Stock. Gravitätisch schreiten Reihen von Kameelen durch die Menge, es theilen sie Reiter mit energischem Gesichte, deren Bart in der Mitte gescheitelt ist, eine Sitte, die häufiger wird, je näher man Afghanistan kommt. In volkreichen Straßen ist es schwierig zu zeichnen, wie M. de Bérard bald fand; die Leute waren zwar nicht böswillig, aber so zudringlich, daß er weder sehen noch sich rühren konnte. Zudem mußte er alle Augenblicke Auskunft ertheilen über seine Zwecke und Absichten, besonders wenn er einen Charakterkopf oder ein niedliches Gesicht

abzeichnen wollte; oft ging das nur mittels baaren Geldes, bei Mohammedanern auch zuweilen damit nicht.

So packte der Reisende denn seine Papiere zusammen und lenkte seine Schritte nach einem großen Karawanserai, begleitet von einigen Leuten, die sich freiwillig zu Führern hergaben und großen Eifer zeigten, ihn zu den Merkwürdigkeiten des Ortes zu führen. Ueber dem Eingangsthor erhebt sich ein Pavillon, dessen fein aus Holz gearbeitete Fenster mit verschiedenen Malereien geschmückt sind, wie in Lahore. Den weiten viereckigen Hof umgeben Bogengänge



Am Ufer des Dschelam.

und Thüren, welche in Gemächer führen, die in buntem Durcheinander von Reisenden, Pferden, Eseln und Maulthieren bewohnt werden. In der Mitte befindet sich ein Brunnen, und rings herum liegen zahlreiche schöne Kameele wiederkäuend oder schlafend. Einige Pferde von seltener Schönheit erregten die Aufmerksamkeit Bérard's; sie zeichneten sich aus durch hohen Wuchs, glänzendes Fell und seidenartige Mähne, welche von Indiern sorgfältig gewaschen



Kameel-Karawanserai in Dschelam.

und gebürstet wurde. Auf Befragen erfuhr er, daß diese Thiere, die schönsten, welche er in Indien gesehen, aus Kabul stammten.

Seine Wanderung fortsetzend kam er zu dem Karawanserai für Ochsenkarren. Die prächtigen Thiere nordindischer Race waren abgeschirrt und lagen in malerischem Durcheinander auf dem Boden; sie sind von weißer Farbe, haben den gewöhnlichen Buckel und trotz ihrer Größe und Stärke sehr zierliche Formen; ihr Kopf erinnert an den der Gazelle. Die Karren sind mit Matten bedeckt; die Räder laufen innerhalb einer Stange, welche außen an der Achse und an dem Wagen selbst befestigt ist. Hier und da liegen oder sitzen Gruppen rauchender Eingeborener, dazwischen spielen Kinder, bis sie der Anblick des zeichnenden Franzosen fesselt und sie seinem Stifte zuschauen. Reizende Jungen, allerliebste Mädchen — aber dabei welcher Schmutz! Und wie

oft fuhren sie sich während des Modellstehens kratzend in die Haare! Zuletzt suchte der Reisende, auf die Fortsetzung seiner Fahrt bedacht, das Karawanserai für Miethwagen auf. Er trat in einen riesigen viereckigen von Akazien beschatteten Hof, der wie gewöhnlich von lauter Kammern umgeben war und in dessen Mitte zahlreiche Wagen standen, namentlich solche, wie sie die Einheimischen selbst gebrauchen. Sobald sich Bérard sehen ließ, war er von einer Schaar Rosselenker umringt, die ihm ihre Gefährte anpriesen; aber man drängte dieselben zur Seite und führte den Fremden zu dem Vor-



Karawanserai für Ochsenkarren in Dschelam.

steher des Karawanserai, einem Manne mit ehrwürdigem Patriarchengesicht, der auf einer Matte saß und mit einer Gazelle spielte. Er versprach, am nächsten Morgen vor Tagesanbruch drei Wagen nach dem Gasthause zu schicken und empfing einen Theil des Miethspreises im Voraus.

Der Reisende mußte sich wohl oder übel für einheimische Wagen entscheiden, weil die englische Post erstens sehr theuer ist und zweitens stets in schnellem Galopp geht und nur an den Stationen zum Pferdewechsel einige Minuten hält, so daß man auf solche Weise nichts sehen und namentlich nichts



Kutsche im Pandschab.

studiren und zeichnen kann, gerade wie auf der Eisenbahn, wo ebenfalls zum Bedauern eines Künstlers so viele Städte, Tempel, Trachten, Landschaften u. s. w. vorüberhuschen, ohne daß er sie auf dem Papiere festzuhalten im Stande ist. Bei den kleinen indischen Wagen hat man dagegen volle Freiheit anhalten zu lassen, wo es einem beliebt. Dieselben haben allerdings keine Federn und stoßen und rütteln den Insassen entsetzlich zusammen. Für die Engländer existiren deshalb diese Wagen gar nicht, und sie zu benutzen, gilt fast für anstößig. Das machte aber Bérard keine Sorge, welcher nur sehen wollte, so viel und so gut wie möglich, aber nicht Willens war, sich passiv wie ein Gepäckstück von einem Orte zum andern transportiren zu lassen.

Zur verabredeten Zeit fanden sich die bestellten drei Wagen vor dem Hôtel ein, und rasch wurden die nöthigen Anstalten zur Abreise getroffen. Der eine nahm das Ge-

päck auf, der zweite den Dolmetscher, der dritte den Reisenden selbst, und alsbald erfolgte auch das Zeichen zur Abfahrt. Die Straße ist im Allgemeinen von geringem Interesse, fast eben und von Baumpflanzungen begrenzt; das Auge sieht nichts, als grenzenlose Ebenen. Allgemach nähert sich der Weg, der von den Mongolenkaisern erbaut ist und von den Engländern nur in Stand gehalten zu werden braucht, röthlich gefärbten Hügeln, welche von Regengüssen zu so sonderbaren Formen ausgewaschen sind, daß man dieselben aus einiger Entfernung für Dörfer mit Gäßchen und Gartenmauern, für Pfeiler und Säulen halten kann. Diese Hügel hängen schon mit den „Salzbergen“ zusammen, über denen die bläulichen Spitzen des Himalaja emporragen. Nur hier und da zeigen sich einige Weiler, jeder mit einem schönen geheiligten Baume in der Mitte, der gewöhnlich ein bescheidenes Heiligthum des keineswegs bescheidenen Siwa-Kultus beschattet. Die blaßvioletten Trauben des glatten Zedrach (Melia azedarach), der überall, auf den Feldern wie längs der Straße, sich findet, verbreiten einen süßen Duft.

Einen Ersatz für die Langweiligkeit der Landschaft boten die zahlreichen Wanderer auf der Straße. Reihen von Kameelen zogen gravitätisch vorbei und trugen Futter, Möbel, Geräthe von allerlei Art und einmal auch die gesammten Bedürfnisse für ein Lager; neben den Stuten liefen häufig die Jungen und ergötzten durch ihre komischen Kapriolen. Dann kamen wieder große Herden von Buckelochsen und



Ansicht aus Dschelam.

schiefergrauen Büffeln mit langen, nach hinten gekrümmten Hörnern; auf einen Zuruf ihrer Treiber drängten sie sich stets alle nach der einen Seite der Straße, aber stets auf diejenige, wo Bérard's Wagen fuhren, wobei es ein schreckliches Durcheinander gab, und die armen Pferde nur mit Mühe Hörnerstößen entgingen. Auch viele Maulthiere und Esel von niedlicher Race befanden sich unter den Herden, und die Jungen der letzteren wurden nicht selten, um sie nicht zu sehr zu ermüden, von den Treibern getragen. Ueberhaupt behandelt man in Indien die Thiere mit Liebe, und nie wird man sehen, daß eines gemißhandelt wird, in Folge wovon denn auch die Thiere viel sanfter sind, als bei uns in Europa.

Dann kamen wieder drei riesige Elephanten an, vor denen das Pferd Bérard's scheute; weiter Frauen, die rittlings zu Pferde saßen und zuweilen ein Kind vor sich und ein zweites hinter sich zu sitzen hatten, während der Mann das Reitthier führte, und auch ein Trupp von Strafgefangenen, die von Soldaten bewacht wurden.

Gern hätte der Reisende noch am selben Tage Rawalpindi erreicht; allein ein schweres Unwetter nöthigte ihn am Nachmittage, in einer großen Karawanserei, die auf einem Hügel neben den Trümmern einer alten Festung errichtet war, Unterkunft zu suchen und dort die Nacht, von Fieberfrost geschüttelt, zuzubringen.

Der Regen hatte während der Nacht die Luft etwas abgekühlt und die lästigen Fliegen, wie es schien, zum Theil verscheucht. Bald hinter dem Nachtquartier überschritt die Straße eine Linie sonderbar gestalteter, nur wenig über dem Erdboden hervorragender Felsen, die wie eine lange, zerfallene

Mauer aussahen, dem Rückgrate eines riesigen vorsintfluthlichen Thieres vergleichbar, das tief in der Ebene vergraben ist. Um Mittag war Rawalpindi erreicht. Die Stadt, deren Größe sich von fern schwer schätzen läßt, liegt in der Ebene, auf der einen Seite das Quartier der Eingeborenen und die Bazars, auf der andern das Lager der Truppen und die höchst komfortabelen Bangalos der Civil- und Militärbeamten, von Bäumen und blühenden Gärten umgeben. Alle Städte der Engländer in Indien, will sagen, die von ihren Truppen und Beamten besetzten Punkte, gleichen einander dermaßen, daß, wenn man eine von ihnen gesehen hat, man alle kennt. Offenbar ist alles, was an Indien erinnern könnte, daraus verbannt; man könnte sich mitunter nach England versetzt glauben; dieselben Vergnügungen, dieselben Gewohnheiten, wie daheim.

Unglaublich ist es fast, welche Menge von Kameelen zu Tages- und Nachtzeit, in dicke Wolken Staubes gehüllt, auf den Wegen des nördlichen Pandschab einherziehen. Namentlich kommen sie von Peschawar und Atak (Attok). Alle Produkte des nördlichen Indien schleppen sie nach dem Bazar von Rawalpindi, die Früchte von Kabul, die Stoffe und sonstigen Erzeugnisse von Kaschmir, wie jene leichten, zierlichen, aber festen Ledersäcke, in deren einem der Reisende die werthvollsten seiner Zeichnungen monatelang zu Fuß und zu Pferde mit sich herumtrug und vor den wolkenbruchartigen Regengüssen schützte. Auch mit vortrefflichen Zwiebacken kann man sich dort zur Reise nach Kaschmir versehen.

Hier miethete der Reisende noch drei Wagen und eilte dann, seine Fahrt nach dem noch 44 Meilen entfernten Mari fortzusetzen. Anfangs führt die Straße noch immer in der Ebene hin zwischen zwei Reihen von Akazien und Zedrach und dann durch einen Fluß, in dessen Bett starke, mit Ketten verbundene Pfähle eingerammt worden sind, um bei Hochwasser die Durchfurthung zu erleichtern. Allmälig



Dorf unweit Rawalpindi.

rücken die Berge näher und näher, und der Weg tritt zwischen hübsche bewaldete Hügel, in denen jetzt, zur Frühlingszeit, an Blumen kein Mangel ist. Wenn man die Trek-Brücke, welche über einen tief eingeschnittenen Gießbach führt, hinter sich hat, wird die Straße steiler und steiler; es geht zusehends in die Höhe, die Vegetation nimmt einen andern Charakter an, und Fichten verdrängen nach und nach die blüthenbedeckten Bäume und Sträucher der Ebene.

Die Nacht nahte schon, als man das Dorf Trek erreichte, wo die Kutscher zu übernachten hofften; allein Bérard erklärte durchaus noch Mari erreichen zu wollen. Natürlich lange Gesichter, die sich aber rasch glätteten, als der Reisende von Bakschisch ein Wort fallen ließ.

Schon hier machte sich die in Kaschmir herrschende Hungersnoth fühlbar; Bérard begegnete Haufen von jammervoll ausschauenden Bettlern, deren Magerkeit und Schmutz alles Glaubliche überstieg; sie hatten gerade noch Kraft genug gehabt, der Noth in ihrer Heimath zu entkommen.

Bei immer zunehmender Dunkelheit ging es durch Tannenwald weiter bergauf. An einer der steilsten Stellen, über einem wahren Abgrunde standen ausgedehnte Baulichkeiten; es war eine — Brauerei, deren Gebräu dem aus Europa importirten fühlbare Konkurrenz macht. An jener Stelle war die Straße voll großer Ochsenkarren, auf denen die Tonnen in die Ebene hinab geschleppt werden sollten.

Bei einer Biegung der Straße öffnet sich endlich ein Durchblick durch die Tannen und zur Linken, hoch oben am Himmel, zeigt sich wie ein Block Silbers, so hell wie der Mond, ein mächtiger Schneeberg, gehoben durch die dunkelen Schatten des Vordergrundes. Derselbe liegt, wie Bérard wußte, dem Orte Mari gegenüber; aber der Weg war noch lang und machte noch viele Zickzackwindungen, ehe die Stelle, ein kleines Plateau, erreicht war, wo die Wagen nicht weiter konnten und ausspannen mußten. Kulis, die erst geweckt werden mußten, nahmen hier das Gepäck in Empfang und trugen es nach dem noch weit entfernten Bangalo der Reisenden. Es wurde drei Uhr Nachts, ehe Bérard denselben erreichte, und es fror ihn dort selbst vor einem hellodernden Feuer bitterlich, da er erst unlängst das heiße Centralindien verlassen hatte. Der Uebergang von einem heißen zu einem kalten oder nur gemäßigten Klima war eben zu rasch. Jedesmal, wenn Bérard auf der Hin- wie auf der Rückreise von Kaschmir in Mari verweilte, erschien ihm die Kälte dort erschrecklich, während doch Nachts das



Generalansicht von Mari (Murry).

Thermometer nicht unter den Gefrierpunkt sank. So war er denn stets ängstlich für seinen Holzvorrath besorgt; sein Diener mußte an der Straße stehen und hatte den Befehl, jeden, der mit einer Holzlast vorüberging, anzuhalten und zu ihm zu führen, und erst wenn ein wahrer Berg von Brennmaterial vor der Thür aufgestapelt war, fing der Reisende an, sich etwas zu beruhigen. Freilich mußte er auch anerkennen, daß diese ihm so verhaßte Kälte seine in der übergroßen Hitze der Tropen erschlafften Kräfte und seine Energie wesentlich hob.

Reisen in Arabien.

Von Charles M. Doughty.

I.

(Mit drei Karten auf einer Tafel.)

Vorbemerkung der Redaktion. Ueber den Nordwesten Arabiens, soweit er unter nomineller türkischer Herrschaft steht, von Kerak über dem Ostufer des Todten Meeres und den Ruinen Petras an südwärts bis nach Medina hin, ist uns aus europäischen Quellen bis jetzt nur sehr wenig bekannt, von der Küste abgesehen eigentlich nur eine einzige schmale Route durch das Innere. Die heiligen Städte im Süden, Mekka und Medina (beide oder nur eine), wurden bekanntlich mehrfach besucht, von Burckhardt, Burton, G. Wallin und Baron v. Maltzan. Burton hat dann auch neuerdings im Auftrage des Chedive das zu Aegypten gehörige metallreiche Küstenland um Mu'elih wiederholt bereist und genau erforscht (vergl. über sein Reisewerk „Globus" XXXV, S. 282 und 295), aber in das Innere des in Rede stehenden Gebietes ist bisher als einziger Europäer nur der oben schon erwähnte Schwede Wallin im Jahre 1848 eingedrungen; sein Weg führte ihn von Mu'elih nach Tebûk an der großen Pilgerstraße, weiter nach Teimâ, Hâil, der Hauptstadt von Dschebel Schammar, und nach Meschhed Ali im Tieflande des Euphrat (vergl. Albrecht Zehme's Arabien und die Araber seit hundert Jahren S. 244 ff.). So war der Geograph für das Innere dieses Gebietes hauptsächlich auf die Angaben arabischer Autoren angewiesen, und nach denselben ist denn auch in Heinrich Kiepert's Karte zu K. Ritter's Erdkunde das betreffende Stück eingezeichnet, wie man nunmehr erkennt, mit ziemlich genügender Zuverlässigkeit. Freilich waren nach diesen Quellen nur die Stationen auf der großen Pilgerstraße nach Mekka einzutragen; gerade über den hervorstechendsten Zug dieser Landschaften aber, jene ausgedehnten vulkanischen Zonen oder Harras, berichteten sie nichts, wie sich jetzt durch die Wanderungen des Herrn Charles M. Doughty herausstellt, welche, was ihre zeitliche wie räumliche Ausdehnung betrifft, eine der ersten Stellen unter allen Expeditionen in der arabischen Halbinsel einnehmen, und von denen nur zu hoffen ist, daß ihre umfangreichen Resultate recht bald in größerer Ausführlichkeit bekannt werden, als in den nachstehenden, freilich auch so schon höchst dankenswerthen Mittheilungen.

Unlängst sind einige Bemerkungen über Medjin Ṣaliḥ, welche mein Freund, Herr Professor Sprenger, Briefen von mir entnommen hatte, im „Globus" (Bd. XXXVII, S. 201 ff.) erschienen. Da ich mich nun augenblicklich wieder wohl genug befinde und genügend Muße habe, auch Prof. Sprenger mich wiederholt aufgefordert hat, einen Bericht über meine gesammten Wanderungen in Arabien zu schreiben, so bin ich dieser Aufforderung im Folgenden nachgekommen.

Im Jahre 1875 war ich in Ma'an und Petra, wo ich beim Besuche der antiken Stadt öfters von den dortigen Bewohnern — welche, da sie mich allein von Süden hatten ankommen sehen, annahmen, ich sei den Derb el-Hadsch entlang gekommen — gefragt wurde, ob ich nicht auch Medjin Ṣaliḥ besucht hätte. Auf meine vielseitigen Fragen nach diesem Orte wurde mir mit der bei Arabern gewöhnlichen Liebe zur Uebertreibung entgegnet, dasselbe sei ähnlich, wie die Ruinenstadt Petra im Wadi Musa, aber es sei noch viel merkwürdiger, da es aus mehreren Städten bestände, welche in ebenso viele Berge hineingehauen seien, und daß sich über den Hausthüren gewöhnlich das Bild eines Vogels mit einer Inschrift befände. Dies wurde mir später von einem literarisch gebildeten Manne aus Damaskus bestätigt, welcher damals als Schreiber bei der kleinen Garnison von Ma'an angestellt war und in früheren Jahren oftmals die ganze Straße bis Medina entlang gereist war. Außerdem erzählte man mir von Medjin Lût, den „Städten Lot's", über welche ich seitdem öfters von glaubwürdigen mohammedanischen Reisenden (kleinen Kaufleuten, die mit den Beduinen Handel treiben) hörte, daß sie in der Ebene am Todten Meere am Wege von Ma'an nach Dschebel Chalîl d. i. Hebron liegen. Medjin Lût mögen einige Felskammern ähnlich denen von Petra und Medjin Ṣaliḥ sein; keiner meiner Berichterstatter hat dort je Inschriften gesehen.

Die Soldaten in Ma'an hatten nicht lange zuvor eine Expedition gegen Tschauf unternommen und erzählten mir während meines längern Aufenthaltes unter ihnen merkwürdige Dinge von dem Beduinensultan Ibn Raschid Emir el-Dschebel oder dem Fürsten von Dschebel Schammar. Ich wartete einige Zeit in Ma'an in der Absicht, Medjin Ṣaliḥ zu besuchen, welches zehn Kameelmärsche oder nur sechs dhelûl- (Dromedar-) Tagereisen entfernt ist. Aber der Lieutenant des Kommandos fürchtete, zur Rechenschaft gezogen zu werden, falls mir, dem Europäer, bei einer so gefährlichen Unternehmung etwas zustieße, und hatte allen seinen Untergebenen verboten, mich zu begleiten. Als ich dann nach Damaskus kam, wüthete dort die Cholera, worauf ich nach Wien reiste, von wo ich selbst sowohl wie auch der Präsident der dortigen Geographischen Gesellschaft an die Roy. Geographical Society in London schrieb, um deren Hülfe zu einer Reise nach Medjin Ṣaliḥ zu erbitten. Arabien aber ist ein selbst den Geographen von Fach so ungenügend bekanntes Land, daß es mich nicht überraschte, eine Antwort zu erhalten, welche ich, wenn auch nicht als einen abschlägigen Bescheid, so doch als eine leere Ausflucht ansehen mußte.

Arabien ist kein Land, welches geographische Expeditionen leicht durchwandern können; nur dem einzelnen hingebenden Reisenden, der sein Leben bei einem so mühseligen Abenteuer aufs Spiel zu setzen nicht zögert, erschließt es sich. Leute aber, die niemals Wind und Wetter Trotz geboten haben und an die üppige europäische Diät gewöhnt sind, dürften, wenn sie auch anderen Gefahren entgehen, doch zuletzt den Muth verlieren, in Folge von Noth an Kräften abnehmen und schließlich noch vor Ablauf des ersten Jahres eines natürlichen Todes sterben.

Als ich nun mich später wieder in Damaskus befand und den Plan faßte, Medjin Salih und das Innere Arabiens zu besuchen, konnte ich im Verlaufe eines ganzen Jahres kein anderes Mittel ausfindig machen, ohne große Mühe und Kosten dorthin zu gelangen, als dasjenige, welches mir auch viele Mohammedaner empfahlen, nämlich mich der nächsten Pilgerkarawane anzuschließen. Leicht fand ich eine Anzahl von den ärmeren Hadsch-Bediensteten bereit, mich für wenig Geld auf meine eigene Gefahr nach Medjin Salih zu schaffen; als ich aber den Hadsch-Pascha und den Generalstatthalter von Syrien offen um diese Erlaubniß bat, holten sie erst den Rath des britischen Konsulats ein und entschuldigten sich dann, daß, da ich Unterthan einer fremden Regierung und die Reise gefährlich sei, sie in keiner Weise für meine Sicherheit verantwortlich sein könnten. Der britische Konsul machte die Gründe des Lieutenant von Ma'an zu den seinigen und erklärte, daß er mir in keiner Weise behülflich sein wollte, auch nicht einmal, als ich nun unter allen Umständen mit einer nichtoffiziellen Empfehlung an die Behörden die Reise antreten wollte. Meine Gefahren und Leiden in Arabien sollten dadurch nur vergrößert werden. Unter so ungünstigen Verhältnissen konnte ich mich nur auf meine arabischen Freunde verlassen, welche, soweit ihre Interessen nicht ins Spiel kommen, vortreffliche Freunde sind, und nach ihrer Weise gekleidet mich als einzelner Christ an die bevorstehende Pilgerschaft wagen. Die Hadsch-Karawane nach Mekka versammelt sich alljährlich an dem See von Mzerib (Muzzerib)[1]), zwei Tagereisen zu Kameel von Damaskus entfernt. Von dort brachen wir am Sonntag den 13. November 1876 auf und schlugen 13 (englische, wie stets in diesem Artikel) Meilen von dort in der wüsten Ebene bei Ramteh (70,5)[2]) unsere Zelte auf. Am zweiten Tage marschirten wir 11 Stunden und lagerten in der wüsten Ebene (69,8), am nächsten schon nach 6 Stunden im Wadi ez-Zerka (70,5). Am vierten lagerten wir, durch Regenschauer aufgehalten, wiederum schon nach 6 Stunden etwas oberhalb Kella'at Blât (67,8). Am fünften legte die Karawane 28 engl. Miles zurück und übernachtete vor Kella'at el-Belka (68,8), am sechsten nach 11½stündigem Marsche in Kella'at Katrân (68,5), am siebenten nach 12 Stunden Marschirens in dem Wadi bei Kella'at Haessih (67,4), welches den Dschebel Kerak (in Belka) vom Dschebel Scherrah d. h. Moab von Idumäa scheidet. Am achten Tage wurde 10 Stunden marschirt bis Kella'at Aneise (Aneyzy) (65,7); am neunten erreichte man nach 9½ Stunden Ma'an. Die Gegend, welche wir bis hierhin durchzogen hatten, stellt sich dar als eine Hochebene aus Kalkstein, welche von Damaskus (69,5) bis Ma'an (65,3) ansteigt und mit einer dünnen Schicht von Alluvium bedeckt ist. Mein sehr empfindliches Instrument wurde sowohl vor wie nach meinen Reisen in Arabien in dem Observatorium des amerikanischen Colleges zu Beirut mit dem dortigen Normal-Barometer verglichen, und dabei ergab es sich, daß es so nahezu mit allen Oscillationen der Quecksilbersäule übereinstimmte, daß ich seine Angaben über die relativen Höhen der weiten Gebiete, welche ich beinahe zwei Jahre hindurch bereist habe, für vollkommen genügend erachte; dasselbe stellte sich auch heraus, wenn ich mitunter nach längerer Abwesenheit an denselben Ort zurückkehrte, wie z. B. nach Hail (Hayil), Teimâ und el Hedscher. Hinsichtlich der Namen einiger der in Ruinen liegenden Ortschaften oberhalb (d. i. nördlich) von Ma'an, welche bisher nicht bekannt waren, verweise ich der Kürze halber auf die beigefügte Routenkarte; ich hatte dieselben mit Ausnahme von Burma (Bormah), Niffl (Nikkel) und Nscheinisch (Enshеynish) auf einem Ritte von Petra aus zwei Jahre zuvor besucht [1]).

Die Peraeische Landschaft südwärts bis Idumaea, welche ich zweimal passirt habe, ist scheinbar ein Bergrücken mit zwei Abhängen, deren einer sich unweit östlich der Pilgerstraße nach dem Todten Meere und dem Jordanthale hinabsenkt, während auf der andern (d. h. östlichen) Seite das Regenwasser in entgegengesetzter Richtung nach den inneren Wüsten Arabiens hinabfließt. Das Alluvium des Dschebel Scherra, des Berges Sair der Heiligen Schrift, die hohe Kalksteinebene südlich von Wadi Haessih, gleicht östlich von der Hadsch-Straße einem mit schwarzen Feuersteinkieseln bedeckten Strande, bildet das Ard es-Sawwân (Feuersteinland) der Araber und möchte demnach ungefähr mit dem antiken Arabia Petraea übereinstimmen. Diese Feuersteinwüste bildet die Oberfläche einer durch die, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Wirkung von Wind und Regen ausgewaschenen Kiesschicht, welche dort oft eine Tiefe von mehr als 20 Fuß besitzt. Darin habe ich bei meinem ersten Aufenthalte in Ma'an verschiedene große und wohlgeformte, anscheinend künstlich gefertigte Werkzeuge von Feuerstein gefunden, denen gleich, welche die Geologen „Aexte" (hatchets) nennen. Die Kalkschichten des Dschebel Scherra sind von derselben Art, wie man sie auch mit dicken, tafelförmigen Feuersteinadern zwischen Jerusalem und dem Todten Meere findet. Dies ist der Weidebezirk der Howeitât-Araber, welche theils an den Küsten des Mittelländischen und Rothen Meeres sich angesiedelt haben, theils als Beduinen und nomadische Ackerbauer leben. Sie sollen von Christen, d. h. von den alten Kafirs (d. h. Heiden), die vielleicht nicht wirkliche Araber waren, abstammen. Durch ihre grobe Körperbildung unterscheiden sie sich von den Arabern der Halbinsel, und da sie bis auf den heutigen

---

[1]) Die Namen in Klammern geben die Schreibung des Reisenden.

[2]) Die Zahlen in Klammern bezeichnen Aneroid-Ablesungen.

[1]) Ueber diese Ruinen findet sich auf der Originalkarte des Reisenden Folgendes bemerkt:

Kaṣe Schebib ist eines von einer Reihe antiker Kastelle und Wachthürme zwischen Wadi ez-Zerka und Schobek, welche einem vormohammedanischen Sultane des ganzen Landes (nördlich bis zum Hermon), Schebib ibn-Tubbai, zugeschrieben wird. Dies Kastell heißt auch Ewa oder B'schie, weil sich dabei die Kapelle eines gleichnamigen Heiligen, das Makâm B'schie, befindet.

Ledschûn scheint gleichfalls ein Militärposten gewesen zu sein. Der Name ist vielleicht aus legio entstanden.

Niṭkl, eine beträchtliche Ruinenstätte, und Nscheinisch (Ensheynish) wurden nicht besucht.

Mdaibia (Medaibiah oder 'Mdaibiah) und Meḥâi (Mhai, Mehai) sind Ruinen, die Doughty besuchte.

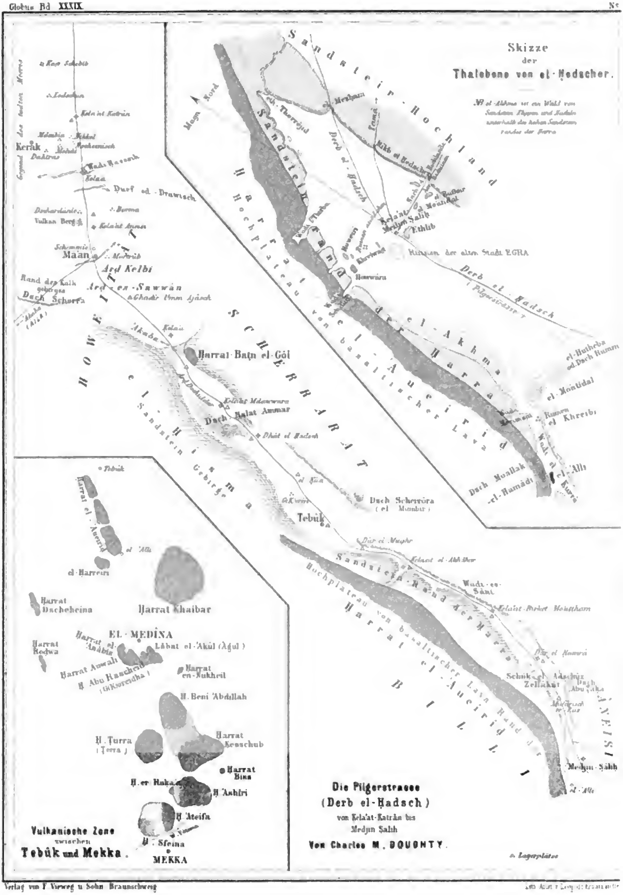
Dahlras, Ruinen vielleicht eines Palastes oder Tempels aus weißem, marmorähnlichem Kalkstein. Wurde besucht.

Burma (Bormah), große Ruinenstätte einer Stadt, wie die Araber angeben. Nicht besucht.

Dschardânie, Ruinen aus Lava, wahrscheinlich einer Militärstation. Wurden besucht.

Ma'an besteht aus zwei Dörfern, Schemmie und Ma'an, welches auf der antiken Stadtlage et-Hamâm erbaut ist.

Mortrûb, ein zerstörtes Dorf bei Ma'an.



Verlag von F. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Tag dieselben Sitze innehaben, wie die alten Nabatäer, so halte ich die Vermuthung, daß sie Nachkommen derselben sind, nicht für unwahrscheinlich.

Nachdem wir 8½ Stunden über die Feuersteinwüste gezogen waren, lagerten wir in der offenen Ebene zu — jeder Platz in der Einöde hat seinen Namen — Umm Ajäsch (66,7); von da gelangten wir am zweiten Tage (von Ma'an aus gerechnet) in 8 Stunden an den Rand des Abstieges Akaba, wo der Kalkstein der nördlichen Hochebenen abbricht und die Hadsch-Straße durch die darunterliegenden rothen Sandsteine von el Ḥisma sich hinabsenkt zu der ersten Sandwüste. Der Abstieg ist schmal und zu Anfang schwierig, so daß die hintere Hälfte der Karawane hier eine halbe Stunde lang aufgehalten wurde, und nun doppelt so lang war, als zuerst, wo zwei Kameele bequem neben einander gehen konnten.

Ich fand oben am Anfang des Abstiegs den Stand des Aneroïds zu 65,6, unten, wo sich die rings umschlossene Ebene anfängt auszubreiten, zu 66,2. Diese Nacht lagerten wir etwa 6 Stunden weiterhin in derselben sandigen, sich senkenden Ebene Arḍ Dschiddár am Fuße des Dschebel Ḥisma. Von dieser Ebene Arḍ Dschiddár führt ein guter, früher von der Hadsch-Karawane benutzter Paß nach dem Hochlande von Idumaea; das ist der Seil Dschiddár, durch welchen der im Dschebel Scherra fallende Regen nach Arabien hin abfließt.

Am dritten Tage, von Ma'an aus gerechnet, reisten wir 8 Stunden bis Kella'at Mdawwara (68,6), von da 9 Stunden bis Dhât el-Hadsch (69,1), wobei wir stets den Rand des aus Sandstein bestehenden Gebirgslandes Ḥisma auf wenige Stunden Entfernung zur Rechten hatten, und im Osten die niedrigen fernen Sandstein-Hügelreihen des Scherrarat-Landes mit der Straße parallel zu laufen schienen. Unweit von Dhât el-Hadsch soll Wadi Tubbig endigen, welches von der Kiesgegend um Ma'an herabkommt und Arḍ es-Sawwân entwässert, eine Angabe, die freilich noch der Bestätigung bedarf. Am fünften Tage ging es von Dhât el-Hadsch weiter, bis wohin wir von Akaba aus beständig hinabgestiegen waren, während das Terrain nun wieder etwas anstieg. Nach 9 Stunden lagerten wir an dem öden Platze el Kâ'a (68,6), reisten die ganze Nacht hindurch und erreichten in weiteren 13 Stunden Tebûk (68,5). Am siebenten Tage 11 Stunden bis Dar el Mághr (67,7); am achten 7 Stunden, durch den Engpaß Boghaz el-akhdhar hinab nach Kella'at el-akhdhar im gleichnamigen Wadi (67,5). Ueber den weitern Verlauf des letztern bin ich noch im Ungewissen; der Derb el Bukra (auf Kiepert's Karte) ist ein Bergpfad nach el Ḥedscher, den die Beduinen benutzen, und kein Wadi oder Thal.

Noch am selben Abend brach die Karawane wieder auf und erreichte nach 17 Stunden, von el-Akhdhar im Wadi es-Sâni' stets ansteigend, Wasser in Birket Mo'atthum (Muaddam); am nächsten Tage 13 Stunden ansteigend bis Dar el-Ḥamrâ (65,5). Am zehnten Tage 10½ Stunden nach dem Lagerplatze Mufârisch er-ruz in der Wüste (67,0); nach den ersten 4 Stunden dieses Marsches wurde der höchste Punkt der Pilgerstraße Schûk el-Adschûz (64,7) passirt. Am elften Tage 7½ Stunden abwärts zum Thalkessel von el Ḥedscher und nach Medjin Ṣaliḥ (68,5), welches etwas höher als Damaskus liegt.

Im „Globus“ (Bd. XXXVII, S. 201) ist bereits eine Beschreibung der dortigen Alterthümer von Prof. Sprenger nach meinen Briefen enthalten; ich gebe hier nur nachträglich eine Skizze der Ebene.

Die Landschaft el Ḥedscher reicht bis el 'Alli, welches als Grenze der Provinz Ḥedschaz gilt. el Khreibi ist eine kleine Stadt in Ruinen, kaum 1 (engl.) Meile oberhalb el 'Alli, welche von den gebildeten Alowna (Einwohnern von el 'Alli) auch Keriat Ḥedscher genannt wird, eine der vielen zerstörten Ortschaften el Ḥedschers, das Egra der Alexandrinischen Geographen. Die Inschriften der Grabkammern von Medjin Ṣaliḥ haben einen nabatäischen Charakter, während alle monumentalen Inschriften in dem nur 10 Miles entfernten el-Khreibi in himjarischen Buchstaben geschrieben sind. In el-Khreibi finden sich noch andere in dem Sandsteinfelsen ausgehauene Grabkammern, aber es sind nur ein paar kleine Zellen, nicht gleich denen von Medjin Ṣaliḥ und ohne architektonischen Schmuck. El 'Alli ist ein kleiner Flecken, der Markt für jene ganze öde Gegend, aus Steinen der Ruinen von el-Khreibi erbaut. Früher hieß es Baith Naam und gehörte den nomadischen Beni Sokhr, welche jetzt in Belka (Ostjordanland) sitzen. Außerdem findet sich in der Ebene von Ḥedscher und zwar in den Seitenthälern Schellál und Thirba der großen mit Lava bedeckten Ḥarrat el 'Aueirid je eine Ruinenstätte einer alten Ansiedelung und Steinhaufen (Gräber), welche in vorzüglicher Weise ohne Mörtel aus demselben Ḥarra-Basalte errichtet sind, und, vom Material abgesehen, in Gestalt und Größe den Erdtumuli Europas gleichen; wie ich vermuthe, haben sie dieselbe Bestimmung wie jene alten Bauwerke, namûs genannt, welche ich früher auf der Sinaihalbinsel sah. Hier und da finden sich solche Gräber auch auf der Höhe der Ḥarra, und ähnliche fand ich in Khaibar. Die einfältigen Araber wissen sich dieselben nicht anders zu erklären, denn als Marken, welche die Lage ehemaliger, ihnen jetzt verborgener Quellen bezeichnen.

Eth-Thorrejid ist ein schmaler, von den Beduinen benutzter Pfad, welcher im Zickzack aus der Ebene durch das Sandsteingebirge nach dem nahen, sich gegen Teimâ erstreckenden Hochlande hinaufführt.

El Mezham ist ein kurzer Paß, durch welchen die Pilgerstraße herabkommt; in der mohammedanischen Mythologie heißt er Mubrak en-Naga, die Stelle, wo die wunderbare Kameelstute des Propheten Ṣaliḥ sich zum Sterben niederlegte[1]. Etwas mehr gegen Osten führt ein steiler Bergpfad der Beduinen durch die Felsen, welcher weiter drinnen im Gebirge durch Steinhaufen und, wie es scheint, durch eine Inschrift bezeichnet ist, wahrscheinlich die alte Straße nach Teimâ. Gegenüber der Kela'a (der Festung von Medjin Ṣaliḥ) führen ein paar Wege durch die Randfelsen, enge mit tiefem Sande erfüllte Anstiege, welche die leichten Kameele der Beduinen nur mit Mühe erklimmen. Die Ebene wird im Westen von der großen vulkanischen Platte Ḥarrat el-'Aueirid begrenzt, welche sich vier Tagereisen weit, von etwas jenseits (südlich) Tebûk bis über el 'Alli hinaus, ausdehnt. Ueber dieselbe führen aus den Anfängen aller Thäler rauhe schwierige Pfade nach Westen hinüber, welche für die daran gewöhnten Kameele der Beduinen passirbar sind. Das Ḥarra-Plateau, aus schroffen Befalten, spitzigen Laven und vulkanischen Kegeln gebildet, ist der Sommerweideplatz einiger

[1] Ṣaliḥ war nach dem Koran ein Prophet Allah's vor Mohammed, welcher in den Städten el Ḥedschers predigte. Die ungläubigen Einwohner forderten aber vom Himmel ein Wunderzeichen, daß eine Kameelstute (Naga) aus einem Berge geboren werde. Dies wurde erfüllt. Einige Bösewichte erschlugen später die wunderbare Kameelstute, worauf die ungläubigen Städte, wie Sodom und Gomorrah, durch ein Strafgericht des Himmels vernichtet wurden.

kleinen Beduinenstämme, der Moahib, mit welchen ich einige Zeit herumgezogen bin.

El 'Alli (69,3, dieselbe Höhe wie Damaskus) liegt im Wadi Kurra, welches die Nomaden gewöhnlich Wadi Deibban nennen; sie bezeichnen damit das ganze Tiefland zwischen el Hedscher und el Medina, welches kein einheitlicher Wadi ist, sondern sich von beiden Punkten her in gleicher Weise absenkt. (Vergl. die Karte in der nächsten Nummer.)

Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens.

I.

Jüngst hat die „Deutsche Anthropologische Gesellschaft" den Schluß des ersten Jahrzehntes, das seit ihrer Gründung verflossen, in Berlin festlich begangen. Würdig der Gesellschaft, würdig der Bedeutung des Tages, aber auch würdig der Reichshauptstadt war die in ihrer Art einzige Feier, einzig durch ihren Glanz, mehr aber noch durch ihren Gehalt, der sie zu einem Ereigniß in den Annalen der Gesellschaft macht. Die Gesellschaft konnte an diesem ihren Ehrentage auf eine zwar erst kurze Vergangenheit zurückblicken, aber auf eine Vergangenheit, die sie mit Stolz erfüllen muß, denn während vor deren Gründung Deutschland im Rathe der Anthropologen, an dessen Spitze unstreitig die Franzosen und Engländer standen, kaum Sitz und Stimme hatte, kann es sich gegenwärtig den beiden genannten Nationen ebenbürtig zur Seite stellen, Dank den Leistungen, welche die „Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" in dem so verhältnißmäßig kurzen Zeitraum hervorgebracht hat. Ihrer Anregung, ihrer Rührigkeit, vor allen Dingen aber ihrer Tüchtigkeit ist es zuzuschreiben, daß die Menschen- und Völkerkunde gegenwärtig in Deutschland zu einer populären Wissenschaft geworden ist, einer Wissenschaft, die vor einem Decennium in größeren Kreisen kaum dem Namen nach bekannt war, und gegenwärtig ihre Anhänger in allen Theilen des Reiches nach Tausenden zählt.

Bereits vor fast zwei Jahrzehnten, in den letzten Septembertagen des Jahres 1861, wurde die Idee der Gründung eines anthropologischen Vereines von einer kleinen Zahl von Anatomen, welche auf Anregung Karl Ernst von Baer's in Petersburg und Rudolph Wagner's in Göttingen behufs Besprechung anthropologischer Fragen in letzterer Stadt sich eingefunden hatten, in Erwägung gezogen, ohne jedoch festere Gestalt zu gewinnen. Der wesentlichste Gewinn, welcher aus dieser Versammlung hervorging, war der Beschluß, ein Organ zu gründen, das den Mittelpunkt für die anthropologische Thätigkeit in Deutschland bilden und vorläufig die Stelle einer in Deutschland fehlenden Gesellschaft einnehmen sollte. So wurde zunächst, und dies war wohl die wichtigste Errungenschaft des Kongresses, zu Göttingen der Grundstein zu einem periodischen Unternehmen gelegt, das aber erst im Jahre 1866 unter der Redaktion von A. Ecker in Freiburg im Breisgau und L. Lindenschmit in Mainz als „Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen" ins Leben trat.

„Der Mensch ist — wie Karl Ernst v. Baer sehr treffend bemerkt — der Gipfelpunkt oder Ausgangspunkt, je nachdem man seine Richtung nimmt, sehr verschiedener Wissenschaften, der Zoologie, der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Weltgeschichte, der Philologie, der Staatswissenschaften und der Rechtsphilosophie, sie enthält die Psychologie ganz, da wir von den Seelen der Thiere nur so viel wissen, als wir anthropomorphisch in sie hineingedacht haben, und die ganze Philosophie ist ja nur ein Ausdruck der verschiedenen Weisen, wie der Mensch die Welt zu begreifen gestrebt hat." Insbesondere, bemerkt Ecker dazu, sind es zwei durch Inhalt und Methode scharf geschiedene Gebiete, in welche sich das ungeheure Reich der Lehre vom Menschen spaltet. In dem einen betrachten wir denselben in seinem gesellschaftlichen Zusammenleben oder die Menschheit als Ganzes, und die Wirkungen, welche aus diesem Zusammenleben hervorgehen. Es ist dies das der Geschichte, insbesondere der Kulturgeschichte. In dem andern Gebiete wird der Mensch als Individuum, als Repräsentant der zoologischen Gattung „Mensch" betrachtet. Das ist die Naturgeschichte oder Zoologie des Menschen, die Anthropologie im heutigen Sinne. Wie aber die Zoologie der Thiere nicht nur die gesammte Lehre von der äußern Gestaltung und dem innern Bau, sondern auch die vom Leben derselben und zwar sowohl vom körperlichen als seelischen umfaßt, so schließt die Naturgeschichte des Menschen die gesammte Anatomie und Physiologie sowie die Psychologie in sich ein.

Hierin haben wir den Umriß des Programms des Archivs und zugleich die Aufgabe, welche die Anthropologie im Allgemeinen zu erfüllen hat. Zwölf Bände der Zeitschrift liegen jetzt vor, eine stattliche Reihe, die Zeugniß ablegen von dem ernsten Streben, das in Deutschland auf dem Gebiete der Anthropologie Platz gegriffen hat. Nicht an den nöthigen Kräften hatte es bei uns für die Menschenkunde gefehlt, sondern nur an der Gelegenheit, dieselben zu verwenden und zu verwerthen. Mit dem Augenblick, da dieselbe geboten wurde, war auch das Interesse erwacht, und hat die reichsten Früchte getragen.

Die Zeitschrift konnte aber unmöglich der großen Aufgabe in allen Stücken gerecht werden. Die Gründung eines Vereines, wozu die Idee bereits seinerzeit auf der Anthropologenzusammenkunft in Göttingen aufgetaucht, aber in Nichts zerflossen war, leuchtete immer mehr ein, denn bei dem Umfange der vielartigen anthropologischen Wissenschaften war eine „Vergesellschaftung" der Vertreter der verschiedenen Wissenszweige dringend geboten, betrachtet doch die Ecole d'Anthropologie zu Paris, die bestorganisirte anthropologische Schule, die anatomische, biologische, ethnologische, prähistorische und linguistische Anthropologie, sowie die Demographie und medicinische Geographie als einzelne Glieder unserer Universalwissenschaft. Der erste praktische Schritt zur Realisirung der erwähnten Idee fand auf der Naturforscherversammlung zu Dresden im Jahre 1868 statt, wo sich eine Sektion für Anthropologie und Ethnologie bildete, welche für die ein Jahr später zu Innsbruck tagende Naturforscherversamm-

lung die Veranlassung gab, nunmehr die Gründung einer „Deutschen anthropologischen Gesellschaft“ entschieden ins Auge zu fassen und energisch in Angriff zu nehmen.

Zehn Jahre sind es nunmehr her, daß in Mainz eine Anzahl von für unsere Wissenschaft begeisterten Männern zusammentrat und die Gesellschaft organisirte, die heute in voller Blüthe steht und den Mittelpunkt der anthropologischen Bestrebungen in Deutschland bildet.

Als Aufgabe stellte sich der in einer Versammlung am 1. April 1870 zu Mainz unter dem Namen: „Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ nunmehr definitiv konstituirte Verein, alle in die Anthropologie, Ethnologie, Urgeschichte und verwandte Wissenschaften einschlagenden Fragen zu untersuchen und die gewonnenen Ergebnisse auch in weiteren Kreisen zu verbreiten. Dies zu erreichen war die junge Gesellschaft vor allen Dingen bemüht durch Gründung von Lokalvereinen und die Vereinigung derselben zu gemeinsamem Wirken, um die einschlägigen Studien unter ihren Mitgliedern und in ihrer Umgebung zu fördern, darauf bezügliche Arbeiten und Unternehmungen, welche die Kräfte Einzelner überschreiten, zu unterstützen, das gesammte Material vor Verschleppung zu bewahren und zufällige neue Funde sowie bereits vorhandene Sammlungen der Benutzung zugänglich zu machen; dann durch wissenschaftliche Organe zweierlei Art, und zwar durch ein monatlich erscheinendes Korrespondenzblatt, welches Vereinsnachrichten, Auszüge aus den Sitzungsberichten der Lokalvereine, Verhandlungen der allgemeinen Versammlungen, kurze Mittheilungen, Anfragen und dergleichen mehr enthalten sollte, und durch eine wissenschaftliche Zeitschrift, in welcher die größeren Abhandlungen der Mitglieder veröffentlicht werden sollten, wozu man das bereits bestehende „Archiv für Anthropologie“ ausersehen hatte. Weiter wollte man durch Anregung und Unterstützung von Untersuchungen im Gebiete der oben genannten Wissenschaften sowie durch Erwerbungen von wichtigen Funden und Sammlungen und durch regelmäßige Abhaltung von allgemeinen Versammlungen, welche alljährlich ähnlich den Wanderversammlungen der Naturforscher stattfinden sollten, die Zwecke der Gesellschaft fördern. Die Idee der Vereinigung war in der gewählten Organisation auf das Glücklichste verwirklicht. Ohne, wie dies in Frankreich der Fall ist, eine absolute Centralisation anzustreben, die bei unseren staatlichen und socialen Zuständen ein Unding gewesen wäre, ja ganz unmöglich war, und das Unternehmen gleich von Anfang an gefährdet hätte, ohne also jene französische Centralisation anzustreben, hatte man doch die einzelnen Theile unbeschadet ihrer Selbständigkeit so zusammenzufassen und ihnen einen gemeinsamen Halt zu geben verstanden, daß sie fortan ein großes organisches Ganze bildeten. So war die schwere unseren eigenartigen Verhältnissen in allen Stücken gerecht werdende Aufgabe sehr glücklich gelöst; wir besaßen nunmehr ein großes, starkes Ganzes, wobei jedem Theile seine Individualität gewahrt blieb, kräftig zu gemeinsamem Wirken, unabhängig im geistigen Schaffen.

Die Leistungen, welche gegenwärtig, nach zehnjährigem Bestehen der Gesellschaft, vorliegen, haben zur Genüge die Lebensfähigkeit derselben dargethan, und den Beweis geliefert, daß Deutschland erfolgreich in den Wettstreit mit den übrigen Nationen eingetreten ist, dieselben jetzt vollständig eingeholt hat, und keiner derselben mehr nachsteht.

Die Ungunst des deutsch-französischen Krieges war auch nicht ohne Einfluß auf die den ersten Schritt ins Leben versuchende Gesellschaft geblieben. Zwar gleich zu Anfang schnell gewachsen, war doch recht bald in Folge der mißlichen Zeitverhältnisse ein Stillstand in der Entwickelung des Vereins eingetreten, der jedoch nicht zu entmuthigen vermochte. „Wir brauchen nicht zu fürchten — bemerkte der Generalsekretär Professor Semper aus Würzburg in seinem Bericht auf der Generalversammlung in Schwerin im September des Jahres 1871 —, daß dieser Rückgang, da jeder Stillstand ein Rückgang ist, auch fernerhin ein solcher bleiben werde; wir müssen uns an die Hoffnung halten, die in uns erregt wurde vor Ausbruch des Krieges durch die große Zahl der im vorigen Jahre beigetretenen Mitglieder und durch die rege Theilnahme, die aller Orten erweckt wurde. Ich schließe also mit dem Wunsche, daß dieses nicht als maßgebend angesehen werde für die Entwickelung unserer Gesellschaft, sondern daß wir in gleich erfreulicher Weise, wie wir im Jahre 1870 begonnen haben, auch in unserer Thätigkeit und Ausbreitung fortfahren werden.“

Der Wunsch des Herrn Generalsekretärs ist in glänzender Weise in Erfüllung gegangen. Bereits auf der im folgenden Jahre zu Stuttgart abgehaltenen Generalversammlung wurde ein überaus erfreulicher Aufschwung der Gesellschaft konstatirt. Nicht nur, daß die Mitgliederzahl bedeutend zugenommen hatte, auch die Thätigkeit der einzelnen Lokalvereine war eine lebhaftere geworden, Dank den wieder hergestellten friedlichen Zuständen, wodurch der durch den Krieg daniedergehaltene Sinn für friedliche Beschäftigungen und mit ihm auch das unmittelbar nach Gründung unserer Gesellschaft sich so lebhaft kundgebende Interesse für anthropologische Arbeiten in unserm Vaterlande von Neuem mächtig erwacht war.

Mit welcher Energie übrigens die Gesellschaft an ihre Aufgabe herantrat, dafür zeugen die vielfachen wichtigen Anträge, welche gleich in der ersten Versammlung zu Schwerin gestellt worden waren. Danach wurde zunächst beschlossen, die deutschen Regierungen um wirksame Maßregeln zum Schutze hervorragender prähistorischer Alterthümer, namentlich der Steindenkmäler, Erd- und Steinwälle, Gräber, Grabfelder, Höhlen und anderer urgeschichtlichen Ueberreste, zu bitten behufs wissenschaftlicher Erforschung und zeitweiliger oder beständiger Erhaltung derselben, sowie die Lokalvereine und die einzelnen Mitglieder aufzufordern, für jeden einzelnen Fall an den Vorstand Anzeige zu erstatten und denselben zu einer Mitwirkung in Anspruch zu nehmen.

Besonders maßgebend für diesen Beschluß war der Umstand, daß in Folge der so späten Aufmerksamkeit der Forscher auf die ältesten Denkmale menschlicher Existenz schon so unendlich viel kostbares Material für die Wissenschaft unwiderruflich verloren gegangen war, und durch die mächtig fortschreitende Bodenkultur voraussichtlich jeden Tag mehr die Spuren frühester Kindheit des Menschengeschlechtes verwischt und vernichtet werden würden. In der Ueberzeugung nun, daß es eine dringende Pflicht aller derer sei, die ein wahrhaftes Interesse für die Geschichte ihres Volkes haben, mit um so größerm Eifer und um so mehr Sorgfalt die noch vorhandenen wenigen Reste primitiver Kultur zu erhalten und wissenschaftlicher Erforschung zugänglich zu machen, wandte sich die deutsche anthropologische Gesellschaft alsbald an die verschiedenen deutschen Regierungen, da zahlreiche Erfahrungen ihr zur Gewißheit gemacht hatten, daß ihre eigenen Kräfte allein für das umfangreiche und schwere Unternehmen nicht ausreichen würden.

Weiter wurde eine Kommission ernannt zur topographischen und kartographischen Feststellung der bemerkenswerthesten vorhistorischen Ansiedelungen, Befestigungen, Pfahlbauten, Höhlenwohnungen, Gräber und Grabfelder, desgleichen eine solche behufs Feststellung einer Statistik der Schädelformen in ganz Deutschland nach einer von derselben vereinbarten übereinstimmenden Methode der Schädelmessung

erwählt, während eine dritte ausersehen wurde, das ganze an den Universitäten und in den größeren Städten Deutschlands vorhandene anthropologische urgeschichtliche und ethnologische Material übersichtlich nach den vorhandenen Katalogen zusammenzustellen und im Archiv für Anthropologie zu veröffentlichen, und zwar in der Weise, daß Verzeichnisse der in den verschiedenen Museen befindlichen Schädel mit kurzer Beschreibung und Angabe einiger Hauptmaßen der Racenskelete, der fossilen Thierreste quaternärer Zeit sowie der urgeschichtlichen und ethnologischen Sammlungen, Bilder und ähnlicher Gegenstände hergestellt würden.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die anthropologischen Verhältnisse der Gegenwart in Deutschland waren die auf der Generalversammlung zu Wiesbaden im Jahre 1873 gefaßten Beschlüsse, die deutschen Regierungen zu ersuchen, daß sie die Schulvorstände in allen deutschen Staaten anweisen möchten, eine statistische Zusammenstellung über die Farbe der Augen und der Haare der Schüler mit Angabe des Alters zu machen, und daß dieses Material der Gesellschaft zur Bearbeitung mitgetheilt werde, ferner einen Antrag an das Reichskanzleramt zu richten, daß bei der Rekrutirung der Armee in allen deutschen Staaten Aufzeichnungen über die Farbe des Haares und der Augen vorgenommen werden möchten, und daß sowohl dieses Material als die Aufzeichnungen über die Körperlänge, vielleicht auch über die Körperkraft bezirksweise gesammelt würden, und endlich in den einzelnen Theilen Deutschlands Specialkommissionen für die Sammlung und Bearbeitung des Materials über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung und zwar vorzugsweise der ländlichen, mit Rücksicht auf die ethnologischen Verhältnisse ins Leben zu rufen, welche Anträge sämmtlich von Virchow eingebracht und eingehend erörtert worden waren.

Es waren bedeutende, umfangreiche Aufgaben, welche die Gesellschaft sich gestellt hatte und zu lösen unternahm, Arbeiten, die alle Kräfte in Anspruch nehmen und auf eine lange Reihe von Jahren unausgesetzt in Thätigkeit halten mußten. Der jüngst in Berlin abgehaltene Kongreß hat gezeigt, was bereits Alles zur Ausführung gelangt und wie viel von dem, was man sich vorgenommen hatte, bis jetzt erledigt worden ist. Wir haben nach einem so kurzen Zeitraum schon Resultate zu verzeichnen, die der deutschen Anthropologie zur höchsten Ehre gereichen, die sie der englischen und französischen würdig an die Seite stellen und uns zum wärmsten Danke gegen alle die verpflichten müssen, welche in rastlosem Eifer dazu beigetragen haben, das Unternehmen so schnell zur Blüthe zu bringen, und das Werk der Wissenschaft, das zugleich ein nationales ist, zu fördern.

Drei Kommissionen sind bis jetzt thätig gewesen, um die von der Gesellschaft unternommenen Arbeiten zu leiten, zu überwachen und zum Abschluß zu bringen. Die eine derselben hat bereits ihre Aufgabe gelöst, es ist die, welcher die statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut obgelegen haben. Zwei in der Ausstellung aufgehängte Karten veranschaulichten die erzielten Ergebnisse, von welchen die eine uns die Blonden, die andere die Schwarzen und Brünetten in Deutschland, der Schweiz und in Belgien nach ihrem Procentsatz zeigte. Bezeichnender hiernach, anstatt von einer blonden und von einer schwarzen oder brünetten Bevölkerung Deutschlands zu reden, dürfte es sein eine helle und dunkele anzunehmen, indem wir stets finden, daß mit dem blonden Haare auch blaue Augen und eine helle Haut, dagegen mit den schwarzen oder braunen Haaren dunkele Augen und Hautfarbe sich vergesellschaften, so daß nicht eine einzelne Eigenschaft, sondern ein Komplex solcher charakteristisch ist, der wohl besser durch eine allgemeine Bezeichnung, als durch eine Theilerscheinung gekennzeichnet wird, wenn man auch sonst den Grundsatz: „de potiori parte fit denominatio“ gelten lassen kann.

Noch wollen wir anführen, daß besonders Norddeutschland, und zwar vorwiegend Schleswig-Holstein, ferner das Land an der Unterelbe sowie Pommern und Hannover durch eine helle Bevölkerung, dagegen Süddeutschland, und zwar sowohl Ober- und Niederbayern wie das Rheinland, und hier namentlich das Elsaß, dann das westliche Belgien und die Ost- und Westschweiz durch eine dunkele Bevölkerung sich auszeichnen, und vollkommen bestätigt sich der Ausspruch Kollmann's, „daß die sogenannte Mainlinie nicht allein eine politische Entdeckung ist, sondern in der That eine ethnische Begründung besitzt“. „Wir dürfen aber nicht denken — bemerkt er hierzu —, daß hier eine neue Race, modificirt durch Zuchtwahl, uns entgegentrete; es sind dieselben Typen, aber das gegenseitige Zahlenverhältniß zu einander ist verschieden,“ was Kollmann so aufgefaßt wissen will, daß man sagt, ein blonder Friese und ein blonder Holsteiner sind Stammesgenossen des blonden Berners, der am Fuße der Centralalpen lebt, es sind Genossen eines und desselben Stammes. Eine ähnliche Stammverwandtschaft existirt nun auch zwischen der dunkelern Bevölkerung Norddeutschlands und der, welche sich bis in die tiefen Thäler der Schweiz hinein erstreckt, so daß man von einem brünetten Mecklenburger und von einem brünetten Walliser oder Waadtländer sagen kann, daß sie gleicher Abstammung seien. Danach hat eine Einwanderung der dunkelen Bevölkerung allmälig vom Süden nach Mittel- und Norddeutschland stattgefunden, während hinwiederum die blonde Bevölkerung vom Norden und Nordosten nach dem Süden und Südwesten vorgedrungen ist.

Mit Recht hebt nun Kollmann hervor, daß die Ergebnisse einer solchen Statistik nicht allein genügen könnten, sondern daß sie durch die Untersuchungen der Kraniologie bis zu einem gewissen Grade kontrolirt werden müßten. Der Mensch ist eben ein Ganzes, das in seiner Gesammterscheinung aufgefaßt und beurtheilt sein will. So tritt hier die Kommission ergänzend und prüfend ein, welcher die Feststellung der Statistik der Schädelformen in Deutschland, überhaupt der sämmtlichen somatischen Verhältnisse obliegt. Manches ist schon in dieser Beziehung geleistet worden, aber noch vieles bleibt zu thun übrig. Vor allen Dingen thut aber Einigkeit der Forscher über die zu befolgende Methode noth. Bevor nicht von allen Seiten ein gleiches Verfahren bei der Untersuchung nach allgemein angenommenen Gesichtspunkten eingeschlagen wird, können wir nicht auf brauchbares Material rechnen; wie viel Mühe und wie viel Scharfsinn auch auf dessen Beschaffung verwendet wird, es bleibt für die Vergleichung, auf die es doch hier in erster Linie ankommt, ganz werthlos, und sehr zu wünschen wäre es, daß eine internationale Meßmethode zur Ausführung käme, doch wird dies vorläufig noch ein frommer Wunsch bleiben, und zwar so lange, als Deutsche und Franzosen sich nicht einigen können; wären diese über eine gleiche Verfahrungsart übereingekommen, so wäre gewonnenes Spiel, und die übrigen Nationen würden sich, wie die Verhältnisse jetzt stehen, sofort anschließen. Doch sollte die gegenwärtige Unerreichbarkeit des Bessern uns nicht abhalten, wenigstens das erreichbar Gute anzustreben, eine Einigkeit unter den deutschen Forschern. Diese anzubahnen und zu verwirklichen sollte unsere erste und zunächstliegende Aufgabe sein, mit deren Lösung der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet und für dieselbe viel gewonnen wäre.

Wie wichtig aber eine Statistik der Schädelformen und deren Vergleichung mit den Ergebnissen der Statistik der Farbe der Haut, Augen und Haare ist, erhellt schon aus

der Beobachtung, daß sowohl die helle wie die dunkele Bevölkerung Deutschlands nach der Schädel- und Gesichtsbildung verschiedene Racenmerkmale zeigen. So finden wir bei den hellfarbigen Deutschen einen Langschädel mit schmalem Gesicht, den sogenannten fränkisch-alemanischen Typus, und einen Langschädel mit breitem Gesicht, welcher mit dem von Davis und Thurnam als „altbritisch" bezeichneten übereinstimmt, bei den dunkelfarbigen Deutschen ist der Schädel dagegen brachycephal und zwar gleichfalls bei den einen mit schmalem, bei den anderen mit breitem, niederm Gesicht, welch letztere Form die französischen Anthropologen mit den Namen des „Mongoloiden-Typus" belegen.

Sitten und Aberglauben auf Nias.

Von Missionar **J. W. Thomas** in Ombolata auf Nias (Niederländisch-Indien).

Was die Niasser von Träumen halten.

„Träume sind Schäume!" sagt das Sprichwort. Auch die Niasser sagen das, wenn sie von Dingen träumen, von denen sie Tags vorher sprachen oder die Tags vorher einen besondern Eindruck auf sie machten. Ist das aber nicht der Fall, so halten sie sehr auf Träume; obgleich es auch bei ihnen Ausnahmen giebt; d. h. es giebt Leute, die mit Sirach sagen: „Träume betrügen viele Leute," weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß Träume unwahr sein können.

Wenn sie von unerwarteten Dingen träumen, oder wenn sie sich des Abends schlafen legen um zu träumen, weil sie am folgenden Tage etwas zu thun vorhaben, oder, weil sie heute etwas begonnen haben und nun durch einen Traum erfahren wollen, ob sie Glück oder Unglück bei dem Unternehmen haben, so halten sie solche Träume für eingegeben. Wer aber die Träume eingiebt, darüber sind sie sich nicht recht klar, und darin gehen die Ansichten sehr auseinander. Ich habe Leute getroffen, die sagten, daß die Träume herrührten von den Ahnengötzen (d. h. demnach von den Ahnen, indem diese vermöge des aloloa dodo [Extrakt des Herzens] in den Bildnissen wohnen sollen); andere sagen von Barasiluluo, andere von dem Uala'ika. Andere wieder sagen Lowalangi gäbe die Träume mit guter Bedeutung und ein Bechu die mit schlechter Bedeutung, die Unglück prophezeienden Träume. Letzteres scheint mir aber nicht der Fall zu sein; denn nach ihrem ganzen Religionssystem muß ein Menschenfreund und kein Menschenfeind die Träume herbeiführen. Er zeigt ihnen ja im Traume an, ob sie bei der betreffenden Sache oder dem Unternehmen Segen oder Unglück haben werden, oder wenn ihnen ein Unglück bevorsteht. Segen prophezeiet er ihnen, indem er ihnen gute Bilder im Traume vorführt, und Unglück durch schlechte Bilder. Es müßten dann die Niasser Bechus den Nihilisten in Rußland gleichen, die auch ihren auserseheuen Opfern vorher Bescheid sagen. Aber das wäre hier schlecht angebracht, weil die Niasser opfern könnten, wenn sie einen bösen Traum gehabt hätten, und dann hätten die Bechus verloren, weil die durch die Opfer gewonnenen Abus stärker sein sollen als die Bechus.

Träume mit schlimmer Bedeutung sind folgende: Wenn sie träumen, daß sie ihre Schweine geschlachtet haben, so hat sie (die Hausbewohner) Lature geschlachtet, d. h. sie werden sterben. Ebenso werden sie sterben, wenn sie träumen, daß eins ihrer Messer entzweigegangen, oder einer ihrer Kokosbäume durchgebrochen, oder ihr Haus eingestürzt ist, oder sie eine Schüssel, oder Teller, oder Lanze zerbrochen haben; oder wenn sie von Salz träumen.

Krankheit bedeutet, wenn sie träumen von starkem Wind, von Fluth, daß sie ein Stück Schweinefleisch erhalten, daß sie nahe beim Feuer sind, daß sie gekitzelt werden (was ein Bechu thun soll), und wenn sie von Seefischen träumen.

Dem Gericht verfallen sie durch eine große Sünde, wenn sie träumen von Schlangen, oder Affen, oder Gürtelthieren, oder wilden Katzen, oder ö'ö (einer Eidechsenart), oder Auswurf, oder daß sie ein Tausendfuß beißt oder eine geto (eine Insektenart) sticht.

Träumen sie von rothem Tuch, so bedeutet das Blut, und es wird jemand aus dem Hause ermordet; träumen sie von einem Muschelarmring, so werden sie in den Block gesteckt; träumen sie, daß sie nackt seien, so stirbt jemand aus dem Hause oder sie kommen vor Gericht, oder die Wildschweine fressen ihre Pflanzen; träumen sie, daß Wildschweine in ihr Feld einbrechen, so bedeutet es, daß Feinde ihre Köpfe holen oder sie bekriegen; wenn sie träumen, daß sie eine Lampe anstecken, so bedeutet das Streit; träumen sie, daß ihre Kopfhaare abrasirt werden, so wird Lature ihre Haare (d. h. die Borsten seiner Schweine) abschneiden, und sie werden sterben. Denn wenn die Niasser ein Schwein schlachten, so schneiden sie erst etwas Borsten ab, die den Ahnengötzen dargebracht werden, und nun glauben sie, daß es auch Lature so mit ihnen, d. h. seinen Schweinen, mache. Wenn sie träumen, daß eine Trommel (gong) geschlagen, so bedeutet das eine Todtenklage, also Sterben. Lachen im Traume bedeutet Weinen und Weinen Lachen. Träumen sie von Kupferdraht, so bedeutet das eine lange Streitsache, oder von Reis, so bedeutet das Würmer am Leichnam, also Sterben. Träume von Leinwand bedeuten ein weißes Gesicht, d. h. man wird blaß werden vor Scham über irgend eine Sache.

Träume von guter Bedeutung sind folgende:

Klares Wasser; was ein Bild ist der Herzenszufriedenheit mit den Erfolgen. Beim Feld z. B. bedeutet es reiche Ernte.

Kokosnußsetzlinge; sie sind ein Bild des Alters und der Fortpflanzung des Geschlechtes und zwar durch kluge Sprößlinge.

Fische im Süßwasser oder große Fischerei sind Bilder des unaufhörlichen Nehmens.

Träumen von leimartigem Baumsaft ist auch ein Bild des Nehmens, d. h. es hängt ihm an.

Träumt einer vom Götzen Golu, so wird er adelig (heißt auf Nias so viel als reich werden).

Auf Träume wird geachtet beim Wählen eines Bauplatzes, eines Feldes, eines Kinderjungen oder einer Kindermagd, beim Freien, beim Ankauf eines Zuchtschweines, beim Kaufen einer Gong (kleine Metalltrommel), beim Kaufen eines schön geschliffenen Messers, beim Kaufen irgend eines Kleidungsstückes, und zwar wenn man es von Niassern, nicht von den Fremden ersteht.

Die Enthaltungen und Beobachtungen bei Schwangeren auf Nias.

Ist die Niasserfrau schwanger, so muß sie sowohl als ihr Mann sich einer solchen Menge Dinge enthalten, die an und für sich durchaus nicht böse sind (d. i. mamoni ira), daß man meinen sollte, sie müßten in steter Angst leben während der ganzen Zeit der Schwangerschaft. Sie dürfen nicht an solchen Orten vorübergehen, wo früher eine Ermordung eines Menschen, oder Schlachtung eines Karabau, oder Verbrennung eines Hundes (wie letzteres bei gewissen Verfluchungen geschieht) stattfand, weil sich sonst bei dem zu erwartenden Kinde irgend etwas finden wird von den Krümmungen und Windungen des sterbenden Menschen oder Thieres. Aus demselben Grunde, und noch anderen, stechen sie kein zahmes noch wildes Schwein, noch zerschneiden sie sie, es sei denn, es hätte ein anderer vorgeschnitten; noch schlachten sie ein Huhn. Und wenn sie das Unglück haben, ein Hühnchen todtzutreten, dann ist das natürlich etwas Böses, und es muß der Fehltritt durch Opfern wieder gut gemacht werden, so wie jeder andere Fehltritt. Sie dürfen an keinem Hause zimmern, noch es decken, noch Nägel einschlagen, sich in keine Thür und auf keine Leiter stellen, weder Tabak nach Siriblatt im Betelsack abbrechen, sondern dasselbe erst herausnehmen, das alles, weil sonst das Kind nicht zur Welt geboren werden kann. Dennoch hatte ein freisinniger Niasser bei mir gezimmert; als aber seine Frau nicht gebären konnte, kam er und fragte mich, ob er einen Nagel ausziehen dürfe; er erhielt von mir angemessene Belehrung, aber auch die Freiheit, nach seinem Glauben thun zu dürfen; er zog also einen Nagel aus, und bald war er glücklicher Vater. Sie gucken in keinen Spiegel und in kein Bamburohr, weil sonst das Kind schielen wird; sie essen keinen bujawu (Art Vogel), denn sonst spricht das Kind nicht, sondern krächzt gleich diesem Vogel. Sie packen keinen Affen an, weil sonst das Kind Augen und Stirn bekommt, wie ein Affe. Sie gehen nicht in das Haus, worin ein Todter liegt, weil sonst die Frucht des Leibes stirbt; essen nichts von dem zu einer Beerdigung geschlachteten Schweine, weil sonst das Kind Krätze bekommt, pflanzen keine Pisangbäume, weil das Kind sonst Geschwüre bekommen wird. Sie essen keinen era (Art Holzkäfer), weil sonst das Kind brustleidend wird. Sie fassen keinen baiwa (gewisser Fisch) an, noch schlagen sie eine Schlange, weil sonst das Kind magenkrank wird; keltern auch kein Oel, denn sonst bekommt das Kind Kopfschmerzen infolge dieses Pressens. Auch kochen sie kein Oel aus, weil es sonst einen wehen Kopf bekommt. Sie gehen an keinem Ort vorbei, wo früher der Blitz eingeschlagen hat, weil sonst der Körper des Kindes schwarz sein wird. Sie stecken kein Feld in Brand, denn dabei möchten Ratten und Mäuse verbrennen, und das Kind krank werden. Sie treten nicht über die ausgestreckten Beine eines andern, weil sonst das Kind nicht kann geboren werden. Sie essen keine Eule, weil sonst das Kind ebenso schreien wird wie diese. Sie werfen kein Salz ins Schweinefutter, weil das Kind sonst krank werden wird; eben aus demselben Grunde essen sie kein Aas und schwören nicht. Aus dem Kochtopf essen sie nicht, weil sonst das Kind an der Nachgeburt festhängen wird.

Die Tagewählterei der Niasser.

Die Niasser, welche unsere Monate und das Sonnenjahr nicht kennen, haben den synoptischen Monat und das Mondjahr. Aber 30 Tage zählen sie voll in jedem Monat, wovon jeder seinen eigenen (resp. seine eigenen) Namen hat. Jedoch sind nicht alle Tage Glückstage; zwei sind sogar dabei, an welchen sie nicht ins Reisfeld gehen dürfen. Feststehende Glückstage sollen bestehen, ich habe aber gefunden, daß darin die verschiedenen Gegenden, ja Dörfer nicht übereinstimmen. Und wiederum hat Jedermann noch seine besonderen Glückstage, sei es der Monatstag seiner Geburt oder sonst ein der Erfahrung nach ihm günstiger Tag.

Auf die Tage wird geachtet beim Pflanzen, sei es von Reis oder süßen Kartoffeln, Pisang, Kokosbäumen und dergleichen. An einem guten Tage wird ein Stück Land zum Feld gesucht, wird gepflanzt, wird das Feldhäuschen gemacht, wird die Vorrichtung hergestellt zum Vögelverscheuchen, wird die kleine Dreschscheune gebaut, wird die Ernte begonnen. Die glücklichen Tage hierbei sollen sein der 2., 5., 7., 9., 11., 13., 17., 20. und 22., jedoch, wie gesagt, werden in anderen Gegenden andere genannt. Werden dabei die guten Tage nicht beobachtet, so giebt es viele taube Aehren, und Ratten, Mäuse und Reisvögel verzehren das Uebrige.

Glückstage beim Bauen des Hauses sollen sein der 8. und 12., und man wählt an einem dieser Tage den Bauplatz, richtet die ersten Pfosten auf, macht den Feuerherd und zieht ein ins neue Haus.

Geschieht das nicht, so kränkeln die Bewohner desselben fortwährend, ihre Schweine und Hühner wollen nicht wachsen, eine Menge Stechfliegen und Stechmücken plagen die Bewohner, und man kann nicht ruhig schlafen in dem Hause vor innerer Hitze; besonders leiden darunter die Gäste, die daran nicht gewöhnt sind; und schließlich zanken sich die Leute immer. Glückstage beim Freien und Heirathen sollen nach den einen sein der 2., 5., 7., 8., 11. An diesen Tagen trifft man beim Freien die Leute zu Hause, macht keine vergeblichen Ansprüche und zankt sich nicht. Als Eheleute werden die Betreffenden nicht viel mit Krankheiten geplagt, werden zusammen alt, bekommen Nachkommen, und ihre Hühner- und Schweinezucht glückt.

Gehen sie weg zu handeln oder bringen sie Reis zum Verkauf an den Seestrand, so sollen Glückstage sein der 2., 9., 11., 17. Sind sie an diesen Tagen von Hause gegangen, dann verkaufen sie gut und werden nicht betrogen.

Aus demselben Grunde achten sie auf die guten Tage, den 7., 9. und 17., beim Mahnen.

Gute Tage zum Umhauen des Bambus zu Wasser- und Oelgefäßen sind der 12. und 17., und des Binsenkrautes zu Matten und Säcken der 8. und 12.; holen sie es an den Tagen, so giebt es in beiden Fällen bald Nachwuchs; manche Leute behaupten auch, das an anderen Tagen gehauene Bambu sei nicht wasserdicht.

Thonerde meinen sie nur zu finden am 7., 9., 11., 12., 17. und 18.; hingegen können sie die Töpfe alle Tage brennen mit Ausnahme des 21. und 25., der beiden großen Unglückstage, an denen sie nicht einmal in das Feld gehen dürfen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das statistische Bureau der Stadt Berlin veröffentlicht folgende Mittheilung: „Die am 1. December dieses Jahres vorläufig ermittelte Einwohnerzahl der Stadt Berlin beträgt 1 118 630 incl. Militär, excl. Schiffsbevölkerung und diplomatisches Korps.“ Zur Vergleichung knüpft die „National-Zeitung“ daran die Notiz, daß am 1. December 1875 gezählt wurden 964 240. Der Zuwachs innerhalb des fünfjährigen Zeitraums beträgt somit 154 390 Personen, fast genau 16 Procent. Berlin hat sein gegenwärtiges Weichbild seit dem Jahre 1860 und damals wurde die Bevölkerung angenommen auf 528 900 Einwohner. Seit jener Zeit hat sie sich etwa verdoppelt. In den vier Jahren zwischen den Volkszählungen von 1871 und 1875 stieg die Zahl von 824 580 auf 964 240, also um 139 660 oder um 17 Procent in einer vierjährigen Periode. Eine gewisse Verlangsamung der Vermehrung ist also inzwischen eingetreten.

— Das statistische Bureau in Karlsruhe hat eine Erhebung über den Bestand an Obstbäumen im Großherzogthume Baden im Herbst 1879 und über die Zerstörungen vorgenommen, welche die darauf folgende Winterkälte daran angerichtet hat. Danach sind von 10 044 684 Obstbäumen im Lande 2 262 903 oder 22,5 Procent, mithin mehr als ein Fünftel, vernichtet worden. Unter den erfrorenen Bäumen sind mehr als die Hälfte (1 153 331) Zwetschenbäume. Am wenigsten haben Maulbeer- und Birnbäume, am meisten Pfirsichbäume gelitten. (A. Z.)

— Wie der in Dresden erscheinenden Zeitung für die gesammten Interessen der Binnenschifffahrt, dem „Schiff“, aus München mitgetheilt wird, haben kürzlich mit dem von dem königl. bayerischen Oberbaurath Schmid erfundenen selbstthätigen Tiefen-Meßapparat Peilungen der 385 km langen bayerischen Strecke der Donau von Ulm bis zur österreichischen Grenze unterhalb Passaus stattgefunden. Da die ganze Donaustrecke mit Eintheilungssteinen in Entfernungen von je 200 m versehen ist, so gelang es ein vollkommenes Bild über den derzeitigen Zustand des Donaubettes zu gewinnen, eine für den Wasserbau und die Binnenschifffahrt sehr wichtige Errungenschaft. Der Apparat arbeitete während der zehntägigen Fahrt ohne jede Störung. Wie das „Schiff“ ferner mittheilt, wurde in Bayern die jährliche Wiederholung derartiger Erhebungen angeordnet, wodurch sehr werthvolle Aufschlüsse über die Aenderungen in den Flußzuständen werden geliefert werden. (Allg. Ztg.)

— J. Kutzen, Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. 3. verb. und vielfach umgearb. Aufl. von W. Koner. Breslau (Ferd. Hirt), 1880, VIII, 564 S. gr. 8. (8 M.)

Sehr anerkennenswerth ist es, daß die so thätige Hirt'sche Buchhandlung ein Buch, welches seiner Zeit sich einer gewissen Beliebtheit erfreut hatte, für die Jetztzeit aber nicht allein in vielen Einzelheiten, sondern auch, wie es nicht anders möglich war, in größeren Partien veraltet erschien, einer neuen Ueberarbeitung unterworfen hat. Daß aber eine solche Ueberarbeitung durch eine andere Hand als durch die des Autors selbst so manche Schwierigkeiten bietet, wenn anders der Herausgeber der Eigenthümlichkeit des Verfassers in seiner Auffassung des zu behandelnden Themas und seiner Diktion Rechnung tragen will, darf wohl als bekannt angenommen werden, und es verdient daher unsere volle Anerkennung, wenn, wie in vorliegendem Falle es geschehen ist, der Herausgeber diese Schwierigkeiten mit Geschick überwunden hat. Durch die politischen Verhältnisse der letzten beiden Decennien haben sich in Bezug auf die innere und äußere Abgrenzung des deutschen Landes tief eingreifende Veränderungen vollzogen, und durch ein reich gegliedertes Eisenbahnnetz, bei dessen Anlage weder hohe Bergzüge noch tiefe Flußthäler hindernd in den Weg treten, sind neue Verbindungen, neue Verhältnisse geschaffen, welche den alten Verkehr auf neue Bahnen hinübergeleitet haben. Diesen Veränderungen, zu denen wir auch den großartigen Aufschwung so mancher Industriezweige, namentlich der unterirdischen Bodenschätze, zu rechnen haben, mußte der Bearbeiter des Kutzen'schen Werkes zunächst Rechnung tragen, und daß dies geschehen ist, beweist ein Vergleich der vorliegenden 3. Auflage mit der frühern. Hieran reihen sich Umarbeitungen einzelner Abschnitte, wie z. B. derjenigen über die Urzeit der norddeutschen Tiefebene, über Pfahlbauten, Hünengräber u. s. w., und endlich die nothwendig gewordenen Verbesserungen, welche durch den oft sehr schwerfälligen und dadurch unklaren Stil des Verfassers geboten erschienen. Selbstredend sind auch in dieser neuen Ausgabe die alten Höhen- und Längenangaben in Metermaßen ausgedrückt; wir können es jedoch nicht gutheißen, wenn bei großen Flächenangaben statt der älteren, dem Gedächtniß sich leichter einprägenden Angaben in geographischen Quadratmeilen, Quadratkilometer in Anwendung gebracht werden. Jedenfalls verdient diese neue Ausgabe, in welcher übrigens, weil zum Gebrauch der Lernenden bestimmt, die neue Orthographie (mit Ausnahme da, wo Citate aus früheren Schriftstellern angeführt werden) beobachtet ist, unsere warme Empfehlung.

— In der Sitzung des französischen Senats vom 3. December 1880 erwirkte Henri Martin einen Kredit von 30 000 Francs für die Erhaltung der besonders in der Bretagne noch zahlreichen megalithischen Monumente, welche für die Geschichtsforschung sehr werthvoll sind und in Folge der Achtlosigkeit der Behörden häufig zu Macadam verarbeitet werden. In Carnac allein ist, wie Herr Audren de Kerdrel mittheilte, die Zahl dieser Steine schon von viertausend auf zwölfhundert zurückgegangen.

Asien.

— Mr. Oswald J. Cattley, der erste Engländer, welcher mit Sibirien via Karisches Meer Handel treibt, hat Anfang December England verlassen und begiebt sich zu Lande nach dem Ob, um Vorbereitungen für den im nächsten Sommer zu eröffnenden Handelsverkehr zu treffen.

— In seinem letzten Berichte an das Auswärtige Amt in London lenkt der englische Vicekonsul Kitchener in Kastamuni (nördliches Kleinasien) die Aufmerksamkeit darauf, daß sich das gleichnamige Wilajet durch ausgedehnte und vorzügliche Wälder auszeichnet. Die ansehnlichsten finden sich auf den Bergen um Sinope, längs der nördlichsten Bergketten, um Duztsche Boli und an den Abhängen des Algaz Dagh, und zwar stets auf der Nordseite der Berge, wo die feuchten Seewinde ihre größte und die sommerlichen Sonnenstrahlen ihre geringste Wirkung haben. Auf den höheren Abhängen gedeihen Pechtanne und Kiefer, auf den tieferen Buche, Eiche, Haselnuß, Kastanie, Platane und andere in großer Ueppigkeit. In den bebauteren Strichen sind mächtige Wallnußbäume häufig und ihre knorrigen Auswüchse als Handelartikel gesucht, ebenso das hier und da

vorkommende Buchsbaumholz. Leider giebt es keine Forstgesetze; überall wird rücksichtslos Holz geschlagen, und die oft wochenlang wüthenden Brände vernichten die kostbarsten Stämme. Nominell besteht freilich eine Steuer auf das Holzfällen, aber sie wird ja selten eingetrieben, daß die türkische Regierung jährlich nur circa 140000 Mark von den Forsten einnimmt. Neuerdings ist ein Inspektor nebst Unterbeamten ernannt worden; ob das aber helfen wird, ist eine andere Frage. Kitchener berichtet auch, daß das Wilajet reich an Mineralschätzen sei; es werden Kohlen-, Kupfer- und Chromminen bearbeitet; dagegen liegt die Industrie wegen Mangels an Straßen und schlechter Verwaltung schwer darnieder.

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Exploration Fund) hat zu Anfang December 1880 beschlossen, die bekanntlich vollständig abgeschlossene Aufnahme von Westpalästina über den Jordan hinüber auf die Landschaften Baschan, Gilead, Moab und den Hauran auszudehnen.

Afrika.

— In London sind bei der Anti-Sklaverei-Gesellschaft Nachrichten eingetroffen, wonach der Krieg zwischen Aegypten und Abyssinien bald wieder beginnen wird. 16000 Soldaten sollen schon Kairo verlassen haben. Andererseits hat König Johannes von Abessinien befohlen, daß sämmtliche Mohammedaner in seinem Lande sich taufen lassen oder dasselbe verlassen müssen, so daß es den Anschein hat, als wollte der kommende Krieg den Charakter eines Religionskrieges annehmen. Johannes hofft auf die Sympathien der christlichen Nationen Europas.

— Nach einer am 15. November 1880 in Rom eingetroffenen Depesche wäre es den beiden italienischen Reisenden Matteucci und Massari (s. „Globus" XXXVIII, S. 319) schließlich doch noch gelungen, den Widerstand des Sultans von Dar Tama zu überwinden und die Grenze von Wadai zu überschreiten. Ihr Gefährte, der Prinz Borghese, kehrt indessen über Aegypten heim.

— Nach dem letzten Berichte des Major von Mechow an das Reichsamt des Innern hatte derselbe den Quanga an der Mündung des Kamba im Gebiete der Holla erreicht und stand im Begriffe, mit seinem Boote dem Strome abwärts bis zu seiner Mündung in den Kongo zu folgen. In der Nähe der Kamba-Mündung befinden sich zwei Wasserfälle im Bette des Quango, welchen v. Mechow die Namen des deutschen und des österreichischen Kaisers beigelegt hat; weiter abwärts sollen indessen keine Stromhindernisse mehr gefunden werden. Der Punkt, an welchem v. Mechow den Quanga erreicht hat, liegt etwas nördlich von der Gegend, in welcher ihn Schütt vergeblich zu überschreiten versuchte, und südlich von den am Westufer des Stromes verlaufenden Reiserouten der Portugiesen Brito Capello und Ivens und ist einige 100 km von Malange entfernt.

Australien.

— Nachdem der Versuch, auf dem Dampfer Strathleven Fleisch in gefrorenem Zustande von Australien nach England zu versenden, vollständig gelungen war (s. „Globus" XXXVIII, S. 111), haben sich an verschiedenen Orten Australiens sogenannte Frozen Meat Export Companies gebildet. Die bedeutendste darunter ist die Melbourne Company. Diese hat nach den neuesten Nachrichten den deutschen Dampfer Prator (der Flensburger Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehörig) gechartert, welcher Ende Oktober dieses Jahres mit einer vollen Fracht gefrorenen Fleisches auf London gehen sollte.

— In Band 36, S. 383 ff., verbreiteten wir uns ausführlich über eine wichtige Entdeckungsreise, welche der in geographischen Kreisen wohlbekannte Forscher Alexander Forrest im unbekannten Nordosten der Kolonie West-Australien ausgeführt hatte. Er hat jetzt das Journal seiner Expedition veröffentlicht, in welchem er den Umfang des von ihm aufgefundenen und für Ansiedelung geeigneten Areals auf 25 Millionen Acres oder 39062½ englische Quadratmeilen angiebt. Der große Distrikt ist, zu Ehren des Lord Kimberley, der Kimberley-Distrikt benannt worden, und die von der westaustralischen Regierung über die Ansiedelung desselben erlassenen Bestimmungen haben die Genehmigung des englischen Staatssekretärs erhalten. Die Gesuche, welche um Ueberlassung von Land bei der Regierung eingegangen sind, erstrecken sich bereits auf 5 Mill. Acres oder 7812½ Quadratmiles. Alexander Forrest sind in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung West-Australiens 10000 Acres als freies Eigenthum geschenkt worden, welche er sich im Kimberley-Distrikte aussuchen mag.

— Im nördlichen Queensland ist 9 Miles von Schnapper Island und südlich von Cooktown ein großer bisher unbekannter Fluß entdeckt worden, der ein Nebenfluß des Ruby River zu sein scheint. Seine Ufer sind mit Cedern und anderen nützlichen Bauhölzern bestanden.

— Neu-Süd-Wales zählte am 30. Juni 1880 eine Bevölkerung von 750700. Im Jahre 1879 kamen 800 Bankerotte in der Kolonie vor oder 140 mehr als im Vorjahre, ein Beweis, daß die Verhältnisse in Australien keineswegs so glänzend liegen, wie sie häufig geschildert werden. Die öffentliche Revenue in 1879 belief sich auf 4481665 Pf. St. oder 510253 Pf. St. weniger als im Vorjahre, und schloß mit einem erheblichen Deficit, wie das jetzt bei allen australischen Kolonien alljährlich der Fall ist. Durch eine neue vom Parlamente bewilligte Anleihe von 10 Mill. Pf. St. wird sich die öffentliche Schuld nunmehr auf 25 Mill. Pf. St. steigern. Im Jahre 1879 bis 1880 befanden sich 635204 Acres Land unter Kultur und davon standen 233368 unter Weizen und 135034 unter Mais u. s. w. Die Orangerien der Kolonie lieferten im Jahre 1879 einen Ertrag von 2763800 Stück Apfelsinen. Auf den Goldfeldern wurden im letzten Jahre 109649 Unzen Gold im Werthe von 407218 Pf. St. gewonnen oder 9809 Unzen weniger als in 1878. Goldgräber mit Einschluß der Chinesen gab es 8102. In den Kohlenbergwerken der Kolonie wurden im Jahre 1879 im Ganzen 1583332 Tonnen Kohlen gehoben, geschätzt auf 950878 Pf. St. Davon wurden zwei Drittel exportirt.

— Das Ministerium der Kolonie Tasmanien hat dem Parlamente eine Bill vorgelegt, in welcher beantragt wird, die Hauptstadt dieser Kolonie hinfort nicht mehr Hobart Town, sondern kurzweg Hobart zu benennen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Neu-Caledonien stand bisher mit Frankreich nur in halbregelmäßiger Weise mittels der englischen Paketboote Australiens in Verkehr, und der Handel Frankreichs mit Australien war ebenfalls auf die englischen Schiffe angewiesen. Jetzt soll nun ein französischer Postdienst mit Personen- und Waarenbeförderung zwischen Neu-Caledonien und Frankreich über Australien eingerichtet werden. Eine Kommission ist von der Regierung ernannt worden, welche die Einrichtung dieser Seepostlinie näher untersuchen soll.

(Allg. Ztg.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

II.

Am Morgen nach seiner Ankunft erkundigte sich der Reisende nach der Art und Weise, wie er seine Reise nach Kaschmir, dessen schneebedeckte Berge im Osten erglänzten, bald fortsetzen könnte, erfuhr aber zu seinem Schrecken, daß wenige Tage zuvor ein Verbot in den indischen Zeitungen erschienen sei, die Grenze von Kaschmir zu überschreiten, und zwar wegen der dort herrschenden Hungersnoth, welche das Land verheerte und die Straßen unsicher machte. Bérard schrieb also an die Behörden in Rawalpindi und bat um die Erlaubniß, seinen Weg fortsetzen zu dürfen; die Zeit bis zum Eintreffen einer Antwort benutzte er, Mari zu durchwandern.

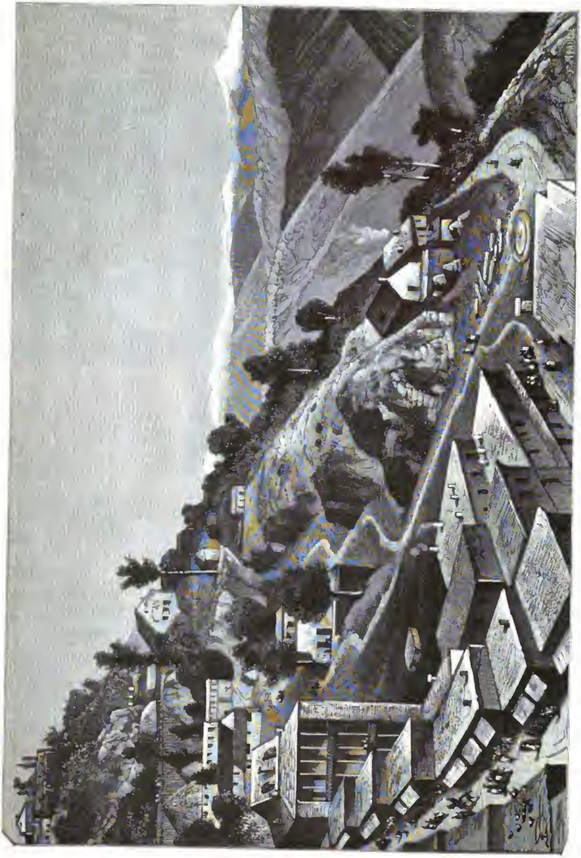
Mari ist eigentlich der Name eines großen, mit Wald bedeckten Berges, auf welchem die Engländer unlängst ein Sanitarium eingerichtet haben, wie sie deren schon mehrere im Himalaja besaßen, allen voran Simla, wohin der Vicekönig alljährlich während der heißen Zeit seine Residenz verlegt. Zuerst geschah das im Jahre 1841, wurde seit 1867 Regel, und jetzt befinden sich regelmäßig von April bis Oktober die sämmtlichen höchsten Behörden daselbst. Ueber die beiden Gipfel des Berges Mari zieht sich in der ungefähren Form einer 8 die Hauptstraße hin, an welcher die wichtigsten englischen Gebäude liegen, Telegraphenamt, Klub, Kirche, Gasthöfe und selbst ein photographisches Atelier. Auf den Höhen und an den Abhängen, zwischen Gärten und Fichtenwäldern sind zahllose Villen und Landhäuser in englischem Geschmacke mit Rasenbeeten, Wasserbecken u. s. w zerstreut. Drinnen spielen Kinder Croquet, draußen tummeln sich die Kavalkaden: man könnte sich nach England versetzt glauben.

Ostwärts führt der Weg in den Schatten riesiger Fichten und anderer europäischer Bäume, wo tiefe Dämmerung herrscht. Zuweilen öffnet sich der Wald, und dann erblickt man hoch oben einen ganz von Schnee bedeckten Berggipfel; so nahe derselbe aber erscheint, so liegen doch noch tiefe Abgründe vor ihm, so tief, daß man die unten rauschenden Gewässer nicht zu erblicken vermag. Rings um Mari erblickt das Auge mächtige Bodenerhebungen; nur nach dem Pandschab zu werden sie nach und nach niedriger, und ganz in der Ferne zeigen sich die geraden Linien der Ebene. Nach dorthin liegt auch ein Salzberg, wilden Aussehens und ohne menschliche Wohnungen, wie alle seines Gleichen. Durch Abgründe getrennt, erhebt sich gegen Nordwesten zu ein hoher Berg einige tausend Fuß über Mari; zwischen den Fichtenwäldern, die ihn bedecken, sieht man im Zickzack sich eine Straße hinwinden; sie führt nach Abbotabad, der letzten englischen Stadt in dieser Richtung. Nach Norden aber ziehen sich, soweit das Auge reicht, Bergketten hin, eine hinter der andern, schwarz an ihrem Fuße und die Gipfel in lichte Wolken gehüllt.

Auf dem nach Süden gerichteten Abhange befindet sich der große indische Bazar, dessen Buden sich durch ihre flachen



Landschaft bei Mari.



Ansicht von Mari mit dem Bazar.

Dächer auf den ersten Blick von allen englischen Häusern unterscheiden. Dort befindet man sich wieder ganz in Indien und kann seiner Schaulust an den neuen, interessanten Waaren und den geschäftigen Käufern und Verkäufern, welche, stets rauchend, die schmalen steilen Gassen erfüllen, Genüge thun. Zahlreich sind auch hier die hungernden Flüchtlinge aus Kaschmir vertreten; man erzählte, daß dort ganze Dörfer hülflos ausstürben und entsetzliche Scenen vorkämen.


Im Walde bei Mari.

Diese englischen Bergstationen sind eine wahre Wohlthat für die ganze weiße Bevölkerung, welche zu langjährigem Aufenthalte in dem schrecklichen Klima Indiens verurtheilt ist. Schon in Bombay hatte Bérard unter dem Einflusse der Hitze gelitten und alle seine Energie verloren; auf den kleinsten Spaziergang, die geringste Arbeit folgte stets vollkommene Ermüdung, ja Erschlaffung. Die Kälte, welche ihm anfangs so empfindlich gewesen war, übte aber sofort ihren wohlthätigen Einfluß aus; er war jetzt im Stande den ganzen Tag vom frühen Morgen an herumzugehen, bergauf und bergab, die schlimmsten Wege, und das mit einer Kraft, die ihm vorher ganz unbekannt gewesen. Allerdings lebte er auch anders, als seine Umgebung. Alle Augenblicke hörte er, wie man neben ihm Flaschen Sodawasser öffnete, und welche Masse Brandy man dort in ein Glas Soda gießt, ist oft kaum zu glauben. Gewiß leiden die Engländer unter dem indischen Klima; aber die Geißel, welche sie überallhin mitbringen, und welche ihre Sterblichkeit in den Kolonien so erhöht, ist, wie all bekannt und wie viele Angloindier selbst zugestehen, der zu jeder Zeit genossene Brandy.

Nachdem de Bérard einige Zeit vergeblich auf die Antwort der Regierung gewartet hatte, entschloß er sich, nach Rawalpindi zurückzukehren, um sie selbst direkt zu erbitten; als er aber auch dort keinen bessern Erfolg hatte und kein Bescheid aus dem doch nicht so entfernten Lahore kommen wollte, unternahm er zur Zerstreuung der Langweile einen Ausflug nach der geschichtlich merkwürdigen, etwa 80 km entfernten Festung **Atak** am Indus, welche ihm mehrere gerade von dort zurückkehrende Offiziere als einen malerischen Punkt empfohlen hatten. Sein Gepäck ließ er unter der Obhut seines Dieners in dem Bangalo der Reisenden in Rawalpindi zurück, nahm nur seinen Dolmetscher oder Führer mit und verließ am frühen Morgen in einem jener kleinen, schon beschriebenen einheimischen Wagen die Stadt. (Jetzt führt bekanntlich eine Eisenbahn von Rawalpindi nach Atak und weiter nach Peschawar.) Die Straße ist in der Nähe von Rawalpindi zu beiden Seiten mit Akazien eingefaßt und gut im Stande; auch sie rührt noch aus den Zeiten der Mongolenkaiser her und braucht von den Engländern nur unterhalten zu werden. Ein Gewitter hatte kurz vorher den Staub gelöscht; unangenehm aber war die blendende Weiße des Erdbodens und die Schwärme von Fliegen, die den geduldigsten Menschen schließlich zur Verzweiflung bringen können. Von Zeit zu Zeit passiren lange Reihen von Kameelen, welche das Gepäck irgend eines englischen Regimentes fortschaffen, ferner Offizierspferde von Pandschabi-Soldaten am Zügel geführt, große Herden von Büffeln, Eseln und Maulthieren, die das Vorwärtskommen arg hinderten.

Sonst war der Weg überaus einförmig, nichts Interessantes in Sicht, und die höher steigende Sonne begann lästig zu werden. Endlich zeigten sich hier und da einige Akazien mit dürftigem Laube, dann ärmliche Dörfchen mit ganz niedrigen Hütten, deren Dächer flach sind wie bei den Fellachen; zuletzt Gruppen von Bäumen, in deren spärlichem Schatten Menschen, wie Kameele, Büffel und Esel, alle anscheinend von der Hitze erschöpft, ausruhten. Weiterhin traf man auf einen Bach, dessen Ufer etwas reichere Vegetation und mehr Frische darboten, und zur Rechten erhoben sich allmälig einzelne Hügelketten von schwarzem Felsgestein und mit versengtem Grase bedeckt. Eine derselben trägt eine kleine, weiße, weithinleuchtende Moschee, einen Wallfahrtsort, zu dessen Füßen sich eine ziemlich ansehnliche, aber gänzlich verlassene Stadt ausdehnt. Bérard begab sich dorthin, fand aber nur verfallene Straßen und eingestürzte und von Gestrüpp überwucherte Mauern — kein Geräusch, kein Ton, kein Mensch, nur ein regungsloser Elephant stand da unter einem Baume, wie aus Stein gehauen. Nicht oft genug kann man wiederholen, wie wesentlich die Sonnenstrahlen in solcher Landschaft sind. Unter einem grauen Himmel wären solche schwarzen Felsen, solch dürftiger verbrannter Rasen, zerfallene Mauern, Gestrüpp und dünnen Bäume ohne jegliche Wirkung; aber von so goldigem Lichte umhüllt und gegen diesen türkisblauen Himmel erscheinen sie in fahlen, wunderbar harmonischen Tönen.

Sodann zieht sich die Straße durch eine Spalte, die wie mit dem Messer durch einen Hügel geschnitten ist. Ein Obelisk, zum Gedächtniß an irgend einen englischen General errichtet, erhebt sich auf dem Hügel; schon seit lange war er von der Ebene aus sichtbar gewesen und hatte die Richtung angezeigt. Eine angenehme Ueberraschung wird

aber dem Reisenden unten an der Straße zu Theil: eine frische Quelle sprudelt dort, neben der sich ein steinernes Haus für die Wächter derselben erhebt; plätschernd fällt der Wasserstrahl in das von einer Trauerweide beschattete Becken.

Weiterhin wurde ein ziemlich großer Fluß auf einer schönen Holzbrücke überschritten und zwischen Erdhügeln, welche der Regen vielfach zerrissen hatte, die Ruinen einer zweiten verlassenen Ortschaft passirt, deren häufiges Vorkommen einem Charakterzuge der Bevölkerung entspricht.



Um Mittag auf dem Wege nach Atak.

Baber, der erste Großmogul, sagt darüber in seiner Lebensbeschreibung: „In Indien erfolgt die Anhäufung oder Zerstreuung einer großen Bevölkerung, die völlige Zerstörung von Dörfern und selbst Städten fast augenblicklich.



Eine verlassene Stadt.

Binnen 24 oder 36 Stunden sind große, seit langen Jahren bewohnte Städte, wenn irgend ein plötzlicher Alarm die Einwohner zur Flucht veranlaßt hat, so vollständig ausgeleert und verlassen, daß man kaum noch eine Spur von der Gegenwart menschlicher Wesen entdeckt. Wenn umgekehrt eine Bevölkerung sich eine Stelle zur Niederlassung auswählt, so strömt alsbald von allen Seiten eine Masse Volks herzu, da man keine Wasserläufe und Deiche benöthigt, weil die Ernten auch ohne Bewässerung gedeihen, und da Hindustan eine unendliche Bevölkerung besitzt; ihre erste Sorge ist, einen Teich zu



Atak am Indus.

bauen oder einen Brunnen zu graben. Die Errichtung eines Forts oder fester Mauern ist für sie etwas ganz Ueberflüssiges. Stroh und Bretter sind leicht zu beschaffen; damit errichten sie ihre Hütten, und die Erbauung einer Stadt oder eines Dorfes ist Sache eines Augenblicks."

Interessant sind die Typen der vorüberziehenden Leute; ihr Gesichtsausdruck ist stolzer, ihre Farbe heller, als weiter im Süden. Den Bart tragen die Männer in der Mitte gescheitelt, den Turban sehr hoch, und beide Geschlechter haben Hosen an. Welch' Gegensatz gegen die graziösen faltenreichen Gewänder der Hindufrauen, in denen die leuchtenden Farben roth, gelb, rosa, violett und grün vorherrschen! Von Delhi an sieht man häufig auch schöne Kaschmirshawls, selbst bei Frauen der mittleren Stände. Die Männer kleiden sich meist in Weiß, tragen aber häufig auf der Schulter graue oder schwarze Wolldecken für die keineswegs warmen Winternächte.

Gegen Abend näherte sich Bérard's Wagen seinem Ziele, der Stadt Atak. In den Akaziengehölzen zur Seite lagerten zahlreiche Karawanen, deren Thiere und Wagen den Vordergrund belebten. Weithin dehnte sich die Ebene am Indus, dessen Gewässer sich jedoch noch nicht zeigten, und darüber erhoben sich die schneebedeckten Spitzen des Himalaja. In einem kleinen Flusse, der sich durch die Ebene schlängelte, badeten und scherzten eine Masse von Menschen zwischen Herden von Büffeln umher, die bis auf die Schnauze vom Wasser verdeckt waren und auch diese von Zeit zu Zeit eintauchten, um die lästigen Fliegen zu verscheuchen. An den Ufern der Wasserläufe sind Gruppen von Schnittern mit dem Abernten und Sammeln goldigen Getreides beschäftigt, selbst Kinder betheiligten sich an der Arbeit. Die versengte Farbe der Felder, einige Mimosengruppen und selbst die Form einiger Häuser erinnern hier durchaus an Aegypten. Stellenweise ist der Erdboden von einer fast auffallenden Weiße; blauschwarz zeichnen sich darauf die Schatten der vorbeiziehenden Menschen und Thiere ab. Der Charakter dieser Gegend ist der der Trockenheit; das Malerauge aber ist entzückt von den harmonischen warmen Tönen der Landschaft. Vertrocknet und wild schauen die hellgelben Ebenen, die hier und da schroff aufsteigenden Ketten schwarzen Felsgesteins aus. Es ist ein Land des Durchzugs, nicht für den Aufenthalt geschaffen; man sieht darum auch überall zwar Lager von Reisenden, aber nur sehr wenig Dörfer und selbst Weiler oder einzelne Häuser. Indessen ändert sich das Aussehen indischer Landschaften so sehr nach den Jahreszeiten, daß die hier beschriebene in der Regenzeit wahrscheinlich ein ganz anderes Bild darbietet: der durch monatelange Hitze versengte Rasen schlägt nach dem ersten Regenfalle wieder frisch aus, die Bäume bedecken sich mit dichtem Laube, die ganze Färbung der Landschaft wird eine andere. So ist es überall in den Tropen, vornehmlich aber in jenen Strichen Vorderindiens, wo volle acht Monate lang nicht ein Wassertropfen die Erde netzt, und dann drei bis vier Monate hindurch sintfluthartige Regen sich ergießen und die Auferstehung der Vegetation veranlassen. Ein Künstler freilich, wie Bérard, zieht die trockene Jahreszeit vor, welche diesen Gebieten erst ihre wahre Harmonie verleiht, Sonnenstrahlen und prächtige Farbenspiele.

Endlich war die Vorstadt von Atak erreicht und mit einem Schlage zeigt sich zur Rechten eine weite Wasserfläche, von Sand- und Kiesbänken unterbrochen; deutlich hört man das Rauschen der Strömung, welche sich bei Atak zwischen den hohen schwarzen Bergen des rechten Ufers und der Anhöhe, welche die Festung des Ortes trägt, hindurchzwängt. Es sind die Wasser des Indus, des fünften und letzten Stromes im Pandschab, den der Reisende kennen lernte, und dessen Quellen weit jenseits der Riesenkette des Himalaja auf den kalten Hochlanden Tibets entspringen.

Reisen in Arabien.

Von Charles M. Doughty.

II.

Zwei Stunden unterhalb el 'Alli liegen die Trümmer einer in dem ganzen Lande berühmten Stadt el Mubbiat, welche nur durch einen niedrigen Gebirgszug vom Wadi Kurra (in welchem el 'Alli liegt) getrennt ist. Einige letzthin dort gefundene Goldmünzen trugen, wie ich hörte, in kufischen Charakteren die Inschrift la elah illa ullah, stammten also aus mohammedanischer Zeit, zu welcher, ihrem Rufe im Lande nach zu schließen, die Stadt ansehnlich gewesen zu sein scheint. Es stehen dort noch Reste von Häusern aus Lehm, in welchen öfters bakhûr (Weihrauch), wie in Madjin Salih, gefunden wird, der wahrscheinlich von alten Einbalsamirungen herrührt. Die Thäler im benachbarten Gebirge sind voll kleiner zerstörter Städte und Dörfer, die zum Theil nicht unbeträchtlich sind. Es ist das nach meiner Ansicht, was Alterthümer anlangt, eines der interessanten Gebiete im nördlichen Arabien, und wäre es nicht so gefährlich gewesen und hätte so abseits von meiner Route gelegen, so hätte ich versucht, dasselbe zu erforschen.

Während ich im Winter von 1876 auf 1877 in Madjin Salih die Rückkehr der Pilgerkarawane erwartete und viele Erkundigungen über die Umgegend einzog, erzählten mir die Araber stets zuerst, daß das ganze Gebiet, sowie der Seil el-Hedscher nach dem Wadi el-Humd oder, wie andere sagten, nach dem W. Dschizzl entwässert werde. Weiter erfuhr ich von ihnen, daß W. Humd und W. Dschizzl identisch seien, und daß man unter W. Dschizzl vornehmlich jenen Zweig versteht, welcher von el Ferá und der Landschaft Scheffa westlich von der Harrat el-'Aneirid herabzieht. Wadi el Humd kommt, wie man mir sagte, von Henalieh herab bei Medina vorbei und nimmt bei Hedieh durch das Thal et-Tubbdsch alle Gewässer der Harrat Khaibar auf. Er soll seinen Namen von dem reichlichen Vorkommen des gleichnamigen Wüstenstrauches in seinem Bette haben, welcher den Nomaden das Hauptfutter für ihre Kameele liefert, wie es ein Vers angiebt, den Sir William Jones in seiner Auswahl arabischer und persischer Dichter anführt: „el arafedsch en Nedschedi wa el humd“ (der Wüstenstrauch Arafedsch ist gleichfalls ein vorzügliches Kameelfutter). Das Thalsystem des W. el-Humd ist nach Aussage der Araber

fast ebenso groß wie das des W. er-Rummah, dessen Ursprung in der Harrat Khaibar liegen und welches, zwischen Aneist und Bereida hindurchziehend, bei Zbeir unweit Bosra in das Euphratthal münden soll. W. er-Rummah, das große trockene Thal von Nedsched, kann demnach als natürlicher Zufluß (wenn man dies Wort gebrauchen darf) des Euphrat gelten.

Wadi en Nedsched besteht in Wahrheit aus zwei Wadis, welche auf den entgegengesetzten Seiten des zweigipfeligen Berges Schorafat en-Nedsched seewärts (westlich) der Harrat el-'Aueirid entspringen, und deren einer in dem Wadi Dschizzl, deren zweiter nördlich von Wedschh in das Rothe Meer mündet, so daß Leute, welche die sechstägige Reise von el-'Alli nach Wedschh machen, halbwegs einen Tag im W. Nedsched zubringen.

Bis soweit hatte ich über meine Reise an meinen Freund, den Orientalisten Hrn. von Kremer, geschrieben und das Manuskript nebst einem Berichte über Madjin Salih, anderen Briefen und Abklatschen von Inschriften durch die in der ersten Februarwoche des Jahres 1877 zurückkehrende Pilgerkarawane abgesandt; das hätte mich des vorliegenden Berichtes überhoben, wenn nicht diese Pakete, die ein türkischer Offizier richtig und gewissenhaft dem britischen Konsulate in Damaskus überlieferte, dort mit Absicht bis zu meiner Rückkehr uneröffnet liegen gelassen worden wären.

Die Karte, welche die Harrat el-'Aueirid und das Seil-System des Wadi Humd enthält, ist nach rohen Zeichnungen von vertrauenswerthen Nomaden entworfen, welche sie nach ihrer Weise für mich, während sie sprachen, mit ihren Kameelstöcken in den Sand malten. Es ist eine Kunst, die man durch Uebung erlernen kann, die Topographie eines Landes von ungeduldigen Nomaden zu erfragen, welche zwar die beste Kenntniß ihres eigenen Gebietes besitzen, aber nicht geschult sind, darüber hinaus die richtigen Verhältnisse nach Länge und Breite zu wahren. Gewöhnlich kennen sie von anderen Landstrichen nur die Wege der Ghazzus oder Kriegsexpeditionen, auf welchen sie vielleicht einmal in ihrem Leben geritten sind, erzählen aber dann nach Hörensagen weiter, und darin darf man ihnen dann nicht mehr trauen, muß vielmehr durch Kreuz- und Querfragen Verbesserungen anbringen und ihre Aussagen mit einander vergleichen und kontroliren. Oft gehört eine gewisse Geschicklichkeit dazu, ihre koboldartige Bosheit zu durchschauen, weshalb ich selten eine Angabe von Personen unsicherer Glaubwürdigkeit oder von mir ganz unbekannten Leuten als richtig angenommen habe. Dann stellte ich vieles als Augenzeuge fest, indem ich fast ein Jahr lang mit den Nomaden ihre Gebiete durchwanderte. Trotz ihrer Falkenaugen blieben ihnen meine Aneroid-Ablesungen stets verborgen. Sie waren aber um so mißtrauischer hinsichtlich meines Ausfragens, als ich mich offen als Nassarani (Christen) bekannt hatte, was in ihrer wilden Unwissenheit zunächst und bis sie mich besser kennen lernten, so viel bedeutete, als einen jener alten Heiden und Missethäter, welche nach ihrer phantastischen Vorstellung von ihren eigenen Vorfahren aus dem ganzen Lande vertrieben worden waren. Wie sie glaubten, war ich nicht in guter Absicht zu ihnen gekommen, sondern um jene Schätze zu heben, welche meine Vorfahren, die Kafirs, als sie das Land verließen, verborgen hatten, und über welche sich in meinen Büchern, die ich vor Aller Augen las, alte Nachrichten fänden; auch meinten sie, könnte es das Kafir-Volk, dessen Spion ich sei, wohl noch jetzt im Sinne haben, sie mit Krieg zu überfallen und ihnen ihre arabischen Wüsten wieder abzunehmen. Solches waren die gefährlichen Ansichten des niederen Volkes. In den Zelten aber war ich durch das alte Ehrengesetz der Wüste geschützt, kraft dessen sie auch einen Verbrecher, der Zuflucht unter ihnen sucht, aufnehmen. So glaubten manche, welche diesen meinen Fall mit Vorgängen aus ihrem eigenen Leben verglichen, ich müßte wegen irgend einer Blutschuld zu ihnen geflohen sein, und die Anwesenheit meiner Person, d. h. eines Nassarani, eines ihrer erblichen Todfeinde, war ihnen ein neues sonderbares Räthsel; dasselbe wurde jedoch, als sie mich erst besser kennen gelernt hatten, meist ruhig hingenommen, selbst von den fanatischesten Nomaden und den mir am wenigsten freundlich Gesinnten.

Der in alter Zeit berühmte Wadi 'Aise (Ays) nimmt seinen Ursprung eine starke Tagereise vor Janb'a en-Nakhl und fließt in den Wadi Dschizzl oder el-Humd; in ihm befinden sich viele Brunnen und Quellen, Dôm-Palmen und Ruinen von Dörfern. Der kleinere Wadi desselben Namens oder Wadi el-'Is, welchen die Karte angiebt, ist ein Seil, welcher auf dem kleinen Dschebel 'Is entspringt. Derselbe liegt zwei Tagemärsche südlich von Madjin Salih und ist geologisch merkwürdig, weil er Kalkschichten zeigt, welche die Sandsteinbasis überlagern, und welche Mörtel für gelegentliche Ausbesserungen des Birket und der Kela'a (Cisterne und Fort) liefern. Die Vereinigung des von Medina herabkommenden Wadi el-Humd mit dem Wadi el-Humd oder Dschizzl, das an der Westseite der Harrat el-'Aueirid und in dem granitischen Gebiete Scheffa seinen Ursprung nimmt, sowie die Vereinigung des Wadi 'Aise mit dem Wadi el-Humd mögen nahezu so sein, wie ich sie auf der Karte hier dargestellt habe; in meinen Papieren habe ich keine besondere Notiz über die Stelle des Zusammenflusses gefunden und bin darüber in einiger Ungewißheit[1]).

---

[1]) Weitere Erläuterungen zu der hydrographischen Skizze des Wadi Dschizzl = el-Humd.

Wadi Rumthâ entspringt am Fuße der vulkanischen Kegel Scheibân und Witter in der Harrat el-Khûderi, fließt ostwärts und scheidet die Weidegebiete der 'Aneze und der Beni 'Atie von einander.

Wadi Gârib ist der nordöstliche Ursprung des Wadi el-Humd-Dschizzl. Westlich von der H. el-'Aueirid beginnt der Wadi Dschizzl bei el-Ferâ und nimmt die westlichen Seils von den beiden hohen Tehama-Granitbergen Dschaula und Wuttid auf, weiter abwärts die von el-Dschau kommenden Seil-Gewässer, dann den östlichen Wadi Nedsched und vereinigt sich zuletzt unterhalb Bir el-ghanem mit dem östlich von der 'Aueirid herabkommenden Zweige (dem Wadi Gârib). Wadi Dschizzl heißt auch in seinem Oberlaufe, der von el-Ferâ herabkommt, Wadi Nedschl.

Bei Bir el-ghanem liegt eine zerstörte Kela' el-Zedschir; ein Tränkplatz der Nomaden.

Scheffa bezeichnet das ganze Gebiet landeinwärts von Dschebel Dschaula und Dschebel Wuttid bis zur H. el-'Aueirid, welche zuweilen selbst noch mit zu Scheffa gerechnet wird.

Der Weg von Wedschh nach Tebûk passirt die H. el-'Aueirid in el-Dschau (Meherzahl Dschiran, d. i. Tränkstelle in ebenem Grunde) und erreicht in Kela'at el-akhdar den Derb el-Hadsch.

Wadi 'Aise im Dscheina-Lande entspringt einen starken Tagemarsch nördlich von Janba en-Nakhl.

Bedâ: Ruinen mit Dôm-Palmen, dabei ein Zeltdorf der Billi-Araber.

In Wadi Sadr Ruinen eines großen Dorfes.

Dschebel Usschub ist der hauptsächlichste Vulkankegel über el-'Alli auf der Harra.

In Wadi Kura, das von der H. el-Hareiri kommt, befinden sich Reste eines aus Lehm erbauten Dorfes.

H. el-Hareiri ist von runder Form, kleiner an Umfang, aber höher als die H. el-'Aueirid.

Als ich später südostwärts reiste, fand ich durch barometrische Messungen, daß die Harrat Khaibar, deren Höhe in der Mitte 6000 Fuß beträgt, die beiden Systeme des Wadi-Rummah (Wadi e'-Rumem bei H. Kiepert) und des Wadi el-Humd von einander scheidet. Der obere Anfang des ersteren findet sich nach Angabe der Nomaden bei den Dörfern el-Hajat und Howejat, welche am Rande jener Harra liegen, auf den Karten aber noch nicht angegeben sind. Als ich in Khaibar war, erfuhr ich von einigen Leuten des Stammes Harb, daß Wadi el-Humd auch ihren Harb-Distrikt zwischen den Haramein (d. h. den beiden heiligen Städten Mekka und Medina) entwässere, und daß seine süd-



Hydrographische Skizze des Wadi Dschizzl-el-Humd von CHARLES M. DOUGHTY.

lichen Ursprünge bei Wadi Laimûn in der Gegend von Mekka liegen. Dies hielt ich anfangs für eine Fabel, fand aber später, daß es gleichfalls die Ansicht der Nomaden an den Grenzen des Nedsched zunächst oberhalb des Wadi Laimûn ist, und es wurde sowohl durch meine Aneroid-Beobachtungen, als auch durch die Versicherungen einiger Harb-Araber, Vertrauenspersonen des Scherifs von Mekka, welche ich in et-Tâif traf, bestätigt. Diese gaben an, daß das ganze Grenzgebiet gegen Nedsched nach Medina hin entwässert wird, und zwar mindestens von der Harrat el-Kes-

Bei Mogheira ein zerstörtes Dorf und, wie einige behaupten, im Felsen ausgehöhlte Grabkammern. Andere leugnen dies.
Korh ist das Ruinenfeld einer Stadt, die größer als el-'Alli war.
Istabal Antar, ein Berg bei Sudschwâ. Auf Prof. Kiepert's Karte von Arabien ist nördlich von Wedschh ein Fort dieses Namens verzeichnet.

schub an, wo ich die Höhe der Nedsched-Ebene zu 65,7 fand. In jener Gegend etwa ist wahrscheinlich der Anfang des großen Wadi el-Humd zu suchen, wo das Land jährlich von dem Monsun-Regen getroffen wird, welcher gewöhnlich im September zu fallen beginnt und in et-Taif 5 bis 6 Wochen anhält. Dieser Umstand tropischen Regenfalls scheint mir das wüste Arabien und Arabia Felix in natürlicher Weise von einander zu scheiden, wie es zu der einfachen, naturgetreuen Anschauung der Alten paßt. Die Einöde bietet dort dem aus Nord- und West-Arabien kommenden einen neuen wunderbaren, entzückenden Anblick; kein unfruchtbarer harter Boden mehr oder trockene, wie eine Chaussee so staubige Wüste, vielmehr der Sand angenehm mit Weidekräutern überwachsen, ein Land in der That, das in den Augen der Nomaden von Milch, ihrer Hauptnahrung, fließt, wo ihr Vieh (Kameele, Ziegen und Schaafe) reichliche Nahrung findet und sich jeden Tag schon um Mittag zur Ruhe niederlegen kann. So lieblich aber auch solch Anblick einer lachenden Steppe inmitten der schrecklichen Wüsten Arabiens ist, so ist dieselbe doch keineswegs so schön und fruchtbar, als etwa Haiden oder sonst wüstes Land in Europa.

An dieser Stelle will ich leicht und rasch über diese Wüste hinweggehen, deren Durchwanderung von el Hedscher aus einst so schwer und langsam sich vollzog, bis ich von el-Kasim zu reden habe. Nachdem ich in Gesellschaft der Nomaden lange Zeit das ganze Wüstengebiet von Teimâ und Hedscher durchwandert hatte bis Dschebel Irnan, wo ihnen zufolge Nedsched, das arabische Hochland, beginnt, und bis zum Berge el-Kharram, kam ich nach Goffar und Hâil (66,4). Letzteres, die Hauptstadt des Reiches des Mohammed ibn-Raschid, des Fürsten von Schammar, ist ein Städtchen von 3000 Seelen, wie ich es schätze. Goffar hat etwa ebensoviel oder wenig mehr Einwohner. Tellal ibn-Abdullah ibn-Raschid, der erste Statthalter von West-Nedscheb, hat sich, wie man erzählt, in einem Anfalle von Melancholie mit einer Pistole erschossen, nachdem ihm, wie man vermuthet, bei seinem letzten Besuche der Wahabbi-Hauptstadt er-Riad, wo er noch alljährlich seine Huldigung darbrachte, Gift beigebracht worden war. Ihm folgte sein nächster Bruder Metaab nach mohammedanischer Sitte als Aeltester des Hauses, indem Tellal's heranwachsende Kinder übergangen wurden. Bundur, Tellal's ältester Sohn, ein hitziger unreifer Jüngling, wollte das nicht leiden und verschwor sich mit seinem nächstjüngsten Bruder Béder, als ihr Oheim im zweiten Jahre regierte. Die Jünglinge erschossen Metaab von der Brustwehr der Citadelle aus und zwar, da er ein Amulet gegen Blei bei sich trug, mit einer silbernen Kugel, als er nach dem Nachmittagsgebete auf öffentlichem Markte saß und Audienzen ertheilte.

Nach seinem Tode übernahm Bundur die Würde des Emir und regierte anmaßend und stolz. Noch war sein Oheim Mohammed, Metaab's jüngerer Bruder und Abdullah's Sohn, am Leben, welcher entkommen und bei dem ersten Alarm nach er-Riad zu dem Wahabbi-Fürsten Ibn Saud geflohen war. Bundur ließ ihn zurückrufen und versprach ihm Sicherheit, wobei Ibn Saud den Vermittler spielte. Mohammed kehrte zurück, um sein früheres Amt als Geleiter der von Persien über Bagdad kommenden Pilgerkarawane wieder zu übernehmen, welche in letzter Zeit unter dem kräftigen Schutze des Fürsten von Schammar in ziemlicher Stärke durch dessen Gebiet nach den heiligen Städten wandert. Mohammed, der wieder einmal von Mesopotamien zurückkehrte, wohin er den heimkehrenden Hadsch geleitet hatte, hatte den Auftrag, für des Fürsten öffentliche Küche oder Gasthalle die jährlich erforderliche Menge von temmen oder mesopotamischem Reis nach Hâil mitzubringen. Zu diesem Zwecke miethete er Kameele von den Duffir-Beduinen, einem entfernt wohnenden Stamme, der weder freundlich gesinnt noch der kräftigen Herrschaft des Fürsten von Dschebel Schammar unterworfen war. Als der junge Bundur vernahm, daß sein Oheim Mohammed mit den Duffir-Kameeltreibern nahe, ließ er seine Stute vorführen, nahm keine andere Begleitung als seinen ältern Vetter Hamud, Abeid's Sohn, mit sich, ließ die Thore der Stadt hinter sich schließen und ritt dem Ankömmling entgegen. Als er ihn traf, fragte er: „Warum hast Du, Mohammed, die Duffir, welche doch, wie Du weißt, unsere Feinde sind, hierher gebracht?“ — „Ich konnte nicht anders, oh el Mohafud“! (o Statthalter!) entgegnete dieser, „da ich diesen Deinen Reis mitbringen sollte und in Mesopotamien keine anderen Kameeltreiber fand.“ Da aber Bundur ein böses Gesicht machte, gab Mohammed einem Manne, der in seiner Nähe ritt, ein Zeichen, ihm sein Pferd zu borgen, als wenn er sofort hinreiten und das Abladen des Reis überwachen wollte, stieg auf und, als er dicht an Bundur herangekommen war, packt er ihn bei den „Hörnern“, jenen langen gedrehten Locken, wie sie die Beduinen tragen. „Ach, mein Onkelchen, ach, thue das nicht, Du liebes Onkelchen mein!“ rief Bundur in Todesangst. „Warum hast Du denn Deinen Onkel getödtet?“ antwortete Mohammed mit fürchterlicher Stimme, zog seinen krummen Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn Bundur bis an das Heft in den Bauch, daß er sofort todt niederfiel. Hamud aber galoppirte nach der Stadt zurück, befahl die Thore geschlossen zu halten und rief: „Ein Raschidi (Mitglied der fürstlichen Familie Ibn-Raschids) hat den andern getödtet! Daß keiner sich von seiner Stelle rühre oder seine Stimme erhebe, oder ich werde ihm den Kopf abschlagen mit diesem Schwerte hier, bei Allah!“

Inmitten dieser allgemeinen Bestürzung wurden auf Mohammed's Befehl alle Kinder seines Bruders Tellal eines nach dem andern ergriffen und nebst ihren Sklaven abgethan, weil dieselben, wenn sie am Leben geblieben wären, verpflichtet gewesen wären, die jungen Prinzen, die Söhne ihres Herrn oder „Vaters“, zu rächen. Im Ganzen wurden auf diese Weise etwa 20 Personen in jungen Jahren umgebracht und lagen im Grabe, ehe noch die Sonne zum zweiten Male aufging, wo Mohammed unter der Bestürzung und den Beglückwünschungen der Angesehensten des Volkes die Herrschaft übernahm. Das war der Mann, den ich als Fürsten in Hâil vorfand, ein Mann von großen Fähigkeiten, der als Privatmann stets ehrenhaft gewesen wäre. Ein böser Unstern, die vorgebliche Blutrache, Furcht für sein eigenes Leben und ehrgeizige Absichten, durch schreckliche Nothwendigkeit angetrieben, hatten ihn dahin gebracht, sein Glück mit dem Blute seiner Verwandten zu erkaufen. An dem Bettlerhof dieses verwandtenmörderischen Beduinenfürsten war ich stets ein sehr schlechter Höfling. Ich hatte ihn mit dem mohammedanischen Friedensgruße angeredet; aber er, der fromme Mörder, spielte den Fanatiker und wollte als Muselmann dem Christen diesen Gruß nicht zurückgeben. Ich meinerseits wollte mich in meinem Gewissen nicht zur Nachgiebigkeit bequemen und kümmerte mich nicht um die drohenden Blicke, die der mächtige Mann bis zu blutdürstigem Grimme zu steigern sich geübt hatte.

Als ein fanatischer Rechtsgelehrter gleichfalls die christlichen Nationen, ihren Glauben und ihre Wissenschaft beschimpft hatte, tadelte ich denselben scharf und wies ihm nach, daß er fast in ebenso finsterer Unwissenheit lebte, wie die unvernünftigen Thiere. So hätte ich mir fast die Un-

gnade des von böswilligen Fanatikern umgebenen Emirs zugezogen; ich wurde aber damals geschützt durch Salz und Brot, d. h. durch die Gastfreundschaft Hamud's, des toleranten Sohnes des Abeid, welcher jetzt der zuverlässige Verbündete seines Vetters, des Emir, war. Bundur's Schicksal war, wie manche glauben, zwischen beiden vorher verabredet worden.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Hâil, wo ich noch verweilte, um ein Kind Hamud's zu kuriren, kam daselbst die persische Pilgerkarawane auf ihrem Zuge von Mesopotamien nach Mekka an. Sie hielt sich ein bis zwei Tage auf, und ich besuchte ihr Lager, als sie gerade aufbrechen wollte. Da redete mich ein junger Mann, den ich schon an seiner Physiognomie als Fremden erkannt hatte, an und theilte mir zu meinem Erstaunen alsbald mit, daß er auch ein Europäer und zwar ein Italiener sei. Da wir uns in einem gefährlichen Lande befanden, so fragte ich ihn nach seinem Namen und nannte ihm den meinigen, damit, wenn einer von uns glücklich heimkehrte, und der andere nicht, jener den Freunden des andern diese Nachricht bringen könnte. Er nannte sich Francesco Ferrari aus Piemont, war, wie er erzählte, sehr jung nach Mesopotamien gekommen, hatte ein mohammedanisches Kolleg besucht, war in acht Jahren ein vollendeter Arabist geworden und bekannte sich äußerlich zum Islam. Jetzt machte er unter dem Schutze ihm befreundeter, ehrenwerther Personen die Pilgerreise und wollte dann mit der heimkehrenden syrischen Karawane nach dem Mittelländischen Meere zurückgehen.

Ich hatte schon länger als einen Monat in Hâil zugebracht, wo ich dem blutigen ungeduldigen Emir ein Dorn in der Hand und den böswilligen Fanatikern ein Schrecken war, doch stets von der bessern Klasse Leute heimlich begünstigt wurde. Als Hamud's Kind schließlich in der Genesung begriffen war, erklärte ich, daß die Zeit für meine Abreise gekommen sei, und bat ihn, daß er mich sicher nach Khaibar senden wolle. Er rieth mir von dieser Reise ab und meinte, ich würde nicht leicht von dort zurückkehren, da das Klima der Khaibar-Thäler sehr gefährlich sei, und wenn ich von dort weiter reisen wollte, so könnte ich schwerlich irgend wo anders hin gehen, als nach el-Medina. Der Emir ließ mir durch den Befehlshaber seiner Leibwache sagen, daß er mich schicken würde, wohin ich immer wünschte, nach jedwedem Orte, den ich nennen möchte. Ich antwortete aber: „Khaibar", was ihm mißfiel, da dasselbe einen Hauptbestandtheil seines Reiches gebildet hatte, den er kürzlich an die Regierung von el-Medina verloren hatte. Da ich schon fast zu lange in Hâil verweilt hatte, so beeilte man sich, mich, den Ungläubigen, fortzuschaffen, und zwar in gewaltsamer und verrätherischer Weise, indem man mir nicht gestattete, ein paar Tage länger auf eine sichere Gelegenheit zu warten. Denn ich wurde, wie ich allerdings erwartet hatte, bei den ersten Nomadenzelten, die wir antrafen, von denen, die mich sicher geleiten sollten, verrathen und verlassen. Indessen diese Nomaden, Heteim ihrem Stamme nach, standen nicht an, mich für Entgeld weiter nach Khaibar zu senden, einem Punkte, welcher zu jeder Zeit über die rauhe und in der damaligen Winterzeit ganz verlassene Harra hinweg schwierig zu erreichen ist und sonst beständig von feindlichen Ghazzus durchzogen wird. Ich hatte freilich nahezu ein volles Jahr mit meinen mancherlei Versuchen, Khaibar zu erreichen, gebraucht. Von den türkischen Behörden in Khaibar (68,5) festgenommen, wurde ich $2^1/_2$ Monate lang bewacht und war die ganze Zeit gefaßt, von diesen Schuften zur Hinrichtung hinausgeführt zu werden, angeblich wegen meines Unglaubens, in Wirklichkeit aber, damit sie nach meinem Tode sich meiner geringen Habe bemächtigen könnten; allein ein angesehener Mann im Orte, von el-Medina gebürtig, nahm sich meiner an und schützte mich vor dem blutdürstigen Fanatismus des Pöbels. Schließlich wurde ich auf Befehl des Gouverneurs von Medina, Sabri Pascha (augenblicklich Finanzminister in Konstantinopel), in Freiheit gesetzt und kehrte unter großen Schwierigkeiten nach Hâil zurück, da kein anderer Ausweg von Khaibar so sicher war. Als ich ankam, war der Emir auf einem Kriegszuge im Norden abwesend, und so geriethen die wenigen gefährlichen, fanatischen Leute von Neuem in Wuth, daß der Kafir zu ihnen zurückgekehrt war, und jammerten, daß der verfluchte Nassarani nie umkommen würde, da er nicht einmal durch die pestilentialische Luft von Khaibar sein Leben verloren hätte. Der Sklave[1]) also, welchen der mit Hammud und allen seinen Streitkräften zum Kampfe abwesende Emir zurückgelassen hatte, um Ordnung in Hâil zu halten, jagte mich am folgenden Tage zur Stadt hinaus und befahl den mich begleitenden Beduinen, mich wieder nach Khaibar zurückzubringen, ohne sich an das Empfehlungsschreiben zu kehren, welches ich von dem wohlwollenden Gouverneur von el-Medina an den Emir mitgebracht hatte. Als ich nun wieder durch die Wüste zurückkehrte, wurde ich von meinen doppelt bestochenen Führern wiederum im Lande der Heteim verlassen.

Ich wollte nun durch die Landschaft el Kasim gehen. Jene Heteim schickten mich zu Nachbaren der Harb, Arabern von Haramein (Mekka und Medina), die für sehr fanatisch gelten, wo ich aber allen Gefahren entrann und Mittel und Wege fand, nach Bereida zu reiten. Am selben Abende, als ich ankam, wurde ich dort beraubt, und als sich das böswillige fanatische Volk am nächsten Tage tumultuarisch zusammenrottete, befand ich mich in größerer Gefahr, als jemals sonst. Wider seinen Willen errettete mich der anwesende fanatische, aber politische Emir aus ihren Händen und schickte mich auf den Weg nach Aneisi, aber mit dem geheimen Befehle an die Kameeltreiber, mich in der Nähe jenes Ortes in den Palmenwäldern am Wadi er-Rummah zu verlassen. Und so geschah es auch; allein ich fand glücklicherweise einen Mann, welcher gegen Entgelt mein Gepäck auf seinem Esel nach Aneisi schaffte. Die Entfernung zwischen Bereida und Aneisi (69,3) beträgt nur 10 bis 11 (engl.) Meilen; zwischen den beide Städte umgebenden Palmen liegen aber nach meiner Ansicht kaum 6 Meilen Nefûd (Sandwüste), durch welche, indessen näher an Aneisi, das Wadi er-Rummah sich zieht (auf keiner Karte genau, sondern nur vermuthungsweise angegeben); in demselben treten einige schwache Quellen brakischen Wassers zu Tage, und ich ritt dort über einige schwache, fließende Wassertümpel.

Bereida hat nach meiner Schätzung schwerlich mehr als 5000 Einwohner, während Aneisi, eine selbständige Stadt, welche sich in den letzten 15 Jahren sehr vergrößert haben soll, über 7000 Seelen zählt. Diese beiden großen Städte sind schlechte Nachbarn und, da Bereida die Partei Ibn-Raschid's ergriffen hatte, einander fast feindlich gesinnt; obwohl sie nur eine Stunde Reitens von einander entfernt sind, fand damals doch nicht der geringste Handelsverkehr zwischen ihnen statt. Die Bewohner beider Orte, welche daheim und in der Fremde Handel treiben, Karawanen aussenden und in Syrien, Mesopotamien, Mekka und Medina unter dem Namen el-'Akeil bekannt sind, sind gleichsam

[1]) Sklaven-Bruder d. i. in seines Vaters Hause von einer Sklavin geboren oder mit ihm aufgewachsen.

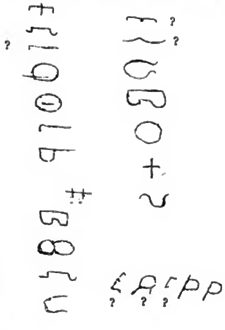
die Lombarden der arabischen Halbinsel. Aneisi ist ein hübscher, freundlicher Ort; doch hängt fast die Hälfte seiner Bewohner dem alten fanatischen Wahabitenthume an. Dasselbe war es auch, wodurch ich nach einiger Zeit aus der Stadt getrieben wurde; der Emir Zamil sah sich genöthigt, mich zur Nachtzeit nach Chubbera zu senden. Indessen wurde ich durch die Dazwischenkunft meiner Freunde von dort reclamirt und am dritten Tage nach Aneisi zurückgebracht. Es waren das gereiste Leute und gehörten zu jenen reichen Kaufleuten, welche in Dschidda und Bosra am Persischen Meerbusen Niederlassungen haben, Männer von freisinniger Denkungsart und sehr geneigt, den „Ingleisi“ zu unterstützen und ihm tolerante Gastfreundschaft zu gewähren, obwohl sie sehr überrascht waren, mich dort zu sehen. Trotzdem wurde es mir nicht erlaubt, die Stadt wieder zu betreten; vielmehr wurde ich nach einer 2 englische Meilen vor der Stadt gelegenen Palmpflanzung gebracht, wo ich nahezu weitere zwei Monate verweilte. Es war jetzt Hochsommerszeit und ich wartete auf die Butter-Karawane nach Mekka. Zamil wollte mich nach er-Riad oder nach dem Persischen Meerbusen senden, oder wohin ich sonst wollte; ich aber wählte die Straße nach Dschidda, damit ich unterwegs das andere große vulkanische Gebiet, von welchem ich damals gehört hatte und welches unter dem Namen Harrat el-Kusschub zusammengefaßt wird [1]), kennen lernte und die Höhe und Abdachung des großen Wüstenstriches zwischen el-Kasim und et-Taif beobachten könnte. Dies, wie ich voraussah, eine gefährliche Reise, da ich in der Nähe von Mekka vorbeikommen mußte, wurde mir zugestanden. Ich übergehe die Einzelheiten derselben bis zu meiner Ankunft in et-Taif an dieser Stelle und schiebe die Besprechung der Harrat el-Kusschub bis dahin auf, wo ich die Geologie Westarabiens und des vulkanischen Gebietes im Allgemeinen behandle.

In et-Taif zeigte man mir drei rohe Steinidole der altarabischen Gottheiten el Uzzah, el Hubbal und el Latah; es sind mächtige, unbearbeitete Blöcke des gewöhnlichen grauen Granites, welche wahrscheinlich lange, bevor das Menschengeschlecht auf Erden lebte, von den Bergen herabgerollt sind und an ihrer jetzigen Stelle gelegen haben. Das gemeine Volk soll dieselben, wenn auch nicht öffentlich, mit abergläubischer Scheu betrachten, und es giebt noch jetzt Leute, welche heimlich zur Nachtzeit hingehen und sich an diesen ehrwürdigen heilkräftigen Steinen reiben. Man findet gewöhnlich in den Landschaften Arabiens, jedoch außerhalb des Bereiches der reformirten oder wahabitischen Lehre, und selbst in Syrien, etliche ähnliche Ueberreste des alten Heidenthums; was ich davon unter den Beduinen Westarabiens, unter denen ich lebte, beobachtet habe, will ich hier mittheilen.

In diesen Gegenden giebt es gewisse menahil (Plur. von menhel, eigentlich ein Platz, wo man zum Wasser hinabsteigt) el melûk, so zu sagen Plätze, wo der Geist der Luft oder Engel herabsteigen. Der menhel ist gewöhnlich ein Strauch oder ein Baum, um welchen Leute, die sich noch am Leben befinden, mitunter gespenstische Reiter haben herumjagen sehen, und wo man bei Nacht oft das Geräusch und die Musik eines Elfentanzes hört. Wenn abergläubische Nomaden auf ihren Wanderungen an eine solche Stelle kommen, so opfern sie dort ein Schaf oder eine Ziege. Ein Kranker, der unter solch heiligem Baume schläft, ist seines Uebels ledig, wann er am nächsten Morgen erwacht, schläft aber ein Gesunder daselbst, so erhebt er sich Morgens als ein gebrochener Mann und wird schwerlich je wieder gesunden. Ich hatte einmal einen Billi-Beduinen in der Kur — denn ich spielte in Arabien den Hakim (Arzt) —, dessen Freunde seine Krankheit nur auf eine solche Ursache zurückführten. Es giebt unter den Beduinen verständigere Männer, welche in ihrem Innern diese alten Gebräuche als thörichten, eitlen Aberglauben tadeln; andere haben zum Spott jene Bäume mit Feuer und Schwert verstümmelt. — „Aber,“ sagen die Beduinen, „wir haben diese binnen kurzer Zeit elendiglich umkommen sehen, sie sowohl, wie ihr Vieh.“

Unter diesen geheiligten Stätten sah ich einen Hain wilder Feigenbäume, „Hamâta“, im Wadi Thirba (unweit Medjin Salih) und eine heilige Talh- oder Gummi-Akazie in Medjin Salih selbst. Als ich von demselben ohne weitere Ueberlegung einige Zweige zu Zeltpflöcken abhauen wollte, lief ein mir befreundeter Beduine herzu, umarmte und bat mich, sofern mir meine Gesundheit lieb wäre, davon abzulassen und den geheiligten, unheilbringenden Baum nicht zu beschädigen. Da bemerkte ich erst, daß die Beduinen Ziegenhörner und andere werthlose Dinge in seinen Zweigen aufgehängt hatten, und daß von syrischen Pilgern Nägel in den Stamm eingeschlagen worden waren. Denn die Verehrung von Hainen und Bäumen ist noch heutigen Tages unter dem Volke in Syrien lebendig, wie z. B. im Wadi Barrada unweit Damaskus, wenn sie auch wenig beachtet wird, und findet sich mehr oder weniger in allen arabischen Ländern.

Die Inschrift in himjaritischen Buchstaben, welche Professor Sprenger im „Globus“ XXXVII, S. 202 erwähnt hat, und die sich zwischen Kurn el-menazil oder es-Seil und et-Taif an der Gebirgspassage Ria ez-Zellâla findet, steht über dem Abbilde einer menschlichen Gestalt und ist undeutlich mit einem Steine in einen Granitblock eingeritzt. Die Buchstaben, wie ich sie bei meinem Besuche dort im Scheine der Sonne erkennen konnte, sind, wie unten folgt. Der



[1]) Die Araber zeichneten mir die Harrat Beni 'Abdillah nebst der H. Turra, welche so scharf und zerrissen ist, daß nur Esel, aber nicht Kameele sie passiren können, ferner H. Kesschub, 'Aschiri, 'Ateisa und Escina als eine lange ununterbrochene Zone in den Sand, gaben aber schließlich zu, daß zwischen ihnen Lücken und Ebenen existirten.

größere Theil der himjaritischen Inschrift ist senkrecht gestellt, und das ist, wie ich fand, das Gewöhnliche in den nordwestlichen Landschaften Arabiens.

Die menschliche Figur ist nur bis zum Gesäß abwärts dargestellt und hält einen Kameeltreiber-Stock in der Hand. Ein zweites, bei den Nomaden berühmtes Bild sah ich bei dem See Ibba Moghair zwischen Teimâ und dem Berge Irnân; ein drittes, welches ich nicht gesehen habe, befindet sich nach Angabe der Beduinen bei Siddût unweit Palmyra. Die beiden letzteren stellen nach ihrem Glauben den berühmten Abu Zaid vor.

Von dem Himjarischen habe ich bisher nicht mehr studirt, als daß ich die vielen Inschriften, die ich auf den Felsen Nordwest-Arabiens sah, abzuschreiben pflegte, und hinsichtlich des Literar-Arabischen, welches ich aus Abneigung nur obenhin kennen lernte, lasse ich mich von den studirten Orientalisten Europas stets willig belehren. Wollte mich aber irgend wer in Sachen der Nomaden-Geographie berichtigen, so kann er sich doch nur auf seine Bücher stützen, um die Natur zu verbessern. Es wäre mir zu mühselig und, glaube ich, ein vergebliches Unternehmen, aus der unendlichen Masse von Literatur die weisen Aussprüche, die schwächlichen Phantasien und mangelhaften Beobachtungen der eitlen arabischen Autoren herauszusuchen. Es möge mir genügen, mit größerer Freiheit auf Grund dessen zu sprechen, was ich mit meinen Augen gesehen habe, auf Grund von vielleicht tausend barometrischen Beobachtungen und der Aussagen der glaubwürdigsten Beduinen. Denn es liegt auf der Hand, daß Niemand Arabien besser kennen kann, als diese Nomaden, welche so zu sagen Landschifffahrer sind, welche alle Zufälligkeiten des Terrains, wie Seils (Betten von Gießbächen), Berge, Abfall des Bodens &c., ebenso fleißig beobachten, wie Seeschiffer die Ebb- und Fluth, Strömungen, Anzeichen des Wetters oder die Sternbilder zu ihren Häuptern.

Ich habe nun im Allgemeinen von der Geologie Westarabiens und von den Harrats oder großen vulkanischen Gebieten zu reden. Der geologische Aufbau der arabischen Halbinsel ist in seiner Einfachheit echt arabisch. Sie ist im Großen das, was man im Kleinen schon an der Sinai-Halbinsel sehen kann: eine Grundlage krystallinischer, granitischer Formationen, darüber Sandsteine, und auf den Sandsteinen lagert Kalk. Die ältesten Basalte der Harrats oder Lavafelder in Arabien (arabisch Sing. harrah, Plur. ahrar oder harrar) haben sich im Gebiete von Mekka und dem benachbarten Nedsched, Harrat el Kusschub, über die krystallinischen, plutonischen Gesteine ergossen. Die große Harrat Khaibar und Harrat el-'Aueirid sind Basalte und Laven, welche Sandsteine überfluthet haben. In der Bella oder Dschebel Scherra sind die Basalt-Eruptionen durch die obere Kalksteinkruste hindurchgebrochen. Die Harrats 'Aueirid, Khaibar und el Kusschub habe ich voll vulkanischer Kegel (Hilliân) und Krater gefunden, dergestalt, daß ich, als ich mit den Nomaden auf 'Aueirid umherzog, zu gleicher Zeit ringsum an 30 Hillahs im Gesichtsfelde zählte. Der größte derselben oder, wie die Araber sagen, „hillah scheilh", Dschebel Anaz, läßt sich meiner Ansicht nach mit dem Gipfel des Besuvs oberhalb des Observatoriums vergleichen. Ueberall sah ich Obsidian, Tuff, Säulenbasalt, Basaltflüsse unter der Lava, Bimsstein und aschenähnliche Laven, welche, obgleich man sie für ganz junger Entstehung halten möchte, doch in jener reinen trockenen Atmosphäre unendliche Zeiträume fast unverändert überdauert haben mögen. Und dennoch giebt es Thäler, wie Wadi Thirba und Schellal, welche 600 bis 700 Fuß tief in den Basalt der Harrat el-'Aueirid eingegraben sind, während in dem nahen Medjin Salih die in den weichen Sandsteinfelsen eingeritzten Inschriften sich schon weit länger als 1000 Jahre erhalten haben. Die Nomaden werden sagen, daß jene basaltischen Felsen aussehen, als hätten sie gebrannt; allein irgend welche Ueberlieferung über thätige Vulkane habe ich nicht gefunden, und in den Ortschaften waren Erdbeben nur dem Namen nach bekannt und sind nie verspürt worden. Doch ist es historisch, daß im ersten Menschenalter nach Mohammed ein vulkanischer Ausbruch in der Ahrar el-Medina, welcher für die benachbarten Städter munter ein Gegenstand des Schreckens gewesen ist, stattgefunden hat.

Vorher hatte ich die Lava-Eruptionen des Wadi Arabah, die am Todten Meere und im Jordanthale nebst denen in Idumaea, el Bella und im Hauran kennen gelernt. Als ich dann Arabien betrat, fand ich eine kleine Harra am Abstieg Alaba und vulkanisches eruptives Gestein und vulkanisches Geröll längs der Pilgerstraße bis Tebûk hin, ferner die erstaunliche Harrat el-'Aueirid nebst der kleinen Harra oder el Harreiri und sodann die große Harrat Khaibar. Namen und Lage des Ahrar el-Medina habe ich nach den Angaben jenes edlen Mannes, der mich so lange in Khaibar beschützte, verzeichnet. Als ich darauf vom mittleren Nedsched kommend über die großen Harrats nach dem Distrikte von Mekka reiste, passirte ich el-Kusschub, el'Aschiri, 'Ateifa u. s. w. Die Harrats Dscheheina und Rodwa fügte ich nach Mittheilungen befreundeter Araber, welche sie gesehen hatten, hinzu. So finde ich, daß sich eine große, vulkanische Zone durch die arabische Halbinsel von Palmyra bis Mekka hinzieht und sich von dort wahrscheinlich in den vulkanischen Inseln des Rothen Meeres bis Perim und Aden fortsetzt. Einige derselben haben vorüberfahrende Schiffskapitäne den „Sailing Directions" zufolge mitunter Feuer und Rauch ausstoßen sehen.

So habe ich kurz zusammengefaßt, was nach meinem Dafürhalten für gelehrte Geographen und Orientalisten von meinen Reisen in Arabien von augenblicklichem Nutzen sein dürfte. Ich könnte ein andermal einige weitere Mittheilungen über dieselben veröffentlichen. Falls sich dann einige geringe Aenderungen der hier angegebenen Höhen ergeben, so liegt der Grund darin, daß ich vorstehenden Artikel fern von der Mehrzahl meiner Aufzeichnungen geschrieben habe, weshalb ein Theil der Höhen hier nur nach einer einzigen Beobachtung gegeben sind. Deshalb werde ich bei größerer Muße das Mittel aus vielen Beobachtungen an einem und demselben Orte, wo ich längere Zeit verweilt habe, berechnen, wie z. B. für Medjin Salih aus mehr als 100 Ablesungen.

Was die Sand- und Kalksteine Arabiens anlangt, so scheinen letztere den Kalken Englands („the chalk") so ziemlich gleichartig zu sein. Die Sandsteine halte ich deshalb jetzt für identisch mit dem englischen „greensand" und die arabischen Nefuds (tiefe Sandwüsten) für Gürtel oder Zonen von „greensand".

Unter den Thieren der Halbinsel findet sich eine dem Zoologen bisher unbekannte Antilope, welche die Araber „wilde Kuh" (Bakr el-Wahaschi) nennen, die Beduinen aber eigentlich el odjâhi; ich habe ihre langen, geraden, einhornähnlichen Hörner mitgebracht und habe in Hâil ein solches Männchen und ein Weibchen lebend gesehen. Dieses schöne Thier lebt in dem wasserlosen sandigen Gebiet der Scherrarat-Nomaden im westlichen Arabien und im Süden in dem sandigen Lande der Kahtan und anderer Nomaden am Wadi Dauâsir und darüber hinaus.

Was den Sultan der Wahabbis anlangt, so war dessen Macht, als ich Arabien betrat, kürzlich gebrochen. Söhne Feisal's waren Abdullah und Daud der jüngere. Da Abdullah bei seines Vaters Tode succedirte, zog sich Daud, darüber unzufrieden, nach Wadi Dauasir[1]) hin zurück, sammelte dort eine Schaar Männer aus dem Süden, zog damit gegen er-Riad, verjagte seinen Bruder und übernahm die Würde seines Vaters. Abdullah aber, der Flüchtling, zog mit den Beduinen umher. Daud wurde dann die Ursache des Verfalles der Wahabbi-Macht, und zwar auf folgende Weise. Er versammelte alle ihm untergebenen Beduinen, um sie nebst seinen eigenen Leuten zu einem Ghazzu gegen den großen Beduinenstamm Ateiba zu führen, welcher in allen Lagen der treueste Verbündete und Beschützer seines Bruders Abdullah war. Beim ersten Zusammenstoße aber wich seine Abtheilung der Kahtan, welche jederzeit die verrätherischesten unter allen Beduinen waren, plötzlich zurück, kehrte die Waffen gegen ihn, fing in einem Augenblicke alle seine Pferde ein und ritt damit hinweg. Dieser unersetzliche Verlust machte an jenem Tage der berühmten und ein Jahrhundert alten Herrschaft der Wahabbi ein Ende. Daud wurde von den tapferen Ateiba geschlagen, büßte sein ganzes Gepäck und seine Zelte ein und kehrte, nachdem er alles verloren, durch die Wüste nach er-Riad zurück, wo er noch zwei Jahre lebte und dann an einer Krankheit starb. Nun kehrte Abdullah friedlich zurück, und herrschte über sein verkleinertes, fast vernichtetes Reich, welches jetzt nur auf einige nahe Dörfer beschränkt war. Alle Städte weigerten sich, ihm unterthan zu sein oder noch länger Tribut zu zahlen, alle Beduinenstämme fielen von ihm ab, ihm aber fehlte die Macht, sich jene wieder zu unterwerfen, und so verfiel das Nomadenland wieder in seine frühere Wildheit und Unsicherheit.

[1]) Wadi Dauasir oder el-Aftadsch liegt südwestlich von er-Riad, der Hauptstadt von Nedsched, und ist derjenige Theil Arabiens, welcher vor allen untersucht zu werden verdient und eines kühnen Reisenden wie Doughty harrt. Wie uns Here Peof. Sprenger schreibt, wäre dee geeignetste Ausgangspunkt für eine Reise dorthin Baghdad, in dessen westlich vom Tigris gelegenen Stadttheile man stets viele Geschäftsleute aus diesem Lande findet, die zwar feomme, aber nicht übermäßig fanatische Menschen sind. Red.

Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bei Vollendung des ersten Decenniums ihres Bestehens.

II.

Zu sehr erfreulichem Fortschreiten ist auch der unter der Redaction von Schaaffhausen in Bonn stehende Gesammtkatalog des in den Sammlungen der deutschen Universitäten und in den Museen der größeren Städte Deutschlands sowie in verschiedenen Privatsammlungen vorhandenen anthropologischen, ethnologischen und urgeschichtlichen Materiales begriffen. Vier Hefte liegen davon bereits gedruckt vor uns, und zwar die anthropologische Sammlung des anatomischen Museums der Universität Bonn, die von Blumenbach gegründete anthropologische Sammlung der Universität Göttingen, die anthropologischen Sammlungen der Universität Freiburg im Breisgau sowie die anthropologischen Sammlungen zu Königsberg in Ostpreußen, welche sich sowohl bei der königlichen anatomischen Anstalt, wie im Besitz der königlich physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, und in der Alterthumsgesellschaft „Prussia“ befinden, umfassend.

Bereits auf der Anthropologen-Zusammenkunft zu Göttingen war es als wünschenswerth bezeichnet worden, daß einige Bearbeiter der vergleichenden Anthropologie sich vereinigten, um über möglichst gleichmäßige Methoden sowohl der Messungen, als der Darstellungen verschiedener Art sich zu besprechen, wie denn auch von der kraniologischen Kommission ein übereinstimmendes Meßverfahren angestrebt worden ist. Wie wenig aber damit erreicht worden ist, davon legen schon die bis jetzt gedruckten Hefte ein beredtes Zeugniß ab, sie sind ein neuer Beweis für die deutsche Einigkeit, der uns zum Gespött des Auslandes machen wird. Wie soll aber im Großen Einmüthigkeit hergestellt werden, wenn dieselbe auf dem kleinen, doch nur von vernünftigen Menschen, denen der Eigensinn fremd sein sollte, bebauten Gebiete der Kraniologie nicht zu erzielen gewesen ist.

Viel und reiches Material liegt auch für den Katalog, dieses große Sammelwerk von ebenso praktischer wie wissenschaftlicher Bedeutung, vor. So ist auch schon der Darmstädter Katalog vollständig fertig gedruckt, ist aber noch nicht ausgegeben. Weitere Publikationen werden folgen, sie liegen theils schon im Manuskript vor, theils sind sie in der Bearbeitung, so daß in ungefähr zwei Jahren Schaaffhausen das große Unternehmen zum Abschluß zu bringen gedenkt. Wünschen wir ihm und der Gesellschaft Glück dazu, wobei wir aber den maßgebenden Persönlichkeiten doch nochmals recht dringend ans Herz legen möchten, wenigstens bei den nunmehr in Angriff zu nehmenden Arbeiten, sowohl was die Schädel- als die Skelet- und Körpermessungen betrifft, ein nach gleichen Principien festgestelltes Verfahren einzuschlagen. Sollte dies der Autorität Virchow's, der doch schon ganz andere Dinge durchgesetzt hat, zu bewirken nicht möglich sein? Selbst eine weniger vollkommene Methode, wenn sie nur allgemein befolgt wird, ist werthvoller und von größerer praktischer Bedeutung, als die vollendetste, die nur ein pium desiderium ist und als Ideal vorschwebt, aber nicht greifbar ist.

Mit dem Ausdruck des nicht ganz Befriedigtseins ging Fraas an die Berichterstattung über den Stand der deutschen prähistorischen Karte. „Ich muß — bemerkte er nicht ohne eine gewisse Bitterkeit und Mißstimmung — nun bei der dankbarsten Anerkennung der vielen mühevollen Arbeiten, welche einzelne Mitarbeiter der Karte zugewandt haben, leider mit dem Bekenntniß beginnen, daß die Mehrzahl der darum angegangenen Mitglieder im Laufe der hinter uns liegenden sieben Jahre noch nicht die Zeit gefunden haben, ihre Einträge in unsere Sammelkarte zu machen.“ Doch Fraas ist auch gerecht und erkennt die Schwierigkeiten, die entgegenstehen und nicht geringe sind, vollkommen an. Nicht der Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit schreibt er die „tabula rasa“ unserer Karten zu, sondern der Mangelhaftig-

keit unseres Wissens und dem berechtigten Zweifel über die archäologische Deutung einer ganzen Reihe von Funden, wobei die „skandinavische Trilogie“ nicht wenig verwirrend mitgewirkt hat.

Fraas glaubt nicht, daß man auf dem bisherigen Wege zum Ziele und zu brauchbaren und erfreulichen Resultaten gelange, er verwirft die bisher beliebte Methode, nach welcher alle Funde der verschiedenen Perioden zusammen nach einem doktrinären Schema in Eine Karte eingetragen werden sollen, und hält es für viel zweckmäßiger, die sämmtlichen prähistorischen Alterthümer in mehrere Karten einzutragen, und zwar mit den vier adoptirten Farben, Roth für Stein, Gelb für Bronze, Grün für Bronze und Eisen und Blau für Eisen, auf vier verschiedenen Karten. Die erstere würde die ältere, paläolithische Steinzeit umfassen und die Gestaltung dieser Periode innerhalb Deutschlands auf den ersten Blick zeigen, wonach der Schwerpunkt derselben in den Süden fällt. Eine zweite Karte würde die Zeit des geschliffenen Steines und die ersten Anfänge der Metallzeit umfassen, welche etwa bis in die etrurische Zeit hinab greift. Die dritte Karte würde die Periode bis zur römischen Okkupation umfassen und das eigentlich Römische darstellen, das von nun an alle Verhältnisse beherrscht. In ein viertes Blatt wäre endlich das Nachrömische bis zur Zeit der Merowinger aufzunehmen. Als Grundlage für die prähistorische Karte schlägt Fraas die auf der zoologischen Karte Deutschlands zu Grunde liegende von Dechen'sche Karte vor, in welche je eine der vier unterscheidbaren Perioden der deutschen Vorgeschichte einzutragen wäre.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Fraas'sche Vorschlag viel Verlockendes namentlich in praktischer Beziehung hat, denn die verschiedenen Farben und zahlreichen Zeichen sämmtlich auf ein Blatt einzutragen würde ungemein verwirrend wirken und große Unzuträglichkeiten mit sich bringen, abgesehen von der Schwierigkeit der Herstellung. Ob damit aber alle Uebelstände, die sich bisher bemerklich gemacht haben, sollten beseitigt werden, möchten wir doch bezweifeln. Ja neue streitige Punkte werden sogar dadurch geschaffen, welche beizulegen die prähistorische Archäologie, mit den ihr gegenwärtig zu Gebote stehenden Mitteln, nicht wohl in der Lage sein dürfte.

Nicht minder als der Unternehmungen der Gesellschaft in ihrer Gesammtheit müssen wir auch der Thätigkeit der verschiedenen Lokalvereine wie der Leistungen einer großen Anzahl von Mitgliedern Erwähnung thun. Die Berichte im Korrespondenzblatt wie die größeren Arbeiten im Archiv für Anthropologie legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, wie eifrig und wie erfolgreich gegenwärtig bei uns in Deutschland das Gebiet der Anthropologie, das vor einem Jahrzehnt noch ziemlich brach dalag, bebaut wird, und wobei die Forscher von den Regierungen und Behörden wie von der Laienwelt nicht nur das bereitwilligste Entgegenkommen, sondern auch die erwünschteste Unterstützung finden.

Es ist unmöglich hier auf die Thätigkeit und die Leistungen der einzelnen Zweigvereine näher einzugehen, obgleich auch von diesen zahlreiche treffliche Unternehmungen, welche meistentheils lokale Verhältnisse ins Auge fassen, in Angriff genommen und ausgeführt worden sind. Diese Specialuntersuchungen haben zum Theil sehr wichtiges Material geliefert, welches für eine Gesammtdarstellung der deutschen Urgeschichte und Anthropologie ganz unentbehrlich ist und eine solche erst dann ermöglichen wird, wenn eine hinreichend umfassende Menge vorliegt. Vieles ist bereits geschehen, aber noch sehr viel bleibt zu thun übrig. Vor allen Dingen gilt es aber das vorhandene Material herbeizuschaffen und es vor dem Untergange zu bewahren, denn überall droht in unseren hochkultivirten Ländern den Ueberresten aus einer frühern urgeschichtlichen Zeit eine nicht zu unterschätzende Gefahr, indem dieselben durch Fluß-, Wege- und Eisenbahnbauten, sowie durch die weiter und weiter sich ausdehnende Melioration des Bodens immer mehr der Vernichtung preisgegeben werden und zu Grunde gehen. Unsere zunächstliegende Aufgabe muß daher sein, schleunig zu retten, was noch zu retten ist, denn die Zeit dürfte nicht mehr allzufern sein, in welcher das ganz unmöglich sein wird und die frühesten Spuren unserer Vergangenheit gänzlich verwischt und unwiederbringlich verloren sein werden. Hier ist auch der Laie im Stande, an der Arbeit Theil zu nehmen und am Gelingen des großen Werkes mit beizutragen. Oft wird es genügen, guten Willen und ein offenes Auge zu haben, und wo mehr erfordert wird, da wird auch die Gesellschaft mit Rath und That helfend zur Seite stehen. Sehr erfreuliche Wahrnehmungen sind in dieser Beziehung zu verzeichnen, aber trotzdem herrscht auch andererseits noch viel Gleichgültigkeit unter den großen Massen, unter denen ein lebhafteres Interesse für die Sache zu erwecken eine Hauptaufgabe der Gesellschaft sein dürfte. Der so wohlgelungene Berliner Kongreß, wie die unvergleichliche anthropologisch-prähistorische Ausstellung, auf welche wir zum Schluß noch zurückkommen, werden nicht wenig zur Erreichung dieses Zweckes beigetragen haben. Gewinn genug, selbst wenn nichts mehr erzielt worden wäre. Mag man gegen derartige Versammlungen einwenden, was man will, mag man sie als überflüssig oder gar nutzlos bezeichnen, so sind sie doch unstreitig das beste und geeignetste Mittel, um das allgemeine Interesse wach zu rufen, und dadurch wenigstens indirekt der Wissenschaft zu dienen und ihr Nutzen und Vortheil zu bringen.

Ganz besondere Verdienste um die Lokalforschung hat sich der Zweigverein in München erworben, was wir hier anerkennend hervorheben müssen, wenn wir hier auch nicht näher darauf eingehen dürfen; nur erwähnen wollen wir noch, daß von demselben eine ganz vortreffliche Zeitschrift: „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, von welcher gegenwärtig der dritte Band vollendet vorliegt, in München im Verlag der „Literarisch-artistischen Anstalt“ herausgegeben wird. Wir können, sowohl was den Stoff wie die Behandlung desselben betrifft, das Unternehmen als mustergültig hinstellen und es der allseitigsten Beachtung bestens empfehlen.

Daß natürlich von allen Zweigvereinen der der Reichshauptstadt obenansteht, ist wohl selbstverständlich. Was derselbe in dem Decennium seines Bestehens geleistet, davon kann man sich in dem Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, der Zeitschrift für Ethnologie überzeugen; dieselbe, seit 1869 bestehend und gegenwärtig bis zum zwölften Jahrgang gediehen, ist eine wahre Fundgrube werthvollen Materiales aus den verschiedensten Gebieten unserer Wissenschaft.

Die Ausstellung vorgeschichtlicher und anthropologischer Funde Deutschlands in Berlin bildete den Glanz- und Schwerpunkt der diesjährigen Versammlung, durch welche derselben die Signatur aufgedrückt worden ist, die ihr allezeit eine hervorragende Stellung einräumen und deren Bedeutung kund thun wird. Dieselbe bildete ein Seitenstück zu den Ausstellungen, welche im Jahre 1878 in Paris und im Vorjahre zu Moskau stattgefunden haben. Lernten wir dort vornehmlich die Urgeschichte des Westens, hier die des Ostens kennen, so wurde durch die Ausstellung in Berlin das Bindeglied zwischen beide eingefügt, und der Reigen, welcher Europa umschlingt, damit abgeschlossen, denn auch der skandinavische Norden wie der romanische

Süden waren uns vorangegangen, aber, wenn wir auch die letzten waren, so waren wir doch nicht die Untergeordneten, und konnte Deutschland getrost mit seinen Vorgängerinnen in die Schranken treten.

Seitens der Geschäftsführung war Alles aufgeboten worden, um ein möglichst vollständiges Bild der deutschen Urgeschichte zu bieten, wie es bisher noch nicht zur Darstellung gelangt war, und wohl auch sobald nicht wieder zur Ausführung gelangen wird, da die Realisirung des großartigen und für die prähistorischen Wissenschaften so bedeutungsvollen Unternehmens nur den überaus günstigen Verhältnissen, unter welchen diesmal der Kongreß der deutschen Anthropologen in der Reichshauptstadt zusammentrat, und der unvermeidlichen aufopfernden und umsichtigen Thätigkeit der geschäftsführenden Herren zu danken gewesen ist, denen die anthropologische Welt dadurch sehr verpflichtet ist.

Wie schon kurz angedeutet worden ist, umfaßte die Ausstellung die wichtigsten anthropologischen und urgeschichtlichen Funde Deutschlands. Fremdes, aus dem Auslande herrührendes Material war gänzlich vom Plane ausgeschlossen. Dabei hatte man aber nicht nur eine Ausstellung des Schönsten, Seltensten und Interessantesten ins Auge gefaßt, sondern namentlich auch eine instruktive, übersichtliche und das Studium erleichternde Darstellung des für die einzelnen Gegenden eigenthümlichen und für den Gang ihrer Kulturentwickelung wichtigen Funde bezweckt, um, wenn auch in engem Rahmen, doch ein vollständiges Bild von dem vorgeschichtlichen Entwickelungsgange und den sehr mannichfaltigen, für die Kulturgeschichte entscheidenden Beziehungen der einzelnen Theile unsers Vaterlandes zu gewähren.

In der dankenswerthesten Weise ist man von allen Seiten bemüht gewesen, das großartig angelegte Unternehmen zu unterstützen und zu fördern, wobei die preußische Staatsregierung in rühmlichster Weise vorangegangen ist, während die anderen Regierungen dem Beispiele gefolgt sind. Welche Bedeutung man sogar dem Unternehmen in den allerhöchsten Kreisen beigemessen und welch inniges Verständniß man ihm in denselben entgegengebracht hat, davon zeugen das lebhafte Interesse, welches der Kaiser für dasselbe an den Tag gelegt hat, und dessen thatkräftige Unterstützung desselben wie nicht minder die rege Theilnahme der kronprinzlichen Herrschaften.

Die Ausstellung hatte in den Räumen des Abgeordnetenhauses, die dazu von der Regierung auf das Bereitwilligste gewährt worden waren, ihren Platz gefunden, und war am 5. August, am Tage, an welchem der Kongreß begann, im Beisein des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, der das Protektorat über dieselbe übernommen hatte, sowie in Gegenwart der Kronprinzessin eröffnet worden. Der Beifall war ein allgemeiner, und wenn auch hier und da Lücken bemerklich waren, so war dies einzig und allein der vis inertiae der einzelnen Vereine und der Sammlungsvorstände, keineswegs aber der ausgezeichneten Geschäftsführung zuzuschreiben.

Die Berliner Sammlungen, namentlich die königlichen Museen und das märkische Provinzialmuseum der Stadt Berlin, hatten sich, um den Raum nicht unnöthig zu schmälern, an der Ausstellung zwar nicht direkt betheiligt, es war dagegen in der umfassendsten Weise Sorge getragen worden, daß dieselben den Mitgliedern und Theilnehmern der Versammlung in der liberalsten Weise zugänglich waren, und daß die Aufstellung ihrer Schätze möglichst übersichtlich geordnet, allen Theilnehmern am Kongreß in der unumschränktesten Weise zugänglich war, was auch nicht minder von den olympischen Ausgrabungen wie von den pergamenischen Schätzen galt.

Endlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß man mit dem Nützlichen sehr wohl auch das Angenehme, mit dem Ernst der Wissenschaft die Heiterkeit der Geselligkeit zu vereinen verstanden hatte, die von Anfang an ungetrübt bis zu Ende gewährt und namentlich auf der Fahrt nach dem Spreewalde, wie bei dem Ausfluge in das malerische Havelland sich die allgemeinste Geltung verschafft hat.

H. Obst.

Aus allen Erdtheilen.

Vermischtes.

— Die christliche Mission unter den Juden wird namentlich von England aus und mit englischem Gelde betrieben. Durchaus wohlwollend gegen die Juden trifft sie doch nicht auf Gegenliebe und, wiewohl sie außerordentlich eifrige Missionäre in alle Judenländer sendet, sind die Bekehrungsresultate doch gering. Man darf ruhig behaupten, daß in Deutschland mehr Juden durch äußere Verhältnisse veranlaßt zum Christenthum übertreten, als durch Judenmissionäre dazu bekehrt.

Die London Society for Promoting christianity amongst the Jews wurde 1809 begründet und unterhielt im Jahre 1877 schon 118 Agenten und Kolporteure, von denen die Hälfte Proselyten. Sie hat ein Jahreseinkommen von 740 000 Mark und unterhält Stationen in London, Jerusalem, Liverpool, Manchester, Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Berlin, Leipzig, Breslau, Posen, Königsberg, Danzig, Lemberg, Krakau, Kischinew, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Crefeld, Wien, Paris, Marseille, Rom, Triest, Bucharest, Konstantinopel, Smyrna, Damaskus, Mogador, Tunis, Alexandria und Abessinien.

Von dieser ältern Gesellschaft trennte sich 1842 die British Society for the propagation of the gospel amongst the Jews. Sie unterhielt 1877 im Ganzen 27 Agenten, lauter getaufte Juden, und besitzt Stationen in London, Manchester, Adrianopel, Bokschan, Rustschuk, Wien, Preßburg, Lemberg, Breslau, Frankfurt a. M., Hamburg, Königsberg, Stuttgart, Nürnberg, Prag, Paris, Rom, Warschau, Odessa, Algier.

Auch die schottischen Missionsgesellschaften befassen sich mit der Bekehrung der Juden von Beirut, Smyrna, Alexandria, Salonichi, Konstantinopel und Pest. Die presbyterianische Kirche von Irland begründete 1843 eine eigene Judenmission und hat dafür ein Jahreseinkommen von 40 000 Mark und Stationen in Wien, Bonn, Hamburg, Venedig und Beirut. Die presbyterianische Kirche von England unterhält in London einige Judenmissionen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Reisen im nördlichen Pandschab.

Nach dem Französischen des M. de Bérard.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen de Bérard's.)

III.

Zuerst zeigt sich von Atak eine verfallene Moschee, die über einen Haufen von Buden hervorragt, zwischen welchen zahlreiche Büffel nebst Treibern, Kameele und auch einige Elephanten im Schatten der Bäume ausruhen. Ein echt orientalisches Bild, aber Bérard hielt sich damit nicht auf, sondern eilte weiter nach dem Bangalo der Reisenden; denn der Tagemarsch war ein starker gewesen und die Sonne hatte den ganzen Tag über heiß vom Himmel herabgebrannt. Man gelangte nun in eine sehr unebene Straße, an welcher kleine Häuser mit flachen Dächern und niedliche Miniatur-Moscheen standen; imposante Pagoden und großartige Moscheen, wie in Agra, Delhi, Lahore u. s. w., finden sich hier nicht mehr. Zuletzt erreichte man eine Plateform, welche den Bangalo der Reisenden, einen, was Aussicht anlangt, der bestgelegenen in ganz Indien trägt. Schnell suchte sich Bérard ein Zimmer aus, erquickte sich durch ein Bad, streckte sich dann unter der Veranda auf einem Lehnstuhl aus und erfreute sich an der herrlichen, vor seinen Blicken sich ausbreitenden Landschaft in voller Muße.

Es geht dem Fremden hier nicht so, wie an manchen anderen historisch berühmten Orten, von denen sich die erregte Phantasie im Voraus ein Bild entworfen hat, hinter welchem die Wirklichkeit später weit zurückbleibt. Der Indus bietet hier einen wahrhaft großartigen Anblick, welcher der Berühmtheit seines Namens entspricht. Majestätisch rollt er durch die Ebene dahin, die sich in ungemessener Weite ausdehnt, so weit der Blick reicht. Da es nicht die Zeit des Hochwassers war, tauchten zahllose Sandbänke aus ihm hervor und erzeugten ein dumpfes Rauschen, das an dieser Stelle feierlicher zu erklingen schien, als anderswo. Gegenüber dem Bangalo mündet der Fluß von Kabul in den Indus; in der Ferne zeigen sich die blauen, schön geformten Berge, zwischen welchen er hervorbricht. Diese gesammte Wassermasse wird dann, wie gesagt, durch die schwarzen Berge auf der rechten Flußseite und die Steilufer der linken zusammengedrängt, so daß sie wild schäumend und wirbelnd mit großer Schnelligkeit dahinschießt. Vom Fuße der Festung aus führt eine riesige Schiffbrücke über den Strom nach einem von Akazien beschatteten Dorfe; der Erdboden rings um dasselbe ist von fahler oder weißer Farbe und hier und da tauchen Bänke schwarzen Gesteines aus ihm auf.

Wendet man sich nach links, so wird man durch den imponirenden Anblick der Festung überrascht, welche mit ihren röthlichen Zinnenmauern und zahlreichen Thürmen einen weiten Raum einnimmt; von dem höchsten Gebäude weht die britische Flagge. Vor der Festung zieht sich eine tief eingeschnittene Schlucht zum Flusse hinab; jenseit derselben laufen die rosafarbenen Mauerlinien den mit verbranntem Rasen bedeckten Hügel hinan, der zum Flusse mit einer dunkelfarbigen Felswand abfällt, und dahinter erheben sich die dunkelvioletten Berge jenseit des Stromes, deren nackte, bestimmt umgrenzte Gipfel sich scharf von dem warmen Himmel abheben. Von Pflanzenwuchs ist fast nichts zu bemerken; die wenigen verkrüppelten Sträucher bringen in die Landschaft keinen neuen Ton hinein.

Akbar der Große hat die Festung Atak (der Name bedeutet „Hinderniß, Verbot“) im sechszehnten Jahrhundert erbaut. Der dem Flusse zunächst liegende Theil hat äußerlich seine hohen, dicken Mauern, seine Thürme und Zinnen



Bangalo der Reisenden in Atak.



Der Indus bei Atak.

bewahrt; im Innern ist er aber eine vollständige Ruine, welche von den Engländern gar nicht mehr besetzt gehalten wird. Es geht sogar eine Straße hindurch, welche nach dem ansehnlichsten Viertel der Stadt führt, und es hausen jetzt



Die Festung von Atak.



Die Stadt Atak; vorn eines der Thore der Festung.

arme Leute in diesem so stattlich und malerisch ausschauenden Gemäuer. Merkwürdig ist ein nach der Stadt zu führendes Thor: es besteht aus Holz von fast unglaublicher Dicke und ist mit großen, in Rautenform befestigten Eisenspitzen bewehrt. Drinnen findet man Cisternen und Brunnen und eine Anzahl mächtig gewölbter Räume; in den Mauern selbst führen Treppen auf die zinnenbesetzten Wälle hinauf. Von jenem Thore geht ein Pfad nach links abwärts, überschreitet auf einer steinernen Brücke eine Schlucht und leitet nach der Hauptstraße der Stadt oder wenigstens nach derjenigen, welche die meisten Läden aufzuweisen hat.

Ein Thurm auf der Nordseite der Festung und das ganze Mauerwerk in der Nähe ist mit Kugellöchern wie übersäet; zahlreiche Zinnen fehlen dort und die zerstörten Stellen der Mauern sind nie ausgebessert worden. Aber die Rosafarbe der Festungsmauern ist im Verein mit dem grasbewachsenen Boden, den nahen Bergen und dem Wasser des Stromes von so gefälliger Wirkung, daß man beim Anblick aller dieser Thürme und der langen Mauerlinien gern über diese Trümmer hinwegsieht.

Von Resten aus dem Alterthume hat sich auf dem Festungshügel nichts erhalten; aber die Lage desselben ist von so großer strategischer Wichtigkeit, daß er schon vor Akbar befestigt gewesen sein muß. Wie viel Eroberer sind seit Alexander des Großen Zeit, der unweit nördlich von hier über den Indus ging, auf diesem Wege nach Indien eingedrungen! Araber und Tataren, Dschengis Khan und Timur, Mongolen und Afghanen sind sich hier gefolgt.

Die Festung von Atak ist gleich denen von Agra und Allahabad, alles drei Werke des großen Akbar, merkwürdig durch ihre wichtige Position, durch die ungeheuere Ausdehnung ihrer Wälle und die Festigkeit ihrer Mauern, welche ihr selbst in diesem Lande, das an Befestigungen und militärischen Palästen wahrlich keinen Mangel hat, Bedeutung verleihen. Sie werden sich noch lange gegen die Unbilden der Witterung erhalten; noch viele Jahrhunderte werden sie



Ein Bazar in Atak.

stehen sehen; aber auch wenn sie wie alles Menschenwerk verschwunden sein werden, wird das Andenken an ihren großen Schöpfer fortleben und mit hellem Glanze bis in die fernsten Zeiten hineinleuchten. Akbar, der größte Mongolenkaiser Hindostans (1556 bis 1605), war den Wissenschaften und Künsten zugethan; er herrschte mit einer im Orient ungewohnten Milde und setzte seine Unterthanen durch sein einfaches und mäßiges Leben, das zu dem Glanze seines Hofes und der Macht seines Thrones in so scharfem Gegensatze stand, in Erstaunen. In glücklichen Feldzügen eroberte er Guzerat und Sind, Bengalen, Kabul und Kaschmir, das Paradies Indiens, schließlich im Süden den Dekhan bis an die Godaveri, so daß sein Reich von Norden nach Süden eine Länge von 375 Wegstunden hatte und von Osten nach Westen eine solche von 500. Was ihm aber vor allem andern dauernden Ruhm verschaffte, war die eifrige und gerechte Verwaltung dieser weitgedehnten Gebiete. Dadurch daß seine Nachfolger von seinen Principien abgingen, haben sie den Sturz des Mogulreiches herbeigeführt, und dadurch, daß die englische Verwaltung den Ideen des großen Akbar gefolgt ist und seine Regierungspraxis wieder aufgenommen hat, hat sie, Dank auch der Hülfe, welche die Fortschritte der europäischen Civilisation gewährten, seine mächtige Schöpfung wieder aufgerichtet und wunderbar vergrößert.

Einer seiner merkwürdigsten Charakterzüge ist die Duldung, welche er anderen Religionen gegenüber übte. Er verglich dieselben mit einander und suchte die beste zu ermitteln. Von Goa ließ er Jesuiten kommen und hatte lange Unterredungen mit ihnen über den Katholizismus. Sein Versuch jedoch, einen ganz neuen Kultus (ilahi) ohne Tempel, Altäre und Priester einzuführen, war nicht von Erfolg begleitet; diese Reform sank mit ihm ins Grab. Er hinterließ einen unermeßlichen Schatz an Gold, Diamanten, Rubinen, Perlen u. s. w., den er aus Abgaben, Tributen und Geschenken allmälig angehäuft hatte; 5000 bis 6000 Elephanten, 12000 Pferde, 1000 Kameele und 1000 Leoparden zur Jagd, die er leidenschaftlich liebte, hatten seine Ställe beherbergt. Den Jesuiten zufolge, welche ihn zum ersten Male als einen Mann von 40 Jahren sahen, war er von robuster Konstitution, mittlerm Wuchs, edlem, sanftem Gesichtsausdruck, lebhaften und merkwürdig intelligenten Augen.

Da sich de Bérard nur wenige Stunden von Peschawar befand, hatte er sich zu einem kurzen Ausfluge dahin entschlossen, hatte schon die riesige Schiffbrücke passirt und befand sich auf dem jenseitigen Ufer des Indus, als er, wohl in Folge von Anstrengungen während der vorhergehenden Tage, vom Fieber ergriffen wurde. Ein Weilchen hielt er ihm noch Stand; da er aber seinen Chininvorrath in Rawalpindi zurückgelassen hatte, mußte er sich bald zur Umkehr und zur sofortigen Rückkehr dorthin entschließen. Noch einmal hatte er den Genuß, das herrliche Landschaftsbild von Atak in warmer Abendbeleuchtung zu sehen; dann sank die Nacht herab. Der Mond stand zwar nicht am Himmel; trotzdem aber war derselbe so rein, daß der Schatten wie durchsichtig erschien und die weiße Straße, die man entlang fuhr, weithin sichtbar war. Wieder gelangte Bérard's Wagen in die weite kahle Ebene, in welcher nur ganz in der Ferne höhere Hügelketten auftauchten, und zu dieser Stunde das Geheul der Schakale von allen Seiten her ertönte. Bald war auch der Engpaß erreicht, dessen Schatten und dessen Quelle bei der Hinfahrt so erwünscht gewesen waren; jetzt wirkten die hohen steilen Wände und die Dunkelheit fast beängstigend, und der Kutscher eilte, wieder die freie Ebene zu erreichen. Da ließ sich in der Ferne ein Horn hören, und bald darauf vernahm man das Trampeln von Pferden und Schellengeläute, ein Zeichen, auf welches jeder Privatwagen zur Seite biegt, um der stets im Galopp fahrenden englischen Post — sie ist seitdem auf dieser Strecke durch die Eisenbahn verdrängt worden — Platz zu machen. Mit Windeseile sauste der kleine offene, von drei Pferden gezogene Wagen vorbei, von einer dichten Staubwolke umhüllt, und war gleich darauf den Blicken entschwunden.

In einem Dörfchen wurde gehalten, um das Pferd zu füttern. Bérard benutzte die Pause, um sich die Füße zu vertreten, und folgte der Straße, vorbei bei Gruppen schweigsamer Reisender, welche rauchend am Feuer saßen oder lagen. Jenseit des Dorfes trat er wieder in die Ebene, deren Stille nur vom Geheul der Schakale und mitunter vom Krähen der sich antwortenden Hähne unterbrochen wurde.

Erstaunlich ist die vollkommene Sicherheit der Straßen in diesem Lande, welche erst so kurze Zeit eröffnet sind, inmitten einer fanatischen und kriegerischen Bevölkerung. Es



Landschaft zwischen Atak und Rawalpindi.

sind das die praktischen Resultate der mächtigen englischen Organisation, daß ein Europäer ganz einfach, wie in Europa, einen Wagen miethen, sich auf die Ehrlichkeit der Kutschers verlassen und Tag und Nacht auf den Landstraßen herumfahren kann, ohne daß ihm nur der Gedanke an Mord oder Raub käme. Dieses Uebergewicht einer Hand voll weißer Leute über Millionen Indier und das praktische Geschick, welches so vollkommene Ordnung herstellt, sind wahrhaft bewundernswerth. Bérard hat manche Theile Frankreichs zu Fuß durchwandert, wo er weite Märsche nicht ohne gewisse Befürchtungen und namentlich nicht ohne Waffen angetreten hätte. Hier dagegen, an den Ufern des Indus, ist er mit einem Spazierstock in der einen, einem Bleistifte in der andern Hand herumgewandert, hat nach Belieben alles betrachtet, gemalt, gezeichnet und zwar mit jener völligen Sorglosigkeit, welche fremdartigen Eindrücken gegenüber so sehr am Platze ist. Sicherlich ist der Charakter der englischen Politik dem einen mehr, dem andern weniger sympathisch; wenn aber eine Regierung bei unterworfenen Völkern schon nach wenigen Generationen sich derart festgesetzt hat, so muß man ihr wohl oder übel eine moralische Kraft und ein Verwaltungstalent zusprechen, welche der Civilisation alle Ehre machen.

Bérard setzte die Nacht hindurch seine Fahrt fort und erreichte am Vormittage des nächsten Tages Rawalpindi, wo er klopfenden Herzens einen großen Brief in Empfang nahm. Derselbe enthielt die Erlaubniß der Regierung zur Reise nach Kaschmir, jedoch unter Hinweis auf alle die Gefahren, welche die dort herrschende Hungersnoth und die Begegnung mit den darbenden, verzweifelnden Eingeborenen zur Folge haben könnte. Der Gouverneur lehnte jede Verantwortlichkeit ab, hatte aber doch schließlich die nachgesuchte Erlaubniß ertheilt — und das war die Hauptsache. Am nächsten Morgen schon befand sich de Bérard wiederum unterwegs nach der Grenze und der Gesundheitsstation Mari.

Die Goldfundstellen auf den Philippinen und ihre Ausbeutung.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

Der Marquis Caicedo hat soeben in Madrid bei Moreno und Rojas eine Broschüre: „El oro su explotacion y consideraciones acerca de los yacimientos auriferos de las Islas Filipinas“ herausgegeben. Caicedo bespricht sehr summarisch das Vorkommen des Goldes in Spanien, Rußland, Sibirien, Californien und Australien, um schließlich zu den Philippinen zu gelangen, denen er in seinem Aufsatze ein Drittel der Seitenzahl widmet. Wenn auch in einer etwas confusen Darstellungsweise bringt Caicedo manche interessante Notiz, weshalb ich es nicht für überflüssig erachte, einiges hiervon in diesen Spalten mitzutheilen, zumal spanische Werke in Deutschland nur wenig Beachtung zu finden pflegen, vielleicht auch nur aus dem Grunde, weil man in Deutschland von den neuen Erscheinungen der spanischen wissenschaftlichen Literatur keine Kenntniß erhält. Ich will die Nachrichten Caicedos etwas vervollständigen, da mir ein reicheres Quellenmaterial zu Gebote steht, als dem spanischen Autor.

Gold findet man nahezu in allen Theilen des philippinischen Archipels und zwar in nicht geringen Quantitäten vor, so daß schon vor der Ankunft der ersten Europäer Goldstaub (nach dem Gewichte gemessen) die Stelle des Geldes unter den Eingeborenen malaiischer Abkunft vertrat. Obzwar die Spanier bei der Eroberung dieser Inseln (1565 bis 1572) sich einigermaßen enttäuscht fühlten, weil sie durch den Reichthum an edeln Metallen verwöhnt waren, den Méjico und Perú aufzuweisen hatten, so waren doch die leitenden Kreise genügsamer in ihren Anforderungen und der Vicekönig von Neuspanien schreibt dem Könige 1573 über die Philippinen: „Ay muchas minas de oro“ [1]). Wenn wir den Berichten über die Conquista folgen, begegnen uns mannigfache Nachrichten über den Goldreichthum des Landes, besonders über das häufige Vorkommen dieses edlen Metalles in Mindanao und Luzon. Ende März oder Anfang April 1565 schickte der Eroberer der Philippinen Don Miguel Lopez den Capitän Isla mit einem Schiffe nach Butuan (Nordküste Mindanaos), um dort Lebensmittel und Zimmt einzukaufen. Capitän Isla traf dort auch muhammedanische Kaufleute aus Luzon, und es entwickelte sich hier ein lebhafter Handel zwischen Spaniern und Eingeborenen. Die Spanier zahlten mit Silber und es gaben die Eingeborenen und Luzonesen eine Unze Gold für sechs Unzen Silber [2]). Lange Zeit hindurch galt das Gebiet von Butuan als das goldreichste Land im südlichen Theile der Philippinen. Es ist auch in der That die Insel Mindanao ein verhältnißmäßig goldreiches Land. Noch heute dient Goldstaub in einigen Theilen dieser Insel als Tauschmittel, da gemünztes Geld dort selten ist; der Goldstaub wird zu diesem Behufe, wie zu den Zeiten des Magallanes, in kleinen Säckchen aufbewahrt. Mit Goldstaub wurden auch die verlorenen Wetten bei den Hahnenkämpfen bezahlt. Findet ein Hahnenkampf statt, so nehmen die wettlustigen Zuschauer dieser in den Philippinen leidenschaftlich geliebten Thierquälerei das Säckchen in die linke Hand und ergreifen mit den Fingerspitzen der Rechten eine Prise Goldstaub, um sie für dieses oder jenes der kämpfenden Thiere einzusetzen.

Das Gold wird auf den Philippinen in zweierlei Arten des Vorkommens gefunden, nämlich in den Grünsteinen und den aus denselben zusammengesetzten neptunischen Gebilden, und zweitens in Quarzadern, welche die metamorphischen und krystallinischen Schiefer durchsetzen. Was die erste Art des Vorkommens anbelangt, so wird das Gold hier erst aus den Alluvionen gewonnen; ist zwar der Reichthum an Gold im Quarze ein größerer [1]), so stammen doch die meisten der gewonnenen Goldquantitäten aus den Wäschen, indem diese bequeme Ausbeutungsmethode der Faulheilt und Indolenz der farbigen Eingeborenen mehr zusagt.

Die wichtigsten Fundorte des Goldes sind folgende: Auf Luzon die Landschaften: Ilocos und Pangasinan, Benguet, Nueva Ecija, das Territorium des Apayaos, Tayabas und Camarines; in den Bisayern auf den Inseln: Mindoro, Panay, Cebú und Paragua (Palawan der Engländer und Deutschen); auf Mindanao in den Landschaften Misamis, Surigao und Caraga.

In Nordluzon wird das Gold meist von den Eingeborenen aus den Flüssen und Bächen gewonnen und zwar in ziemlich beträchtlichen Massen. In den ersten Zeiten der Conquista galten Ilocos und Pangasinan als die goldreichsten Lande des Archipels, und die wenigen Daten, welche uns die dickleibigen Mönchechroniken über diesen Gegenstand überliefern, bestätigen einigermaßen diese Ansicht. Als der Cortés der Philippinen, Don Juan de Salcedo, auf seiner Umsegelung Luzons (Sommer 1572) in einer geräumigen Bucht oder vielmehr einem der zahlreichen Aestuarien von Ilocos einlief und die Umwohner der Gegend zur Anerkennung der spanischen Herrschaft zwang, brachten ihm die Häuptlinge der unterworfenen Dörfer 120 Unzen Gold als Geschenk [2]). Nach der Rückkehr Salcedo's schickte Labezares, der Gobernador der Philippinen, den Maestre de Campo Goyti nach Pangasinan und Ilocos ab, um die neu entdeckten und eroberten Landschaften vollends zu unterwerfen; Goyti hob von den Eingeborenen den Tribut ein und brachte von diesem Zuge mehr als 12000 Taels [3]) Gold nach Manila zurück [4]). In neuerer Zeit muß der Goldreichthum in den Alluvionen erheblich geschwunden sein, denn solche Quantitäten wären dort heute nicht mehr aufzutreiben. Der meiste Goldstaub, der in Ilocos und Pangasinan in Handel kommt, stammt aus den Bergen der Igorroten her, denn dieser interessante Malaienstamm (jetzt noch heidnisch) handelt von den civilisirten Indiern gegen Goldstaub und Kupfer Eisen, Büffel und Schweine ein [5]). Dasselbe gilt

[1]) Carta que dirige el virey de la Nueva España D. Martin Enriquez al Rey D. Felipe II. etc. Datum: Méjico, 5. December 1573. S. Cartas de Indias. Madrid 1877, Fol. 291.

[2]) Fray Juan de la Concepcion. Historia general de Filipinas. Sampaloc (Manila) 1788—92. Vol. 1, p. 357.

[1]) Ritter von Drasche. Fragmente zu einer Geologie der Insel Luzon. Wien 1878, S. 63. D. José Centeno y Garcia. Memoria geologico-minera de las Islas Filipinas. Madrid 1876, p. 46 seq.

[2]) Fray Gaspar de San Augustin. Conquista de las Islas Filipinas. Madrid 1698, p. 265.

[3]) Ein Tal oder Tael = 10 Dollar (V. Barrantes, Guerras piráticas de Filipinas. Madrid 1878, p. 296).

[4]) Fray Gaspar de San Augustin, l. c. p. 273.

[5]) La Ilustracion Filipina. Jahrg. 1860, Nr. 11, S. 128.

für die übrigen Theile des nördlichen und mittlern Luzon; das reinste Gold soll in Gapan gefunden werden [1]). Die Berge von Altimonan in der Provinz Tayabas enthalten auch Gold, doch ist darüber nur wenig bekannt.

Die reichsten Fundstätten an Gold hat Camarines Norte aufzuweisen. Wenige Monate nach der Gründung Manilas (1571) drang der ritterliche Salcedo, gereizt durch die Gerüchte von dem Goldreichthum von Camarines, unter unsäglichen Schwierigkeiten in diese Landschaft vor. Er war der erste Europäer, welcher die Goldfelder von Paracáli und Mambuláo betrat, deren reichste Mine aber erst 1626 von dem Offizier Don Diego de Espina entdeckt wurde. Die beiden Orte, welche früher Paracale und Mamburao geschrieben wurden, liegen an der nördlichen Ostküste von Camarines, an der sogenannten Contracosta, welchen Namen sämmtliche Ostküsten Luzons und Samars wie Leytes und der übrigen Inseln führen. Paracáli wie Mambuláo sind durch das Vorkommen von Rothbleierz bekannt, dieses kommt auch bei dem benachbarten Diniánan vor [2]). Südlich von Mambuláo findet man einen schwarzen in Bänken geschichteten Thonschiefer mit zahlreichen Quarzgängen, welche goldhaltig sind. Der Talkschiefer von Paracáli ist auch goldhaltig, doch wird auch hier das meiste Gold in den Quarzgängen gefunden. Gold wird, wie erwähnt, außer bei dem Berge Diniánan [3]), auch in dem nahen Dagupan gegraben. Rafael Diaz Arenas führt noch folgende Minen an [4]): Caloccot und Millit bei Mambuláo und Tarayog bei Paracáli.

Luzon ist überhaupt das reichste Goldgebiet der Philippinen und in vielen (ebenen) Gegenden findet man nach jedem heftigen Regen Gold auf der Erdoberfläche. Don Sinibaldo de Mas erwähnt in seinem anonym erschienenen „Informe sobre el estado de las Islas Filipinas“ (Madrid 1843) [5]), daß er mit eigenen Augen gesehen hätte wie die Eingeborenen nach heftigen Platzregen mitten auf dem Stadtplatze und den Gassen von Vigan und anderen Orten nach Goldkörnchen suchten, was auch Bowring in seinem bekannten Touristenwerk berichtet.

Ueber den Goldreichthum der Visayer sind wir schlecht unterrichtet, da die modernen Reisenden größtentheils nur Luzon besuchten; wir müssen daher oft bis auf die Reisewerke des vorigen Jahrhunderts zurückgehen und Deguignes und Renouard mitunter neben Buzeta-Bravo und Centeno benutzen. Fast auf allen größeren Inseln der Visayer findet man Gold, hauptsächlich in den Alluvionen.

Sehr ergiebig an Gold ist die große Insel Mindanao, besonders in den Provinzen Caraga und Misamis (Pictao und Pijoluan). Das Gold kommt in Alluvionen und in Quarzgängen vor, letztere enthalten sehr viel von diesem Metalle. In den unabhängigen Landschaften der Insel soll auch sehr viel Gold gefunden werden, aber sichere und neuere Nachrichten hierüber sind mir nicht bekannt. Vielleicht finden sich diesbezügliche Notizen in: Duc d'Alencon, Luçon et Mindanao, Paris 1870; ich selbst aber habe dieses Werk nirgends auftreiben können. Die Beamten und Geistlichen von Caraga trieben mit dem Goldstaub, den die Eingeborenen einsammelten, in den vergangenen Jahrhunderten einen ergiebigen Handel, indem sie das Gold den Eingeborenen wegnahmen und ihnen dafür werthlose europäische Waaren gaben.

So sind die Philippinen in allen Theilen des Archipels reich an Goldfundstätten, selbst die Catanduanesgruppe an der Ostküste von Camarines und die Batanes (Bashee-Inseln) im hohen Norden haben in ihren Bächen Gold aufzuweisen. Dieser Goldreichthum des Landes wird nur wenig ausgebeutet, die Ursachen sind leicht einzusehen. Der sachgemäß betriebene Bergbau erheischt Kapitalien und industriellen Unternehmungsgeist, Eigenschaften, welche den meisten Spaniern und Kreolen fehlen, und Ausländern legt die Kolonialregierung auf gesetzlichem Wege wie in versteckter Weise alle Hindernisse in den Weg, selbst Caicedo, der doch mit seiner Broschüre für eine bessere Ausbeutung der philippinischen Goldminen Propaganda machen will, spricht sich ausdrücklich dafür aus, daß nur Spanien die Ausnützung der Metallschätze des Archipels zukomme, damit die gewonnenen Schätze das heruntergekommene Mutterland wieder bereichern und seinen Handel und seine Industrie zu neuer Blüthe bringen könnten [1]). Ihm bangt vor dem Gedanken, es könnten einst Ausländer die Goldfelder der Philippinen überschwemmen, wie dies in Californien, Australien und dem Cap geschah. Man sieht, daß der Nativismus der Spanier in allen Fällen, Lagen und Zeiten sich gleichbleibt, sowohl bei der Regierung wie bei dem einzelnen Individuum.

Sehr erschwerend für die Entwickelung eines ordentlichen bergmännischen Ausbeutens der Goldminen waren vordem einerseits die ungeheuer hohen Abgaben, welche erst später auf ein Zehntel der gewonnenen Goldmassen herabgesetzt wurden, der Mangel an im Bergbau erfahrenen Leuten sowie an Arbeitern [2]) überhaupt und schließlich der verhältnißmäßig geringe Gewinn bei solchen Unternehmungen. Die Minen im Innern waren stets der Gefahr von Ueberfällen ausgesetzt, welche die zahlreichen wilden Stämme auszuführen pflegten, und dann waren die Besitzer solcher Minen im Binnenlande nur mit großen Kosten im Stande, das gewonnene Erz bis zur Küste zu schaffen, während an den Gestaden des Meeres selbst die unaufhörlichen Angriffe mohammedanischer Piraten („moros“ der Spanier) eine Ausbeutung im größern Maßstabe unmöglich machten. Auch zeigten die nach den Philippinen kommenden Spanier keine Lust zu diesem wenig lukrativen Gewerbe, indem der bequeme Acapulcohandel in viel kürzerer Zeit und ohne jede Gefahr Reichthümer brachte. So sind denn nur sehr wenig Goldminen in bergmännischer Weise ausgebeutet worden, am meisten noch in Camarines bei den uns schon bekannten Paracáli und Mambuláo. Don Nicolás Araujo de Troncoso und Don José Rojo de Briones y Arias versuchten durch kurze Zeit (1701) ein Bergwerk bei Mambulao in Betrieb zu setzen, das Unternehmen ging aber allmälig zu Grunde. 1755 büßte ein Don Francisco Estorgo (oder Estorga) den größten Theil seines Vermögens in den Minen

[1]) Fr. Manuel Buzeta y fr. fr. Felipe Bravo. Diccionario geográfico estadístico histórico de las Islas Filipinas. Madrid 1850, I, p. 21.

[2]) F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 145.

[3]) Drasche (a. a. O. S. 63) schreibt Dinaan. — [4]) Memorias históricas y estadisticas de Filipinas y particularmente de la grande Isla de Luzon. Manila 1850, p. 200.

[5]) l. c. im 1. Bd. Abtheilung: minerales, S. 2.

[1]) Caicedo, S. 39.

[2]). Die Indier durften nur unter gewissen Bedingungen zum Bergbau verwendet werden, weil in Folge der Beschwerden der Mönche, welche die harte Bedrückung ihrer Pfarrkinder durch die Encomenderos (Lehensgutsbesitzer) nicht dulden wollen, sowohl der Rath von Indien als die Kolonialbehörden Erlasse zu Gunsten der Indier publicirten. Eine königliche Verordnung vom 22. September 1636 traf insbesondere Anstallen, um die beim Bergbau beschäftigten Indier vor jeder Ausbeutung und Bedrückung nachhaltig zu schützen. Da Sklaverei auf den Philippinen nie geduldet worden war und die Chinesen sich lieber mit dem einträglichern Handel als mit Taglöhnerarbeiten befaßten, so war es in der That schwer, billige Arbeitskräfte zu erlangen, denn der philippinische Malaie arbeitet nur, wenn der Hunger ihn treibt.

von Mambulao ein, mit dem Reste eröffnete er Gruben bei Paracáli. Der um die Philippinen hochverdiente Gobernador Arandia unterstützte den Estorgo auf alle Weise, indem er sämmtlichen Behörden den Befehl gab, sich Estorgo zur Verfügung zu stellen, denn der Gobernador hoffte von diesem Unternehmen eine neue glänzende Zukunft der Kolonie. Estorgo fand auch in der That fünf ergiebige Goldadern, sah sich aber genöthigt, zwei Forts (San Fernando und San Cárlos) auf eigene Kosten zu errichten, um die in den Gruben arbeitenden Eingeborenen vor den Ueberfällen der Piraten von Mindanao und Suluh einigermaßen zu schützen. Trotz der günstigen Auspicien und dem hinlänglichen Goldreichthume sah sich Estorgo aber schließlich genöthigt den Bergbau aufzugeben, indem es einerseits an den nöthigen Maschinen und Bergbau-Utensilien mangelte, andererseits die Indier sich weigerten, den von den Provinzpräfekten (Alcalden) und Landrichtern (Justicias) vorgenommenen Repartimientos[1]) Folge zu leisten[2]).

Erst 1788 wurden drei Minen in Mambulao bergmännisch wieder in Betrieb genommen, aber nach kurzer Zeit scheiterte auch dieses Unternehmen[3]); dann gab man für nahezu zwei Menschenalter den Versuch auf, Bergwerke in Camarines zu öffnen, bis zwischen 1846 und 1850 eine Art „Gründungsfieber“ entstand; die Aktiengesellschaften „Ancla de oro“ und „La Exploradora“ begannen von Neuem Schachte zu teufen, die „Ancla de oro“ beim Cerro de Calocop in der unmittelbaren Nähe von Mambulao, die Exploradora beim Monte Lugás bei Paracáli. Zu diesen Gesellschaften gesellte sich später eine dritte Aktienunternehmung, „Nueva California“, welche sieben Goldminen in Angriff nahm, ebenso ein Privatmann D. Manuel Moreno. Um den Bergbau zu ermuntern hatte die Kolonialregierung am 29. Januar 1846 ein neues „Reglamento de Minas“ herausgegeben, doch gingen trotzdem alle diese Unternehmungen zu Grunde. Jagor sagt darüber[4]): „So viel aber scheint fest zu stehen, daß sie (die Aktienunternehmungen) nur von Spekulanten ins Leben gerufen, niemals mit genügenden Mitteln sachkundig betrieben worden sind und verfallen mußten, sobald die Spekulanten ihre Aktien untergebracht hatten.“ Die Rothbleierzgruben von Mambulao und Dinianan wurden gänzlich verlassen.

Von einem Bergbau auf Gold in größerem Maßstabe ist jetzt keine Rede, die Eingeborenen teufen in den Talkschiefer von Paracáli kleine Schachte und schlämmen dann die gewonnenen Massen, wobei, wie erwähnt, die Quarzgänge das reichste Erträgniß liefern. In Mambulao wird jetzt (ebenfalls von den Eingeborenen) sehr eifrig nach Gold gegraben. Finden die Eingeborenen irgendwo Quarzadern auf der Erdoberfläche, so graben sie bis dreißig Meter tiefe Schächte. „Die geförderten Quarze wurden geröstet, gepocht und geschlämmt. Bei den sehr urwüchsigen Aufbereitungsmethoden ist es sehr natürlich, daß ein großer Theil des Goldes verloren ging, indeß schien mir der Verdienst damals gut zu sein, da mehr als 700 Männer und Weiber damit beschäftigt waren“ [1]).

Das meiste Gold in Camarines aber und in den übrigen Landschaften und Inseln der Philippinen wird aus Bächen und Flüssen auf die primitivste Weise durch Waschen gewonnen. Die Methode, die hierbei angewendet wird, ist folgende: Ein Erdklumpen wird zwischen zwei Steinen zu kleinen Bröcklein zerrieben, die auf diese Weise erhaltene Masse wird in eine Mulde geschüttet, in welche man Wasser gießt, dann wird das Gefäß so lange geschüttelt bis der Goldstaub sich am Boden desselben setzt. Mitunter finden sich Goldkörnchen von der Größe eines plattgedrückten Weizenkornes und hier und da selbst Goldstücke im Werthe von 20 bis 30 Dollars, doch sind solche Funde selten.

Die wichtigsten Goldwäschen befinden sich in Camarines, Benguet und Ilocos (bei Sunuc und dem Lande der Apayaos), überhaupt an allen Flüssen und Bächen, welche von dem Caraballo-Gebirge Nord- und Central-Luzons herabströmen. Vom Goldwaschen allein leben viele Familien an den Ufern des Flüßchens Caibunga, in Sapanglan und Camandac in der Provinz Tondo, in Abayon, Matalantang und Cabiao de la Pampanga ꝛc. ꝛc.

Beträchtlich ist auch der Ertrag der Goldwäschereien auf Mindanao; in der Provinz Misamis allein wurden um das Jahr 1833 gegen 4400 Taels gewonnen[2]). Butuan, Surigao, Liangan, Bislig, Caraga und Davao sind im östlichen Mindanao jene Orte, wo der meiste Goldstaub in den Handel kommt.

Was die jährliche Goldausbeute anbelangt, so läßt sich hierüber keine genaue Ziffer angeben, da insbesondere über die von den wilden Stämmen gewonnenen Goldquantitäten natürlich nur vage Schätzungen existiren. Am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts betrug der Zehent, den die Goldgräber und Goldwäscher zu entrichten hatten, 10 000 Dollars, die Masse des gewonnenen Goldes muß daher mindestens 100 000 Dollars betragen haben[3]). Wenn man aber bedenkt, daß selbst in den den Spaniern direkt unterworfenen Ländern von den Goldgräbern viel verheimlicht wurde, wenn man erwägt, daß damals der größte Theil der Philippinen noch unabhängig war oder, wie Leyte und Samar, noch eingeborene Radschas besaß, welche zwar Spanien unterworfen waren, aber eine lässigere Kontrole über die Einhebung des Goldzehents führten als die spanischen Behörden, so erscheint die Angabe Gemelli-Carreri's gerechtfertigt, daß zu seiner Zeit (1696) die Goldausbeute auf den Philippinen 200 000 Pesos (= Dollar) betrug, wovon der größte Theil auf Paracáli entfiel. 1843 schätzte man den jährlichen Goldertrag ebenfalls in dieser Höhe[4]). Jedenfalls würde eine rationelle Ausbeutung der vorhandenen Goldschätze den Philippinen eine hervorragende Stelle unter den Goldländern zweiten Ranges verschaffen.

---

1) Gewaltsame Aushebung zu Frohnden.
2) Fray Juan de la Concepcion XIV, p. 357.
3) Diaz Arenas p. 197.
4) A. a. O. S. 150.

---

1) Drache S. 63. Neben diesem primitiven Bergbau wird viel Gold durch Waschen gewonnen, indem die Bäche bei Paracáli, Mambulao, Longos und Dagupan zersetzte Trümmer krystallinischen Gesteins, Quarzgerölle ꝛc. führen, die sämmtlich Gold enthalten.
2) Arenas S. 206.
3) Jagor S. 150 (nach Morga).
4) Mas. A. a. O. S. 2.

Oberst Unterberger's Reise in China von Tien-tsin bis Tsching-kiang[1]).

I.

Im November 1875 machte ich in Dienstangelegenheiten eine Reise durch China. Mein Weg führte durch die nördliche Mongolei und die Wüste Gobi nach Kalgan, von dort nach Peking, Tien-tsin, Schanghai, Hongkong. Nachdem ich auf dem Rückwege dieselben Häfen Chinas berührt, ging ich über Japan in die „Primorskaja Oblast" (das Gebiet Rußlands am Stillen Ocean) und kehrte endlich im Oktober 1876 nach Irkutsk zurück, von wo ich also im Ganzen etwa ein Jahr abwesend gewesen.

Schon diese flüchtige Aufzählung der von mir berührten Städte weist auf die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse hin, denen ich im Laufe eines Jahres ausgesetzt gewesen, auf die Mannigfaltigkeit der Transportmittel, unter denen ich meine Reise habe machen müssen. Wenn einerseits das Gedächtniß mit Wohlgefallen an der Fahrt über den Stillen Ocean auf einem mit allem europäischen Luxus und Comfort ausgerüsteten Dampfer weilt, so weckt andererseits die Erinnerung an den Marsch durch die Gobi zu Pferde bei einem Froste von — 25° (R.) viel düsterere Gedanken. Zum Glücke schwinden in der Erinnerung vorwiegend die schweren Momente und von den mannigfaltigen Reiseeindrücken bleiben besonders die erfreulichen im Gedächtniß zurück. So ist es auch mir ergangen.

Sobald ich vom mongolischen Wüstenplateau hinabzusteigen begann und mein Blick die reiche chinesische Ebene umfaßte, voll Dörfer und wogenden Lebens, waren die schweren Tage der Gobi vergessen, wo ich trotz der 14 Stunden, die ich zuweilen im Sattel verbrachte, doch nur 5 km Wegs zurückgelegt hatte, weil ich beständig genöthigt war von der Route abzuweichen, bald um eine Jurte (Filzzelt) zum Obdach zu suchen, bald um einen Tabun (Herde) zu erspähen, aus dem ich meine erschöpften Pferde und Kameele durch frische ersetzen könnte. Besonders im Jahre 1875 war die Reise durch die Gobi dadurch sehr erschwert, daß auf einer Strecke von 350 km die eine Postverbindung unterhaltenden Mongolen in Folge von Futtermangel und des Durchzuges vieler chinesischer Truppen weit vom gewöhnlichen Wege seitab gezogen waren.

Nachdem ich Kalgan, an der Grenze zwischen China und der Mongolei gelegen und von der chinesischen Mauer durchschnitten, verlassen hatte, erreichte ich in wenigen Tagen Peking, wo ich einen Monat verweilte, dann nach kurzer Reise Tien-tsin, von wo ich, ohne die Navigationsperiode abzuwarten, zu Lande nach Schanghai reiste.

Dieser Weg, dessen Beschreibung Gegenstand gegenwärtigen Aufsatzes bildet, wird von Europäern sehr selten benutzt, weil zwischen den Endpunkten desselben jährlich neun Monate hindurch eine bequeme Dampfschiffverbindung besteht. Dennoch ist dieser Weg von großer Bedeutung, sowohl in kommerzieller als auch in politischer Beziehung, weil er die Verbindung bildet zwischen dem bedeutendsten Hafen Chinas am Stillen Ocean und der Hauptstadt des Reiches.

[1]) Frei und verkürzt aus dem Russischen übersetzt nach einer Abhandlung aus dem 11. Bande der Sapiski der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft.

Bekanntlich sieht die chinesische Regierung nur ungern einen Besuch des Innern ihrs Reiches Seitens eines Europäers, und wenn sie schließlich die Erlaubniß zu einer solchen Reise nicht verweigert, so geschieht es nur in Folge der bestehenden Traktate und nicht ohne daß sie alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen sucht. Als ich die Landreise von Tien-tsin nach Schanghai beschlossen hatte, verfehlte der Gouverneur nicht unserm Konsul eine Menge von Schwierigkeiten und Entbehrungen vorzuhalten, die eine solche Reise bieten sollte, und die Gefahren derselben in den grellsten Farben zu schildern. Eine kategorische Erklärung von Seiten unseres Konsulates führte aber schließlich doch zum gewünschten Resultate, und ich erhielt endlich einen Schein zu ungehinderter Reise, geschrieben auf chinesischem Papier, an den Seiten verziert mit dem bekannten Drachen und versehen mit einem großen rothen Siegel. Dieselben Erfahrungen machte das englische Konsulat, als es einen eben solchen Paß für Herrn Milne forderte, der über Schanghai nach Japan gehen wollte, wohin er als Professor der Mineralogie an eine der höheren Lehranstalten in Jeddo berufen war. Herr Milne hatte der bequemen Reise auf einem der schön eingerichteten Dampfer, welche die Verbindung zwischen England und China vermitteln, die weit beschwerlichere und an Entbehrung reichere Route über Rußland, Sibirien, die nördliche Mongolei und die Gobi nach Peking und Tien-tsin vorgezogen. Als er hier meine Absicht zu Lande nach Schanghai zu reisen erfuhr, wollte er die Gelegenheit mit Land und Leuten näher bekannt zu werden nicht versäumen und beschloß sich mir anzuschließen und lieber den interessanten, aber auch beschwerlichern Weg durch das Innere zu wählen, als in Tien-tsin die Eröffnung der Navigation abzuwarten und dann auf einem Dampfer die Reise in fünfmal geringerer Zeit zu machen. Da ich Herrn Milne schon in Irkutsk kennen, seine vielseitige Bildung und scharfe Beobachtungsgabe, seine Anspruchslosigkeit und Akkommodationsfähigkeit an die mannigfaltig schwierigen Verhältnisse schätzen gelernt hatte, so war ich sehr erfreut ihn als Begleiter für meine zwanzigtägige Reise zu haben durch ein uns fremdes Land, dessen Sprache uns unbekannt war und wo die vielen neuen Eindrücke, die unserer harrten, einen Gedankenaustausch um so erwünschter erscheinen ließen. So willigte ich denn mit Freuden ein, ihn als Kameraden in den schmutzigen Gasthöfen der Städte und Dörfer des Reiches der Mitte zu haben.

Als zweiten Begleiter hatte ich einen jungen Chinesen zum Diener und Dolmetscher angenommen. Er sprach Französisch, das er in einer Jesuitenschule Chinas erlernt hatte. Da er nur den südlichen Dialekt des Landes kannte, der nördliche aber ihm fremd war, so gaben wir uns keinen Illusionen in Bezug auf den Nutzen, den er uns als Uebersetzer erweisen würde, hin, rechneten vielmehr auf seine Eigenschaften eines guten Dieners, worin wir uns indessen täuschten, da er entschieden mehr Neigung hatte die Rolle des Herrn als diejenige des Dieners zu spielen.

Es hält überhaupt schwer, einen guten chinesischen Uebersetzer zu finden. Am häufigsten erlernen die Chinesen die

englische Sprache, nächstdem die russische, viel seltener die französische. Englisch wird vorwiegend in allen den Europäern geöffneten Häfen gesprochen, Russisch besonders in Maimatschin, in der Nähe Kjachtas; Französisch reden nur solche Chinesen, welche die Schulen katholischer Missionäre besucht haben. Eigenthümlich ist den Chinesen das entsetzliche Verstümmeln der englischen und russischen Sprache. Französisch hingegen sprechen die Chinesen ziemlich richtig. Es erklärt sich dieser Umstand daraus, daß die letztere Sprache in den katholischen Schulen erlernt wird, die beiden ersteren hingegen nur praktisch.

Nachdem wir unsere Pässe erhalten, mietheten wir vier chinesische Karren, ein Reitpferd und vier Fuhrleute zu den Karren. In diesen Fuhrwerken hatten wir den Weg von Tien-tsin bis Zsin-zsian-pu (Tsching-kiang-pu) zurückzulegen, um dann weiter auf dem Kaiserkanale bis Tsching-kiang in einem Kahne zu reisen.

Eine Postverbindung besteht in China nur für Regierungsdepeschen und Ausnahmefälle. Die gewöhnliche Reise zu Lande geschieht je nach der Oertlichkeit zu Pferde oder auf Mauleseln, in Tragbahren oder in Karren, wobei die Last- und Zugthiere sammt Führern den ganzen Weg ohne Wechsel zurücklegen. Den üblichsten Reisemodus bildet der Karren, der von zwei hinter einander gespannten Mauleseln gezogen wird, und es wurden hierbei ohne Rasttage und ohne merkliche Erschöpfung der Thiere Tausende von Kilometern zurückgelegt. So z. B. machten wir mit unseren Mauleseln während 15 Tage täglich 45 bis 50 km und fuhren gegen Ende der Reise nicht selten im Trabe, und doch waren die Thiere bei der Ankunft in Zsin-zsian-pu (Tsching-kiang-pu) so wenig erschöpft, daß unsere Fuhrleute schon am folgenden Tage die Rückreise antraten, die sie mit der gleichen Geschwindigkeit, wie die Hinreise, zu machen beabsichtigten. Für die Chinesen ist der Maulesel ein unschätzbares Thier; seine große Kraft und Ausdauer, die Stärke seiner Füße und Hufe befähigen ihn zum Transport jeglicher Last; er ist im gleichen Grade brauchbar zum Tragen von Gepäck, zum Reiten und als Zugvieh.

Der chinesische Karren hat zwei Räder, die auf einer hölzernen Achse sitzen. An derselben sind ferner zwei Zugstangen befestigt, die einen hölzernen Kasten tragen, der oben halbrund und mit Baumwollenzeug überspannt ist. Der Kasten ist etwa $1\frac{1}{2}$ m lang, 3 m hoch und fast ebenso breit. Vorn ist er offen und kann durch einen Vorhang geschlossen werden. Der Reisende sitzt im Karren, der Führer vorn auf einem Sitzbrette, das auf die Zugstangen aufliegt. Um Führer und Thiere vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen geht ein baumwollenes Zeltdach vom Karren bis zum Kopfe des Maulesels. In diesem Fuhrwerk kann man nur wie der Chinese mit kreuzweise untergeschlagenen Füßen sitzen, jede andere Stellung ist höchst unbequem.

Die Reise in solchem Karren auf steinigem oder stark ausgefahrenem Wege kann füglich eine Tortur genannt werden. Den schlechten Wegen entsprechend müssen die Räder sehr solide gearbeitet und stark beschlagen sein. Da die Wege nie reparirt werden, auch nicht künstlich aufgeschüttete, sondern natürliche sind, so kann man sich denken, in welchen Zustand sie nach anhaltenden Regen gerathen; doch auch bei trockener Witterung ist der Weg entsetzlich, da alle Karren gleiche Spurweite haben und in Folge dessen tiefe Geleise in den Weg geschnitten haben.

Von den zwei Maulthieren wird das eine in die Zugstangen gespannt, das andere ist nebenbei an Stricke geschirrt. Nur das erste wird mit Leinen gelenkt, das zweite durch Zuruf und mit der Peitsche. Das Geschirr ist einfach und bequem. Die Maulesel sind in der Regel sehr gut eingefahren und folgen leicht dem Zuruf des Führers, der mit ihnen gut umgeht und die Peitsche nur selten anwendet. Unsere Fuhrleute waren chinesische Tataren, in deren Händen im nördlichen China das Fuhrmannswesen fast ausschließlich sich befindet.

Den 5. Februar um $10\frac{1}{2}$ Uhr nahm ich Abschied von der Familie unseres Konsuls in Tien-tsin und trat meine Reise an. Auf staubiger Straße bewegten sich unsere Karren fort, einer hinter dem andern. Ich folgte ihnen zu Pferde. In dem einen Karren befand sich H. Milne, in einem zweiten unser Chinese, der dritte war für mich bestimmt, während der vierte unser Gepäck und Lebensmittel enthielt, zudem eine beträchtliche Anzahl von Bündeln chinesischer Kupfermünze. Diese Münze, von der etwa 300 Stück auf einen Thaler gehen, ist wegen ihres beträchtlichen Volumens für den Reisenden äußerst lästig und doch nicht zu vermeiden; sie besteht aus einer Legirung von Kupfer und Gußeisen, ist rund und besitzt ein viereckiges Loch, um die Münzen zu je 500 Stück auf eine Schnur reihen zu können. Da alle Zahlungen in den Gasthöfen mit dieser Münze gemacht werden, so kann der Reisende sie nicht missen. Die europäische Münze, den Rubel oder auch den Dollar, ist es immer vortheilhaft in Peking zu wechseln, wo sie einen höhern Kurs hat: besonders gut geht dort der mexicanische Dollar. Im Innern des Reiches verloren wir beim Wechseln bis 30 Procent. An Lebensmitteln nahmen wir außer Wein eine Menge Konserven mit, die uns indessen nach wenigen Tagen so sehr zum Ueberdruß wurden, daß wir die chinesische Küche und in Dampf gekochtes Weißbrot vorzogen.

Anfangs, bis zur Stadt De-tschau (Te-tschau), ging unser Weg in Südwestrichtung den Kaiserkanal entlang, der noch seine Eisdecke trug, auf welcher Reisende und Lasten in „Topais“ fortbewegt wurden. Mit diesem Namen bezeichnet man einen großen niedrigen Schlitten, welcher von einem hinten stehenden Führer mittels einer mit eiserner Spitze beschlagenen Stange rasch vorwärts geschoben wird.

Während der Reise war unser Tagewerk folgendermaßen eingetheilt. Um 5 Uhr standen wir auf und brachen gegen 6 auf; um 11 wurde zwei Stunden gerastet, ein Mittagsmahl eingenommen und das Zugthier gefüttert. Gegen 1 Uhr brachen wir abermals auf, um gegen 6 unser Nachtlager zu beziehen. Mit geringen Abweichungen war dies unsere gewöhnliche Tagesordnung, die wir bis Zsin-zsian-pu (Tsching-kiang-pu) einhielten; von dort an änderten wir dieselbe und paßten sie der Reise im Kahne an.

Während der Fahrt auf ungeschütteten, natürlichen Wegen über Lehmboden, auf welchen seit Monaten kein Tropfen Regen gefallen war, wurde der Staub für uns zu einer wahren Geißel; Windstille oder, was noch schlimmer, ein schwacher Wind in den Rücken machte unsere Lage fast unerträglich. Der feine Lehmstaub dringt überall durch, in wenigen Stunden bedeckt sich das Gesicht mit dicker Staubschicht und nimmt ein aschfarbenes Leichenansehen an. Anfangs versuchte ich das Gesicht während der Fahrt von diesem Staube zu reinigen, unterließ dies aber bald, da der Staub dabei in die Augen drang und heftigen Reiz verursachte; ich verschob in Zukunft die Reinigung bis zur Einkehr im Gasthofe, wo den Reisenden stets sogleich Gefäße mit warmem Wasser zum Waschen gereicht werden. Wind von der Seite oder steiniger Boden bildeten für uns Festtage; aber ein heftiger Sturm, wie der am 9. und 10. Februar, brachte uns fast zur Verzweiflung und gehört zu den größten Plagen eines Reisenden in China. Der von der ganzen Ebene emporgewirbelte Staub füllte die Atmosphäre dicht an und begrenzte den Gesichtskreis in einer Entfernung von

100 bis 200 Meter, der Wind trieb ihn ins Gesicht und in die Augen und peitschte uns mit kleinen Steinen auf das Empfindlichste. Am Abend des ersten dieser Tage zeigten sich meine Augen stark geschwollen, am andern Morgen hatte ich die heftigsten Augenschmerzen und Kopfweh. Zum Glück legte sich der Wind zum 11. Februar, sonst hätte ich meine Aufnahmen aufgeben müssen oder wäre gezwungen gewesen, meine Reise auf mehrere Tage zu unterbrechen. Am 17. Februar trat feiner Regen ein, der den Staub auf zwei Tage zwar unterdrückte, dafür aber den Weg fast grundlos machte; Karren und Maulesel versanken tief im Boden, und wir kamen nur äußerst langsam vorwärts. Ich bin überzeugt, daß zur Regenzeit dieser Weg ganz unpraktikabel und jede Bewegung auf ihm unmöglich werden muß, hatte ihn doch ein schwacher Regen von einem Tage fast grundlos gemacht.

Der Weg von Tien-tsin bis Du-zsia-miao führte durch eine ganz von Ackerfeldern eingenommene Ebene, die so stark bevölkert ist, daß man stets mehrere Dörfer in Sicht hat. Trotzdem bot die Landschaft ein einförmiges Bild dar. Alles war zur Zeit todt und leer und nur die vielfach zerstreuten Grabstätten boten dem Auge einige Abwechselung dar. Die Dorfbewohner Chinas bestatten ihre Todten auf den Ackerfeldern und führen über dem Grabe einen kegelförmigen Erdhügel von 1 bis 2 Meter Höhe auf. Daher sieht man solche Hügel auf allen Feldern in großer Menge, und in ihrer Gesammtzahl nehmen sie einen ganz beträchtlichen Theil nutzbaren Bodens fort; diese Einbuße an Ackerland ist für die an Boden Mangel leidende arme Bevölkerung sehr empfindlich. Wohlhabendere Familien kaufen ein eigenes Stück Land, auf dem sie eine Familiengruft errichten. Dieser Raum wird dann mit einer Lehmmauer umgeben, dessen Vorderfronte aus gebrannten Ziegeln besteht, die in durchsichtigen, oft sehr gefälligen Mustern zusammengefügt sind. In dieser Umzäunung sind die Gräber halbkreisförmig geordnet mit dem Grabe des Ahnherrn der Familie im Mittelpunkte. Das Ganze wird dann mit einer Art Cypresse bepflanzt, deren dichtes, dunkles Grün eine äußerst harmonische Zierde für diese letzte Ruhestätte bildet. Es ist bekannt, daß der Chinese den verstorbenen Gliedern seines Geschlechts sehr hohe Achtung und Ehrfurcht erweist; daher verwendet er auf die Herstellung ihrer Ruhestätte ganz besondere Sorgfalt.

Im Allgemeinen habe ich auf den Gräbern steinerne Denkmale nur selten gesehen, außer einigen buddhistischen. Ehrenpforten traf ich wiederholt in der Nähe von Dörfern an; sie waren zum Gedächtniß an die Tugenden irgend eines der Bewohner des Dorfes errichtet, der durch tadellosen Lebenswandel dieser hohen Ehre theilhaft wurde.

Unsern Weg kreuzten beständig kleinere Wege und Fußpfade, die in verschiedenen Richtungen zu den benachbarten Dörfern und Gehöften führten. Es war nicht leicht aus diesem Labyrinthe verschlungener Wege den rechten herauszufinden, da keinerlei Merkzeichen dazu halfen und unsere Fuhrleute mit der Oertlichkeit zu wenig bekannt waren, um uns die erforderliche Auskunft geben zu können. Zuweilen mußten wir ausgetrocknete Kanäle von beträchtlichen Dimensionen überschreiten, die als unnöthig oder aus Nachlässigkeit ganz verfallen waren.

Die Straße, auf der wir hinzogen, war außerordentlich belebt, wie sich das bei einer so starken Bevölkerung nicht anders erwarten läßt. Abwechselnd begegneten wir Reisenden und Waarentransporten bald in Karren, gleich den unserigen, bald in Schubkarren, auf Pferden, Eseln und Mauleseln, dann wieder Fußwanderern. Wohlhabendere reisen in der Regel in verdeckten zweiräderigen Karren, die mit zwei Mauleseln bespannt sind, Aermere benutzen zur Reise den Schubkarren auf einem hohen Rade; zu beiden Seiten eines solchen Karrens sind Sitze angebracht, die von je einem Reisenden eingenommen werden, oder aber es sitzt der Reisende auf einer Seite, während der andere Sitz vom Gepäck eingenommen wird. Als Schutz vor Regen und Sonnenschein dient ein Dach aus Zeug, so daß ein solcher Karren einem anspruchslosen Reisenden recht komfortabel erscheint. Der Karren wird in der Regel von zwei Leuten fortbewegt, von denen der eine den Karren von hinten schiebt, während der andere ihn von vorn zieht. Solche Schubkarren sind in der gebirgigen Provinz Schang-dung sehr im Gebrauch und dienen nicht nur zum Befördern von Reisenden, sondern auch zum Waarentransport, in welchem Falle bei größeren Lasten vorn statt eines Menschen ein Esel angespannt wird. Die Arbeit der Führer ist eine sehr schwierige und ermüdende, bei günstigem Winde wird sie erleichtert durch ein auf den Karren gestelltes Segel. In Schanghai konkurrirt der Schubkarren mit Erfolg gegen ein anderes leichtes Fuhrwerk, „Dshinrikscha", das aus Japan nach China importirt ist und aus einer leichten zweiräderigen, zuweilen sehr sauber gearbeiteten, Kalesche mit dem Sitze für eine Person besteht. Das Fuhrwerk hat zwei Zugstangen, an denen es von einem Menschen, zuweilen im Trabe, gezogen wird. Der Dshinrikscha wird vorwiegend von Europäern benutzt, der Schubkarren von Chinesen. Zu größerer Bequemlichkeit des Reisenden ist der Sitz des Schubkarrens mit einem kleinen Polster, gewöhnlich von rother Farbe, gedeckt; der Reisende hält auf ihm den rechten Fuß, während der linke herabhängt und in einer Schlinge ruht.

Das Leben auf der großen Straße steht dem Gewoge in unseren größeren Städten nicht nach. Kaum ist man von der Staubwolke befreit, welche eine Reihe vorüberrollender Karren mit verschlafenen Chinesen aufgewirbelt hat, so begegnet man einem großen offenen Karren, einem Omnibus, der von Reisenden vollgepfropft ist, welche in ihm in allen möglichen und unmöglichen Lagen Platz gefunden haben. Diese unbequeme Lage hindert sie indessen nicht mit Begeisterung einem unter ihnen befindlichen Erzähler zu lauschen oder den Witzen eines Spaßvogels zuzulachen. Der Kutscher ist in die Erzählung vertieft oder nimmt am herzlichen Gelächter Theil; nur lässig treibt er sein langsam vorschreitendes, merkwürdiges Dreigespann an: in der Mitte ein Maulesel, ihm zu beiden Seiten ein Pferd und ein Esel. Um den Wagen drängen sich Verkäufer von Süßigkeiten, dem Erzähler mit solchem Eifer lauschend, daß sie selbst vergessen mit monotonem Rufe die Vorzüglichkeit ihrer Waare anzupreisen und die Reisenden zum Kaufe aufzufordern. Der Chinese ist ein großer Freund von Erzählungen, denselben zu lauschen ist ihm Hochgenuß. Wie oft trifft man in den Straßen volkreicher Städte wogende Massen der Einwohner, einem Improvisator oder einem Erzähler von Neuigkeiten verschiedenen, am liebsten politischen Inhaltes zuhörend.

Hinter dem Omnibuskarren bewegt sich ein langer Zug belasteter mit ihren Schellen klingelnder Maulesel und hinter ihnen Fußgänger, mit den Armen weit ausschwenkend, in eifrigem Gespräch über irgend eine Handelsangelegenheit, welche stets den beliebtesten Stoff zur Unterhaltung bietet, denn ein jeder Chinese ist geborener Händler. Nun erblickt man eine geschminkte Chinesin mit verkrüppelten Füßchen, in rosafarbenem Gewande, tadellos koiffürt, mit künstlichen Blumen geschmückt. Sie sitzt rittlings auf einem mit vielen Blechstücken verzierten Esel; ihr zur Seite springt, den Esel antreibend, ein kleiner chinesischer Treiber. Gesetzt reitet sie an uns vorüber ohne uns zu beachten, wie es einer chinesischen

Dame geziemt. Schon von weitem hören wir Rädergequike und bald erblicken wir eine Reihe mit Waaren beladener Schubkarren. Aus dieser Gesellschaft ist der Frohsinn verbannt. Die Kärrner, erschöpft mit stumpfen Gesichtern, von denen der Schweiß, trotz der kühlen Witterung, in großen Tropfen niederfällt, erregen das tiefste Mitleid. Mit Anstrengung aller Kräfte stoßen sie die Karren vorwärts, aufmerksam darauf achtend, daß das Rad derselben nicht aus dem ausgefahrenen Geleise kommt. Die Zeit für eine kurze Rast ist herangekommen, die Karren stehen still, hockend setzen sich die Kärrner zusammen, wischen sich den Schweiß von den Gesichtern und rauchen sich langsam ihre Pfeifen an. Eine Unterhaltung zwischen ihnen hört man nicht. Während dessen wird ein hoher Regierungsbeamter in der Sänfte vorübergetragen; Reiter eröffnen den Zug, ihm den Weg durch die Menge bahnend, Reiter schließen auch wieder den Zug. Die Träger, den einen Arm in die Seite gestemmt, den andern im Takte schwingend, schreiten in leichtem, frischem Schritte daher, von Zeit zu Zeit die Tragstange von einer Schulter auf die andere hinüberwerfend. Sie schreiten rasch einher, denn ihnen zur Seite geht noch ein doppelter Wechsel von Trägern. Mit Neid blicken die Kärrner auf diese im Vergleich zu der ihrigen so leichte Arbeit; nach einer kurzen Rast von wenigen Minuten nehmen sie ihre Karren wiederum schweigend auf und mürrisch beginnen sie von Neuem ihre schwere Arbeit. Für die Einwohner des Landes ist dieser Anblick ein zu gewohnter, um irgend welchen Eindruck hervorzubringen; dem Fremden dagegen flößen diese Arbeiter das tiefste Mitleid ein.

Bei größeren Entfernungen zwischen Städten und Dörfern findet man einzeln stehende Gasthöfe, in welchen die ärmeren Reisenden kurze Rast zu halten pflegen. Ein solcher Gasthof besteht in der Regel aus einer großen Küche, einem kleinen Gelasse für die Familie des Wirthes und einem großen Zeltdache für die Gäste, welches mit Tischen und Bänken aus Lehm versehen ist. Um die Mittagszeit sammelt sich hier eine große Menge Reisender an und es entwickelt sich eine gesteigerte Thätigkeit der Köche und Diener. Die Einen bereiten auf großen hölzernen Brettern süße Brote, die gedämpft werden, oder eine Art Fleischkuchen oder Nudeln, die eine Lieblingsspeise der Chinesen bilden, Andere besorgen das Kochen derselben und vertheilen die Portionen in Thonschalen. Es sammeln sich immer mehr Menschen, die Plätze an den Tischen werden immer mehr gefüllt, die neu Hinzukommenden drängen sich um die Herde, um die verlangten Speisen zu erhalten, und hocken dann auf dem Boden, wo sie gerade Platz finden, den Durst mit warmem Thee stillend oder Makkaroni und Fleischkuchen mit stark gewürztem Gemüse verzehrend. Nachdem das Mahl beendet und die Pfeife angeraucht, legt sich ein Theil auf den Boden zur Ruhe; ein anderer begiebt sich in die Küche über den warmen Herd, um sich dem Genusse des Opiumrauchens hinzugeben; ein dritter endlich sammelt sich zu kleineren Gruppen, um sich die Zeit mit Kartenspiel und Würfeln zu vertreiben. Wein wird gewärmt aus Metallbechern und in der Regel nur in geringer Quantität genossen, dagegen werden Karten- (fast ausnahmslos Hazard-) spiele leidenschaftlich gespielt. So mäßig der Chinese in Allem zu sein pflegt, so maßlos ergiebt er sich der Leidenschaft des Hazardspieles. Diese Leidenschaft und das Rauchen von Opium enthalten die Keime zum sittlichen Verfalle der Bewohner des Reiches der Mitte. Nachdem sie der Ruhe gepflegt, entfernen sich die Reisenden allmälig, der Gasthof wird leer, um am folgenden Tage einer neuen Menge Reisender der niedern Klasse Obdach zu geben.

Näherten wir uns dem Dorfe oder der Stadt, wo wir zu rasten beabsichtigten, so wurden unsere Maulthiere aus Brunnen, die zu diesem Zwecke am Wege angelegt sind, getränkt. Den Weg entlang steht eine Reihe Eimer, damit die Gespanne vieler Karren gleichzeitig bedient werden können, ohne den Weg zu sperren. Aus dem Hause, zu welchem der Brunnen gehört, treten die Besitzer hervor, empfangen die Bezahlung und füllen wiederum die Eimer. Nach der Tränkung hatten wir bis zur Haltestelle in der Regel noch $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde zu fahren.

Eine Gruppe niedriger, einstöckiger Lehmgebäude, mit Schilf gedeckt, von Lehmwänden umgeben, mit Bäumen bepflanzt, das ist das Bild eines chinesischen Dorfes. Der Chinese pflanzt und pflegt mit Sorgfalt die das Dorf umgebenden Bäume, welche im Sommer durch ihr reiches Laub dem Orte ein lebensvolles und heiteres Aussehen geben. Beim Eingang in das Dorf befindet sich in der Regel ein Teich von ovaler Form zum Ansammeln von Regenwasser; außerdem giebt es aber noch in jedem Dorfe eine Menge Brunnen. Der Weg führt durch das Dorf in engen krummen Gassen, zwischen Mauern aus Lehm hin, weil die Wohngebäude im Hofe angelegt sind; nur die Kramläden münden auf die Straße. An den Straßenecken stehen Händler, die Süßigkeiten auf Tragbrettern feilbieten, oder es tummeln sich Haufen von Kindern jeglichen Alters herum. Die kleineren, welche nicht zeitig genug vor uns flüchten können, erheben ein klägliches Geschrei, die kühneren unter ihnen folgen unseren Karren, beschauen uns und tauschen gegenseitig ihre Gedanken über uns aus. Sobald wir uns von ihnen genugsam entfernt haben, hören wir dann ihren Spottruf: „Jang-gwei-tze“ = überseeischer Teufel, eine Benennung, welche der Chinese jedem Europäer giebt; nicht selten wurden diese Rufe von Steinwürfen begleitet. Begegneten wir Erwachsenen, so folgten sie uns mit neugierigen Blicken oder sie gingen an uns würdevoll vorbei, sich das Ansehen gebend, als bemerkten sie uns nicht.

Die Unsauberkeit und der Schmutz in chinesischen Niederlassungen ist unglaublich. Aller Unrath wird auf die Straße gegossen. Die menschlichen Auswurfstoffe werden als Dünger für die Felder sehr hoch geschätzt, daher sieht man zu beiden Seiten des Weges viele Retiraden, eigens für die Reisenden angelegt und mit Schilfgeflecht umgeben. Der Geruch derselben, verbunden mit dem aller anderen auf der Straße faulenden organischen Reste ist entsetzlich und verpestet die Atmosphäre in weitem Umkreise.

Doch da erblicken wir schon die zwei an dem Thore ausgehängten großen Trobbeln und erkennen daran das Wirthshaus. Sobald der in die Zugstangen gespannte Maulesel das Thor erreicht, wendet ein Zuruf des Führers den Karren und im Trabe geht es durch das Thor. Sogleich werden die Thiere abgeschirrt und zu den Huttertrögen geführt, welche mit gehacktem Stroh einer Cerealie, „Gaulian“, gefüllt sind, die im nördlichen China unser Heu vertritt, während das Korn der Pflanze den Hafer ersetzt. Sobald für die Thiere gesorgt ist, werden die Karren abseits gezogen und in einer Reihe aufgestellt; das Geschirr wird nebenbei gelegt. Dann wird der Reisende in ein Zimmer des Gasthauses geführt, wo er sogleich ein Gefäß mit warmem Wasser erhält, um Gesicht und Hände von dem fingerdick aufliegenden Staube zu reinigen; während der kalten Jahreszeit erhält er ferner ein Kohlenbecken, um die erstarrten Hände zu wärmen. Kehrt man zum Nachtlager ein, so wird ein kleiner Ofen angeheizt, welcher die Schlafstelle von unten durch Röhren erwärmt, die in einen Rauchfang münden. Ohne den Befehl dazu abzuwarten, werden eine Theekanne mit siedendem Wasser und kleine Porcellantassen gebracht; dann erst erwartet man fernere

Befehle. Zu den gewöhnlichen Ruhestunden um die Mittagszeit und um 5 Uhr Abends sind die Gasthöfe, deren es in jedem Dorfe mehrere giebt, mit Reisenden dicht gefüllt. Das Ansehen dieser Wirthshäuser ist immer dasselbe: ein großer viereckiger Hof, von der einen Seite ein gedeckter Raum mit Futtertrögen für das Vieh, zwei andere Seiten von einstöckigen Gebäuden eingefaßt, die durch Querwände in einzelne Zellen getheilt sind, von denen jede ihren besondern Ausgang auf den Hof hat. Neben dem Thore befindet sich der Raum für die Küche und die Wirthschaft. In größeren Gasthäusern befindet sich noch ein zweiter Hof mit Absteigequartieren für besonders vornehme Gäste. Jede Abtheilung, welche einer einzelnen Nummer unserer Hotels entspricht, enthält zwei Zimmer, die durch eine dünne Bretterwand getrennt sind. Durch die Außenthür tritt man in das erste Zimmer, in welchem sich ein hölzerner Tisch und zwei gestrichene Stühle befinden, der Bretterwand entlang laufen Schilfpolster hin, welche als Schlafstellen dienen. Hinter der Bretterwand, im zweiten kleinern Zimmer, befinden sich gleichfalls Schlafstellen. Beide Abtheilungen erhalten ihr Licht durch kleine Oeffnungen, die mit Papier verklebt sind. Der Boden ist aus gestampftem Lehm, die Wände sind gleichfalls mit Lehm gedeckt, dem fein geschnittenes Stroh beigemengt ist. In besseren Wirthshäusern findet man in den Zimmern gitterförmige Decken, die mit Papier beklebt sind, gewöhnlich aber fehlen diese Decken, und man erblickt über sich die Dachsparren, an welche das Schilf des Daches befestigt ist oder auf welchen Bretter liegen, die mit Lehm oder fein geschnittenem Stroh gedichtet sind. In der Bereitung dieses Lehmes besitzen die Chinesen große Meisterschaft; solche Verkleidung von Dächern hält den Regen vollständig ab. Die Wirthshäuser sind schmutzig und ohne alle Verzierungen; selten findet man Schnitzwerk an den Holzwänden, nur ausnahmsweise trifft man in ihnen Bilder an, zuweilen freilich auch Fresken an den Lehmwänden. Solche Bilder sind vom bekannten chinesischen Typus, ohne Perspektive, und stellen in der Regel Scenen aus dem häuslichen Leben oder auch Landschaften dar. Vorwiegend jedoch sind die Wände kahl und nur durch verschiedene Bemerkungen der Reisenden verunziert. Bei heftigen Winden werden die Wohnungen sehr unkomfortabel; der Wind dringt durch die Spalten der schlecht schließenden Thüren oder durch die Löcher im Papiere der chinesischen Fenster und treibt mächtige Staubmassen in die Zimmer.

Mit zunehmender Zahl der Einkehrenden wächst der Lärm auf dem Hofe. Die ausgeschirrten Esel und Maulthiere erheben in Erwartung ihres Futters ein durchdringendes Geschrei oder aber sie wälzen sich auf dem Hofe, mächtige Staubwolken aufwirbelnd; die Führer lärmen beim Auskramen ihrer Gefährte und Geschirre; die Diener laufen aus der Küche in die Wohnungen und zurück; Händler rufen ihre Waaren aus, die vorwiegend aus Lebensmitteln bestehen, Schmiede mit transportabeln Essen bieten ihre Arbeit zum Beschlagen der Lastthiere oder zur Reparatur der Karren an.

Die Dshatak-Kirghizen[1]).

Das Wort „Dshatak" bedeutet „liegen"; mit demselben (Russisch Kirgisy-Dshataki) werden in Sibirien, im orenburgischen und turkestanischen Gebiet diejenigen Kirghizen bezeichnet, welche in unmittelbarer Nähe von russischen Ortschaften feste Wohnsitze haben, d. h. nicht nomadisirende oder ansässige Kirghizen.

Bei allen Städten, Dörfern oder Kosakenstanizen Westsibiriens wohnen seit alten Zeiten die Dshatak-Kirghizen, welche aus verschiedenen Kreisen der Gebiete von Akmolinsk und Semipalatinsk dahin gezogen sind. Im Allgemeinen sind dieselben arm, sie leben meist als Arbeiter und Hirten bei den Russen, einzelne wenige, welche Handel treiben, gelangen zu etwas Wohlstand. Die Gründe, warum die Dshatak zu den bewohnten Orten hinziehen, sind sehr verschieden: der Verlust aller Herden durch starke Kälte z. B., Streit- und Zwistigkeiten mit einflußreichen und mächtigen Stammesgenossen, deren Bedrückung unerträglich wurde; der Mangel an passenden Winterquartieren und anderes.

Die Dshatak leben in nächster Nähe der Ortschaften im Winter in Behausungen, welche nach Art der kirghizischen Zelte („Kibitka" wird ein solches Zelt genannt) aus Rasenstücken und Schilf hergestellt sind, im Sommer in gewöhnlichen Filzzelten (Jurten).

Von Zeit zu Zeit, ein oder zwei Mal im Jahre, kommen zu den Dshatak die betreffenden Gemeindevorstände, die Aeltesten der einzelnen Aule, zu welchen sie gehören; ihr Kommen ist nicht erfreulich, denn sie sammeln Abgaben, wobei sie sich selbst nicht vergessen.

Die Dshatak sprechen fast alle Russisch, einige sogar ganz vortrefflich. Auch sonst ist der russische Einfluß unverkennbar; sie beobachten lange nicht so streng ihre alten Sitten und Gebräuche, wie ihre in der Steppe lebenden Stammesbrüder. Allmälig geben sie ihre eigenthümliche kirghizische Tracht auf. Die Männer tragen nicht mehr die zugespitzten hohen Mützen („Tumak"), sondern gewöhnliche Mützen aus Lammfell; statt der langen kirghizischen Gewänder (Chalat) tragen sie kurze Röcke mit Knöpfen, statt der langen kirghizischen Hemden kurze; sie benutzen einen einfachen Gürtel statt der langen Leibbinde mit der Tasche („kalt"). Die Frauen haben den eigenthümlichen Kopfputz, welcher die verheiratheten Steppenkirghizinnen auszeichnet, den sogenannten Dshawluk, fast ganz aufgegeben; sie tragen ein einfaches Mützchen, wie die unverheiratheten Kirghizinnen. Auch der zugespitzte besonders kostbare Kopfschmuck, welcher bei den Steppen-Kirghizen einen Theil der Mitgift macht, ist fast ganz verschwunden.

Die Dshatak halten ihre Behausungen sehr reinlich; haben Stühle, Tische, allerlei Geräthe, Löffel, Gabel, Teller, benutzen die russische Theemaschine, den sogenannten Samowar, und anderes.

Bemerkenswerth ist es, daß die Dshatak sehr ungern ihre Töchter an Steppen-Kirghizen verheirathen, sondern lieber wieder an Dshatak-Kirghizen. Wenn es vorkommt, daß die Töchter der Dshatak an Steppen-Kirghizen verheirathet werden, so geschieht dies unter bestimmten Verhältnissen, welche die Dshatak zur Einwilligung zwingen. Die

---

[1]) Nach dem Russischen „Die Russische Rede", Jahrgang 1879, Augustheft S. 318 bis 330. Von einem Kirghizen.

Steppen-Kirghizen wählen sehr gern Frauen unter den Dshatak, aber geben ihre Töchter niemals her. Es ereignet sich oft, daß die Steppen-Kirghizen eine Dshatak-Schöne nach altem kirghizischen Brauch rauben und dann den Eltern weder einen „Kalym" (Kaufpreis für die Braut) noch „Aib" (Sühne für den Raub) bezahlen. Die Dshatak müssen einfach schweigen; ihre Klagen helfen nichts. Doch muß man im Allgemeinen sagen, daß die Heirathen der Dshatak-Töchter mit den Steppen-Kirghizen deshalb nicht ohne Nutzen sind, weil dadurch mancherlei Vortheile der Civilisation den Steppen-Kirghizen bekannt werden.

Die Bewohner der russischen Ortschaften sind mit der Nachbarschaft der Dshatak sehr zufrieden. Der Dshatak-Kirghize ist arbeitsam, ehrlich, vor allem nüchtern (d. h. trinkt keinen Branntwein) und zu allen Arbeiten bereit und anstellig; er kann ackern, pflügen, Heu machen, Holz hauen u. s. w. Die russischen Bauern nutzen oft die gutmüthigen Dshatak so aus, daß diese fast umsonst arbeiten. Der Dshatak ist für den russischen Bauern und den Kosaken alles: nicht allein ausgezeichnete Arbeitskraft in allen Haus- und Feldarbeiten, sondern daneben auch Häscher, Advokat und Uebersetzer. Die Dshatak erfüllen alles, was man von ihnen verlangt, nach bestem Wissen und Vermögen, freilich nicht gern, aber aus Furcht, wieder in die Steppe zurückgejagt zu werden. — Hiermit drohen ihnen die russischen Bauern beständig. Vor allem benutzt der Einwohner der russischen Ortschaften die Dshatak dazu, um sich mit den Steppenkirghizen in allerlei Dingen auseinander zu setzen, so z. B. wenn, was häufig vorkommt, die Steppenkirghizen bei den russischen Bauern Pferde gestohlen haben. — Im Herbst nämlich bereiten die Steppenkirghizen den „Sugum", d. h. sie schlachten so viel Vieh, Pferde und Schafe, als sie für den ganzen Winter brauchen. Da nun nach Meinung der Steppenkirghizen diejenigen Pferde, welche mit Hafer und Brot gefüttert worden sind, besonders geeignet zur Nahrung sind, so rauben sie dieselben bei den russischen Bauern und Kosaken.

Die Bauern, denen die Pferde gestohlen sind, kennen natürlich die Räuber nicht; sie machen aber den Dshatak den Vorschlag, die Räuber aufzusuchen, wofür die Dshatak gewöhnlich nur einen sehr unbedeutenden Lohn bekommen. Sie übernehmen solche Kommissionen äußerst ungern; abgesehen von dem ihnen dadurch erwachsenden Zeitverlust fürchten sie die Collision mit ihren Stammesbrüdern, deren Rache ihnen oft empfindlicher ist, als die Ungnade der Russen. — Um den Dschatak dazu zu bestimmen, solche Aufträge auszuführen, beschuldigen die Russen völlig rücksichtslos den Dshatak selbst des Diebstahles. — So gerathen die armen Dshatak zwischen zwei Feuer. — Hat mitunter der Dshatak den Raub unter den Steppenkirghizen ermittelt und ihn angezeigt, so rächt sich derselbe. Ist der Räuber, was oft vorkommt, ein mächtiger und einflußreicher Kirghize, so veranlaßt er den Kirghizenhäuptling, zu dessen Botmäßigkeit der Dshatak gehört, ein Schreiben an die Verwaltung des Ortes zu erlassen, wo der Dshatak lebt, des Inhalts, der Dshatak solle heimkehren in die Steppe, er sei Abgaben schuldig u. s. w. Kommt der Dshatak nicht, so wird ihm der zum Aufenthalt nöthige Erlaubnißschein entzogen und schließlich muß der Arme doch in die Steppe zurück. Hier in der Steppe, obwohl in seiner Heimath, findet ein solcher Dshatak, der schon mehr oder weniger an das Leben in einer Ortschaft gewöhnt war, eine sehr unbehagliche Existenz; er wird verlacht und verspottet, hat kein eigenes Vermögen und muß bei den reichen Kirghizen Dienste suchen.

Wenn der Dshatak sich etwas Geld verdient hat, so beginnt er mit besonderer Vorliebe zu handeln. Um das zu lernen, gehen sie zu tatarischen Kaufleuten, besuchen mit diesen die Jahrmärkte, und sobald sie sich hinreichend sicher fühlen, fangen sie einen selbständigen Handel an. Solche Dshatak siedeln dann gewöhnlich in solche nahe der Steppe gelegene Stadt, in welcher auch Tataren leben.

Unter dem beständigen Einflusse der tatarischen Händler nehmen die Dshatak in kurzer Zeit viel Tatarisches an, werden tatarisirt, und das um so schneller, da einfach Heirathen zwischen Tataren und Dshatak zu Stande kommen. Solche tatarische Dshatak erhalten den Namen „Tschala-Kasak", d. h. unvollkommener Kirghize, Halbkirghize.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— Zu den jüngsten Industriezweigen in der Argentinischen Republik gehört der Holzhandel, der entschiedene Symptome rascher Entwickelung zeigt. Schon jetzt wird Cedernholz aus Tucuman in solcher Menge nach Buenos Aires geschafft, daß es dort den Preis amerikanischen Fichtenholzes gedrückt hat. Es sollen neue Sägemühlen im Gran Chaco errichtet werden; dieses weite Gebiet ist reich an Zimmerholz, und nicht selten werden mit dort geschlagenen Stämmen Schiffe direkt nach Havre oder anderen europäischen Städten befrachtet.

— Es ist eine fraglos richtige Behauptung, daß Brasilien ein reiches Land ist, ja daß es unendliche Reichthümer in seinem Boden, in seinen unterirdischen Schätzen und seinen ungeheuern landwirthschaftlichen Hülfsquellen birgt, von denen bis jetzt erst der 150. Theil ausgebeutet oder gar entdeckt ist. Mais soll 150- bis 400fach tragen, Reis nicht weniger als 1000fach, Weizen 30- bis 70fach, ein Acre Baumwolle viermal so viel einbringen als in den Vereinigten Staaten, und ein kräftiger Mann mit Leichtigkeit auf einer Fläche von 5 Acre 2000 Kaffeebäume mit einer Durchschnittsernte von 6000 Pfund Kaffee im Werthe von 80 Pf. St. ziehen können. Aber es kommt nicht darauf an, was ein Land einbringen könnte, sondern was es in der That einbringt, und da sieht es mit Brasilien schlimm aus: die Summe von 21 000 000 Pf. St., welche seine Ausfuhr schon 1873 erreichte, hat es heute noch nicht überschritten, während Cuba damals schon an Zucker allein für circa 20 Mill. Pf. St. exportirte. Jene wunderbaren Gold- und Diamantenfelder von Minas Geraes, welche im vorigen und einem Theil dieses Jahrhunderts so viele Millionen einbrachten und in die portugiesische und brasilianische Krone jene beiden berühmten Steine setzten, den Südstern und den Albacete, sind zum Theil Dinge der Vergangenheit. Kaum 1000 Mann arbeiten jetzt in den Gruben, die sonst 80 000 beschäftigten, und der Ertrag ihrer Arbeit füllt keine großen Posten im Budget aus. Einige ausländische, besonders englische Gesellschaften haben die verlassenen Schachte wieder aufgenommen und bearbeiten jetzt die Gruben von Morro Velho,

Pary und anderen Ortschaften, aus denen sie Gold im jährlichen Betrage von 280 000 bis 300 000 Pf. St. gewinnen. Das einzige Produkt, welches guten Ertrag und dem Lande sein halbes Einkommen liefert, ist der Kaffee; zwischen 1865 und 1870 soll sich die jährliche Ausfuhr durchschnittlich auf 164 114 Tonnen im Werthe von 10 190 000 Pf. St. belaufen haben. 530 000 000 Kaffeepflanzen, die 1 500 000 Acres bedecken und die sich noch jährlich vermehren, sollen im Reiche sein; ihre jährliche Ernte beträgt 260 000 Tonnen, von denen 50 000 im Lande selbst verbraucht werden. Und dennoch, obgleich die Hälfte des Kaffees, der in der ganzen Welt erzeugt wird, aus Brasilien kommt, obgleich der brasilianische Kaffee auf den Ausstellungen zu Wien und Philadelphia Preismedaillen errungen hat, so steht er doch auf dem Markte in so geringem Ansehen, daß man ihn, um den Verkauf zu sichern, als Java, Porto Rico, Ceylon oder Mokka anbringen muß. Dieser Erwerbszweig kann also in Brasilien noch verbessert und ausgedehnt werden. Der Kaffee kann allerdings überall im Reiche gebaut werden, aber Ref. erfuhr auf der bekannten Fazenda des Barons Faro in Rio Bonito bei Barra do Pirahy, daß die Kaffeeplantagen oberhalb des Breitengrades von Rio Janeiro der Gefahr des Vertrocknens unterworfen seien, während dieselben unterhalb des Breitengrades von San Paulo oft durch den Frost litten; am günstigsten wären Erdboden und Klima in den Distrikten nördlich von San Paulo, wo man mit Kaffee um $\frac{1}{3}$ höhere Einkünfte erzielen könne, als Faro aus seiner Musterfarm, welche mit zwei Nebengütern 2 300 000 Pfund Kaffee im Werthe von 60 000 Pf. St. erzeugt. Fast alle anderen Zweige der landwirthschaftlichen Industrie Brasiliens sind im Abnehmen. Der Zucker nimmt nicht mehr wie früher den ersten Rang unter den Stapelwaaren ein; die Ausfuhr wird auf 2 680 000 Pf. St. jährlich berechnet. Baumwolle ist auf 3 670 000 Pf. St. das Jahr gesunken, Gummi auf 1 150 000 Pf. St., Maté oder Paraguay-Thee auf 410 000 Pf. St. Tabak hat nur einen Export von 800 000 Pf. St., obgleich Bahia-Cigarren in Montevideo und Buenos Aires ein gesuchter Artikel sind. Brasilien soll 20 Mill. Stück Hornvieh besitzen und exportirt für 1 400 000 Pf. St. Felle das Jahr. Der Rest der Ausfuhr wird mit 1 000 000 Pf. St. durch verschiedene Waaren gedeckt. England nimmt unter sämmtlichen Abnehmern, die mit dem Reiche in Handelsverbindung stehen, den ersten Rang ein, indem es 30 Proc. der importirten und 25 Proc. der exportirten Waaren trägt. Die Vereinigten Staaten machen größere Einkäufe, 35 Proc., verkaufen aber nur 5 Proc. Der französische Handel — 19 Proc. Einfuhr, 13 Proc. Ausfuhr — soll im Zunehmen begriffen sein, besonders wegen des großen Weinkonsums, denn, trotz eines gewissen Erfolges in Peru und Chile, wird sowohl in Brasilien wie in ganz Südamerika der Weinbau wahrscheinlich nie sehr ausgedehnt werden, und in dieser Beziehung wird die neue Welt der alten stets zinspflichtig bleiben. Die übrigen Abnehmer Brasiliens sind die La-Plata Staaten, Portugal, Belgien, Deutschland &c., die zusammen 32 Proc. Einfuhr und 17 Proc. Ausfuhr tragen.

(„The Mail" 15. Sept. 1880.)

Japanische Sprichwörter.

— Im 20. Hefte der „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Juni 1880), welches uns durch die Güte des Vorstandes der Gesellschaft zuging, veröffentlicht Dr. Lange 100 japanische Sprichwörter, wie sie dem gemeinen Manne geläufig sind. Von chinesischen Sentenzen, welche im Munde der Gelehrten sprichwörtlich gebraucht werden, sieht er ganz ab. Wir theilen daraus einige der interessantesten in der deutschen Uebersetzung (das Original giebt auch den japanischen Wortlaut in Transscription) mit, namentlich auch solche, die im deutschen Volksmunde ihre Analoga haben.

„Wenn der Teufel (= gestrenger Hausherr) nicht zu Hause ist, thut man sich gütlich." Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse.

„Mit einem Bissen kann man sich die Backe verbrennen." Kleine Ursachen, große Wirkungen.

„Ein Mann, ein Wort."

„Selbst ein Bauer, der Packpferde führt, sieht in guten Kleidern besser aus." Kleider machen Leute.

„Gewaschene Kleider sind besser als geliehene." Es ist besser eigene Sachen zu brauchen, wenn sie auch schlecht sind.

„Wer von der Großmutter erzogen ist, ist drei Sen billiger," weil er verzogen ist.

„Auch ein Teufel (= häßliches Mädchen) ist mit siebenzehn Jahren nett, auch schlechter Thee hat seinen ersten Aufguß." Jeder hat einmal eine Zeit, in der er hübsch ist.

„Kleide Dich in Brokat, wenn Du nach der Heimath kommst!" Gehe nicht eher in die Heimath zurück, als bis Du etwas erworben und dort gut auftreten kannst.

„Selbst Eltern und Kinder sind in Geldsachen wie Fremde."

„Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel."

„Was gut ist, thue gleich."

„Wenn man Geld leiht, macht man ein (freundliches) Gesicht, wie ein Götze, wenn man es zurückgiebt, macht man ein (fürchterliches) Gesicht, wie der Höllengott Emma."

„Wenn Du Gift nimmst, lecke den Teller mit ab!" Wenn Du Schlechtes thust, thue es gleich ordentlich!

„Warte schlafend auf das Glück!" Wie sehr man dem Glück nachjagt, holt man es nicht ein; es kommt, wenn man es nicht erwartet.

„Ein Reiskuchen in den offenen Mund." Was man gewünscht, kommt unverhofft.

„Es giebt auch Insekten, die Wasserpfeffer lieben." Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.

„Ein gefüttertes Seidenkleid nimmt man auch im Sommer geschenkt." Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.

„In der Hitze (trägt man) ein gefüttertes Winterkleid, in der Kälte ein einfaches Sommerkleid." Verkehrte Welt.

„Auch ein Götze wird zornig, wenn man ihm dreimal übers Gesicht fährt." Selbst der Geduldigste wird endlich zornig.

„Wenn man nichts säet, geht nichts auf." Aus nichts wird nichts.

„Nur wenn man in Noth ist, bittet man die Götter um Hülfe."

„Man kann aus der Blüthe erkennen, ob ein Baum Früchte trägt." Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will.

„Wein ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt."

„Wenn man den Raum unter dem Dachsims vergiebt, wird einem das ganze Haus genommen." Wenn man ihm den kleinen Finger reicht, nimmt er die ganze Hand.

„Man kann auch zum Kopf einer Sardelle (Iwashi) beten: es kommt nur auf den Glauben an." Iwashi ist der am wenigsten geschätzte Fisch in Japan.

„Eine hunderttägige Predigt — eine Blähung." Ein großes Unternehmen kann durch eine kleine, unbedeutende Sache vereitelt werden.

„Niemand ist mehr zu fürchten, als der Dummkopf."

„Es giebt kein Mittel, einen Dummen klug zu machen."

„Die Wände haben Ohren."

„Gute Erziehung ist besser, als gute Familie."

„Eine Theetasse auf dem Brunnenrand," ist in Gefahr.

„Der Färber trägt ungefärbte Beinkleider."

„Der Barbier macht sich seine Haare nicht."

„Gestern eine tiefe Stelle im Flusse, heute eine flache," sagt man von schnell sich ändernden Dingen.

„Selbst ein Insekt von einem Zoll Länge hat einen Verstand von einem halben Zoll." Man soll auch den kleinsten nicht verachten.

„Er verbrennt weder Aloëholz als Räucherwerk, noch läßt er einen Wind," d. h. er zeichnet sich durch nichts aus.

„Die Lüge ist der Anfang der Diebe."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

VIII[1]).

Reclus und Wyse blieben ein halbes Jahr in Frankreich, um ihre Beobachtungen zu berechnen, und reisten am 7. November 1877 von Saint Nazaire ab, um mit dem Beginne der trockenen Jahreszeit in Darien einzutreffen. Nur ein einziger ihrer früheren Gefährten, Poundesseau, Wyse's Sekretär, begleitete sie; Verbrugghe erwartete sie in Panama.



Das Dorf La Capitana bei Ebbe.

Da Lacharme und dessen vorzügliche Arbeiter erst Ende December zu ihnen stoßen konnten, so hatte Wyse beschlossen, zuerst den Isthmus von San Blas, den schmalsten in Mittelamerika, vollständiger zu untersuchen, als dies der Nordamerikaner Kommandant Selfridge gethan, der von der atlantischen (nördlichen) Seite her nur bis zu den Madroño-

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus" XXXVIII, S. 273, 289 u. f. f. (Nro. 18 bis 24).

Fällen des obern Mamoni gekommen war. Jener Isthmus zieht sich in einer Breite von nur 48 km von dem Meerbusen von San Blas oder Carti südwärts bis zur Mündung des Rio Bayano. Im Norden schneidet eine weite Bucht in ihn ein, welche zwar durch Inseln und Riffe etwas versperrt, aber gegen Winde vorzüglich geschützt ist, im Süden die breite Mündung des trotz seines beschränkten Gebietes wasserreichen und tiefen Bayano. Die letzten zehn bis zwölf Kilometer strömt er rechtwinklig zu dem niedrigsten Uebergange über diesen Theil der Cordillera, so daß ein Durchstich von weniger als 9 Lieues genügte, um die Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Oceane herzustellen. Leider aber verhindert die Höhe der dazwischen liegenden Berge die Anlage eines gewöhnlichen Kanals, und man müßte einen Tunnel von der Länge desjenigen im St. Gotthard bohren. Die Central-Cordillere, deren mittlere Höhe über 400 m beträgt, wird zu beiden Seiten von anderen, nicht weniger hohen Ketten begleitet, und die verhältnißmäßig tiefen Einsenkungen zwischen diesen Gebirgen stehen mit den großen Küstenebenen an den beiden Oceanen nur durch enge Schluchten in Verbindung, durch welche die Flüsse in einer Reihe von Fällen hinunterstürzen.



Generalkarte des Westlichen Darien von Schiffslieutenant Wyse.

Gravé par Erhard

Unter allen Uebergangsstellen bietet die besten Bedingungen noch die Linie, welche die Mündung des Bayano mit dem Meerbusen von San Blas verbindet. Auf dem rechten Ufer des Bayano und seines Nebenflusses Mamoni dehnen sich weite Savanen aus, welche bis Panama reichen. Auf ihnen liegen zahlreiche Haciendas und weiden gewaltige Herden, deren einzelne drei-, auch viertausend Häupter zählen. Nach Osten hin aber bedeckt Urwald Ebenen und Berge; doch finden sich an den Ufern des Flusses soweit, als die Fluth reicht, d. h. bis zum Einflusse des Rio Terable (s. Karte), Bananenpflanzungen, deren Früchte zu den besten im ganzen Staate Panama gehören. Dieselben bilden die hauptsächliche Nahrung der Neger und Mulatten in Mittelamerika; eine lächerlich geringe Arbeit genügt, um einem Landbauer dort zu dem zu verhelfen, was dort als Wohlstand gilt: d. h. zu zwei bis drei Hemden und Baumwollhosen, Anizado-Schnaps nach Belieben und Ambalema-Cigarren. Oberhalb des Terable finden sich nur noch wenige Hütten, und bald wird Ufer, Fluß und Wald vollständig menschenleer bis hin zu den Sitzen der Pirrea-Indianer. Dieselben stehen im Bunde mit den ihnen verwandten Eingeborenen am Chucunaque, sind nie unterworfen worden und flößen den Anwohnern des untern Bayano solche Furcht ein, daß sich dieselben nie bis zu ihren Dörfern wagen. Wyse ist, soviel Reclus erfahren hat, der einzige Weiße, der sie aufgesucht hat, und zwar im Jahre 1868.

Die Bevölkerung des westlichen Darien hat wenig Indianerblut und noch weniger weißes in ihren Adern, besteht vielmehr fast ausschließlich aus Negern. Sie soll in jeder Hinsicht weniger werth sein, als ihre Vettern im Thale des Tuyra, wenn möglich noch trunksüchtiger und fauler, als diese, weil die Bananenpflanzungen ein viel leichteres Leben gewähren, als das Kautschuksammeln. Zumeist leben sie zerstreut in der Savane und haben nur zwei Dörfer, Chepo und la Capitana. Ersteres, heut ein Flecken von 1500 Seelen, war früher eine wahrhaftige Stadt mit hölzernen und steinernen Häusern; aber trotzdem es ein angenehmer und gesunder Aufenthalt war, haben ihn alle besseren Familien mit Panama vertauscht, und die beide Orte verbindende, 80 km lange Straße, einst trefflich unterhalten, ist jetzt ganz verfallen, versumpft und vom Urwalde überwuchert.

Am 7. December verließen die Reisenden auf der Canoa „La Bruja" Panama, verfehlten aber die Mündung des Bayano, mußten deshalb auf der reizenden Waldinsel Chepillo das Einsetzen der Fluth abwarten, und erreichten dann erst in der Nacht la Capitana am Rio Mamoni, den Hafen von Chepo.

Die Ufer des untern Mamoni sind wenig angebaut; riesige Mimosen mit überaus feinem und zartem Laubwerke, das sich wie ein grüner Schleier über das mächtige Geäst legt, wechseln mit Schneckenbohnen und Mangroven, die sich durch dichtes, üppiges Laub auszeichnen. Anfangs ist das Thal breit; erst vom „chorro" (Stromschnelle) Capero an wird es von Hügeln, die stetig an Höhe zunehmen, eingeengt. Die steilen Ausläufer des Cerro de Garapatas zwingen den Fluß zu weiten Biegungen; die Stromschnellen werden stärker und häufiger; überall zeigen sich Gesteinsbänke, und zwar nicht mehr halb zersetzte Schichten, wie in Peña Miron, sondern Konglomerate und harte Sandsteine. Bei der Mündung der Quebrada de Tagua tritt man in die Cordillera.

Während des Tages bemerkten die Reisenden zahlreiche Iguanen von mittlerer Größe, zuweilen bis zu zehn Stück auf einem Baume. Ihre Leute tödteten vier davon, deren Fleisch dem des Huhnes ähnlich schmeckt und selbst für verwöhnte Magen ein treffliches Essen abgiebt. Die Indianer stellen ihnen mittels Schlingen viel nach, aber wenn sie nicht besondern Hunger haben, so öffnen sie nur den Weibchen den Leib und nehmen ihnen die als größten Leckerbissen geschätzten Eier heraus. Die Wunde soll so vollkommen ver-



Fälle des Rio Mamoui.

heilen und die inneren Organe sich ergänzen, daß dasselbe Verfahren im nächsten Jahre wieder vorgenommen werden kann. Ueberhaupt haben sie ein zähes Leben und sind schwer zu Tode zu bringen. Am Inquati sah Reclus in jeder Hütte unter dem Schilfdache ganze Reihen dieser harmlosen Thiere lebend an einer wagerechten Stange hängen, Schwanz und Beine auf dem Rücken zusammengebunden, ein qualvoller Zustand, in welchem sie Monate lang aushalten. Ebenso grausam ist es, sie lebendig in die Kohlengluth zu werfen, damit sich die Haut leichter ablöst.

Am Einflusse des Chararé wurde übernachtet, und früh am folgenden Morgen der Kampf mit den Stromschnellen aufgenommen, welche unterhalb der Fälle des Mamoni, den sogenannten „Saltos de Chararé", liegen. Der erste Fall, aus mehreren Abtheilungen bestehend, hat drei Meter Höhe. In Voraussicht dieser Schwierigkeiten hatten die Reisenden möglichst kleine Boote, „lanchas" gemiethet, solche zu 1500 Bananen; am Bayano nämlich, wo man hauptsächlich diese kostbare Musacee anpflanzt, werden die Boote nach der Zahl dieser Früchte, die sie zu fassen vermögen, klassifizirt. Am Fuße des Falles angelangt, entlud man zuerst die leichteste der drei lanchas und schleifte sie über das Geröll nach dem Becken oberhalb des Sturzes. Das war mit großen Anstrengungen verbunden, und die lancha mußte ein gutes Theil ihres Bodens an den scharfen Felsvorsprüngen zurücklassen. Nahe darüber aber zeigt sich der zweite Sturz und weiter aufwärts immer mehr Stromschnellen und Fälle, einer immer tobender und rauschender, als der andere. Ein Theil der Leute mußte nun eine pica (Pfad) quer durch das Gestrüpp hauen bis zu einem Punkte am Rio oberhalb der Kaskaden; der andere versteckte die überflüssigen Lebensmittel, Instrumente und Vorräthe in einem Felsloche, während der Rest auf dem eben geschaffenen Wege nach dem Platze des Nachtlagers getragen wurde. Von diesem Pfade aus übersah Reclus mit einem Blicke die riesige Stufenfolge der Fälle, eines der schönsten Schauspiele in Mittelamerika. Auf einer Strecke von weniger als 500 m fällt der Mamoni, einen Halbkreis beschreibend,



Golf von San Miguel. Einfahrt in die Boca Chica.

aus seinem Hochthale in das Flachland herab. Riesige Felsblöcke liegen in seinem Bette, über welche der durch die Regenzeit geschwellte Fluß hinwegrast; zweimal stürzt er sich gegen 10 m hoch hinab. An beiden Ufern wachsen trotz deren Steilheit große Bäume und mildern durch ihre gefälligen Formen und ihr üppiggrünes Laub die Wildheit der Schlucht.

Auf einen so anstrengenden Tag folgte eine böse Regennacht und wieder ein Tag, während dessen die Expedition unaufhörlich zwischen den Felsen des Flußbettes auf- und abklettern und zuletzt den Mamoni durchschwimmen mußte, um einen vortheilhaften Lagerplatz zu erreichen. Die Leute, welche nur in ihrer Piroge zu brauchen waren, wurden durch diese Anstrengungen so schwach und kraftlos, daß Reclus den kräftigsten, den Eugenio, nach dem vier Marschstunden stromaufwärts gelegenen Gaspar-Sabana sandte, um bei den dortigen Tagua-Sammlern ein Boot und Arbeiter zu miethen. Allein er kehrte unverrichteter Sache zurück, da die Leute im Gebirge abwesend waren.

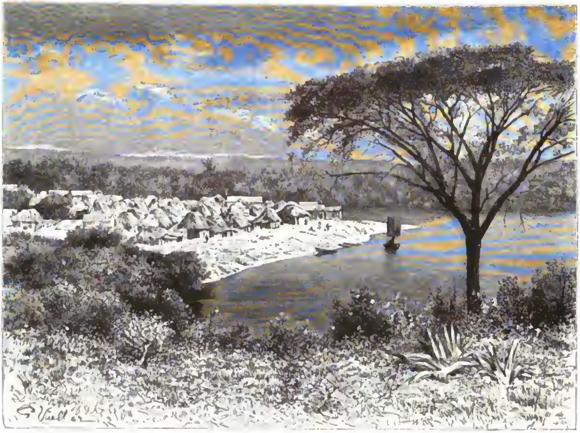
Reclus hatte von Wyse den Auftrag erhalten, denjenigen Punkt zu bestimmen, wo der Tunnel des interoceanischen Kanals anzufangen hätte, und dann die Aufnahmen bis zum Salto Madroño, wo Selfridge aufgehört hatte, fortzuführen. Da er aber keine Boote hatte und das Wasser zu hoch war, um im Flußbette hinaufsteigen zu können, auch seine Mannschaft erschöpft und der Hauptzweck erreicht war (der Tunnel des auf der Karte mit einer starken Linie bezeichneten Kanals müßte offenbar am Fuße der Chararé-Fälle beginnen; er ist auf der Karte gestrichelt angegeben), so kehrte er um. Später hat Wyse selbst die fehlende Strecke bis zum Salto Madroño aufgenommen. Auf diese Erforschung des obern Mamoni folgte diejenige des Rio Terable, über welchen nur so viel gesagt sei, daß die schluchtenartigen Zusammenschnürungen und die vielen Zickzackwindungen seines Thales der Anlage eines großen Schifffahrtskanales hindernd im Wege stehen. Am 18. December um Mitternacht traf Reclus wieder in La Capitana ein. Am 20. um 4 Uhr Morgens ritt die ganze Gesellschaft bereits wieder auf der Straße von Panama. Der Mond beleuchtete die Savane von Chepo, die Temperatur war entzückend und die Pferde trabten im Paßgange dahin, eine Bewegung so angenehm wie die eines Schaukelstuhles. Anfangs ging alles gut. Die Savane ist mit spärlichem, kniehohem, aber ganz vertrocknetem Grase, das unter den Pferdehufen zerbricht, bewachsen; das stark gewellte Terrain besteht aus festem, rothem Thone, welcher wie der Löß in China sich in Gestalt von Mauern und Bastionen erhebt, die ausgedehnten verfallenden Festungen gleichen. Trotz der Sonnengluth geht es auf der Savane lustig vorwärts; böse wird es aber, wenn ein Rio zu überschreiten oder ein Sumpf in der Nähe des Meeres zu passiren ist, in welchen die Gäule bis an die Brust einsinken. Zu beiden Seiten sieht man da Skelete



Manglebäume am Tuyra.

von Ochsen liegen, die hier ihren Tod gefunden haben und die von Geiern verzehrt wurden. Da Pferde und Rinder stets die Gewohnheit haben, in dieselben Fußtapfen zu treten, so bildet sich auf allen Wegen, sie mögen so breit sein, wie sie wollen, bald eine Rinne, so tief, daß der Bauch der Thiere beiderseits anstößt. Dies und das Waten im Schlamme ermüdet sie so, daß sie sich zuweilen mit ihren Reitern in den Morast hinlegen. Faul aber sind sie nicht; geschickt klettern sie steile Uferwände hinauf und suchen sich ihren Weg durch dorniges Gestrüpp; daß die Reiter dabei nicht stets gut fortkommen, ist klar: bald fangen sie sich in einer Liane, bald stoßen sie sich an Baumstämmen, bleiben in Dornen hängen oder fallen herunter. Langsam verrannen die Stunden während dieses endlosen Rittes. Man begegnete Herden prächtigen und, wie fast immer in den Tropen, sehr sanften Rindviehes, sah auch einzelne Haciendas und öfter elende Tambos, die ihre Insassen kaum gegen Sonne und Regen schützten. Inzwischen wurde es dunkel und Panama war noch immer nicht erreicht. Erst um zehn Uhr Abends wurde der Weg gut: man hatte die Straße erreicht, auf welcher die reichen Panamauer spazierenfahren, und noch vor Mitternacht stärkte man sich im Grand Hôtel.

Panama schwamm im Vergnügen der Weihnachtswoche, und Einladungen regneten auf die Reisenden herab. Aber deren Zeit war durch das Zeichnen von Plänen und Berechnungen in Anspruch genommen, und Wyse hatte die Vor-



Yaviza.

bereitungen für eine neue Reise in eine vollkommen öde Gegend zu treffen.

Am 29. December schiffte sich die ganze Gesellschaft auf der kleinen Goëlette „Le Chucunaque" ein, erreichte am Morgen des folgenden Tages die reizende Insel Chepillo, wo Eugenio mit dem erforderlichen Material schon wartete, und fuhr am Nachmittage weiter. Dunkel waren Himmel und Meer; nur in der Ferne schwamm die Insel San Miguel in vollem Lichte. Scharen von Pelikanen folgten dem Schiffe; aus einer Höhe von 50 bis 60 m ließen sie sich mit halb ausgebreiteten Flügeln auf das Wasser herabfallen, tauchten unter und erschienen sofort wieder an der Oberfläche.

Am nächsten Tage, dem letzten des Jahres, wechselten Windstille und starke Brise, und man passirte die Pajaros- (Vogel-) Inseln und Farallon Ingles (Englisches Inselchen) und langte an der Einfahrt zum Golfe von San Miguel an. Um Mitternacht waren diejenigen, welche nicht schliefen, grausam genug, die übrigen zu wecken und ihnen ein glückliches Neujahr zu wünschen; da aber kein Mond schien und der Raum auf dem Schiffe sehr beschränkt war, verschob man die „officiellen Besuche" auf den Morgen. Um 9 Uhr wurde der Anker gelichtet und stetig lavirend wegen des starken Stromes fuhr man in den Meerbusen hinein, setzte bei la Palma einen Reisegenossen ab und legte um Mittag vor Chepigana an. Da Wyse hier erfuhr, daß die Goëlette wegen des Anschwellens des Rio Chucunaque nicht sofort bis Yaviza (s. Karte im Globus XXXVIII, S. 307) hinauffahren konnte, miethete er eine kleine Lancha, in welcher er einen bis zwei Tage früher anzukommen und die Ar-

beiten um eben so viel zu beschleunigen vermochte. Er nahm Verbrugghe, Sosa und die besten Arbeiter Lacharme's mit sich, während letzterer selbst mit Reclus zurückblieb. Dieser lichtete um 9 Uhr Abends die Anker, erreichte mit der Fluth die Alligatoreninsel und fuhr dann am nächsten Tage den von Mangrovebäumen umsäumten Tuyra bis zur Mündung des Chucunaque hinauf, wo man eine schlaflose Nacht zubrachte; denn der Wind hatte sich gelegt und die Muskitos sich erhoben.

Mit Hülfe der Ruder kam man am nächsten Morgen bis zur Mündung des Lagartero; von da ab mußte ein Boot voraus geschickt werden, welches ein Seil an einem Baume oder sonst wo befestigte, an welchem man das Schiff aufwärts zog. Da kein ordentlicher Strick an Bord war, mußte ein solcher nothdürftig aus lauter kurzen Tauenden hergestellt werden; natürlich versagte derselbe häufig den Dienst, und mit funfzehnstündiger schwerer Arbeit kam man kaum eine Meile vorwärts.

Yaviza, wo sich die Gesellschaft wieder vereinigte, war seit dem vorigen Jahre sehr heruntergekommen; fast die Hälfte seiner Einwohner ist nach Pinogana oder Tucuti gezogen, weil sich dort noch Tagua findet, während in Yaviza diese Nuß gar nicht vorkommt und der Kautschuk erschöpft ist. Bald werden von diesem Dorfe, welches einst an 1000 Einwohner zählte, nur noch ein paar Strohhütten übrig sein und der Wald wird wiederum die Savane und alle Lichtungen überwuchern.

Oberst Unterberger's Reise in China von Tien-tsin bis Tsching-kiang.

II.

Unser gewöhnliches Mittag- und Abendessen bestand aus Thee, Eiern, Reis und Huhn mit sehr piquanter Sauce. Die aus Tien-tsin mitgenommenen Konserven wurden uns bald zum Ueberdruß, die süßen chinesischen Brote, zu denen wir greifen mußten, als unser Brotvorrath erschöpft war, wollten uns nicht munden, um so besser schmeckte uns eine Art in Fett gebratener Kuchen, die unseren heimischen sehr ähneln. Das Wasser ist in der Regel gut, in einigen Dörfern war es jedoch so schlecht, daß wir den Thee durch Baumwolle filtriren mußten. Für Alles, was wir in den Gasthöfen bezogen, mußten wir den dreifachen Werth bezahlen; wir hatten es übrigens nicht anders erwartet, denn in ganz China hat der Fremde diese indirekte Abgabe zu entrichten. Man muß aber auch nicht vergessen, daß in ganz China der Europäer verachtet wird, und wenn der äußere Umgang in der Regel einen höflichen, zuweilen sogar einen freundschaftlichen Charakter annimmt, so ist das wohl stets dem Vortheile zuzuschreiben, welchen der Chinese von dem Umgange erwartet; im innersten Herzen haßt er den Europäer und weiß sehr wohl, daß letzterer unter der Aegide der Civilisation nur sein Land auszubeuten bestrebt ist. Das dem Chinesen ins Blut übergegangene „Jang-gwei-tze" (überseeischer Teufel) bezeichnet treffend die öffentliche Meinung Chinas von uns. Aus diesem Grunde geschah es häufig, daß man uns in den besseren Gasthöfen keine Aufnahme gewährte, und wir mußten in der Regel mit den mittelmäßigeren oder selbst mit den schlechtesten Absteigequartieren fürlieb nehmen; die Leute wollten eben die Reputation ihrer Häuser nicht aufs Spiel setzen. Ja einmal geschah es sogar in einem Dorfe, daß man uns unter dem Vorwande, es gäbe keine freien Zimmer, kein einziges Gasthaus öffnete, so daß wir genöthigt waren, bei einer Privatperson abzusteigen, wo wir in einem Raume untergebracht wurden, der füglich ein Stall genannt werden konnte, in welchem wir uns vor Ungeziefer nicht zu schützen wußten. Am folgenden Morgen erklärten wir unserm Führer, wenn ein solcher Fall noch einmal eintreten sollte, würden wir dieses seiner Böswilligkeit zuschreiben und darnach unsere Maßregeln treffen. Am Abend desselben Tages wiederholte sich in der That der Fall; bei sechs Wirthshäusern wurden wir unter dem Vorwande, es sei Alles besetzt, abgewiesen. Unser Führer, eingedenk der Ermahnung vom Morgen, gab sich die größte Mühe uns unterzubringen und berichtete mir, der Vorwand sei ein müssiger und es gäbe noch Raum genug für uns. Unter solchen Umständen blieb kein anderer Ausweg als energisch vorzugehen, das mit Gewalt zu ertrotzen, was gutwillig nicht hergegeben wurde. Wir kehrten in eines der Wirthshäuser zurück, von welchem man uns abgewiesen hatte, ich ging in den Hof, überzeugte mich, daß wirklich noch Raum vorhanden, und befahl den Führern die Karren in den Hof zu fahren. Den Protest des Wirthes ließ ich unbeachtet. Wir hatten uns indessen kaum in unserm Zimmer niedergelassen, als wir durch wüsten Lärm und Geschrei gestört wurden, welches anfangs nur der Wirth und seine Familie ob solcher Willkür erhoben, in welches jedoch bald eine Menge in den Hof geströmter Neugieriger einfiel. Anfangs suchten wir dieses Gebahren zu ignoriren, als aber die unzufriedene Menge zusehends wuchs und der Wirth sich weigerte unseren Thieren Futter zu reichen, standen wir vor der Entscheidung entweder mit Sack und Pack wieder abzuziehen oder aber unsern Willen durchzusetzen. Es blieb uns übrigens nicht einmal die Wahl zwischen diesen zwei Entscheidungen, denn Nachgiebigkeit hätte nur unsere Schwäche bewiesen und der Volkshaufe hätte so viel Zuversicht gewonnen, daß wir uns auf die heftigsten thätlichen Ausbrüche seines Zornes hätten gefaßt machen müssen. Zum Ueberlegen war keine Zeit, ich trat daher auf den Hof hinaus und befahl unserm Uebersetzer mit lauter Stimme der Menge zu sagen, wer wir seien, und nach dem Dorfältesten zu senden, damit er die Ordnung wieder herstelle; bis zur Ankunft desselben drohte ich einen jeden niederzuschießen, der sich unterfangen wolle uns oder unsere Bedienung zu insultiren oder aber unseren Befehlen nicht nachzukommen; dem Wirthe befahl ich sogleich Futter für die Thiere herbeizuschaffen. Dieses wirkte: einige Sekunden folgte tiefes Schweigen, dann beeilte sich der Wirth als Erster meinen Befehlen nachzukommen und damit war die Angelegenheit erledigt, das Volk wurde aus dem Hofe gewiesen und alle ferneren Befehle ohne Widerstand befolgt. Der Aelteste erschien nicht, unter dem Vorwande nicht zu Hause zu sein; ich hatte keine Veranlassung auf seinem Erscheinen zu bestehen. Ein solcher Auftritt ist mir nur einmal begegnet, er hatte die gute Folge, daß unser Führer nun aufmerksamer und fügsamer wurde. Unsere willkürliche Handlungsweise darf uns nicht zum Vorwurfe gemacht wer-

den, die Noth zwang uns dazu, denn hätten wir uns dem Willen der Masse gefügt, so wäre sie in ihren Forderungen nur um so unverschämter geworden. Wenn ich auch weit vom Gedanken entfernt bin, daß man dem Chinesen gegenüber sich grob und anmaßend zu betragen habe, so habe ich doch erfahren, daß höfliches Benehmen nicht ein gleiches hervorruft, sondern im Gegentheil häufig durch Frechheit erwidert wird, weil der Chinese Höflichkeit und Zuvorkommenheit unsererseits für einen Ausdruck der Schwäche ansieht, die ihn veranlaßt den überseeischen Teufel sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Ernstes und festes Auftreten dem Chinesen gegenüber führt stets zum gewünschten Ziele.

Ich kehre nochmals zu den Wirthshäusern zurück. Am Vormittage kehrten wir nur ein um unsere Thiere zu füttern und eine Mahlzeit einzunehmen; als Rast kann nur die Einkehr am Nachmittage um 5 oder 6 Uhr gezählt werden. In Städten oder größeren Dörfern wandern an den langen Abenden geschminkte [1]) und geputzte Mädchen umher, auf Saiteninstrumenten spielend und dazu singend; sie entsprechen unseren Harfenistinnen und besuchen im Gasthause abwechselnd alle Zimmer um die Gäste durch Spiel und Gesang zu erheitern, wobei sie mit Nüssen, Süßigkeiten und Thee traktirt und mit einiger Münze beschenkt werden. Spiel und Gesang entbehren jeglicher Harmonie und sind dem europäischen Ohre unerträglich. Trotz guter Bewirthung und hoher Zahlung betrugen sich die Harfenistinnen in unserm Zimmer sehr sittsam und schüchtern, ihr ungezwungen heiteres Lachen schallte nur aus den Nebenzimmern zu uns herüber, wenn sie in der Gesellschaft ihrer Landsleute waren. Um 10 Uhr begaben wir uns zur Ruhe und bald darauf versank auch das ganze Wirthshaus in tiefe Stille, die nur hin und wieder durch das Klappern des Wächters und gelegentlich durch den Schrei eines Esels oder Maulthieres unterbrochen wurde. Die Wächter bethätigten eine seltene Fertigkeit in der Handhabung ihrer Schnarren und störten häufig unsern Schlaf durch kunstvoll ausgeführte Triller und Rouladen. Noch in der Dunkelheit wurden wir geweckt, darauf wurde ein Talglicht angezündet mit einem Docht aus mit Baumwolle umwundenem Schilfrohre oder es diente eine gußeiserne Schale mit Thran als Lampe. Es wurde Thee getrunken und bei Anbruch der Morgenröthe brachen wir auf.

Städte trafen wir im Durchschnitt nach je 80 bis 85 km; sie haben gewöhnlich das Ansehen von Festungen und sind mit einer krenellirten Mauer von 6 bis 8 m Höhe und Eckthürmen umgeben. Die Mauer bildet ein Viereck, wobei die Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind; sie ist aus Lehm gebaut und mit Ziegeln bekleidet, das Fundament aus behauenen Steinen; oben ist die Mauer nicht unter 4 m dick; ein Graben ist nicht immer vorhanden. Zum Schutze der Thore hat die Mauer Ausbauchungen von halbrunder Form. Die Vorstädte liegen außerhalb der Mauer und sind oft größer als die Stadt selbst. Die Städte Chinas sind Handelscentra und außer Amtsgebäuden, Beamtenwohnungen und Tempeln bestehen sie fast ausschließlich aus Wohnungen für Händler. Daher befindet man sich sogleich, sobald man das mit Eisen beschlagene Thor passirt und das Innere der Stadt betreten hat, in von Läden und Buden eingefaßten Straßen. Die Gebäude der Städte sind von ähnlichem Charakter wie in den Dörfern, nur dauerhafter konstruirt; die Ecken der Häuser sind mit gebrannten Ziegeln ausgelegt, die Dächer mit Dachpfannen gedeckt. Das Straßenpflaster ist sehr schlecht, es besteht aus großen Steinen, die durch lange Benutzung ausgefahren sind, daher ist das Rütteln der Karren hier ganz unerträglich. Am Tage wogt in den Straßen dieser Städte ein mächtiges Leben, besonders an den Straßenecken muß man beständig Halt machen vor den sich drängenden Volksmassen. Schon wenn man sich der Mauer nähert, hört man das einer großen Stadt eigenthümliche Geräusch, das sich bald darauf in verständliches Gerede und Geschrei der in der Straße auf und ab wogenden Masse von Menschen und Thieren auflöst. Schmale Straßen führen in das Innere der Stadt, so schmal, daß zwei Karren sich mit Mühe ausweichen können; der Straße entlang führen, dicht an den mit Kaufläden überfüllten Häusern, erhöhte Gänge für die Fußgänger. Die lackirten Theile der nach außen vortretenden Holztheile der Häuser, die schweren und reich geschmückten Karniese, bunt bemalte Friesen mit vergoldeter Holzschnitzerei, die Mannigfaltigkeit der Aushängeschilder von den absonderlichsten Formen, Ziegeldächer von einer der chinesischen Architektur eigenen Ausbauchung, an den Ecken verziert mit den verschiedenartigsten Figuren und Drachen — Alles dieses zusammen giebt einer solchen Handelsstraße ein höchst phantastisches Ansehen.

Ueberall erblickt man das geschäftige Treiben der Söhne des himmlischen Reiches in ihren blauen Röcken, schwarzen Jacken und schwarzen Käppchen. Auch Frauen trifft man auf der Straße, sauber und rein, ja stutzerhaft gekleidet, in seidenen mit Silber gestickten Jacken, mit künstlichen Blumen in der tadellosen Coiffüre; sie bewegen sich geschäftig, ohne auf die Umgebung zu achten, durch die Menge mit kurzen Schritten ihrer mißgestalteten in gestickten Schuhen steckenden Füßchen. Kinder tummeln sich auf der Straße, laufen, springen, spielen und necken die Händler, ihren Ruf nachäffend. Die Kinder sind gewöhnlich schmutzig und nachlässig gekleidet; so lange sie klein sind, werden ihnen die Köpfe geschoren und nur ein oder zwei Zöpfe gelassen, die bei der Kürze der Haare emporstarren und ihnen ein höchst drolliges Aussehen geben.

In einer und derselben Straße findet man die verschiedensten Gewerbe und Handelsartikel. Hier stehen dicht bei einander Seidenwaaren, Schuhe, Schreinerarbeit und Equipagen, dann weiter Särge, Kleider, Schmiede- und Schlosserarbeit, Korbflechterwaare, Wechselbuden und Coiffeurläden. Außerdem stehen überall Tische für Kleinhändler oder Krämerbretter mit Obst und Gemüse, alten Kleidern, Süßigkeiten und verschiedenstem Hausgeräth. Zwischen den Karren und Lastpferden drängen sich Kinder und zerlumpte Leute, welche die Exkremente der Thiere in Körbe sammeln. Ueberall wird man von Gestank und Schmutz verfolgt, von dem erstickenden Geruche der öffentlichen Aborte. Die Schmutzwässer werden in die Straße gegossen und von einer Meute hungeriger Hunde überfallen, die sich um das wenige noch Genießbare raufen, welches in den Küchenabfällen einer chinesischen Wirthschaft enthalten sein kann.

Noch einer Erscheinung in China muß erwähnt werden, nämlich der Bettler. Sie werden überall angetroffen, wo die Bevölkerung dichter zusammengedrängt ist. In großen Städten, wie in Peking, bilden sie eine wohlorganisirte Zunft, mit einem Aeltesten an der Spitze. Einige öffentliche Verrichtungen, wie z. B. das Tragen von Leichen bei den Processionen, werden ausschließlich von ihnen besorgt. Sie erhalten für die Dauer einer solchen Prozession Kleider, die sie später wieder gegen ihre Lumpen abzuliefern haben. Dies sind jedoch nur solche Leute, welche aus Arbeitsscheu einen möglichst leichten Erwerb suchen. Viel trauriger steht es mit den durch Krankheit ins Elend gerathenen. Das

[1]) Im nördlichen China sind nur alte Weiber und Kinder ungeschminkt. Beim Schminken wird das Gesicht geweißt und dann werden ovale, rosenrothe Flecken aufgetragen, welche über das Auge und die Wange gehen.

Bild, welches man von diesen erschöpften, ausgedörrten Krüppeln, die von Krätze und Seuchbeulen überdeckt sind, mit sich forträgt, ist ein so erschreckliches, daß es lange Zeit nicht aus dem Gedächtnisse schwinden will.

Das Volksgedränge in den Straßen, der Lärm und das Geschwätz, der monotone Sang der Ausrufer, das Gebell der Hunde, das Geschrei der Esel, das Geklapper der Karren auf dem holprigen Straßenpflaster, das Hämmern der Schmiede und der Lärm aus anderen Werkstuben, das Alles zusammen erzeugt in dem Kopfe des Reisenden ein solches Chaos, daß man unter diesem Eindrucke noch lange, nachdem man die Stadt im Rücken hat, verbleibt.

Auf dem Wege von Tien-tsin bis zu den Bergen von Schan-dung passirten wir die Städte: Zan-tschau (Tsang-tschau), Nang-pi-siang, De-tschau, Pin-juan-siang und Zi-ho-siang (Tsi-ho-hsien).

Je weiter wir in das Innere des Landes vordrangen, um so mehr wurden wir Gegenstand der Neugierde. Beim Eintritt in ein Dorf wurden wir sogleich von einer Schaar neugieriger Knaben umzingelt, denen sich bald Erwachsene anschlossen; die Schaar der Müssiggänger wuchs rasch, sie begleitete uns in den Hof des Gasthauses. Oft gab uns die Menge keine Ruhe und zwang uns sie fortzutreiben. Das Schließen der Thüren half nicht; dann krochen die Buben zum Fenster, erweichten mit der Zunge das Papier desselben und benutzten die so geschaffenen Gucklöcher, um uns unausgesetzt zu beobachten.

Je weiter wir nach Süden vorrückten, um so reicher zeigten sich die Dörfer von Obstbäumen umstanden, um so mehr änderte sich der Charakter der Baulichkeiten. Die Pritschen entbehrten der Heizvorrichtungen, die Fenster wurden immer kleiner, um den sengenden Strahlen der Sommersonne weniger Zugang zu gewähren.

Am 11. Februar setzten wir bei der Stadt Zi-ho-siang (Tsi-ho-hsien) über den Fluß Huan-ho (Hwang-ho). Der Uebergang dauerte 50 Minuten; der Fluß ist hier gegen 200 m breit, seine Stromgeschwindigkeit 0,6 bis 0,9 m in der Sekunde; das Wasser ist gelblich trübe, woher auch der Name: „Gelber Fluß" stammt. Der umgebende Boden besteht aus Lehm.

Das neue Jahr der Chinesen traf uns auf der Reise, und in einem Dorfe hatten wir Gelegenheit dem Lampenfeste beizuwohnen, das im Wesentlichen in einer Illumination der Häuser und Straßen mit bunten Lampen besteht. Die Form derselben ist die allermannigfaltigste: kugel- und würfelförmige, dann Lampen von der Gestalt von Kiosken, Lauben, Kähnen, Drachen u. s. w. Von den einfachsten Lampions beginnend, findet man solche von sorgfältig lackirtem und vergoldetem Holzgerüste, beklebt mit Seidenstoffe, auf welchem verschiedene Inschriften, Landschaften oder Scenen aus dem häuslichen Leben dargestellt sind. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit sehr beliebt sind Lampen aus Horn. Als wir uns der Stadt De-tschau näherten, sahen wir eine große Menschenmenge einem leuchtenden Drachen folgen. In der Ferne schien dieser bis 12 m lange Drache sich in der Luft zu winden, seine Augen glühten feurig und aus dem weit geöffneten Rachen hing eine feurige, hin und her schwingende Zunge. In der Nähe erkannte man, daß dieser Drache aus einer Reihe durch bewegliche Schuppen unter einander verbundener Lampen bestand, in deren jeder ein Licht brannte. An jeder Lampe war unten ein Stab von etwa 2 m Länge befestigt, an dem sie getragen wurde. Die einzelnen Laternen waren so zusammengefügt, daß sie sich frei bewegen konnten. Die sorgfältige, ja man kann sagen künstlerische Ausstattung des Drachen, besonders des Kopfes desselben, machte dem Verfertiger alle Ehre. Der Drache wurde von einer großen Menschenmenge begleitet, die sich durch ohrzerreißende Musik und Losbrennen von Petarden ergötzte. Von Excessen bemerkte man trotz der ausgelassensten Fröhlichkeit keine Spur. Ich muß bemerken, daß im stärksten Volksgedränge, dem ich nicht selten beigewohnt habe, bei dem entsetzlichsten Lärmen, ich doch nie eine Rauferei gesehen, nie einem ungebührlichen Betragen begegnet bin. Ein wesentlicher Grund hierfür ist in der Nüchternheit der Chinesen zu suchen. Der oben beschriebene feurige Drache scheint bei der Feier des neuen Jahres eine bedeutende Rolle zu spielen, denn wir trafen ihn in einem der nächstfolgenden Dörfer wieder an. Hier wurde der Zug noch von Jongleuren und von als Mädchen verkleideten Tänzern begleitet.

Den 11. Februar erreichten wir die Berge. Obgleich die Reise nun langsamer vor sich ging, so wirkte doch andererseits die Abwechselung der Scenerie wohlthuend auf unser Gemüth; die ebene Fläche, auf der wir uns bisher fortbewegt, war uns zum Ueberdruß geworden, da die allen Dörfern gemeinsame Gestalt, das gleichförmige Aussehen der die Kirchhöfe umgebenden Cypressengärten, nur im Anfange der Reise unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermochten.

Schon einen Tag, bevor wir die Berge erreichten, erblickten wir ihre scharfen Umrisse am Horizonte. Nach den hohen Kämmen erwarteten wir auch hohe Pässe übersteigen zu müssen; hierin täuschten wir uns indessen, da die größte Paßhöhe nur etwa 225 m über der Ebene betrug. Nur selten und nur auf kurze Strecken trafen wir auf steile oder felsige Anstiege, gewöhnlich führte der Weg in Thälern, kleinen Flüssen entlang oder an Gebirgsabfällen mit sanftem Steigen und Fallen. Die Flüsse wurden gewöhnlich durch Furthen überschritten. Die Chinesen verstehen meisterhaft Wege durchs Gebirge anzulegen mit Vermeidung von Brücken oder künstlichen Aufdämmungen auf schwachem Boden. Der Uebergang aus der Ebene in die Berge war ganz plötzlich, da die Ausläufer des durch die Provinz Schang-dung sich von N.-O. nach S.-W. hinziehenden Tai-shan-Gebirges in das Thal steil abfallen. Gleich beim Eintritt ins Gebirge stießen wir auf Schafherden, während wir in der Ebene, außer Zugochsen, gar keinem Vieh begegnet waren.

Anfangs war der Weg recht eben, er führte über festen Sandstein und war ohne Staub; mit welcher Wollust sogen wir die frische reine Bergluft ein! Trotz des unebenen Bodens sahen wir überall Ackerfelder, die sich nicht nur an den sanfteren Abhängen hinzogen, sondern in Terrassen angelegt auch auf den steilsten Höhen bis zum Kamm des Gebirges reichten. Solche Terrassen werden durch Wände aus Feldsteinen gestützt, wodurch das Abwaschen der Ackererde durch Regengüsse verhindert wird. Solche künstliche Feldanlagen machen einen überraschenden Eindruck auf Reisende, die aus einem Gebiete kommen, in welchem wegen zu schwacher Bevölkerung viele Hunderte von Kilometern des schönsten Ackerbodens unbebaut liegen bleiben müssen. Wald und Buschwerk fehlt in den Bergen vollständig.

Dörfer trafen wir in den Bergen fast ebenso häufig wie in der Ebene, die Lehmbauten waren aber durch solche aus Feldsteinen verdrängt. Als Reisefuhrwerk wird hier fast ausschließlich der Schubkarren verwendet; besonders in der Nähe der Stadt Tai-an-fu (Tai-ngan-fu) stießen wir auf eine Menge solcher Karren mit Leuten, die von einem Feste heimkehrten. Die Gegend war hier wunderbar schön. Die 2000 bis 3000 Fuß hohen Berge, die bisher nur aus der Ferne sichtbar waren, traten hier dicht an den Weg heran, zeigten ihre herrlichen, felsigen Schluchten, ihre scharfen Kämme und steilen Gipfel. Man erblickt in ihnen eine

Menge Götzentempel, welche zwischen den Felsen hoch in den Bergen gelegen, von Cypressen umstanden, von weißen Mauern mit vorspringenden Thürmen eingefaßt, einen malerischen Anblick gewähren und sich von den nackten Felsen scharf abzeichnen.

Zuweilen wurde der Weg sehr schwierig, nicht sowohl wegen des steilen Anstieges, als vielmehr wegen der Felsen und des den Weg dick überlagernden Steingerölles. Solchen Weg trafen wir zwischen den Städten Sin-tai-hsien und I-tschau-fu. Stellenweise bedeckte das Geröll den Boden in solcher Mächtigkeit, daß es selbst dem Fleiße der Chinesen nicht gelungen ist, hier Ackerfelder anzulegen. In solchen Gebieten wuchert das Proletariat in erschreckender Fülle, mit seinen gewöhnlichen Begleitern: Diebstahl und Raub. Massen von Bettlern jeglichen Alters und Geschlechtes lagern hier am Wege und wenden sich an das Mitgefühl der Vorüberreisenden. Weiber, erschöpft und bis aufs Aeußerste abgezehrt, mit Lumpen ihre Blöße nur nothdürftig bedeckend, mit Brustkindern auf dem Arme, strecken ihre Hände nach einer milden Gabe aus. Kinder umringen den Karren in Schaaren, folgen demselben weite Strecken und flehen mit kläglichem Wimmern Barmherzigkeit. Kleinere, die noch nicht laufen können, hocken am Wege, winseln den Vorüberziehenden an und schlagen um sein Herz zu rühren vernehmlich mit den Köpfen an die Steine. Ein entsetzliches Bild! Man kann es nicht über sich gewinnen an dieser sterbenden Menge vorbei zu gehen, ohne ihr eine Handvoll Kupfermünze zuzuwerfen; aber sowie die Menge das bemerkt, folgt sie den Karren viele Kilometer weit mit Bitten und Weinen um ein Almosen, und nur um sich diese schreckliche Eskorte fernzuhalten, giebt man sich den Anschein, das Elend nicht zu sehen, verschließt Herz und Börse, wie der Chinese es gewohnt ist zu thun. Selbstverständlich kann einer solch massenhaften Bettelei die Spende Einzelner nicht abhelfen, die Noth zwingt die Unglücklichen daher zum Diebstahl, zum Raube. Wiederholt erblickten wir in Dörfern dieses unfruchtbaren Gebietes in Käfigen die Häupter bestrafter Raubmörder ausgestellt. Es ist beachtenswerth, daß eine kurze Strecke unfruchtbaren Bodens von etwa 20 km genügt, um das Elend und die Bettelei zu verursachen. Es ist dies gewiß ein deutlicher Beleg für die Uebervölkerung des Gebietes.

In den Bergen trafen wir häufig einzelnstehende, große, steinerne Thürme, die offenbar für militärische Besatzungen dienten, zur Zeit unserer Reise indessen leer und verlassen standen.

Der südliche Abfall der Berge war bedeutend flacher als der nördliche, der Weg in die Ebene führt über langgestreckte sanfte Hügel. Kurz vor der Stadt I-tschau-fu hörte der Abfall ganz auf. Im Ganzen hat unsere Reise durch die Berge $4\frac{1}{2}$ Tage gewährt, wobei wir zwei Städte: Tai-an-fu und Sin-tai-hsien passirten. Hinter der Stadt I-tschau-fu überschritten wir durch eine Furth den Fluß I-ho, wobei unser Gepäck beinahe gelitten hätte, da der Fluß sich tiefer erwies, als unsere Führer es angegeben. Nächst dem Hwang-ho ist der Fluß I-ho der größte, da alle übrigen nur Bäche genannt werden können; es scheinen übrigens einige derselben während der Regenzeit nicht passirbar zu sein. Die Wasserscheide überschritten wir am 13. Februar bei dem Dorfe Hua-ma-wang; übrigens speisen alle Flüsse, sowohl die des nördlichen als auch des südlichen Abfalles, den Kaiserkanal.

In der Stadt I-tschau-fu begegnete uns eine Procession, die von einer Beerdigung heimkehrte. An der Spitze derselben schritt ein ältlicher Chinese, der seinen Vater durch den Tod verloren hatte, ihm zur Seite sein kleiner Sohn; beide weiß gekleidet, hatten um den Kopf und den Leib Hanfseile gewunden, deren Enden auf der Erde nachschleiften. Ihnen folgten die an der Beerdigung Theilnehmenden, alle in weißen Gewändern; vor ihnen zogen Musikanten, die auf Flöten und Schalmeien eine entsetzliche Musik hervorbrachten. Der leidtragende Chinese schien von Gram ganz niedergebeugt. Die Achtung seiner Eltern ist eine charakteristische Eigenschaft des Chinesen, und ist sogar in Chinas religiöse Dogmen übergegangen, daher wird der Tod der Eltern als das größte Mißgeschick angesehen, welches einen Menschen treffen kann, und die Trauerkleider werden drei Jahre hindurch getragen.

Hinter I-tschau-fu begann wiederum die Ebene, schien aber hier noch stärker bevölkert zu sein, als im Norden der Berge; die einzelnen Gehöfte folgten einander in ununterbrochener Reihe mehrere Kilometer weit und bildeten so gleichsam ein lang sich hinziehendes Dorf; die Obstbäume bildeten große Gärten. Der Weg ging den Kaiserkanal entlang, näherte sich ihm bald mehr, bald entfernte er sich von demselben; bei Zin-zian-pu (Tsching-kiang-pu) führte er dicht am Kanal vorbei, der hier frei von Eis und mit Dschunken überfüllt war. Wir erreichten diesen Ort am 19. Februar, nachdem wir in seiner Nähe den ausgetrockneten Lauf des Hwang-ho überschritten hatten. Zin-zian-pu ist einer der reichsten Orte am Kaiserkanal und spielt als Ausgangspunkt für diesen eine hervorragende Rolle. Im nördlichen Theile, bis zu dieser Stadt, ist der Kanal nämlich sehr flach und kann als Verbindungsweg nur zwischen einzelnen Oertlichkeiten dienen, eine ununterbrochene Kommunikation besteht hier nur während der Regenzeit. In Zin-zian-pu angekommen, trafen wir sogleich Anstalten um einen Kahn zur Reise auf dem Kaiserkanal bis Tschinkiang am Jang-tse-kiang zu miethen; denselben Tag noch bezahlten wir unsere Fuhrleute und schafften unser Gepäck in den Kahn um unsere Reise am folgenden Tage fortzusetzen. Um das Gepäck zu transportiren mußten wir besondere Träger miethen, da unsere Fuhrleute, trotz des versprochenen Extralohnes, aus Furcht vor Unannehmlichkeiten mit der Zunft der Träger hierzu nicht zu bewegen waren. Die Arbeitstheilung in China ist eine specifische Eigenthümlichkeit seines öffentlichen Lebens; jede Arbeit hat ihre Zunft und nur eine solche Theilung ermöglicht die Existenz einer so gedrängten Bevölkerung. Trotzdem sich unsere Führer geweigert hatten, das Gepäck zu tragen, begleiteten sie uns dennoch zum Kahne, wobei ein jeder von ihnen irgend eine Kleinigkeit trug. Wir wußten diese Aufmerksamkeit zu würdigen, und die strahlenden Gesichter beim Empfange eines Extratrinkgeldes zeigten, daß wir ihren Wunsch richtig erkannt hatten. Nachdem wir gemeinschaftlich uns hingehockt, nahmen wir Abschied, uns gegenseitig das Beste wünschend, und begannen uns in der Behausung möglichst bequem einzurichten.

Unser Kahn gehörte in die Klasse der Passagierboote, war 9 bis 10 m lang und 1,8 m breit, mit einer gewölbten Decke in der Mitte für die Kajüte. Am vordern Theile war ein Mast befestigt, an welchen ein mit leichten Querhölzern versehenes Segel angesteckt werden konnte. Die Kajüte bestand aus zwei Abtheilungen, in deren größerer für uns zwei Hängematten waren. An der Spitze des Bootes und im Rücktheile waren Räume für die Matrosen und das Gepäck. Ueber dem Steuer befand sich ein Schirm aus Rohrgeflecht als Schutz gegen Regen und Sonne für den Steuermann. Das Feuer für die Bereitung der Speisen wurde im Hintertheile des Schiffes in einem mit Erde gefüllten Holzkasten gemacht. Den Wanten entlang lief ein Steg von 0,5 m Breite für die Matrosen, wenn sie den

Kahn mit Stangen weiterstießen. An den Seiten der Kajüte liefen Laden für Gepäck, die als Sitze dienten. Das Boot war sehr sauber gehalten, die Holzarbeit solid. Die nöthigen Stangen, Bootshaken und ein kleiner Anker waren in gutem Zustande; die Bedienung bestand aus vier Mann. Der Kahn wurde je nach Umständen fortbewegt, mittels Segel, Stangen, Ruder oder an der Leine, er hatte einen Tiefgang von höchstens 0,5 m, und dennoch streiften wir manchmal den Grund des Kanals.

Der Kanal war in der Umgebung von Zin-zian-pu bedeckt von Booten, Dschunken und massenweise angehäuftem Rohr, welches als Baumaterial dient und von unten hierher geschafft war. Beide Ufer waren durch eine Brücke, die auch als Schleuse dient, verbunden.

Den 20. Februar stießen wir ab und gingen anfangs mit Rudern; der Patron des Bootes stand am Steuer, zwei Matrosen ruderten, ein dritter, ein Knabe, richtete die Speisen an und wurde außerdem zu verschiedenen anderen Arbeiten benutzt. Gleich beim Beginn sahen wir das traurige Bild der Beerdigung eines Armen. Vier Träger trugen einen einfachen Sarg, dem die weißgekleidete Wittwe in einem Schubkarren folgte; andere Begleitung gab es nicht. Wir bewegten uns mit der Strömung ziemlich rasch und bald war uns in den Windungen des Kanales Zin-zian-pu entschwunden. An beiden Ufern zogen sich Dämme hin um bei Hochwasser das Land vor Ueberschwemmungen zu schützen; dadurch war unsere Aussicht auf den Kanal und die in demselben verkehrende Volksmenge beschränkt. Auf dem Damme standen hin und wieder vereinzelte kleine Gehöfte wie Wachposten. Bei Zin-zian-pu ist der Kanal etwa 40 m breit, 2 bis 3 m tief. Der Verkehr auf ihm ist sehr lebhaft, namentlich sahen wir Hunderte von Dschunken, die, aus dem Süden Reis für die Regierung bringend, mit geblähten Segeln langsam stromaufwärts trieben und mit Flaggen voll chinesischer Inschriften geziert waren. Jährlich werden für die Regierung auf diesem Wege große Mengen von Reis transportirt.

In Cha-guai befand sich ein Zoll, um den sich eine Menge von Booten tummelte und die Visitation abwartete; wir wurden fast gar nicht untersucht und sogleich durchgelassen. Bei den vielfachen Windungen des Kanals mußten wir bald zum Segel, bald zu der Leine greifen. Letztere wurde an den Mast befestigt und von zwei Matrosen gezogen. Gewaltig schwer sahen stets die zuweilen von 10 bis 20 Menschen gezogenen Kähne aus. Weit vorgebeugt mit äußerster Anstrengung aller Kräfte schreiten die chinesischen Burlaken[1]) langsam im Takte zu einem monotonen Gesange des Führers vorwärts, unterstützt in ihrer Arbeit von den Gefährten, die vom Kahne aus denselben vorwärts stoßen.

Am häufigsten trafen wir mit Reis beladene Kähne an, dann solche, welche, zuweilen paarweise gekoppelt, mit Schilf hochgeladen waren oder mit Bambusstäben verschiedener Dicke. Der Bambus ist ein unschätzbares Material und findet in China die mannigfaltigste Verwendung. Leichtigkeit, Biegsamkeit und große Festigkeit sind seine hervorragenden Eigenschaften, daher ist er im gleichen Grade brauchbar für Stangen, Bootshaken, Masten und Querleisten für die Segel.

In der Regel ist der Kanal von Erdböschungen eingefaßt; nur in Städten und Dörfern, oder an besonders engen Stellen, sind die Ufer mit Ziegeln oder Feldsteinen bekleidet, übrigens ist er sehr vernachlässigt und wir haben nicht selten Ziegelgebäude gesehen, deren Material dem Damme selbst entnommen war. Man staunt aber über die Großartigkeit der Anlage, mit der sich in dieser Beziehung nur die berühmte Mauer vergleichen läßt. An schadhaften Stellen kann man noch jetzt die aus Pfahlwerk gebildete Grundlage der Uferbekleidung sehen und staunt über die Vorzüglichkeit dieser Arbeit. Häufig sieht man Schleusen, die zu Seitenkanälen führen und nicht minder sorgfältig gearbeitet sind, als die Kanalufer; aber auch hier bemerkt man Nachlässigkeit in der Ausbesserung. Der Kaiserkanal verfällt zusehends. In seinem nördlichen Theile ist er schon so verflacht, daß eine regelmäßige Kommunikation nicht mehr besteht, und er stellenweise nicht mehr 0,5 m Tiefe hat, während sie bei Hochwasser 3 bis 4 m beträgt und er dann für die größten Dschunken schiffbar ist. Gegen die Verflachung werden gar keine radikalen Mittel angewandt; nur Palliative kommen in Anwendung; an Stellen z. B., wo eine Verschlämmung bemerkbar wird, reinigt man den Kanal nicht, sondern verengt ihn durch Faschinen; dadurch wird hier die Strömung beschleunigt und der Schlamm wieder fortgeführt zum Schaden einer andern unterhalb gelegenen Stelle. Wie schädlich ein solches Verfahren ist, sieht man leicht ein, und in nicht zu ferner Zeit wird dieser Kanal entweder ganz unbrauchbar werden oder die Reinigung desselben wird große Summen verschlingen.

Den ersten Tag passirten wir die Stadt Bao-in-sian (Pao-jing-hsien?) und legten zur Nacht in Fang-schui an. Wir machten am Tage gar keine Rast, brachen bei der ersten Dämmerung auf und landeten mit Sonnenuntergang an irgend einem bewohnten Orte; unser Mittagsmahl nahmen wir an Bord ein. An Orten, wo wir nächtigten, trafen wir stets eine Menge von Kähnen, die zum selben Zwecke angelegt hatten. Auf ihnen tummelten sich eine Menge von Krämern mit allen möglichen Lebensmitteln, es brannten die Ufer entlang Feuer und es begann die Zubereitung des Nachtessens. Gegen 9 Uhr verstummte alles, bis zur Morgendämmerung herrschte die tiefste Stille, dann brach alles wieder auf. Auch während der Kanalfahrt waren wir beständig Gegenstand der Neugierde für die müssige Menge am Ufer, beim Begegnen eines Kahnes rief der uns zuerst begegnende Chinese das Allen so bekannte „Jang-kwei-tze“ aus, worauf uns dann die Insassen des Bootes anstarrten; selbst die Hunde bellten bei der ungewohnten Erscheinung. Einst wurde die Neugierde einer uns begegnenden Bootsgesellschaft von unserm Anblicke so gefesselt, daß die Leute unsern Führer um Erlaubniß baten, ihr Boot an das unserige legen zu dürfen, um uns genauer besichtigen zu können. Da das andere Boot besser segelte als das unserige, so ging unser Führer auf den Vorschlag gern ein; nun war des Fragens kein Ende, Alles interessirte die Leute vom geringsten unserer Geräthe bis zum Stoffe unserer Kleider. Unser Uebersetzer ermüdete nicht in seinen Erklärungen, bis uns die Sache zum Ueberdrusse wurde und wir den Leuten befahlen abzustoßen.

Die nächste große Stadt nach Bao-in-sian war Gao-ju-tschau (-kao), an beiden Ufern des Kanals gelegen. Bald darauf führte der Kanal durch einen großen See des gleichen Namens; hier trafen wir Fischer mit ihren Fangvögeln, mit Ringen an den Hälsen, um sie am Verschlingen der Fische zu hindern. Einige Kähne tragen am Schnabel besondere Vorrichtungen, mittelst welcher horizontale Netze leicht in das Wasser gesenkt und dann emporgeschnellt werden konnten. Eine ähnliche Vorrichtung diente nicht nur den Fischern zum Fange, sondern wurde auch von Bettlern zum Einsammeln von Almosen benutzt. So fanden wir bei einem am hohen Ufer stehenden Tempel einen Bettler, der

[1]) Burlaken werden an der Wolga die Arbeiter genannt, welche die Schiffe an der Leine den Strom hinaufziehen.

sich eine sinnreiche Vorrichtung konstruirt hatte, um vom Ufer aus Almosen in Empfang zu nehmen. An einem sehr langen Bambusstabe hielt er einen Beutel, der durch ein Gegengewicht im Gleichgewicht gehalten war. So wie sich ein Boot näherte, senkte sich der Beutel in dasselbe und folgte ihm einige Zeit hindurch. Der Bettler beobachtete die Reisenden scharf und auf ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe wanderte der Beutel zum Nachbar, worauf er aus Ufer gezogen und seines Inhaltes entleert wurde.

Das zweite Nachtlager wählten wir in Schao-bo (Schao-pai), 65 km vom ersten; hier sahen wir die ersten zweistöckigen Häuser, welche wir weiter im Süden häufig antrafen. Von Schao-bo bis Tsching-kiang blieben noch etwa 55 km. Auf halbem Wege passirten wir die Stadt Jang-tschau-fu, welche durch die Schönheit ihrer Frauen berühmt ist. Bei der Annäherung an diese Stadt begann auf dem Kanale ein besonders reges Leben, am linken Ufer sahen wir eine geräumige Erdbefestigung mit wehenden Fahnen an den Eckthürmen, vor welcher Truppen geübt wurden. Es erschienen Kanonenboote in Form von Dschunken, die mit alten gußeisernen Geschützen zu je einem an der Spitze und am Hintertheil armirt waren. Am Vordermast wehte die orangefarbene, mit einer Inschrift bemalte Fahne, ebensolche Inschriften schmückten die Segel. Die Kanonenboote hatten ein hübsches, ja stutzerhaftes Ansehen und waren von gut gekleideten Matrosen bedient; ein über dieselben gespanntes Zelt schützte die Mannschaft vor den sengenden Sonnenstrahlen. Bei der Stadt Jang-tschau-fu, deren Mauern und Thürme am linken Ufer des Kanals erschienen, zeigte sich ein Gewoge, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann; so dicht gedrängt habe ich die verschiedenartigsten Boote selbst in Canton nicht gesehen, wo doch Hunderttausende von Menschen auf dem Wasser leben. Von der Zollstation, welche durch zwei festliegende Boote gebildet wurde, wurden wir bald durchgelassen, und nun befanden wir uns plötzlich in einem Labyrinthe von Kähnen, die aneinandergekettet in vier bis fünf Reihen am Ufer lagen und nur einen schmalen Weg im Kanale frei ließen. Man sieht Dschunken von den größten Dimensionen neben dem kleinsten Fischerkahne, und man kann alle Phasen chinesischen Lebens auf dem Wasser studiren. Die Chinesen richten sich auf den Booten sehr komfortabel ein, und das hübsche Schnitzwerk mancher Dschunke läßt auf luxuriöse Einrichtung der Kajüten schließen, in welchen man geschminkte und geputzte Frauen sieht, die den Kaliau rauchen, sich mit ihren Kindern beschäftigen oder müssig auf- und abgehen. Ueberall wird gearbeitet, neue Segel werden genäht oder alte ausgebessert, Wäsche wird gewaschen und getrocknet, Kleider geflickt, Kähne kalfatert. Man hat nicht die Zeit, all' die mannigfaltigen Bilder aufzufangen. Knaben, die Drachen steigen lassen, schwimmende Enten mit einer Schnur ans Boot gefesselt, an das Verdeck gebundene Kinder, eine Mutter, die den verkrüppelten Fuß ihres vierjährigen Töchterchens bandagirt — Alles fliegt am Auge des Reisenden vorüber. Da plötzlich erschallt Gesang, begleitet von Saiteninstrumenten, aus einer zur Restauration umgewandelten Dschunke mit Räumen für Opiumraucher, Coiffeurladen, Harfenistinnen und allem zu einem solchen Lokale erforderlichen Luxus. Etwas weiter stehen mit Bambus geladene Boote, oder mit Porcellanwaare und anderen Handelsartikeln; überall drängen sich Käufer. Beständig muß man halten oder laviren, um nicht überfahren zu werden. Jede Minute gehen flache Boote von einem Ufer zum andern, in welchen die Ueberfahrenden stehen, an den Landungsstellen drängt sich das Volk in Erwartung des Fährbootes; Alles geht indessen mit Anstand vor sich, ohne Geschrei und Willkür. Erst weit hinter Jang-tschau-fu gelangten wir aus diesem schwimmenden Gewoge, doch nicht auf lange, da wir uns in der Nähe von Gua-tschau abermals in einer Unzahl von Booten befanden. Wiederum drängen wir uns durch dieses schwimmende Labyrinth, aus dem Chaos fliegen an uns die verschiedensten Bilder vorbei — da plötzlich erschallt der Pfiff eines Dampfers. Ein eigenthümliches Gefühl überkam mich bei diesem Laute, den ich zuletzt vor einem Jahre im fernen Westen gehört, als ich das Coupé der Eisenbahn verließ und in die Kibitke stieg, die mich mit raschem Dreigespanne in den fernen Osten entführte. Das Dampfschiff schoß an uns vorüber, und in wenigen Augenblicken befanden wir uns an der Mündung des Kaiserkanals in den Jang-tse-kiang.

Vor unserm Blicke erschien der herrliche breite Strom, am jenseitigen Ufer das amphitheatralisch ansteigende europäische Quartier der Stadt Tsching-kiang, eingefaßt von Bergen neben einer hohen, ganz mit Tempeln bebauten Insel, die malerisch aus dem Grün der Bäume vortraten. Am Nachmittage um 1½ Uhr landeten wir in Tsching-kiang. Der englische Konsul, an welchen wir Geleitschreiben hatten, war abwesend; daher machten wir dankbar Gebrauch von der Gastfreiheit anderer dort lebender Europäer. Am Abend desselben Tages, am 22. Februar, langte eines der großen, nach dem Systeme amerikanischer Flußdampfer gebauten Schiffe an, welche die Verbindung zwischen Hang-kau, dem Theehafen des Jang-tse-kiang, und Schanghai unterhalten. Wir schifften uns sogleich ein und der Komfort des prachtvollen Salons sowie der einzelnen Kajüten ließ uns bald alles Unangenehme unserer 18 tägigen Reise vergessen. Nachdem das Schiff eine halbe Stunde gewartet, stieß es ab, und schon am folgenden Morgen befanden wir uns am Ufer des Haupthafens Chinas für den europäischen Handel, in Schanghai.

Zur Ethnographie der Südsee.

R. A. Es sind zwei hervorragende, theilweise grundlegende Werke über die Ethnographie und Anthropologie der Südsee, welche wir hier kurz zu besprechen gedenken. Sie führen die Titel:

Süd-See-Typen. Anthropologisches Album des Museum Godeffroy in Hamburg. 28 Tafeln mit 175 Originalphotographien, einer ethnologischen Karte des Großen Oceans und einem beschreibenden Text. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1880.

Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südsee-Völker von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krause. Mit 46 Tafeln und einer ethnologischen Karte des Großen Oceans. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1880.

Wenn es nicht schon zu Genüge bekannt wäre, daß die Südsee-Völker, zumal die östlichen, im raschen Hinschwinden begriffen sind, so würde dieses durch neuere Reisende, wie Finsch und Bastian, vollauf bestätigt werden. Finsch klagt, wie schwer es ihm selbst auf den abgelegenen Marshall-Inseln geworden sei, noch ursprüngliche ethnographische Gegenstände zu sammeln, so schnell schreitet auch dort die „Europäisirung" fort. Selbst die heimische Fauna geht zu Grunde und wird (z. B. auf den Hawaii-Inseln) durch eine fremde ersetzt. Bastian endlich, der kürzlich verschiedene Südsee-Inseln besuchte, hebt hervor, daß selbst das Bild von dem vor der Sonne schmelzenden Schnee nicht mehr genüge, um den schnellen Untergang der Polynesier zu charakterisiren. Die zwölfte Stunde sei hier hereingebrochen, der Ethnograph habe die höchste Eile von Nöthen, wenn er noch etwas fixiren wolle.

Unter solchen Verhältnissen tritt uns die Publikation des größten auf die Südsee bezüglichen Schatzes entgegen, der sich in Europa befindet, und sagen wir es gleich, in einer ganz vorzüglichen, ja theilweise mustergiltigen Ausführung. Beide Veröffentlichungen präsentiren sich als Originalwerke, die von nun an, wenn es sich um die Ethnographie der Südsee handelt, von Niemandem außer Acht gelassen werden dürfen.

Wenn die braunen und schwarzen Völker im Stillen Ocean dahingegangen, zerschmolzen oder durch Mischung mit einströmenden Fremden — Weißen, Chinesen, Malayen — gänzlich verändert sein werden, dann mag später der Forscher das Südsee-Typen-Album aufschlagen und ihre Bilder wenigstens anschauen. Sie sind fast durchweg nach Originalnegativen wiedergegeben, die sich im Museum Godeffroy befinden und von den Reisenden desselben, Kubary, Hübner, Kleinschmidt, Garrett, aufgenommen wurden. Von manchen Inselgruppen, z. B. Duke of York, erhalten wir hier überhaupt die ersten guten Racentypen. Auch von den Anchorites-Inseln, die kürzlich Miklucho-Maklay schilderte, erhalten wir hier gute Abbildungen, wie denn überhaupt Melanesien im Album am stärksten vertreten ist. Der kurze aber inhaltschwere Text zu dem Album, von L. Friederichsen herrührend, giebt über Lage, Größe, Einwohnerzahl der Inseln, von denen Typen dargestellt sind, Auskunft, erläutert das anthropologisch Interessirende an dem abgebildeten Individuum und bringt allgemein wichtige ethnographische Notizen.

„Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung", welche gegen 700 Seiten umfaßt, ist ein in seiner Art einzig dastehender Katalog, welcher mit einer ganz ungewöhnlichen Genauigkeit von dem Custos des Museum, J. D. E. Schmeltz, ausgearbeitet ist. Einen besondern Werth erhält dieses Werk noch dadurch, daß ihm zahlreiche, unveröffentlichte Berichte der Reisenden des Museum einverleibt sind. Selbstverständlich ist die einschlägige Literatur reichlich benutzt und stets darauf verwiesen; keine kleine Arbeit, da es sich um mehr als 3500 Objekte handelt. Freilich hätten wir bei der Literaturbenutzung gewisse sekundäre Kompilationen, die ihre Abbildungen erst aus Wood und anderen kopirten, gern vermißt. Die Anordnung ist geographisch nach den einzelnen Inselgruppen; innerhalb derselben werden zuerst die auf die Religion, dann die auf Kleidung und Schmuck, Krieg, Jagd, Fischerei und Schiffahrt, endlich die auf Haushaltung, Nahrung, Spiele &c. bezüglichen Gegenstände abgehandelt. Auch hier ist Melanesien vorzugsweise gut vertreten, dann Mikronesien. Von Polynesien wiegen Samoa und Tonga vor. Einzelne Sachen sind auch aus Australien und Alaska vorhanden. Das Ganze wollen wir als überreiche Fundgrube zur Kunde der Südseeinsulaner bezeichnen; ein Eingehen auf Einzelheiten ist bei der ersten, rein ethnographischen, Abtheilung jedoch unmöglich. Es könnte sich dieses doch nur auf ein willkürliches Hervorheben erstrecken.

Eine ganz musterhafte Arbeit, welche den zweiten Theil des Katalogs des Museum Godeffroy ausmacht, ist das Verzeichniß der Schädel und Skelete von Dr. R. Krause. Das Museum besitzt 375 Schädel und 53 Skelete, fast alle nach ihrer Herkunft genau bekannt; viele stammen aus alten Begräbnißstätten und Höhlengräbern, geben also Kunde von der frühern Bevölkerung jener Gegenden zu einer Zeit, als die Möglichkeit einer Racenmischung noch nicht so leicht gegeben war, wie jetzt. Vom Neu-Britannia-Archipel mit Einschluß der Duke-of-York-Gruppe, von den Neu-Hebriden, von den Fidschi-Inseln, von den Gilbert-Inseln, von den Carolinen, selbst von den Tonga- und Samoa-Inseln sind Schädel in solcher Anzahl vorhanden, daß Dr. Krause brauchbare Mittelwerthe aufstellen konnte.

Für die Aufstellung nahm er Ihering's Horizontale (unterer Augenhöhlenrand — Mitte der Ohröffnung) an; die Maße der Länge, Breite und Höhe wurden mit dem Spengel'schen Apparat ermittelt, die Kapacität wurde mit Hirse gemessen. Krause bearbeitete das reiche Material lediglich in Bezug auf die Schädelmessung ohne auf die Ethnologie und Linguistik Rücksicht zu nehmen; diese beiden wurden erst zuletzt zu Rathe gezogen und auf Uebereinstimmung verglichen.

Zwei Typen, der dolichokephale und brachykephale, sind die vorherrschenden in der Südsee und zwischen diesen beiden zeigen sich verschiedene Mischformen. Die 74 Fidschi-Schädel ergeben eine durchschnittliche Kapacität von 1359,2 ccm; sie bleibt etwas hinter der von A. B. Meyer für die Papuas von Neu-Guinea von 1398 ccm zurück, übersteigt aber jene des Neu-Britannia-Archipels (1232,1 ccm) bedeutend. Die von Krause für die Fidschi-Schädel berechneten Indices sind folgende:

Längenbreitenindex . . .	69,5
Längenhöhenindex . . .	76
Breitenhöhenindex . . .	109,3

Es besitzen danach die Fidschi-Insulaner sehr hohe schmale, hypsistenokephale Schädel mit extremer Dolichokephalie. Ethnographisch sehr interessant und für den Werth der Messungen sprechend ist die von Dr. Krause gefundene Thatsache, daß der Längenbreitenindex und der Längenhöhenindex wächst, während der Breitenhöhenindex abnimmt, je weiter wir von Westen nach Osten innerhalb der Inselgruppe vorschreiten, und dies bedeutet eine Zunahme der Breite und Abnahme der Höhe der Schädel im Verhältniß zur Länge. Offenbar tritt hier die Einwirkung der brachykephalen Tonganer in Erscheinung, deren Einwanderung auf den östlichen Fidschi-Inseln eine bekannte Thatsache ist.

Von Mallicollo und den Neu-Hebriden sind 16 Schädel vorhanden, die sämmtlich Spuren künstlicher Deformation zeigen, ohne indessen ihren papuanischen Typus im geringsten einzubüßen. Die Kapacität beträgt im Mittel 1274; die Indices lauten:

Längenbreitenindex . . .	69,8
Längenhöhenindex . . .	76
Breitenhöhenindex . . .	106,8

Vom Neu-Britannia-Archipel sind 150 Schädel vorhanden, darunter allein 120 von Mioko (Duke-of-York-Gruppe). Die Kapacität (1232 ccm) ist geringer als bei den Fidschi-Insulanern. Die Indices sind folgende:

Längenbreitenindex . . .	72,3
Längenhöhenindex . . .	76
Breitenhöhenindex . . .	105,1

Da nun die Breite der Neu-Britannia-Schädel im Mittel ganz dieselbe ist, wie bei den Fidschi-Insulanern, so kommt die Zunahme des Längenbreitenindex lediglich auf Kosten des geringen Längendurchmessers zu Stande, welcher in der That um 7 mm kleiner ist. Trotzdem gehören diese Schädel immer noch zu den schmalen Hochschädeln, allerdings mit geringerer Dolichokephalie und etwas geringerer Höhe als bei den Fidschis.

Den Bewohnern des Neu-Britannia-Archipels reihen sich zunächst die Einwohner der Gilbert-Inseln an, welche mit 22 Schädeln vertreten sind und eine durchschnittliche Kapacität von 1320 ccm zeigen. Die Indices wurden folgendermaßen berechnet:

Längenbreitenindex . . .	73,8
Längenhöhenindex . . .	77,7
Breitenhöhenindex . . .	104,5

Die 46 Schädel von den Carolinen zeigen eine Kapacität von 1304,9 im Mittel und folgende Indices:

Längenbreitenindex . . .	75,3
Längenhöhenindex . . .	78,2
Breitenhöhenindex . . .	103,8

Krause hat diese Schädel nach den einzelnen Inseln, von denen sie stammen (Ponapé, Mortlok, Ruk, Yap, Palau), zusammengestellt und hierbei gefunden, daß der Längenbreitenindex von Osten nach Westen hin zunimmt und immer mehr Einfluß einer breitschädeligen Bevölkerung hervortritt. Da nun die westlichen, den Carolinen benachbarten Inseln, die Philippinen und Molukken, unzweifelhaft von einer ausgesprochen brachykephalen Menschenrace bewohnt sind, so werden wir in ihnen das Element annehmen müssen, durch dessen Einmischung die Zunahme der Schädelbreite auf den Carolinen nach Westen zu bewirkt wird. Ponapé, die östlichste der vertretenen Inseln, ist am meisten dolichokephal, in ihren Verhältnissen sich fast ganz mit Neu-Britannien deckend, Yap und Palau, die westlichsten Carolinen, zeigen bereits ausgesprochene brachykephale Einwohnerschaft.

Die 13 Schädel von Samoa (Upolu) haben eine durchschnittliche Kapacität von 1391,7 ccm und nachstehende Indices:

Längenbreitenindex . . .	77,5
Längenhöhenindex . . .	78,8
Breitenhöhenindex . . .	101,7

Danach gehören die Samoaner zu den Mesokephalen, indessen sind auch so viel dolichokephale und brachykephale Formen vertreten, daß das Gepräge der Vermischung zweier entgegengesetzter Menschenracen deutlich zu Tage tritt.

Von den Tonga-Inseln sind 19 meist defekte Schädel vorhanden, so daß nur unsichere Mittelzahlen erhalten werden konnten. Die Kapacität wurde zu 1538,2 ccm im Durchschnitte befunden; die Indices lauten:

Längenbreitenindex . . .	83,5
Längenhöhenindex . . .	82,2
Breitenhöhenindex . . .	100,9

Es gehören somit die Tonganer zu den ausgesprochenen Brachykephalen.

Wir übergehen diejenigen Inseln, welche nur in einzelnen Schädeln in der Sammlung vertreten sind, und wenden uns den allgemein anthropologisch-ethnographischen Resultaten zu, welche Dr. Krause aus seinen Messungen gewonnen hat. Zunächst ist zu wiederholen, daß nur zwei ausgesprochene Typen, ein dolichokephaler und brachykephaler, als Grundformen in der Südsee vorhanden sind und daß alle übrigen Kopfformen bloß Mischformen beider Typen darstellen. Vorherrschende Form in der Südsee ist die Dolichokephalie; die langschädeligen Menschen waren ursprünglich über die meisten Inseln verbreitet. Rein und unvermischt sind sie auf den Fidschi-Inseln, auf Neu-Guinea, Neu-Britannien, den Neu-Hebriden, auf Ponapé und in Nordost-Australien. Wahrscheinlich gehören hierher auch die Bewohner der Salomo-Inseln und von Neu-Caledonien, doch fehlen hier ausreichende Messungen. Diese dolichokephale Race nennt Krause die papuanische.

Die brachykephalen Menschen der Südsee sind rein nur auf den Tonga-Inseln, vielleicht im Ellice- und Hervey-Archipel vertreten. „Polynesier" will Krause diese Kurzköpfe nicht nennen; er bezeichnet sie nach ihrer Abstammung als malayische Race. Außer diesen beiden Formen sind zahlreiche Mittelformen, bald mehr dem brachykephalen, bald mehr dem dolichokephalen Typus zuneigend, gefunden worden. Sie sind aus Vermischung der beiden Grundformen entstanden. Auffallend zeigt sich dieses auf den Fidschi- und Carolinen-Inseln, wie weiter oben besprochen wurde. Soweit hat Krause seine Resultate nur aus den Schädelmessungen erhalten, und sie stimmen, das liegt für jeden Kenner auf der Hand, überein mit den bekannten ethnographischen Verhältnissen der Südsee: die Melanesier sind die dolichokephalen, die Polynesier die brachykephalen.

Woher stammen nun die beiden Racen? Daß sie ihren Ursprung auf den Südsee-Inseln selbst nicht gehabt haben können, bedarf keines Beweises mehr. Krause weist nun auf die auch schon von Wallace betonte Uebereinstimmung der Papuas in Körperbau, Schädelbildung und äußerm Ansehen mit den afrikanischen Negern hin und findet keinen anatomischen Grund, die beiden schwarzen Völker trotz ihrer Entfernung anthropologisch zu trennen. Da die Melanesier aber bei der jetzt bestehenden Vertheilung von Land und Wasser nicht aus Afrika abgeleitet werden können und „Afrika selbst in seiner jetzigen Gestalt ein verhältnißmäßig junger Welttheil ist", so entstand auch hier die schwarze Race nicht. Krause greift daher auf Sclater's „Lemurien" zurück, den hypothetischen im Indischen Ocean untergegangenen Erdtheil, von wo die Neger nach Westen, die Melanesier nach Osten zogen. „Es sind mithin die Neger und Papuas nicht autochthone Bewohner der Südsee und Afrikas, sondern nur unmittelbare Nachkommen der langschädeligen, südoceanischen Urrace; sie sind Bruderstämme, deren Trennung schon vor einer Reihe von Jahrtausenden erfolgte." (Wallace giebt übrigens in seinem neuesten Werke der Existenz von „Lemurien" einen harten Stoß.)

Was die brachykephalen Polynesier betrifft, so verlegt auch Krause ihren Ursprung in das südöstliche Asien, zu den Malaien.

Bisher blieb der Name „Mikronesier" unerwähnt. Krause verwirft ihn, sofern er eine besondere Race bezeichnen soll, gänzlich. Sie sind nach anthropologischen Merkmalen nur als eine aus Polynesiern und Melanesiern gemischte Bevölkerung anzusehen, „für welche einen eigenen Namen zu wählen bloß Verwirrung anrichtet".

Das Resultat der Untersuchungen Krause's ist also: In der Südsee bestehen nur zwei Racen, die dolichokephale dunkle und brachykephale helle. Beide sind aus verschiedenen Schöpfungscentren eingewandert; die dunklen aus Lemurien, die hellen aus Südostasien. Die ersteren stehen

in einem verwandtschaftlichen Verhältniß zu den Afrikanern, die letzteren zu den Malaien.

Wohl stehen diesem Resultate manche ethnologische und linguistische Ergebnisse entgegen. „Das Skelet des Menschen aber und besonders der Schädel als Ausdruck des Gehirns sind diejenigen Bestandtheile des Körpers, welche am konstantesten den Typus der Race festhalten, während Größe, Hautfarbe, Haar, Sitte, Sprache viel leichter Veränderungen in Folge von Klima, Lebensweise, Nahrung, Wohnort, Gewohnheiten und Gebräuchen unterliegen. Somit können allein die auf anatomisch-craniometrischem Wege erlangten Resultate positive Grundlagen für eine richtige Systematik der Menschheit abgeben."

Beigegeben ist beiden Werken eine ethnographische Karte der Südsee, auf Grundlage der Petermann'schen Karte des Großen Oceans in 1 : 40 000 000. Das ethnographische Colorit zu derselben ist eine Wiederholung der Whitmee'schen Karte (Journ. Anthropol. Inst. VIII). Daß die l'Echiquier-Inseln nördlich von Neu-Guinea zu Melanesien gezogen sind, stimmt nicht. Sie sind nach Miklucho-Maklay von Mikronesiern bewohnt. Abweichend von Krause hält nämlich die Karte die Mikronesier noch aufrecht.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Times" erhalten aus St. Petersburg, 21. December 1880, die Nachricht, daß eine russische Abtheilung von 10 Ingenieuren, 5 Compagnien Infanterie und 3 Sotnien Kosaken emsig damit beschäftigt ist, den Amu Darja von seinem bisherigen Laufe ab- und dem Kaspischen Meere zuzuleiten. General Gluchowski beaufsichtigt die Arbeiten, für welche die Regierung eine Summe von 600 000 Rubeln angewiesen hat.

— Die Expedition zur Erforschung des Irtysch unter Michaelis ist, den „Semip. Oblastn. Wjed." zufolge, glücklich zu Ende geführt bis zum Ausflusse desselben aus dem Zaisan-Nor, auch ein Theil des Sees wurde untersucht. Am Oberlaufe des Flusses hatte die Expedition viele Mühe, weil das Schilf, durch welches sonst Schiffe leicht hindurchgehen, diesmal vom Hagel zusammengeschlagen eine dichte Masse bildete, an anderen Stellen hatte Hochwasser die sonst benutzten Leinpfade überschwemmt. Im See Zaisan-Nor fand man einen trefflichen Hafen, der für einige Dampfer als Winterstation dienen kann; andere Buchten bei Kap Goly und Topolny können nur vorübergehend zum Aufenthalte dienen, da sie für einige Windrichtungen offen daliegen und das Verweilen dort sehr beunruhigt ist.

— Im Oblast Semirjetschensk ist im November 1880 bei der Stanitze Lepsinskoje eine Stadt Lepsinsk neu errichtet, gleichzeitig die Stadt Sergiopol in eine Stanitze umgewandelt worden.

— Auch in Kopenhagen hat man seine Aufmerksamkeit auf die Produkte des nördlichen Sibirien und den Seeweg dorthin gerichtet; zwei Vertreter der Kaufmannschaft haben an Ort und Stelle die Verhältnisse geprüft, dieselben besser gefunden, als sie erwartet hatten, und zu Ende des vorigen Jahres wurde deshalb eine dänisch-sibirische Handelsgesellschaft gebildet.

— Von Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" (s. „Globus" XXXVII, S. 79) liegt der erste Band von 20 Lieferungen nunmehr abgeschlossen vor; derselbe behandelt außer den allgemeinen geographischen und ethnographischen Verhältnissen in 13 Kapiteln Bombay, Dekhan, Haiderabad, Madras, die Nilgiris, Orissa, Bengalen und Behar. Wir weisen nochmals darauf hin, daß den prachtvollen Abbildungen ein so gediegener Text zur Seite steht, wie ihn kaum ein Zweiter zu schreiben im Stande wäre. Der Autor ist mit der erste Kenner und zudem Besitzer der einschlägigen Literatur, die seltensten Werke nicht ausgeschlossen, ist philologisch gebildet, Autorität im Tibetanischen, und bringt als Beamter die Kenntniß der Verwaltung zu seinem schwierigen Werke mit. Der zweite Band, für welchen zahlreiche Originalbilder bereit liegen, wird Hindostan, Pandschab, die Vasallenstaaten von Central-Indien und von Radschputana und die Grenzgebiete im Himalaja und gegen Afghanistan vorführen und soll im laufenden Jahre fertig erscheinen.

— Mr. Baller von der China-Inland-Mission hat kürzlich eine Reise durch die wenig bekannte Provinz Kweitschau gemacht, als die Bevölkerung gerade mit der Opiumernte beschäftigt war. Er beschreibt den Hergang dabei folgendermaßen. Mit einem kleinen dreiklingigen Messer wird ein Einschnitt in den Mohnkopf gemacht, sobald die Blumenblätter abfallen. Nach kurzer Zeit wird der Tropfen Milchsaft, der danach zum Vorschein kommt, mittels eines kleinen gekrümmten Messers abgeschabt und in einer Bamburöhre aufgefangen, ein neuer Einschnitt gemacht, und damit fortgefahren, bis kein Saft mehr ausfließt. Derselbe wird in der Sonne getrocknet, bis er schwarz wird, und ist dann fertig für den Verkauf.

Afrika.

— Die Società d'Esplorazione commerciale beabsichtigte, gegen Ende November eine Expedition nach Benghazi zu senden, um dort und in Derna Handelsstationen zu errichten und eine gründliche Erforschung der Kyrenaika für Kolonisation und Wissenschaft vorzunehmen. Zu den Kosten steuert die Gesellschaft 10 000 Lire, die italienische Regierung 20 000 bei, das Unterrichtsministerium außerdem eine Extrasumme für die wissenschaftlichen Arbeiten. Im kommenden Frühjahre sollen dann zwei Delegirte über Kufra nach Wadai geschickt werden, falls der Chef der Snussi-Sekte seine Einwilligung dazu giebt.

— Die ethnologische Stellung der Tibbu oder Tubu wurde in einer der letzten Sitzungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde von G. Nachtigal besprochen und damit eine offene ethnographische Frage ihrer Lösung näher gebracht. In dem ersten Bande seines Werkes „Sahara und Sudan" war Nachtigal darauf nicht eingegangen, jetzt aber hat er dieselbe, nachdem er sein linguistisches Material durchstudirt, gründlich erörtert. Die „Leute von Tu", denn das bedeutet Tubu, sind in ihrer Heimath nur von Nachtigal beobachtet worden, und dort wies die Körperbeschaffenheit, sowie manches andere, darauf hin, daß sie in verwandtschaftlicher Beziehung zu der großen Berberrace stehen. Regelmäßige Gesichtszüge, häufig helle Hautfarbe, gut entwickelte Nasenbeine, fehlender Prognathismus, aristokratische Gestaltung des Gemeindewesens, Stellung der Frau, das alles unterschied sie von den Negern des Sudan. Heinrich Barth aber hatte schon früher gezeigt, daß die Sprache der Tubu und die Sprache von Bornu — eine echte Negersprache, wie man glaubte — einander nahe verwandt seien, und so stellte

man dann auch die Bewohner der östlichen Sahara, die Tubu, zu den Negern.

Nachtigal zeigt nun, daß bereits Makrisi und Leo Africanus von einer Einwanderung resp. Einwirkung der Tubu auf die Kanuri (Bewohner Barnus) reden, und diese historischen Zeugnisse begründet Nachtigal auch anderweitig. Freilich beweist Lepsius, daß die Tubusprache unzweifelhaft eine Negersprache sei, „obgleich er zugesteht, daß sie den eigentlichen Charakter der Negersprache ganz aufgegeben habe". Andererseits sind aber nach Nachtigal die Kanuri ein Mischvolk, bei dem vielfach die nördlichen Tubu-Elemente noch zum Vorschein kommen.

„Die Kanuri sowie ihre Sprache haben ihren Ausgangspunkt im nördlichen Afrika, und zwar bei den Tubu; das Volk gehört zwar jetzt durch Vermischung und Anpassung zu den Negern, aber die Sprache läßt den ursprünglichen Gegensatz zu diesen noch wohl erkennen und man darf also nicht schließen: die Tubu sind Neger, weil sie sich sprachlich als nahe Verwandte der Kanuri erweisen." Ganz ist aber der Gegensatz, in welchem Anthropologie und Linguistik in Bezug auf die Tubu stehen, nicht zu beseitigen. Sprachlich nähern sie sich den Negern, physisch, psychisch, gesellschaftlich den hamitischen Nordostafrikanern, und Nachtigal ist vorläufig geneigt, sie den letzteren selbst beizuzählen; eine Lösung, die uns mehr befriedigt, als wenn er, auf das bloß sprachliche Element bauend, sie zu den Negern gestellt hätte.

— „Natur- und Kulturleben der Zulus" ist der Titel einer kleinen Schrift des in Südafrika als Arzt angestellten Dr. med. M. Kranz (Wiesbaden, Niedner 1880), in welchem der Verfasser das kürzlich in den Vordergrund getretene interessante Volk für ein größeres Publikum schildert. Freilich möchten wir darin mit ihm nicht übereinstimmen, daß die Zulu zu den „bis jetzt wenig gekannten" Völkern gehören, da die Literatur über dieselben doch eine sehr reiche ist. Auch möchten wir die Leser davor warnen, mit Dr. Kranz (S. 105) anzunehmen, daß gewisse Gesetze und Gebräuche unter den Zulu „auf mosaischen Ursprung hindeuten". Das ist unbewiesen, denn die bloße Uebereinstimmung beweist gar nichts; dieselben Sitten und Gebräuche kommen neben einander auch anderwärts vor, und der umgekehrte Schluß, daß die jüdischen Sitten von den Zulu stammen, hätte genau so viel Berechtigung. Im Allgemeinen orientirt das Schriftchen, theils hervorgegangen aus eigener Beobachtung, theils aus den Mittheilungen des dem Verfasser befreundeten Missionärs Harner, sehr wohl über Land und Leute. Dr. Kranz stellt Englands Kulturmission in Südafrika sehr hoch. Die Mittel dazu sind freilich nicht immer lobenswerth und das Vorgehen gegenüber Transvaal ist einfach rechtswidrige und rohe Vergewaltigung gewesen, worüber man in England sich ja selbst vollkommen klar war.

— R. E. Flegel, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland eine zweite Reise nach dem Oberlaufe des Benuë angetreten hatte (s. „Globus" XXXVIII, S. 240), hat sich gezwungen gesehen, seinen Plan zu ändern, da das Missionsdampfschiff „Henry Venn", auf welchem er seine erste Reise hatte machen können, 1880 nicht wieder den Benuë hinaufging. Er beabsichtigt nun, zunächst den mittlern Niger zu erforschen, und hat, wie er an Dr. Behm schreibt, sowohl die nöthige Erlaubniß dazu als auch Unterstützung Seitens des Herrschers von Nupe (unter 9° nördl. Br. am Niger) erhalten. „So hoffe ich denn glücklich nach Sokoto zu gelangen und, wenn nur irgend möglich, bald einen Beitrag zur Kenntniß des alten Niger zu liefern, die Karte von der Strecke Jaurie-Say. Zwar hat mich der König ernstlich gewarnt, über Jaurie (11° 15' nördl. Br.), namentlich aber über Komba (12° nördl. Br.) hinaus zu gehen, doch hoffe ich noch, daß ich es möglich machen werde. Wenn nicht, so erhalte ich in Sokoto jedenfalls Briefe vom Sultan für die Quellgebiete des Benuë, und das muß mich dann trösten, da es entschieden von Bedeutung für mein eigentliches Unternehmen ist."

Polar-Gebiet.

— Die „Royal Geographical Society" hat es zwar abgelehnt, das arktische Projekt des Commodore Cheyne, der bekanntlich den Pol mittels Luftballons erreichen will, zu unterstützen, scheint aber neue Schritte zur Förderung der Polarforschung thun zu wollen. Es soll ein Ausschuß ernannt werden, dessen Aufgabe zunächst sein soll, alle seit Rückkehr der Nares'schen Nordpolexpedition eingelaufenen Nachrichten zusammenzustellen. Von den Ergebnissen dieser Enquête wird es abhängen, ob die Geographische Gesellschaft irgend welche Schritte thun wird.

— Von dem bereits früher angekündigten Reisewerke A. E. von Nordenskjöld's: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878 bis 1880" ist in F. A. Brockhaus' Verlag noch vor Schluß des vorigen Jahres die erste reich illustrirte Lieferung erschienen. Das Werk ist auf 2 Bände in circa 20 Lieferungen (à 1 Mark) berechnet, erscheint gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe und soll noch im Laufe des Jahres 1881 zum Abschluß kommen. Es rührt aus der Feder des berühmten Nordpolfahrers selbst her, wird die Beschreibung der ganzen Vega-Fahrt bringen, dann Schilderungen der arktischen Natur, des Klimas, des Thier- und Pflanzenlebens, der Polarvölker (Samojeden, Tschuktschen und Eskimos) und soll zahlreiche Abbildungen nach Originalaufnahmen und Karten enthalten. Dasselbe giebt aber außerdem eine historische Uebersicht der wichtigsten Entdeckungsreisen längs der Nordküsten der alten Welt, über die Fahrten von Nordenskjöld's Vorgängern, und so enthält gleich die erste Lieferung den merkwürdigen Bericht des Norwegers Othere, welcher vor etwa einem Jahrtausend die Nordspitze Europas zum ersten Male, soweit unsere Nachrichten reichen, umsegelt, und dessen Forschungen kein Geringerer als König Alfred in seiner angelsächsischen Bearbeitung des Orosius der Nachwelt überliefert hat.

Vermischtes.

— Im Jahre 1870 wurde in Neuyork eine Judenmission begründet; in Philadelphia besteht gleichfalls schon länger eine solche, und auf dem europäischen Kontinent bestehen gleichfalls einige kleine Gesellschaften zu Basel, Berlin, in den Rheinlanden, in Stavanger, in den baltischen Provinzen u. s. w.; alle reichen aber an Bedeutung nicht an die englischen Vereine heran. Alle diese Gesellschaften hatten 1877 ein Einkommen von 1 340 000 Mark. Sie unterhielten 220 Agenten oder einen auf je 31 000 Juden, wenn man die Gesammtzahl der letzteren zu sieben Millionen annimmt[1]).

[1]) Mission Work among the Jews by J. Alexander in Israel's Watchman. April 1877, 35.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

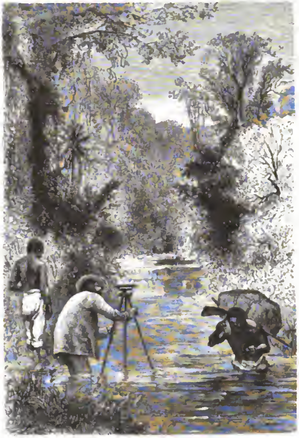
Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

IX.

In fünf Pirogen fuhren die Reisenden mit 13 Arbeitern von Yaviza aus den Rio Tupisa (s. Karte „Globus" XXXVIII, S. 307) aufwärts; anfangs, in seinem Unterlaufe, durchströmt derselbe in starken Krümmungen ebenes Land, weiter aufwärts öfters enge Schluchten. Am Ufer folgen sich die Gesteine genau in derselben Ordnung, wie am mittlern Tuyra: erst kompakter Thon, dann Schwemmland, aus Bänken bläulichen Gerölls bestehend, dessen bloße Berührung schon nach dem Glauben der Indianer Fieber erzeugt, endlich Thonschiefer und Sandstein. Am zweiten Tage erweiterte sich das Thal und zeigte Spuren früherer Bewohnung; entartete Fruchtbäume und eine sehr geschätzte Bananenart wuchsen in Menge an den Ufern. Es ist dies derjenige Theil des Staates Panama, welcher das reichste Thierleben aufzuweisen hat. Scharen von Vögeln, Beutelstaare, graue Tauben, Pavas Reales (Königshühner) und andere erhoben sich beim Nahen der Boote von den Büschen und Bäumen; auf den Sandbänken gewahrte man reichliche Spuren vom Tapir, Wildschweine und Pekari, und der Fluß wimmelte von Kaimans, Fischen und Schildkröten, deren Eier gesammelt wurden. Leider verweilte die Expedition nur kurze Zeit in diesem Schlaraffenlande, dessen Wildstand die beschwerliche Mitnahme von Lebensmitteln überflüssig gemacht hätte. Gegen Mittag erreichte man die Mündung des Tiati, wo das Land so eben ist, daß sich eine Strömung kaum bemerkbar machte, obwohl die Regenzeit noch nicht lange vorüber war. Das Gewässer ist schwarz, übelriechend und mit einer dicken Schicht von Wasserlinsen, Erde, Blüthenstaub und dergleichen bedeckt; die Bäume des Ufers strecken ihre Aeste dicht über dem Wasserspiegel aus, die Schifffahrt wird ungemein schwierig. Bald zeigen sich auch Untiefen und gleichzeitig Anhäufungen von Baumstämmen, deren Beseitigung viel Arbeit und Zeit in Anspruch genommen hätte. Wyse errichtete hier also ein Dépôt, wohin allwöchentlich Lebensmittel und Briefe von Yaviza gebracht werden sollten, und gab sofort auf der Karte die Richtung des Durchhaues (trocha) an, welcher nach dem Markirungspfahle 1091 b, wo die Arbeiten im vergangenen Jahre aufgehört hatten, angelegt werden sollte. Derselbe überschritt dreimal den Tiati, blieb dann dauernd auf dessen linkem Ufer und trat darauf in eine hügelige Gegend, deren oft steile Hänge das Vorwärtsschaffen des Materials unendlich erschwerten. Um nur das Allernöthigste zu transportiren, mußte die gesammte Mannschaft, von drei Holzfällern abgesehen, denselben Weg dreimal hin und zurück machen. Begreiflicher Weise rückten die Arbeiten nur langsam vorwärts, und erst am 14. Januar fand man die Trocha vom vorhergehenden Jahre wieder auf, welche in der Zwischenzeit vollkommen verwachsen war. Die Rancheria war noch vorhanden; aber erst nachdem eine Familie von mapanas, der giftigsten Schlangenart Dariens, daraus entfernt worden war, konnte man darin die am wenigsten nöthigen Instrumente und Lebensmittel unterbringen. Je weiter man vordrang, desto schneller stieg das Land an; das Bett des Tiati liegt hier schon 72 m hoch; er ist reißend, von Stromschnellen durchsetzt und von nackten Felswänden eingefaßt.

Inzwischen war Wyse nebst Verbrugghe und einem Theil der Leute nach Panama zurückgekehrt, um in Aspinwall mit dem französischen Admiral Maudet, Kommandanten des Antillen-Geschwaders, zusammenzutreffen, welcher ihm versprochen hatte, zur Untersuchung der Acanti-Bai einen Aviso zu detachiren. Ein Theil der unter Reclus' Befehl zurückgebliebenen Arbeiter war erkrankt, vielleicht weil das von Panama mitgenommene Fleisch schlecht getrocknet war, und es blieben nur 6 Arbeiter anstatt 14, um das Material zu tragen. Die Arbeit selbst war gleichfalls schwierig; weiter unten, wo das Thal stellenweise breit ist, bildet der Fluß zahlreiche Arme und hat die ganze Thalsohle mit Sumpf erfüllt; höher hinauf durchströmt er eine Schlucht, die so eng wird, daß Reclus in derselben um 5 Uhr Abends kaum für das Eintragen seiner Notizen Licht genug hatte, während hoch über ihm die Tropensonne die Baumwipfel und mit Blüthen bedeckten Lianen mit ihren Strahlen vergoldete. Und der Nordwind, welcher durch die Schlucht pfiff, durchkältete die Europäer in ihren nassen Kleidern oft bis auf das Mark. Ja, es kamen mehrere Tage, wo die Arbeiten trotz eines von Wyse gesendeten Nachschubes von Leuten wegen der zahlreichen Erkrankungen fast ganz ruhten. Zuletzt aber erreichte man die das Thal des Tiati einschließenden Höhen und folgte nun dem Kamme des Gebirges, welcher oft nicht breiter als 4 m war und beiderseits oft 40 m tief abstürzte, dann einem Sporn mit gekrümmten Abhängen: ein Windstoß hatte dort die Bäume vom Gipfel herabgestürzt und ein wildes Durcheinander von halb verfaulten Stämmen, Wurzeln und Aesten, ein „mal paso" (schwer zu passirende Stelle) in höchster Vollendung gebildet. Mit Händen und Füßen arbeitend, mußte man von Ast zu Ast zu gelangen suchen; glücklicherweise war das Hinderniß nur 150 m lang, sonst hätte man die Richtung der Trocha ändern müssen. Mehrere Tage lang blieb das Terrain in gleicher Weise schwierig; bis zum Tupisa hin hatte man sich auf zerrissenen Berghängen zu halten, die von nahe bei einander liegenden Schluchten und Runsen durchfurcht waren; ohne Aufhören senkte sich die Trocha und stieg wieder an, und die beste Arbeitszeit wurde durch das Fortschaffen des Gepäcks in Anspruch genommen. Dafür wurde die Gegend dort sehr wildreich: auf Schritt und Tritt hörte man das Heulen der Affen, und es wimmelte von Hokkos und wilden Truthühnern, welche gute Braten für die Tafel lieferten, ebenso wie die Corcovados, eine Art großer Wachtel mit rebhuhnartigem Gefieder, welche ganz vorzüglich schmeckt,


Aufnahme im Bette des Tiati.

und der deswegen von allen fleischfressenden Thieren eifrig nachgestellt wird. Morgens und Abends gegen 6 Uhr giebt dieser Vogel fünf oder sechs laute, rhythmische Töne von sich, was ihm den Namen „reloj del pobre" (Uhr des Armen) verschafft hat.

Acht Tage später wurde die Wasserscheide zwischen dem Rio Chico und dem Tupisa überschritten; am selben Tage aber erkrankte selbst der alte Waldläufer Lacharme sehr stark am Fieber, so daß am folgenden Tage Sosa die Führung der Holzfäller und Reclus den Tacheometer übernahm. Allein sehr bald erschien Lacharme, entschieden erholt, um seine Arbeit selbst fortzuführen. In der Cordillere regnete es, das Thal war von Nebel erfüllt. Das wurde indessen aufgewogen durch die Ankunft von sechs Arbeitern, welche einen Brief von Wyse überbrachten: demselben zufolge hatte Admiral Maudet den Kreuzer „Le Dupetit-Thouars" beauftragt, die genaue Position von Acanti zu bestimmen und die Bucht hydrographisch aufzunehmen. Das Schiff sollte mit Wyse und Verbrugghe an Bord gegen den 10. Februar in Acanti sein, und Reclus erhielt die Weisung, zur selben Zeit dort am Ufer des Atlantischen Oceans einzutreffen, sollte es auch deshalb unmöglich sein, den Durchhau und die tacheometrischen Aufnahmen fortzuführen; in diesem Falle sollte er sich auf eine Rekognoszirung der Gegend, wo der Tunnel auf der atlantischen Seite seinen Anfang zu nehmen hätte, beschränken. Bis zu jenem Termin waren es noch zehn Tage, zu wenig, um die Aufnahmen zu Ende zu führen; doch konnte er dieselben noch etwa eine Woche hindurch fortsetzen und sich dann mit einigen auserwählten Leuten rasch einen Pfad nach der Küste bahnen. Allein im entscheidenden Augenblicke vergaßen die Leute, welche ihn aus dem Dépôt mit Lebensmitteln zu versorgen hatten, das Wichtigste, den Reis, und in Folge dessen verlor er zwei Tage und erreichte Acanti erst als das Schiff schon wieder die Bucht verlassen hatte.

Am 4. Februar Mittags wurde der Tupisa erreicht, dessen Richtung auf zwei bis drei Tage mit derjenigen des Durchhaues zusammenfiel. Der Fluß ist dort sehr breit, kaum geringer an Wassermenge, wie weiter unten, wo der Tiati in ihn mündet; sein Bett mit Geröll erfüllt. Nach wenigen Kilometern indessen ändert er seinen Charakter; sein Thal wird zusehends enger, schroffe Wände schließen ihn ein und verursachen Stromschnellen und Wasserfälle. Er hat auch Nebenarme, welche damals zwar trocken lagen, zur Regenzeit indessen viel Wasser führen, und mit entwurzelten Bäumen, sogenannten traucos, die oft natürliche Brücken

bilden, angefüllt sind. Stellenweise verengt sich die Schlucht sogar noch mehr und wird eine tiefe Spalte von nur wenigen Metern Breite. Das Klima dieser Gegend ist feucht, der Pflanzenwuchs üppig: über den Palmen und Baumfarnen erheben sich die unvergleichlichen Espavé-Bäume und alle Felsen sind mit Schlinggewächsen dicht überdeckt.

Inzwischen ging der Reisvorrath zur Neige, die nach dem Dépôt geschickten Boten mit neuem waren noch nicht eingetroffen, und der strömende Regen des letzten Tages hatte die Arbeitslust der Leute sehr herabgemindert. So setzte denn Reclus seine Arbeit mit nur fünf möglichst wenig beschwerten Begleitern fort und sandte Sosa und Lacharme mit den übrigen zurück. Am nächsten Morgen ging das Vordringen zuerst rasch von statten. Der Fluß nahm an Wassermenge zusehends ab; Engschlucht folgte auf Engschlucht; plötzlich machte er einen Bogen — und vor den Augen des Reisenden öffnete sich in der gewünschten Richtung das Thal eines ansehnlichen Nebenflusses. Dort wurde das Nachtlager aufgeschlagen und der letzte Reis verzehrt; hier mußte man auf neuen Proviant warten; denn nur allzuleicht konnten sich die Träger an dieser Stelle verirren und dadurch sich wie Reclus in Gefahr stürzen. Man kehrte also Abends nach einem schweren Tagewerke in sehr ungünstigem Terrain nach demselben Lagerplatze zurück, wo inzwischen der Nachschub eingetroffen war. Am folgenden Morgen brach man in der Erwartung auf, die höchste Wasserscheide zu erreichen und den Atlantischen Ocean zu erblicken. Die Cordillere ist an dieser Stelle merkwürdig regelmäßig gestaltet: ein geradliniger, horizontaler Kamm, von welchem sich unter rechtem Winkel Seitenzweige ablösen, die sich ihrerseits wieder ebenso verästeln, wie die Adern eines Blattes, und dabei fortwährend an Höhe abnehmen. Hält man sich beständig auf den Kämmen dieser Verzweigungen und steigt stetig an, so kann man die Hauptwasserscheide niemals verfehlen. Anders ist es beim Abstiege, wo ein Verirren leicht ist; da ist es vorzuziehen, dem Laufe des Wassers zu folgen, um in das Hauptthal hinabzugelangen. Trotz des dichten Urwaldes ging der Aufstieg leicht und sicher vor sich; allein kurz ehe der höchste Punkt um 3 Uhr Nachmittags erreicht war, umhüllte ein dichter Nebel die ganze Landschaft und beraubte Reclus der erhofften umfassenden Aussicht; obendrein vermochte er sich nicht zu orientiren und zu sehen, ob die dort entspringenden Quellen auch wirklich dem Rio Acanti angehörten oder einem andern, weiter nördlich oder südlich mündenden Flusse. Aber was half es? Man mußte vorwärts und begann nach kurzer Rast den Abstieg. Während auf der südöstlichen Seite üppiger Wald alle Spitzen und Abhänge bedeckte, wuchsen hier auf dem Schiefergerölle und der rothen Erde nur wenige dürftige Sträucher, und der Boden war dermaßen glatt, daß die Träger fast bei jedem Schritte ausrutschten und bald völlig erschöpft waren. Man machte also lange vor Dunkelwerden Halt und suchte, zitternd vor Kälte wegen des heftigen Nordwindes, Feuer anzuzünden; aber alles Holz, was man fand, war zu feucht, und ohne ein stärkendes Mahl begab man sich zur Ruhe. Noch vor Sonnenaufgang war alles auf den Beinen, und bald darauf zertheilte sich der Nebel und es zeigte sich das Meer und die ersehnte Bai und darin ein großes Schiff, sicher der erwartete „Dupetit-Thouars“; aber zugleich erkannte Reclus, daß es ihm unmöglich sei, vor dem dritten Tage sein Ziel zu erreichen.



Ein „mal paso“.

Das Vorwärtskommen war zudem unendlich schwierig; die Schlucht, in welcher man abwärts stieg, fiel sehr steil ab, so daß der Bach und seine Zuflüsse zahlreiche Wasserfälle bildeten, längs denen man an Bäumen und Schlingpflanzen hinabklettern mußte. Mitunter konnte man gestürzte Baumriesen benutzen, um auf ihnen balancirend und seiltänzernd einen tiefer gelegenen Punkt zu erreichen: durch das Gewirre knotiger Wurzeln hindurch mußte man mühselig bis zu dem verfaulten, glitschigen Stamme hinaufklettern, dann, auf seinen Bergstock gestützt, mit kurzen Schritten denselben hinunterschreiten, ohne einen Blick seitwärts in den Abgrund zu thun, und zuletzt durch das Geäst den festen Boden wieder gewinnen. Ein anderes Mal füllte der Rio das ganze Thalbecken aus; dann hieß es, seitwärts auf einen Kamm hinaufklettern und demselben folgen, bis er in einem Sporn gegen den Fluß ausläuft; dann wieder hinaufklettern und so fort. Mitunter sind die Kämme so schmal, daß ein einziger großer Baum genügt, sie völlig zu sperren; einen Ausweg giebt es nicht, weil zu beiden Seiten der Abhang

steil abstürzt: dann muß man sich rittlings auf die nächste größere Wurzel setzen, sich an die folgende anklammern und hinüberklettern und so fort, bis man wieder festen Boden unter den Füßen spürt. In dieser Weise brauchten sie etwa eine halbe Stunde, um über einen riesigen Feigenbaum hinwegzukommen, dessen Wurzeln, höher, als ein aufrecht stehender Mensch, sich wie die Arme eines Polypen ausstreckten und zehn Meter tiefer nach nährendem Boden suchten. Stellenweise suchte sich jeder seinen eigenen Weg, um nicht von den durch seine Gefährten losgerissenen Steinen getroffen oder durch deren Sturz etwa mit in die Tiefe gerissen zu werden. Kleinere Unfälle kamen trotzdem zuweilen vor.

Gegen Abend wurde der Fall des Thales ein geringerer, die Wasserfälle verschwanden, und man konnte im Flußbette selbst hinabsteigen; beim Nachtlager zeigte das Barometer eine Höhe von höchstens 100 m über dem Meere



Trancos.

an. Am nächsten Morgen wurde eine letzte Schlucht umgangen, und nun wurde das Thal breit, der Rio weit und seicht und sein Bett war mit Kieseln oder Sand bedeckt, worauf sich leicht marschirte. Die Gegend wird flach, der Fluß windet sich mehr und mehr, bedeckt sich mit Inseln und tritt zuletzt in angeschwemmtes Land. Gegen Mittag traf Reclus vier mit dem Speere fischende Indianer, welche ihm von der Anwesenheit eines großen Schiffes in der Bai erzählten; eilig setzte er seine Wanderung fort, um nicht nochmals in seinem abgerissenen Zustande die Cordillere nach Süden überschreiten zu müssen, und begierig nach Ruhe, Pflege und dem Wiedersehen mit Wyse und seinen Kameraden. Bald darauf aber begegneten sie Caucheros, welche ihnen mittheilten, daß das Schiff gerade abgefahren sei, als sie ihr Lager an der Mündung des Acanti verlassen hätten. Nun war kein Halten mehr; Reclus eilte seinen schwer bepackten Trägern voraus und erreichte das Indianerdorf eine halbe Stunde vor ihnen. Dort empfing ihn der Kazike, von den



Passirung eines auf einem Bergkamme stehenden Baumriesen.

Vornehmsten umgeben, vor seinem Hause; ihm zu Füßen saß einer seiner Söhne und hielt den Stock, welcher das Abzeichen seiner Würde war. Offenbar waren die Indianer durch die Ankunft des Schiffes wie durch Reclus' Erscheinen mißtrauisch geworden; denn sie empfingen ihn ziemlich kalt. Von gegenseitiger Verständigung war nicht die Rede; nur so viel brachte Reclus heraus, daß das Schiff in der That am Morgen desselben Tages die Bai verlassen habe; als dann die Träger erschienen, erfuhr er durch deren Vermittelung noch, daß Wyse bei der Abfahrt für ihn einen Brief und Lebensmittel einem Aufseher von Tagua-Sammlern, Namens Santos, übergeben habe, der an der Mündung des Rio Acanti wohne. Der Kazike Wisapilele ging darauf ein, dem Fremden zwei Pirogen zu leihen, und ließ ihn durch erfahrene Bootsleute nach dem eine halbe Stunde entfernten Lager des Caucheros schaffen. Unterwegs erst erfuhr Reclus, daß er sich auf dem Guati, dem Hauptnebenflusse des Acanti, befand. In dem Lager der aus Cartagena gekommenen Kautschuksammler fand er dann reichliche Vorräthe und einen langen Brief von Wyse, welcher ihm die ganze Sachlage ausführlich mittheilte.

Der Acanti Stamm gehört zu den sogenannten Indios



Die Bucht von Acanti. (Erste Ansicht.)

mansos oder zahmen, unterworfenen Indianern, welche sich dadurch von den wilden unterscheiden, daß sie eine Spur vom Christenthum angenommen haben und Fremden das Betreten ihres Gebietes gestatten. Sie konnten nicht gut anders, weil ein paar Soldaten schon genügten, ihre winzigen pueblos zu nehmen. Ihr ganzes Wissen von der neuen Religion besteht in einigen Namen von Heiligen und christlichen Tugenden, welche sie ihren einheimischen Namen zufügen. Die Armuth ihrer Wälder hatte sie bisher vor jedem Handelsverkehr mit den Colombianern bewahrt; höchstens



Die Bucht von Acanti. (Zweite Ansicht.)

hatten nordamerikanische Schiffe Tagua von ihnen gegen Baumwollenzeug, eiserne Töpfe, Branntewein und dergleichen eingetauscht. Seitdem aber die sinnlose Verwüstung der Kautschukpflanzen viele Cartagener gezwungen hat, die viel weniger werthvolle Elfenbeinnuß zu sammeln, findet eine regelmäßige Ausfuhr derselben statt. In den Wäldern am Rio Tolo und Rio Acanti ist dieselbe so häufig, daß sich an der Mündung des letztern ein festes Lager gebildet hat, wo etwa 60 Neger leben, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt. In Folge dessen aber hat der Tauschverkehr mit den Nordamerikanern aufgehört, und die Indianer erhalten keine Waaren und namentlich keinen Branntewein mehr; daher ihr Haß gegen die Cartagener und alle Fremden überhaupt, und der kalte Empfang, den sie Reclus zu Theil werden ließen. Nur die Furcht vor Wiedervergeltung hält sie von einem Ueberfalle jener Neger zurück.

Einen Tag verweilte Reclus im Lager. Veranlassung war ein leichter Fieberanfall; auch hatte er Erkundigungen einzuziehen und einen Führer für den Rückweg zu beschaffen. Am Morgen untersuchte er den Unterlauf des Acanti und die Meeresküste. Trotz der vorgerückten trockenen Zeit hatte der Fluß noch Wasser genug, um seine Sandbarre zu überfluthen; bei Ebbe soll der Nordost die Wogen in den Fluß hineintreiben. In einer gar nicht fernen geologischen Zeit reichte das Meer landeinwärts bis zur Mündung des Guati und bildete eine geräumige Bucht, welche zuerst durch eine Sanddüne vom Meere abgesperrt und dann ausgefüllt worden ist. Noch heute ist diese ganze Strecke sumpfig. Die jetzige Bucht ist offen und bietet keinen besondern Schutz; aber vom hohen Meere aus gesehen, muß sie mit ihrem zierlich gekrümmten Gestade, über welches waldige Hügel und weiter im Hintergrunde die dunkelblaue Cordillere emporragen, einen prächtigen Anblick darbieten.

Die albanesische Blutrache.

Von **Spiridion Gopčević.**

Dem Menschen ist das Rachegefühl angeboren. Schon die Bibel stellt den Grundsatz auf: Auge für Auge, Zahn für Zahn! Christus meinte freilich dagegen, daß es die schönste Tugend sei, seinem Feinde zu vergeben, aber es giebt eben sehr wenige so sanftmüthige und humane Menschen wie er war. Mit dem Gerechtigkeitssinn ist unmerklich ein wenig Rachegefühl verbunden, das sich bei uns am besten in dem Sprichworte charakterisirt: „Wie du mir, so ich dir!"

In civilisirten Ländern ist es das Gericht, welches für Beleidigungen Rache nimmt; in uncivilisirten der einzelne Beleidigte. Statt der Justiz finden wir dann die Blutrache, welche heute noch bei Arabern und Albanesen furchtbare Blüthen treibt, in Montenegro hingegen schon seit 20 Jahren erloschen ist.

In Albanien fordert noch jetzt die Blutrache schreckliche Opfer. Dies hat seinen Grund theils in der Leidenschaftlichkeit des Volkes, theils in dessen Empfindlichkeit, was Ehre anbelangt, theils in den von den Altvorderen überkommenen Blutgesetzen, denn die Albanesen sind sehr konservativ und das Aendern eines alten Herkommens (Adet) ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden.

Es gäbe nur ein einziges Mittel, die Blutrache zu unterdrücken, und zwar dasselbe, welches Fürst Danilo mit Erfolg in Montenegro angewandt hat: auf die Ausübung der Blutrache Todesstrafe zu setzen! Aber dies ist gegenwärtig in Albanien unmöglich. In Montenegro ging es leicht, weil dort der Fürst unumschränkte Autorität genießt und sein Befehl stets Vollzieher findet. Wer sollte aber in Albanien ein so drakonisches Gesetz erlassen? Die türkische Regierung ist ohnmächtig, denn in den Bergen der Malissoren und Mirediten war sie niemals Herrin. Diese Gebirgsvölker, eben jene, bei welchen die Blutrache am meisten im Schwung ist, sind heute vollständig unabhängig von der Pforte und der Pascha von Scutari würde ausgelacht werden, wenn er ihnen befehlen wollte, der Blutrache bei Todesstrafe zu entsagen. Die Häuptlinge der Bergstämme — Barjaktars, Dovrans, Gjobars — würden es jedoch niemals wagen, ihren Landsleuten einen solchen Vorschlag zu machen, der so ganz gegen alles Herkommen ist, selbst wenn sie damit einverstanden wären, was aber schwer anzunehmen ist. Mithin bleibt die Blutrache nach wie vor als national durch Gesetze geregelte Institution bestehen. Diese Gesetze und das ganze Wesen der Blutrache zu schildern soll die Aufgabe der nachstehenden Zeilen sein.

Die Blutrache wird durch verschiedene Beleidigungen bedingt. Außer Mord ziehen noch Verführung, Entehrung oder Entführung eines Mädchens, Ehebruch, Verleumdung, Ehrabschneidung und Verletzung eines Eheverlöbnisses, oft auch ungünstige Zeugenschaft vor Gericht die Blutrache nach sich. Diebstahl hingegen wird nach den bestehenden Gesetzen mit Schadenersatz und Geldstrafe gesühnt. Auch an einem Gastfreund begangene Unbill erfordert Blutrache.

Wenn ein Albanese den andern umgebracht hat (wozu es eines geringfügigen Anlasses bedarf; fielen doch einmal 12 Personen an einem Tage, weil ein Albanese dem andern vier versprochene Patronen verweigerte!), so geräth die ganze Nachbarschaft in Aufregung. Neutrale Personen eilen zum Bulukbaschi und melden den Vorfall. Dieser schickt seine Leute aus, welche im Verein mit den Gjobars das Haus des Mörders verbrennen und seine Verwandten gefangen nehmen. Vor dem Jahre 1857 wurden letztere bloß mit einer Geldstrafe belegt, seit dieser Zeit werden sie jedoch so lange in Haft gehalten, bis sich der Mörder gestellt hat. Dieses Mittel ist auch oft von Erfolg begleitet.

Der Mörder ist glücklich entkommen, aber deshalb befindet er sich noch keineswegs in Sicherheit. Gleich einem Damoklesschwert schwebt über seinem Haupte die Blutrache; er muß jeden Augenblick befürchten, daß ein Verwandter oder Freund seines Opfers vor ihm auftaucht und ihn niederschießt. Früher fand er — besonders wenn er einen Mächtigen getödtet — leicht in jeder Hütte Zuflucht und sichern Schutz. Seit 1857 kann er jedoch nicht mehr mit Zuversicht darauf rechnen, da obenerwähntes Gesetz auch verordnet, daß jede Familie, welche einem Mörder Unterkunft gewährt, verbannt werden soll, die härteste Strafe, welche einen Albanesen treffen kann.

Während sich aber der Mörder auf flüchtige Sohlen begab, müssen seine Verwandten und Freunde die Sache ausbaden. Jene des Opfers nämlich haben gleich auf die erste Nachricht vom Morde zu den Waffen gegriffen und die Verwandten und Freunde des Mörders angefallen. Ein Straßenkampf entspinnt sich, der entweder mit dem Rückzug oder Vernichtung der einen Partei, oder durch Intervention neutraler Personen (am häufigsten Weiber) endet. Nun legt sich der Kawaß des Bulukbaschi ins Mittel, versammelt den Rath, und die Gjobars verkünden dann gewöhnlich den Richtspruch: „Die Familie des Mörders muß 1500 Piaster dem Vali, und eine entsprechende Summe als Geldstrafe zahlen." Will sich die Familie des Opfers mit einer Geldentschädigung begnügen, und kann und will jene des Mörders auch diese noch zahlen, so ist die ganze Sache beigelegt. Es trifft sich aber höchst selten, daß bei der Familie des Opfers die Habsucht den Schmerz und das Rachegefühl überwiegt. Bei den Mirediten und Pulati wäre es sogar schimpflich, seine Rache zu verkaufen. Die beiden Familien leben daher von nun an in Blutrache, d. h. ihre Mitglieder und Freunde müssen Tag und Nacht sinnen, wie sie ein Mitglied oder einen Freund der andern Familie umbringen könnten.

Ist der Mord von dem Bewohner eines andern Dorfes begangen worden, so ist es Sache des ganzen beleidigten Dorfes, sich Genuthnung zu holen. Bewaffnet rückt dessen männliche Bevölkerung gegen das Dorf des Mörders, dessen Bewohner selbstverständlich ebenfalls zu den Waffen greifen und sich zur Wehr setzen. Es entspinnt sich ein Gefecht, das entweder mit dem Abschlagen des Angriffes oder der Erstürmung des Dorfes endigt, wenn nicht die Weiber sich rechtzeitig ins Mittel legen und eine Waffenruhe anbahnen. Während derselben wird berathen, ob es sich lohne, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Der Bulukbaschi oder sein Kawaß erscheinen, herbeigerufen, an Ort und Stelle und suchen zu vermitteln. Gewöhnlich beschließen beide Parteien, die Austragung der ganzen Sache den beiden betheiligten Familien zu überlassen und zwischen den beiden Dörfern Frieden zu schließen. Dabei muß jedoch jenes Dorf, welches weniger gelitten hat, dem

andern die Differenz der beiderseitigen Verluste vergüten, und zwar für jeden Todten 1500 Piaster (225 Mark), für jeden Schwerverwundeten 750, für Leichtverwundete 100 bis 200 Piaster (15 bis 30 Mark).

Es ist eigenthümlich, daß die Albanesen dermaßen auf die Blutrache erpicht sind, daß sie der Verlust eines ihnen theuren Wesens weniger schmerzt, als die Unmöglichkeit Rache zu nehmen, weil vielleicht der geflohene Mörder keine Verwandten oder Freunde hinterlassen hat. In diesem Falle geschieht es nicht selten, daß der rachsüchtige Albanese seine Kugel solchen Leuten zusendet, welche mit dem Mörder gar nichts gemein haben, als daß sie vielleicht einmal mit ihm gesprochen haben. Die Sache bleibt indeß gefährlich und fällt auf den Thäter zurück. Denn die Sippschaft seines Opfers rächt sich für diesen ungerechtfertigten Mord ihrerseits wieder an seiner Familie. Auf diese Weise spinnen sich diese Blutrachen oft ins Unendliche, weil immer neue Familien hineingezogen werden. Manche derselben pflanzen sich durch Jahrzehnte fort.

Für die hohe Gastfreundschaft der Albanesen (die Stadtkatholiken ausgenommen) zeugt der Umstand, daß die Ermordung eines Gastes (mnore) für eine größere Beleidigung gehalten wird als jene eines Familiengliedes. Auch ist in diesem Falle das ganze Dorf, welches der Gast bewohnte, oft auch der ganze Stamm zur Rache verpflichtet. Wurde ein Fremder, welcher die „Bessa“ („Treue“, Waffenstillstand, Sicherheitsgarantie) eines Stammes oder Dorfes besitzt — es genügt sogar die Bessa eines einzelnen Stammesmitgliedes — in dem Gebiete eines andern Stammes ermordet, so ist dieser dafür verantwortlich und muß sich gefaßt machen, von jenem bekriegt zu werden. Aus diesem Anlasse entstehen oft jene großen Fehden, welche in förmlichen Bürgerkrieg ausarten. Letzterer kann übrigens auch durch andere Streitigkeiten veranlaßt werden.

Solche Blutrachen en masse sind furchtbar. Jeder diesen beiden Stämmen angehörende Albanese muß auf dem „Wer da?“ leben. Wenn er einen ihm fremden Albanesen begegnet, ruft er ihm zu: „Nga če fis je?“ (aus welchem Stamm bist du?), und wenn der Unglückliche dem feindlichen angehört, folgen seiner Antwort zwei Schüsse nach. Die Antwort zu verweigern oder zu lügen, verbietet die Ehre. Während meines Aufenthaltes in Albanien entzweiten sich die Klementi und Pulati mit der Liga. Letzterer entzog ihnen die Erlaubniß, den Scutariner Bazar zu besuchen, und erstere drohten, sich mit Gewalt Zutritt zu verschaffen. Es bedurfte nur eines Anlasses, um eine Blutrache en masse heraufzubeschwören, doch gelang es dem Vali, die beiden Theile zu versöhnen, bevor noch das erste Blut geflossen. Die Versöhnung wurde jedoch nur durch die gemeinsamen Interessen an dem Widerstande gegen Montenegro veranlaßt; andernfalls wäre ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen.

In Miredita ist der Beleidigte unversöhnlich, im Malisoren-Gebiet hingegen trifft es sich oft, daß mittels Geldbesänftigung oder aus anderen Gründen die Blutrache auf einen Monat und mehr, oft sogar auf mehrere Jahre verschoben wird. In diesem Falle muß sich jedoch der Mörder zur Unterhandlung mit der Familie seines Opfers eines Dritten bedienen, welcher an der ganzen Sache unbetheiligt ist. Wenn dieser von der beleidigten Familie die „Bessa“ erhält, kann der Mörder und seine Familie in vollster Sicherheit leben, denn seine Ermordung würde für den andern Theil eine ebensolche Schande sein, als wenn er Gast desselben gewesen wäre. „Du hast deinen Gast getödtet,“ ist das Furchtbarste, was man einem Albanesen sagen kann.

Auch wenn der Mord unfreiwillig geschah, tritt keine Blutrache ein, sobald der Thäter die vorgeschriebene Geldentschädigung leistet. Doch ist es immer gut, wenn er und seine Familie sich bis zur Austragung der Sache den Blicken des beleidigten Theiles entziehen, um nicht zu einer plötzlichen Racheaufwallung Anlaß zu geben.

Geldentschädigung beugt häufig auch der Blutrache vor, wenn der Mord in demselben Dorfe geschah und der Bulukbaschi oder sonst eine Autorität interveniren kann, bevor noch die beiden Familien sich gegenseitig erschießen. Im Allgemeinen wird ein Menschenleben in Albanien auf 225 Mark (1500 Piaster) taxirt. Soviel muß also der Mörder den Angehörigen seines Opfers zahlen; außerdem aber noch dem Bulukbaschi eine entsprechende Summe für seine Intervention. Sollten darnach die Beleidigten trotzdem die Blutrache ausüben, so käme der Bulukbaschi mit seinen Zaptiés, verbrännte ihre Häuser und jagte sie selbst davon. Dann dürften sie nur mit Erlaubniß der gegnerischen Familie zurückkommen, müßten derselben ihre 1500 Piaster zurückerstatten und außerdem einen gleichen Betrag dem Vali zahlen. Dies war oft genug für den Generalgouverneur und die Bulukbaschis ein Grund, die Blutrache zu unterstützen, ja sogar künstlich hervorzurufen.

In Pulati, wo die wilden Schalla und Schoschi wohnen, nimmt man es mit der Blutrache gar genau. Wenn alle Verwandten des Mörders verbannt und schon Jahre seitdem verflossen sind, kann der Rachestahl noch die mittlerweile aufgewachsenen kleinen Kinder weitläufig mit dem Mörder in Beziehung stehender Familien treffen. Jene dürfen es daher, sobald sie großjährig, d. h. waffenfähig geworden, nur mehr in Begleitung von Weibern oder Gästen wagen, sich öffentlich sehen zu lassen.

Uebrigens ist es, wie ich schon erwähnt, nicht bloß Mord allein, welcher die Blutrache nach sich zieht. Im Punkte der Ehre sind alle Albanesen (die katholischen Städter ganz allein ausgenommen) sehr empfindlich. Die Verführung, Schändung oder Entführung eines Mädchens betrachtet man als das größte Unglück, welches einer Familie widerfahren kann. Jede Versöhnung ist da unmöglich, denn eine Familie, welche sich mit einer Geldentschädigung zufrieden gäbe, würde sich um alle Ehre und Achtung bringen. Nur Blut kann solchen Schimpf rächen! Ungerecht ist man jedoch gegen das arme Mädchen. Selbst wenn sie nur der Gewalt zum Opfer gefallen und hierdurch schwanger geworden, wird sie von den Verwandten unnachsichtlich getödtet, bevor das Kind zur Welt kommt. Gelang es ihr, sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen, so rasten Bruder und Vater nicht eher, als bis sie ihren Schlupfwinkel ausgespürt und Mädchen wie Kind dem Tode geweiht haben. Auch Ehebruch hat nebst Ermordung des Weibes jenen des Verführers zur Folge.

Bei der Empfindlichkeit der Albanesen ist es äußerst schwer, Zeugenschaft abzulegen, ohne sich der Blutrache des davon unglücklich betroffenen Theils auszusetzen. Um daher überhaupt Zeugen auftreiben zu können, hat man den „Kaputzar“ eingeführt. Wenn z. B. ein Diebstahl stattgefunden hat und Jemand darüber Näheres weiß, so schleicht er sich nächtlicherweile zu einem der Richter, dessen Verschwiegenheit er sicher sein kann, und theilt ihm mit, was ihm über die Angelegenheit bekannt ist. Der Richter erzählt das Gehörte seinen Kollegen und garantirt für die Glaubwürdigkeit seines Gewährsmannes. Darnach wird das Urtheil gefällt und Niemand weiß, wer Kaputzar gewesen war. Auch in Civilprocessen sind Kaputzars zulässig, doch müssen sie dann in großer Anzahl übereinstimmend aussagen, um die Richter überzeugen zu können.

Im Allgemeinen gilt es in Albanien für sehr schimpf-

lich, eine Beleidigung ungerächt zu lassen, und der schwerste Vorwurf, den man einem Albanesen machen kann, ist: „Du hast deinen Gast ungerächt gelassen." In Folge dessen nehmen auch die Blutrachen selten ein rasches Ende; gewöhnlich ziehen sie sich Jahre lang hinaus. In Dukadžin und bei den Malissoren giebt es mehrere Orte (gewöhnlich Kirchen oder Moscheen), wo die Blutrache streng verpönt ist, um dem armen in Blutrache und daher in ständiger Angst Lebenden Gelegenheit zu geben, sich von Zeit zu Zeit auszuschnaufen.

Wenn die Blutrache zwischen zwei Stämmen oder Barjaks herrscht, giebt es eine Zeit, in welcher gesetzlich Waffenstillstand eintritt. Sie währt vom Antonstag bis St. Nikolaus, und zwar wurde die Zeit vom 13. Juni bis 1. November vom Vali, jene vom 2. November bis 6. December von den Barjaktars festgesetzt und nach ihnen benannt. Wer sich während dieser Waffenruhe an einem Mitgliede des feindlichen Stammes rächte, müßte 3000 Piaster Geldstrafe zahlen und würde obendrein verbannt werden. Diese Waffenruhe gilt jedoch nur für den Bürgerkrieg oder die Blutrache en masse. Die Privatblutrachen nehmen ihren ungestörten Fortgang.

Für die beiden feindlichen Stämme hat der fortwährende Kriegszustand sein Unangenehmes. Man kann weder die Felder bestellen noch das Vieh auf die Weide treiben, ohne plötzliche Angriffe zu riskiren; zudem muß man Tag und Nacht vor Ueberfällen auf der Hut sein. Denn da Sieg und Ruhm von der Anzahl der Erschlagenen abhängen, sucht jeder Albanese so viel Angehörige des feindlichen Stammes zu tödten, als nur möglich.

Wenn endlich des Blutes genug geflossen ist, und beiderseits Abspannung eintritt, oder auch wenn der eine Stamm einsieht, daß er den Kürzern ziehen muß, denkt man an Friedensschluß. Der Bulukbaschi fordert den Vali auf, sich ins Mittel zu legen. Der Pascha kommt diesem Wunsche nach und entbietet die Barjaktars beider Stämme auf einen bestimmten Tag nach Scutari. Dort versammeln sich die Aeltesten (Plekjte) der neutralen Stämme, die Mitglieder der Provinz-Medschlis und die Delegirten der Kriegsparteien unter Vorsitz des Vali zur Berathung. Die ganze Angelegenheit wird untersucht und abgeurtheilt, die beiderseitigen Verluste gezählt, und festgestellt, wer den Streit begonnen. Dieser Stamm muß dann eine entsprechende Geldstrafe zahlen, welche in acht Theile getheilt wird: vier Achtel erhält der Kjaja (Stellvertreter) des Vali, drei Achtel der Bulukbaschi von Hotti und das letzte Achtel der Bulukbaschi des beleidigten Stammes. Außerdem muß jener Stamm, welcher weniger gelitten, dem andern die Differenz in Geld auszahlen. Selbstverständlich sparen beide Theile nicht mit dem „Ruchvet" (Bestechungsgeld), um für sich Recht zu erlangen. Uebrigens haben sich solche große Fehden schon seit vielen Jahren nicht mehr zugetragen und die veränderte politische Lage läßt erwarten, daß derartige Bürgerkriege künftig zu den Unmöglichkeiten gehören werden.

In früheren Zeiten herrschte die Blutrache in Albanien gleich einer bösen Epidemie. Um ihren Verheerungen ein Ziel zu setzen, war von den Gouverneuren von Zeit zu Zeit (alle 7 bis 10 Jahre) eine allgemeine Bessa ausgeschrieben worden. Zu diesem Zwecke erwirkte der Pascha einen kaiserlichen Firman, der dies anbefahl. Alle Albanesen, welche mit irgend Jemanden in Blutrache lebten, wurden sodann aufgefordert, an einem bestimmten Tage vor ihren Aeltesten zu erscheinen und daselbst öffentlich und feierlich zu schwören, daß sie ihren Feinden aufrichtig vergäben. Die Fehden zwischen einzelnen Dörfern, Barjaks oder Stämmen wurden durch Schiedsrichter ausgeglichen.

Nach einer solchen allgemeinen Versöhnung herrschte eine Zeitlang Ruhe. Bei der Leidenschaftlichkeit der Albanesen ist es jedoch nicht zu verwundern, wenn nach und nach die Blutrachen wieder begannen, sich naturgemäß mit Schnelligkeit vergrößernd. Dazu kam, daß es im Interesse der Bulukbaschis und der Vali lag, neue Geldstrafen und Versöhnungsgelder einzukassiren; sie begünstigten also heimlich den Wiederbeginn der Blutrachen. Nach einigen Jahren befand sich daher das ganze Land abermals in einem völligen Kriegszustande. In den fünfziger Jahren hatte die Blutrache ganz entsetzliche Dimensionen angenommen. Seit 1844 war keine allgemeine Bessa verkündet worden und die eine Hälfte der Bevölkerung stand gegen die andere in Waffen. Morde waren an der Tagesordnung und man berechnete, daß jährlich auf je 10 Häuser ein Erschlagener kam. Einer stand gegen alle und alle gegen einen! In Scutari allein zählte man fünfhundert Albanesen, welche dort vor der Blutrache ein (übrigens sehr unsicheres) Asyl gesucht hatten!

Das konnte so nicht länger fortgehen, wenn die Bevölkerung sich nicht gegenseitig aufreiben sollte. Zudem sah es die Regierung mit Bedauern, daß die Malissoren über ihre Privatfehden ganz die Bekämpfung der Montenegriner vergaßen. Als daher am 19. Januar 1857 Mustafa Pascha von Scutari dem Medschlis ein Gesetz vorlegte, welches die Einschränkung der Blutrache und eine allgemeine Bessa bezweckte, fand dies nicht nur Seitens der Medschlis-Mitglieder, sondern überhaupt im ganzen Lande begeisterte Zustimmung. Eine Folge davon war der Erlaß des obenerwähnten Gesetzes über Verhaftung der Verwandten des Mörders und Verbannung seiner Hehler.

Seit jener Zeit haben die Verheerungen der Blutrache viel beschränktere Dimensionen angenommen, ohne daß indeß diese Institution dadurch unterdrückt worden wäre.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Albanesen zu sehen, welche sich wegen Blutrache geflüchtet hatten und nunmehr stets auf dem „Qui vive?" lebten. Einen derselben fragte ich, weshalb er denn seinen Nachbar umgebracht, wenn er doch wisse, was für unangenehme Folgen dies für ihn nach sich ziehen müßte. Er meinte sein Opfer habe ihn so tief beleidigt, daß nur dessen Blut die Schmach löschen konnte. Ich erwartete nun etwas über Ehebruch, Entführung oder dergleichen zu vernehmen, und war nicht wenig erstaunt, als der Albanese fortfuhr: „Ja, denken Sie sich nur, der Schändliche hat meine Kerze verflucht!" Mühsam meinen Ernst bewahrend, gab ich ihm den Rath, Entschädigung zu zahlen und sich mit der Familie seines Opfers um jeden Preis auszusöhnen; es sei dies immerhin besser, als zu warten, bis jene von Tirana hierherkämen, um ihn zu massakriren. Der Albanese war jedoch der Ansicht, daß jetzt Versöhnung unmöglich wäre, indem die Wunde noch zu frisch sei. Er müsse erst Gras über die Angelegenheit wachsen lassen.

In der That ist auch eine Aussöhnung — wenngleich selten — doch nicht ausgeschlossen. Wenn schon mehrere Jahre verflossen sind und der Verlust bereits verschmerzt ist, dann kann ein entfernter Verwandter oder Freund des Mörders, am besten der Pfarrer, es wagen, sich zur Familie des Opfers zu begeben, um daselbst im Namen des geflohenen Missethäters Verzeihung zu erflehen. Wenn die nächsten Verwandten des Opfers durch keinerlei Anträge dazu zu bewegen sind, nimmt man die Religion zu Hülfe. Der Priester legt sein Meßornat an, läßt sich durch den Meßner Kreuz und Bibel vorantragen und begiebt sich in diesem feierlichen Aufzug direkt in die Wohnung des nächsten beleidigten Anverwandten. Er beschwört ihn Namens der

christlichen Religion, welche befiehlt, dem Feinde zu vergeben, und mit Hinweis auf das Beispiel Jesu Christi, der diese Tugend an sich bewies, seinem Feinde zu verzeihen. Zur Staffage werden mit Erfolg kleine Kinder verwendet, die kniend die Füße des Unversöhnlichen umfangen und ihn mit ihren Bitten und Jammern belästigen. Bleibt der Verwandte verstockt, so nimmt der Priester zu Drohungen seine Zuflucht, indem er ihm die Strafe des Fegfeuers und der Hölle mit den lebhaftesten Farben ausmalt und mit überzeugender Entschiedenheit versichert, daß sie alle des Unversöhnlichen harren, denn „wer seinen Beleidigern nicht vergäbe, dürfe auch seinerseits auf keine Verzeihung hoffen“. Selten widersteht ein Albanese länger. Sollte es aber dennoch der Fall sein, dann entfernt sich der entrüstete Pfarrer mit entsprechendem Knalleffekt: Er verhüllt das Kreuz und schleudert über den Hartherzigen das Anathema der Kirche, welche dieser nicht mehr betreten darf. Dabei spricht er die härtesten Verwünschungen aus, welche ein Albanese zu hören bekommen kann, als: „Dein Pulver möge niemals Feuer fangen, Deine Kugel nie ihr Ziel treffen, Dein Geschlecht vom Erdboden verschwinden und Du nebst Deiner ganzen Familie mit geladenen Waffen sterben!“

Wenn der Pfarrer auf diese Art den Kirchenfluch über ihn ausgesprochen und alles nichts hilft, trocknet er sich den Schweiß und verläßt erboßt das Haus. Aber soweit kommt es selten. Der abergläubische Albanese fürchtet sich doch vor den geheimen unsichtbaren Gewalten, und um nicht seine Kugeln vergebens zu verschießen und um der Gefahr zu entgehen, mit geladenen Waffen sterben zu müssen, ruft er den erzürnten Priester zurück und erklärt sich unter gewissen Umständen zur Versöhnung geneigt.

Um das heiße Eisen zu schmieden, drängt ihn jetzt der Pfarrer, sogleich einen Tag zu bestimmen, an dem die große Versöhnungskomödie stattfinden könnte. Am festgesetzten Tage versammeln sich die entferntesten Verwandten des Beleidigten bei der Familie des Mörders, woselbst auch der Pfarrer mit dem Meßner eintrifft. Dann setzt sich die ganze Karawane in Bewegung. Voran der Meßner mit Kreuz und Evangelium, dann der Pfarrer im Ornat, dann so viel Wiegen mit Säuglingen, als man auftreiben kann, dann der Mörder mit auf den Rücken gebundenen Händen, die Mordwaffe um den Hals hängen habend (was sehr unbequem ist, wenn der Mord mittels eines der sieben Schuh langen Gewehre stattfand), endlich seine ganze Familie und die weitläufigen Verwandten des Opfers. Vor dem Hause des Beleidigten angekommen, machen alle Halt. Die Männer nehmen ihre Mützen ab und legen sie auf die Wiegen, welche vor der Thür so aufgestellt werden, daß die Kinder nach Osten sehen. Der Mörder wird vom Pfarrer zum Eingang geführt, wo er sich einstweilen niedersetzt.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen, zeigt sich der Beleidigte auf der Schwelle und fragt mit geheuchelter Verwunderung, was denn dieser ganze Aufzug zu bedeuten habe. Der Pfarrer (oder wenn dessen Beredtsamkeit gerade nicht ciceronisch sein sollte, ein anderer Demosthenes) nimmt sodann das Wort, um die Entstehung der Blutrache kurz zu rekapituliren und alle Schuld auf den Mörder zu wälzen, der mit gesenkten Blicken dasitzt. Dann beruft er sich auf das Beispiel Christi, der seinen Feinden und Beleidigern vergab, und appellirt an das gute Herz des Beleidigten, welcher ebenfalls Gnade vor Recht ergehen lassen solle. Dieser schüttelt verneinend den Kopf und will nichts wissen. Der Priester verdoppelt seine Bitten. Der Beleidigte scheint einen innern Seelenkampf zu kämpfen. Endlich bemächtigt er sich einer Wiege, geht mit ihr mehrmals von links nach rechts durch das Zimmer und setzt sie endlich wieder verkehrt an ihren Platz, so daß jetzt das Kind nach Westen blickt. Die anderen Verwandten folgen seinem Beispiele mit den übrigen Wiegen. Dann ziehen sie sich in das Haus zurück.

Der Priester und ein halb Dutzend Freunde des Mörders folgen ihnen, letztern hinter sich schleppend. Dann knien sie sich vor den im Zimmer versammelten Verwandten des Opfers nieder und flehen das Familienoberhaupt an, seinem Feinde im Namen Gottes und des heiligen Kol (Nikolaus, der in großem Ansehen steht) zu vergeben. Jener scheint abermals mit sich selbst zu kämpfen, weint, seufzt, schildert alle die guten Eigenschaften seines ermordeten Verwandten und antwortet auf alle ihn bestürmenden Bitten mit: „Mein Herz ist nicht bereit!“

Wenn er den Feind recht demüthigen will, setzt er die Komödie stundenlang fort, bis sich schon auf allen Gesichtern peinliche Langweile malt und er selbst müde und der Rolle überdrüssig wird. Dann tritt er endlich an den noch immer vor ihm knienden Mörder heran, reißt die Mordwaffe von seinem Halse, schleudert sie weg, wirft auch seine eigenen Waffen von sich und hebt ihn auf, ihn mit den Worten umarmend und küssend: „Ich verzeihe Dir auf meine Ehre!“ (To kloft alát.) Die übrigen Verwandten sagen dasselbe und umarmen ihn gleichfalls. Damit ist die Blutrache erloschen. Gewissermaßen als Versöhnungsgeschenk bieten alle Verwandten und Freunde des Mörders das Kostbarste an, was sie besitzen: ihre Waffen, welche der Beleidigte als Geschenk annimmt, aber gewöhnlich nach dem nun folgenden Versöhnungsmahl ganz oder theilweise ihrem Eigenthümer zurückstellt. Bei den Mirediten, Dukadžin und Pulati, welche es, wie schon erwähnt, mit der Blutrache besonders streng nehmen, werden weder Waffen noch Geldentschädigungen angenommen, da diese stolzen Bergbewohner der Ansicht sind, daß vergossenes Blut sich durch kein Geschenk vergüten lasse. Bei ihnen giebt der Hausherr seinen Gästen nach dem Mahle alle Geschenke zurück und behält nichts für sich, als das Gewehr und die Pistolen des Mörders zur Erinnerung.

Es giebt übrigens außerdem noch einen Zeitpunkt, während dessen alle Blutrachen sistirt werden, wenn sich nämlich die albanischen Stämme auf dem Kriegspfade befinden. Ich erinnere mich, daß unter den Mirediten Dod Gega's, welche während meiner Anwesenheit in Scutari daselbst eintrafen, einer von seinen eigenen Gefährten erschossen wurde, weil er während des Marsches einen Kameraden, mit dem er in Blutrache lebte, niedergeschossen hatte. Die jetzigen Ereignisse haben überhaupt die Blutrache stark eingedämmt, und es steht zu erwarten, daß sie unter einer stärkern Regierung, als die türkische, gänzlich unterdrückt werden wird.

Die Eismeer-Tschuktschen[1].

L. Der „Globus" hat seinen Lesern vor einiger Zeit den Bericht Neumann's über seine Expedition in das Tschuktschenland (Bd. XXVI, S. 313) und später auch eine Mittheilung über Neumann's Reise in die Beringsstraße gebracht (Bd. XXXVI, S. 173 u. 189). In dem einen wie dem andern Aufsatz wird des interessanten doch wenig bekannten Volkes der Tschuktschen gedacht. Kürzlich nun hat Nordenskjöld während seiner Ueberwinterung an der Küste des nördlichen Eismeeres auch vielfach Gelegenheit gehabt, mit den Tschuktschen in nahe Berührung zu kommen. Einer seiner Begleiter, der Finnländer O. A. Nordqvist, ordentliches Mitglied der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft in Petersburg, hatte es sich zur besondern Aufgabe gemacht, die Tschuktschen zu studiren. Einige Resultate seiner Beschäftigungen mit jenem Volksstamme sind kürzlich (Juni 1880) in den Nachrichten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft veröffentlicht worden. Da die Mittheilungen Nordqvist's auf die Skizzen Neumann's Bezug nehmen und dieselben vielfach ergänzen, so bringen wir hier das Wesentliche derselben zur Kenntniß des deutschen Publikums.

Die Tschuktschen werden nach ihrer Lebensweise eingetheilt in die nomadisirenden (Renthier-) Tschuktschen und die seßhaften, Jagd und Fischerei treibenden Tschuktschen. Herr Nordqvist nennt die letzteren „promyschlennije", d. h. solche, welche die Jagd und den Fischfang als ihr Hauptgewerbe betreiben. Der Ausdruck promyschlennije (Adj.) oder auch promyschlennik (Subst.) ist nicht direkt im Deutschen wiederzugeben; wenn man denselben mit „Jäger und Fischer" übersetzen wollte, so würde man in diesem vorliegenden Falle das Richtige treffen; im andern Falle aber nicht. Einige Autoren, z. B. Neumann, bezeichnen die Jäger- und Fischer-Tschuktschen direkt als „seßhaft".

Die Jäger- und Fischer-Tschuktschen bewohnen die Küste des Eismeeres vom Kap Schelagskoi (Erren oder Ertryn von den Tschuktschen genannt) bis zum Ostkap (Pe-el) und weiter von hier die Küste des Beringsmeeres bis zur Anadyr-Bai. Nordqvist kam nun während des Winteraufenthaltes der „Vega" mit den am Eismeer lebenden Tschuktschen in Berührung. Diese erzählten ihm, daß südlich vom Ostkap ein Volk existire, dessen Sprache ihnen unbekannt sei; das Volk heiße Aiguan. Darunter verstehen sie denselben Volksstamm, welcher von Wrangel „Onkilon", von Neumann „Anqlali" (oder seßhafte Tschuktschen), von Maydel „Aigwan", von Dall „Tschukluk" benannt worden sind. Nach der Ansicht Nordqvist's sind auch dies Tschuktschen — er lernte sie später aus eigener Anschauung kennen —, welche sich von denen des Eismeeres eigentlich nicht unterscheiden. Freilich besitzen einige derselben mehr den Eskimo-Typus als den reinen Tschuktschen-Typus, aber nach ihrer Sprache, ihrer Kleidung und ihren Sitten, nach der Methode des Tattnirens, nach der Art ihre Zelte, „Jaranga", aufzubauen, sind es Tschuktschen. Sie behaupteten die Bezeichnung Aiguan nicht zu kennen. Nach Nordqvist's Auffassung sind die am Beringsmeer lebenden Tschuktschen, von denen eben die Rede ist, nicht rein, sondern stark mit Eskimos gemischt, und wegen ihres Mischcharakters wollen die Eismeer-Tschuktschen sie nicht als Stammesgenossen anerkennen.

Die wechselseitigen Beziehungen der Eismeer- und Beringsmeer-Tschuktschen zu einander sind sehr gering.

Nordqvist sagt, man dürfe nicht ohne Weiteres die an der bezeichneten Küste des Eis- und Beringsmeeres lebenden Tschuktschen als „ansässig" oder „seßhaft" bezeichnen. Es geschehe oft, daß sie auch mitten im Winter den Aufenthaltsort wechselten, wenn z. B. an dem ursprünglichen Wohnort Mangel an Lebensmitteln sich einstellt. Als Beispiel erzählt er, daß während der Ueberwinterung der „Vega" alle Einwohner der Niederlassung Pittekai, wo die „Vega" lag, in eine größere Ansiedelung, Naitschkai, zogen, weil hier mehr Fische gefangen wurden. Ueberdies begegneten den Reisenden oft Tschuktschen mit ihren Zelten und ihrer Familie, welche von einem Ort zum andern übersiedelten.

Um die Menge der Tschuktschen zu ermitteln, zog Nordqvist bei verschiedenen Individuen Erkundigungen ein über die einzelnen Niederlassungen und die Zahl der darin befindlichen Zelte. Er führt die Namen seiner Gewährsmänner an, welche wir, um unseren Lesern einige Tschuktschen-Namen mittheilen zu können, hier reproduciren: Urtridlin von der Insel Koljutschin; Notti aus Nyraitinop; Tschentscho aus Piblin, ferner je ein Einwohner von Tjäpka und Wankarema. Nordqvist giebt eine Tabelle aller Ansiedelungen mit der Zahl der in jeder befindlichen Zelte; nachdem er die Angaben der verschiedenen Tschuktschen neben einander gestellt, berechnet er daraus das Mittel. Darnach beträgt die Zahl der Zelte 432. Mit Hülfe der Annahme, daß zu jedem Zelte durchschnittlich fünf Menschen gehören, bestimmt er die Gesammtmenge der am Ufer des Eismeeres lebenden Tschuktschen auf 2160, oder rund auf 2000.

Die Tschuktschen sind übrigens keineswegs gleichmäßig über die ganze Strecke vom Kap Schelagskoi bis zum Ostkap vertheilt, sondern das große Gebiet von Kap Schelagskoi bis zur Insel Koljutschin ist nur wenig, das kleine Gebiet an der Insel Koljutschin dagegen bis zum Ostkap ist stärker, etwa um das Zehnfache, bevölkert. Dabei ist noch zu erwähnen, daß die Ufer der Bai Koljutschin während des größten Theils des Jahres nicht bewohnt sind: nur auf der Insel Koljutschin ist eine Ansiedelung und am Ostufer der Mündung der tiefen Bucht ist eine kleine aus vier Zelten bestehende Niederlassung, Piblin. Darnach heißt die Koljutschin-Bai bei den Tschuktschen die Piblin-Bai. Nach Maydel sitzen rundum an der Bucht Tschuktschen; das ist nicht ganz richtig. Nur während des Sommers ziehen viele Renthier-Tschuktschen dahin, um zu fischen. Im Winter werden in der Bucht selbst keine Fische gefangen. Dagegen fangen die Bewohner von Piblin Fische hart am östlichen Ufer der Bucht und die Bewohner von Koljutschin in einem kleinen Flüßchen der Insel. Im Sommer wird in der Bucht mit Netzen gefischt. Die Eingeborenen nennen alle hier erbeuteten Fische „ankanna", d. h. Meerfische; sie unterscheiden zwei Arten: „mynne" und „eutsch". Nordqvist vermuthet, daß es sich hier um zwei Lachsarten handelt; er bekam selbst die betreffenden Fische nicht zu Ge-

[1] O. A. Nordqvist, Bemerkungen über die Kopfzahl und die gegenwärtige Lage der am Eismeer lebenden Tschuktschen (Iswestija der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft in St. Petersburg 1880, Bd. XVI, S. 95 bis 106).

ficht, da die Reisenden den Winterplatz früher verließen, ehe der Fischfang begonnen hatte.

Die Ursache, daß die Ufer der Koljutschin-Bai im Winter wenig bewohnt sind, ist eben darin zu suchen, daß die Menge der Fische hier sehr gering ist. Andererseits ist die verhältnißmäßige Dichtigkeit der Bevölkerung bis zum Ostkap nur daraus zu erklären, daß die Tschuktschen hier genügende Nahrung finden. Es werden hier Robben (Phoca foetida), Wallrosse und je nach der Jahreszeit verschiedene Fischarten gefangen (verschiedene Gadus-Arten, Stinten, Cottus-Arten, Lachsforellen und andere). Die Wallrosse sind sehr gesucht, weil ihre Zähne einen beliebten Handelsartikel mit den Amerikanern abgeben; die Haut wird zur Anfertigung von Röcken benutzt; das Fleisch wird gegessen. Für die günstigste Zeit zur Jagd auf Robben und Wallrosse halten die Tschuktschen diejenige Periode des Winters, während welcher sich im Eis Spalten bilden und hier und da freies Wasser sich zeigt.

Außer dem Fleisch der Robben und Wallrosse und den Fischen genießen die Tschuktschen verschiedene Wurzeln und Blätter. (Nähere Angaben darüber werden leider vermißt.)

Ein anderer Grund, daß die Gegend zwischen Koljutschin und dem Ostkap besonders bevölkert ist, liegt offenbar in dem Umstande, daß dieser Theil der Küste mit Vorliebe von den amerikanischen Schiffen aufgesucht wird. Von den Amerikanern aber erwerben sich die Eingeborenen Tabak, Branntwein, Flinten, Pulver, Blei. Mit ihnen unterhalten die Tschuktschen sehr lebhafte Handelsbeziehungen. Die Amerikaner entsenden in das Eis- und Beringsmeer entweder Walfischfänger, große dreimastige Schiffe, oder kleine zweimastige nur dem Handel dienende Schiffe. Die Walfischfänger sind bei den Tschuktschen nicht beliebt, weil sie die Wallrosse und Wale tödten und dadurch den Tschuktschen Schaden zufügen. Dagegen sind die Handelsschiffe der Amerikaner beliebt und gern gesehen und sie bringen den Tschuktschen auch allerlei begehrenswerthe Sachen: Flinten, Pulver, Blei, Kleidungsstücke, Tabak und vor allem Branntwein wird gegen Pelzwerk und Wallroßzähne verhandelt. Als unumstößlichen Beweis für die Versorgung der Tschuktschen mit Branntwein von Seiten der Amerikaner führt Nordqvist Folgendes an: Der Tschuktsche, bei welchem er wohnte, ehe er seine Fahrt zu den südlich wohnenden Renthier-Tschuktschen machte, reichte ihm zum Abschied Branntwein in einem versilberten Becher. Der Becher trug die Inschrift: Captain Ravens Brig Timandra 1878. Der Tschuktsche hatte den Becher auf dem Schiffe erhalten, wo er seinen Branntwein gekauft hatte. Neumann nun berichtet schon, er habe im August 1875 eine amerikanische Brig, „Timandra", angetroffen, welche die Tschuktschen der Lorenzbai mit Branntwein versorgte. Es hat hiernach den Anschein, meint Nordqvist, als ob das Schiff „Timandra" seine menschenfreundliche Mission unter den Tschuktschen ungestört fortsetze.

Die Tschuktschen haben aber auch mit den an der Beringsstraße lebenden Eskimos direkte Handelsbeziehungen. Diese Eskimos führen bei den Tschuktschen die Namen „Kiumy" oder „Jekirgauly". Da die Wurzel des letzten Wortes jekirgin, Mund, bedeutet, so ist jene Benennung offenbar darauf zu beziehen, daß die Eskimos Stücke von Glas oder Holz sich in die Mundwinkel stecken. Die Tschuktschen tauschen gegen Renthierfelle und russischen Tabak anderes Pelzwerk, aber vor allem Branntwein ein.

Die Beziehungen zwischen den Tschuktschen und den Russen sind nur sehr locker. Die Mehrzahl der Eingeborenen weiß so gut wie nichts von Rußland; sie wissen, daß in Rußland ein Ort Koljuma (Kolymsk), ein Ort Jakutsk existirt, daß hier große „Ermak" (Mehrzahl von erom = Anführer) leben; aber das ist Alles. Selbst Wassily Menka, der nach seinen Zeugnissen der Aelteste (Starost) aller Tschuktschen des Kaps war, hatte keine Vorstellung vom Kaiser von Rußland, und keine Vorstellung von Petersburg.

Einen Jassak (Abgabe) zahlen nur diejenigen Tschuktschen, welche nach Nishne-Kolymsk auf den Markt ziehen.

Bis jetzt sind die Tschuktschen der Eismeerküste ein unverdorbenes Naturvolk; ehrlich, gutmüthig; ihr Hauptlaster ist die Liebe zum Branntwein. Wenn die Amerikaner ungestraft fortfahren werden, die Tschuktschen mit Branntwein zu versorgen, so werden unbedingt die guten Eigenschaften der letzteren bald verschwinden.

Ein Volk auf dem Niedergange.

Von **W. Keßler.**

(Die Grusiner.)

„Wissen Sie, Ihrem Burschen könnte auch etwas mehr Reinlichkeit nichts schaden. Die Anwendung von Seife und Bürste würde sein intelligentes Aeußere entschieden noch vortheilhafter hervortreten lassen." So sprach ich, jüngst in Tiflis angekommen, zu meinem Freunde F., während uns sein kleiner Laufbursche, der zugleich den Substitut der Köchin machte, ein gutes Frühstück servirte. Mein Freund, der gerade damit beschäftigt war, sich einen delikaten blin, jene specifisch russischen Fasten-Pfannenkuchen, mit Kaviar, frischer Butter und saurer Sahne zu belegen, entgegnete lächelnd: „Respekt vor meinem Sossiko! er stammt aus einem der ältesten grusinischen Fürstenhäuser!" — „Was, der Junge ist ein Prinz!" rief ich erstaunt aus. „Laufen denn hier die Prinzen für gewöhnlich als solche kleinen Schmutzfinken umher und betreiben solche ehrsamen Gewerbe wie der Ihrige?"

„Gewiß; die meisten Köche hier in Tiflis gehören der hohen grusinischen Aristokratie an. Sie können hier genug Prinzen als Eckensteher, Tagelöhner, Droschkenkutscher und dergleichen finden."

Mein Freund hatte im vollsten Maße Recht. Je bekannter ich im Lauf der Zeit mit den Verhältnissen wurde, desto mehr lernte ich die eigenthümlich niedrige Stellung kennen, welche auch die ersten Stände der Grusiner heute in ihrem eigentlichen Heimathlande einnehmen. Freilich ist es im Orient mit der Arbeit und dem Dienen ein ander Ding als in Europa. Wenn der Orientale auch die Arbeit überhaupt nicht gerade liebt, so macht er doch nicht die

uns geläufigen Unterschiede zwischen höherer und niedrigerer Arbeit. Ihm ist jede Arbeit ziemlich gleichwerthig. Auf der großen Siemens'schen Kupferhütte Hedabeg in Transkaukasien arbeiteten Edelleute der verschiedensten asiatischen Völkerschaften als gewöhnliche Tagelöhner, grusinische Fürsten fungirten als unterste Aufseher, und persische Paschas suchten Steine zu Flußuferbauten zusammen. Mit den Grusinern aber hat es noch seine besondere Bewandtniß.

Als der König Georgios XIII. im Jahre 1801 sein Reich den Russen völlig abtrat, welche schon sein Vater Heraklеus ins Land gerufen hatte, waren zwar auch schon die Zeiten vorüber, wo die grusinischen Großen durch Reichthum geglänzt hatten; immerhin aber gab es noch eine Anzahl recht wohlhabender Familien unter den Edeln des Landes. Die Orbeliani, die Tschawtschawadze, die Bagration [1]) und andere alte Fürstenhäuser waren allein durch ihren werthvollen Grundbesitz noch Herren eines wirklich fürstlichen Vermögens. Wegen mangelnden Fleißes und fehlender Kultur brachten diese Besitzungen zwar geringen Ertrag, aber immerhin blieben sie doch in den Händen ihrer alten Eigenthümer. Während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wo unausgesetzte Kriege mit den Bergvölkern die Russen wie die ihnen Heeresfolge leistenden Grusiner in Athem hielten, traten ebenfalls im Allgemeinen keine sehr umfassende Aenderungen in den Besitzverhältnissen ein.

Da wurde (im Jahre 1856) der energische manchmal etwas despotische Fürst Alexander Iwanowitsch Bariatynski, der Jugendgespiele und Freund des Kaisers Alexander, Statthalter über den Kaukasus. Auf allen Gebieten wurde jetzt kolossale Energie entfaltet, um den Kaukasus wirklich zu einer russischen Provinz zu machen. Man arbeitete mit der Gewalt der Waffen, wie mit der Macht des Geldes.

Wie man Schamyl bezwang und gefangen nahm, den mißliebig gewordenen Fürsten Dadischkiliani von Suanetien ohne Weiteres erschießen ließ und die Tscherkessen zur Auswanderung nöthigte, so wurde man auch — nur auf leichtere und angenehmere Weise — der grusinischen Reichthümer Herr. In Tiflis entfaltete sich ein prunkvolles Leben voller Glanz und Herrlichkeit. Fest auf Fest ward im Sardaarpalast gefeiert, eins herrlicher und kostspieliger als das andere. Die grusinischen Großen aber glaubten es in ihrer thörichten Nachahmungssucht dem Statthalter gleich machen zu müssen und wetteiferten mit demselben im Glanz der Feste und Höhe des Aufwands. Bei diesem ungleichen Wettkampf aber bekam, wie leicht zu denken, ihr Geldbeutel rasch die Schwindsucht, während die dem Statthalter zur Disposition stehenden Mittel nicht versiegten. So verarmten die grusinischen Großen bis auf wenige Ausnahmen. Ihr Geld und ihr Besitz ging theils in die Hände der Europäer über, welche ihre Modewaaren und Luxusartikel zu wahrhaft kaukasischen Preisen absetzten, größtentheils aber traten die Armenier, die Juden des Orients, die Erbschaft der Grusiner an.

In früherer Zeit haben die grusinischen Adelsgeschlechter übrigens dem russischen Staate manche bedeutende Männer geschenkt (wie den ersten großen Statthalter des Kaukasus, den heldenmüthigen Tizianoff, und die Generäle Bagration und Bebutow); in neuerer Zeit haben sich Grusiner kaum höher als zu Gouverneuren und ähnlichen Posten aufgeschwungen.

Man kann nicht gerade behaupten, daß die Grusiner ein sehr fleißiges und mäßiges Volk sind, wie das z. B. den Armeniern auch von ihren Feinden nachgerühmt werden muß. Trotzdem ist es auch übertrieben, wie manche flüchtige Reiseschriftsteller es thun, immer von der Trägheit und den schlechten Sitten der Grusiner zu sprechen, die allein ihren Fall verschulden sollen. So viel steht fest, die Grusiner sind ein Volk, welches bestimmt ist, als Nation von der Welt zu verschwinden. Es spielt lediglich die Rolle des historisch gewesenen Volkes. Dagegen hat es noch heute eine Bedeutung, welche ihm auch früher schon sehr gegen seinen Willen aufoktroyirt worden ist, die Bedeutung als Faktor der Raeenkreuzung resp. Veredlung. Wie seit Jahrhunderten grusinische Sklavinnen bei den meisten herrschenden moslemitischen Völkern des Ostens, den Arabern, Türken, Persern und Tataren, nicht wenig zur Verbesserung und Veredlung des rohen wilden Blutes haben beitragen müssen, so werden heute Grusiens schöne Töchter mit Vorliebe von Russen aller Stände geheirathet. Auch der schlaue Armenier zieht nicht selten die üppige, lebhafte Grusinerin seinen schüchternen sittsamen undt reuen Landsmänninnen vor. Die wenig zahlreichen noch existirenden wohlhabenden grusinischen Familien sind schon fast völlig russificirt. Russische Sitte, russische Bildung gelten bei ihnen als das non plus ultra der Civilisation und haben die nationalen Eigenthümlichkeiten fast gänzlich verdrängt.

Schon heute kann man kaum noch von einem besondern nationalen Volksleben bei den Grusinern sprechen, wie dies in den vierziger Jahren nach Bodenstedt's lebhaft gefärbten Schilderungen sich noch deutlich abgezeichnet haben muß. Wenigstens in Tiflis ist davon herzlich wenig mehr zu verspüren. Höchstens kann man noch grusinische Trinkgelage kennen lernen. Meist an Sonntag-Nachmittagen im Sommer zieht eine Gesellschaft von Grusinern in einen der zahlreichen Gärten in der „Kolonie", der einst ausschließlich von Deutschen bewohnten Vorstadt auf dem linken Ufer des Kur. Dort wird dann eine ganz kommentmäßige Kneiptafel errichtet, ein Präses ernannt, der hier den Titel Tolum-baschi führt, und eine unglaubliche Menge von den schweren feurigen Weinen Kachetiens vertilgt. Der Komment ist ziemlich streng und von dem deutschen auf Universitäten ꝛc. üblichen nicht sehr verschieden. Nur muß bei dem Ausbringen der zahllosen Gesundheiten, bei denen alle Familienmitglieder der Zechgenossen einzeln berücksichtigt werden, stets ausgetrunken werden. Es ist aber nicht erforderlich, immer „Ganze" zu trinken, und besonders für den Europäer, dessen Magen noch nicht auf solche Leistungen eingerichtet ist, ist es sehr rathsam, sparsam mit dem Füllen der Gläser vorzugehen. Der beim Zutrinken übliche Spruch „Allah werdi!" (Gott geb's!) und „Jachschi jol!" (Guten Weg!), d. h. „wohl bekomm's!" ist übrigens bei weitem schöner als die Formeln des deutschen Studentenkomments.

Mit echten Grusinern, deren Magen durch den beständigen Genuß des, in mit Naphta ausgeschmierten Schläuchen aufbewahrten und dadurch stark geharzten Weines förmlich ausgepicht ist, beim Zechen der heimischen Weine Stand zu halten, ist selbst für ein deutsches Kneipgenie eine starke Zumuthung. Einer der jüngsten deutschen Orientreisenden, der Dr. jur. v. Thielmann, welcher in Gesellschaft mehrerer junger Freunde einige Streifzüge durch den Kaukasus unternommen und auch einige Mal mit Grusinern gezecht hat, behauptet freilich die deutsche Kneipfähigkeit siegreich gegenüber den Asiaten vertreten und bewährt zu haben; wahr-

[1]) Bei den ersten Familien der grusinischen Aristokratie, welche ihre Stammbäume fast Jahrtausende weiter als die europäische zurückzuführen vermag, zeigt sich übrigens die interessante Erscheinung, daß dieselben meist eingewandert sind. So sind die Bagration, welch lange auf dem georgischen und armenischen Königsthron gesessen haben, ursprünglich Juden und behaupten von David abzustammen. Die Ortelian aber sollen chinesischen Ursprungs sein.

scheinlich hat man indessen ihn mit der schonenden Rücksicht behandelt, welche im Kaukasus stets auch der sonst nicht gerade feingebildete Eingeborene seinem Gaste gegenüber beobachtet.

Uebrigens muß man den grusinischen Zechern eins lassen, daß sie nämlich sich niemals betrinken. Wohl bringen sie halbe Tage mit Trinkgelagen zu, werden lustig und aufgeräumt und singen ihre nicht gerade melodischen Trinklieder zu den Klängen der primitiven asiatischen Musikinstrumente, aber niemals erlebt man Streit und Zank; niemals sieht man sinnlos Betrunkene nach Haus schwanken oder gar auf den Gassen umherliegen. Es mag dies wohl zum Theil mit dem Umstande verdankt werden, daß stets während des Trinkgelages gegessen wird; am meisten beliebt sind salzige und pikante Sachen und frisches Grünzeug, wie Zwiebeln, Gurken, Estragon und dergleichen. Auch darf niemals ein Hammelspießbraten, der sogenannte Schischlik, fehlen.

Ueberhaupt ist eine solche asiatische Zecherei ungleich schöner arrangirt, als dies in Deutschland bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Fast stets sind die Gelage im Freien; die Tafel, wenn eine solche existirt, oder sonst der Teppich, auf dem man sitzt, ist mit Blumen reich bestreut; Blumen auch hält jeder der Tischgenossen in den Händen. Wenn man bei solchem Anblick an die verräucherten schmierigen von Tabaksrauch erfüllten deutschen Kneiplokale denkt, in denen die deutsche Jugend eifrigst bestrebt ist, ihren Magen mit dem häufig entsetzlichen Gebräu, welches den Namen Bier führt, zu ruiniren und überhaupt ihren Körper als einen lebenden Filtrirapparat zu mißbrauchen; wahrlich, so kann man nur mit Bedauern auf diese „Fortschritte der Kultur“ gegenüber den verachteten Sitten der „wilden“ Asiaten blicken.

Es ist übrigens in vieler Hinsicht recht bezeichnend, daß grusinisches Volksleben sich am meisten noch bei diesen Trinkgelagen zeigt. Ein sinnlicher, leichtsinnig materieller Zug charakterisirt überhaupt die Grusiner, welche darum auch weit weniger an geistigen Leistungen aufzuweisen haben, als z. B. ihre alten Nachbarn und Schicksalsgenossen, die Armenier. Abgesehen von der alten grusinischen Literatur, welche ungleich unbedeutender ist, als die armenische, ist auch neuerdings kaum irgend hervortretendes literarisches Leben auf dem Gebiet der grusinischen Sprache zu bemerken. Allerdings erscheint zu Tiflis eine grusinische Zeitung; auch findet zuweilen eine grusinische Theatervorstellung statt; aber für eine Stadt, welche als die frühere Hauptstadt Grusiens recht eigentlich die grusinische Kultur repräsentiren sollte, ist dies Alles doch verzweifelt wenig. Allerdings schwindet auch der Procentsatz der grusinischen Bevölkerung im Vergleich zu den übrigen Nationalitäten in Tiflis immer mehr; gegenwärtig sind unter den circa 120 000 Einwohnern von Tiflis nur noch etwa 20 000 (also circa 17 Proc.) Grusiner, während die Armenier über 40 Proc. und die Russen ebenfalls circa 17 Proc. ausmachen. Auch läßt sich nachweisen, daß der Procentsatz der Vermehrung seit früheren Jahren bei den Grusinern verhältnißmäßig am niedrigsten gewesen ist. Von jenen 20 000 Grusinern gehören übrigens weit mehr als ein Drittel dem Adelsstande an.

Mehr als in Tiflis herrscht noch nationalgrusinisches Leben in Kutais, der Hauptstadt Imeretiens. Hier ist die grusinische Sprache wirklich noch die Verkehrs- und Umgangssprache selbst in den besseren Kreisen, die sich in Tiflis schon beinahe ihrer Muttersprache zu schämen scheinen. Nach europäischen Begriffen ist übrigens die grusinische Sprache keineswegs schön und wohllautend mit ihren vielen harten und rauhen Tönen; auch ist sie für den Europäer nur schwer zu erlernen. Daß es auch unter den Grusinern lobenswerthe Ausnahmen giebt, welche die geistige Kultur Europas kennen und in nationalem Sinne für ihr Volk zu verwerthen streben; auch selbst Tüchtiges für die Wissenschaft zu leisten suchen, wie der gelehrte und fleißige Bagradse, dem wir sehr schätzenswerthe archäologische und historische Arbeiten verdanken, kann die allgemeine Regel nicht entkräften. Im Allgemeinen hat das Eindringen europäischer Kultur den nationalen Verfall nur beschleunigt, und selbst die gutgemeinten und anerkennenswerthen Maßregeln der russischen Regierung, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft und die sonstigen Versuche zur Hebung der durch jahrhundertelange Hörigkeit gefesselten Landbevölkerung, haben ihren Zweck großentheils verfehlt.

Während bei dem Adel ein gewisser chevaleresker Leichtsinn ernste Arbeit und Sparsamkeit nur zu sehr hindert, ist das gemeine Volk, dessen Genügsamkeit außerordentlich wenig zur Befriedigung seiner Ansprüche verlangt, zu träge und zu apathisch, um irgend welche erheblicheren Anstrengungen zur Verbesserung seiner Lage zu machen.

Nur eine Tugend haben die Grusiner aus der Zeit ihrer Blüthe und Selbständigkeit sich bis heute bewahrt: die Tapferkeit. Wie das verhältnißmäßig wenig zahlreiche Volk Jahrhunderte lang sich gegen die Uebermacht der Türken und Perser und andererseits gegen die Ueberfälle der feindlichen räuberischen Gebirgsvölker, besonders der Lesghiner, zu vertheidigen gewußt hat, wie keine Qualen und Martern Grusiner vermocht haben, ihrem alten Christenglauben, von dem sie nicht viel mehr als das äußere Ceremoniell kannten, untreu zu werden; so haben auch noch in den Kriegen der Russen gegen die Bergvölker die Grusiner die wesentlichste Rolle gespielt. Ohne die heldenmüthige Tapferkeit der grusinischen Miliz würden Tscherkessen und Lesghiner noch heute schwerlich unterworfen sein. Die Grusiner sind zumal als Fußsoldaten bei asiatischer Kriegführung eine unübertreffliche Truppe.

„Stark und schön sind Grusiens Söhne“ heißt es in einem alten grusinischen Liede, und es ist wahr; zumal in den oberen Klassen sind herrliche körperliche Erscheinungen nicht selten. Die breite gewölbte Brust und die dabei doch elegante Taille, und der hohe Wuchs verleiht dem Grusiner etwas Ritterliches, das allerdings nicht selten in späterm Alter vor einem weniger schönen Embonpoint verschwindet.

Und dann die Frauen! Nicht umsonst haben zahllose Dichter die Schönheit der Georgierinnen gefeiert. Vielleicht findet man wirkliche Schönheiten auch hier recht selten, zumal die Eigenthümlichkeiten des echt grusinischen Typus, relativ niedrige Stirn und hervortretende nicht selten große Nase, nicht Jedermanns Geschmack sind, aber dafür sind fast alle weiblichen Erscheinungen während ihres jüngern Alters wenigstens gesund und nicht ohne hohe körperliche Reize. Verkümmerte Mädchengestalten wird man hier kaum finden. Daß die grusinischen Frauen ohne geistiges Interesse und meist ziemlich sinnlich sind, liegt an ihrer Erziehung; auch mögen sie leichter und rascher altern als die Frauen westeuropäischer Länder. Aber auch hierin giebt es genug rühmliche Ausnahmen, und das Beispiel der letzten Königin von Grusien, der heldenmüthigen Maria, und der schönen Nina Orbeliani, welche ihren geliebten Gatten, den Dichter Gribogédoff, dreißig Jahr lang beweinte, ohne seinem Andenken untreu zu werden, beweist, daß auch die edelsten Frauentugenden nicht fremd sind unter den Töchtern des uralten, leider, wie es scheint, dem Untergang geweihten Grusinervolkes.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der Livingstonia-Ausschuß der Free Church Foreign Missions hat seinen am Njassa-See stationirten Missionären den Auftrag gegeben, die Ostküste des Sees aufzunehmen und dabei nach einem guten Hafen und einer gesunden Station in den Bergen oder oben auf dem Plateau zu suchen. Die Aufnahme soll mittels des Dampfers „Ilala“ nach Schluß der nächsten Regenzeit im Juni ausgeführt werden. Das Haupt der Mission, Dr. Laws, hat im Jahre 1880 bereits das nordöstliche Ende des Sees im Dampfer besucht, wobei er an zwei Stellen Kohlenlager entdeckte.

— Die auf Seite 93 des vorigen Bandes mitgetheilte Nachricht, daß Dr. Buchner schon über die Residenz des Muata Jamvo hinaus vorgedrungen sei, hat sich leider nicht bestätigt. Soeben (5. Januar) ist ein längerer Bericht des Reisenden in Berlin eingetroffen, wonach er sich im Juni 1880 noch immer in der Residenz (Mussumba) befand, allerdings mit der Hoffnung, in den nächsten Tagen nach Norden aufbrechen zu können. Weitere Einzelheiten werden wir später mittheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— „Prähistorische“ Bewohner Neu-Seelands. In dem kürzlich erschienenen Werke J. v. Haast's: „Geology of the Provinces of Canterbury and Westland“, behandelt derselbe S. 407 bis 431 das erste Auftreten des Menschen in Neuseeland. Nach ihm existirte dort in der quaternären Zeit eine Urrace, welche dem melanesischen Typus nahe stand. Es waren dies die Jäger der Riesenvögel (Moas), die ihre Jagd auf den Dünen der Nordinsel betrieben. Diese quaternäre Bevölkerung hatte noch keine gezähmten Hunde, wohl aber gab es einen großen wilden Hund, den die Jäger tödteten und verzehrten, wie die Küchenabfälle bezeugen. Diese bestehen aus verschiedenen heute noch in Neu-Seeland vorkommenden Muschelschalen und Knochen von Vögeln (Apteryx, Nestor, Stringops). Von Steingeräthen besaßen die Moajäger sowohl geschlagene als polirte, so daß sie in einer Uebergangsperiode von der paläolithischen zur neolithischen lebten (wenn beide Perioden überhaupt zu trennen sind). Daß sie Menschenfresser waren, läßt sich nicht nachweisen, da Menschenknochen in den Abfällen fehlen. Nephritwerkzeuge kommen darin auch nicht vor. Einheimische Ueberlieferungen sprechen von mehreren Racen, welche die Inseln vor der Ankunft der ersten Einwohner von Hawaiiki bewohnten. Die Traditionen der Nordinsel sprechen von wilden Einwohnern im Innern, auf welche die ankommenden Maori stießen. Auf der Südinsel ist von Riesen und Zauberern die Rede, welche dort ursprünglich hausten. Die hier und da gefundenen alten Schädel sind jedoch zu sehr zerstört, um endgiltige Schlüsse auf die Urbewohner zu erlauben. Von den heutigen Einwohnern, den Maori, sagt Flower: „Wenn sie wirklich Polynesier wären, so würden sie stark abweichen von der Samoa-Race, denn sie sind dunkler, krauser von Haar, stärker von Bart und langköpfiger und haben zudem Adlernasen. Diese Abänderung im Laufe der Zeit könnte von Mischung mit Melanesiern herrühren.“

(Nach „Ethnogr.-anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy“.)

— Die „Transactions of the Royal Society of Victoria“ veröffentlichen, als Vorläufer eines umfassenden Werkes über Sitten und Sprachen Melanesiens, einen Abriß von Bemerkungen über die Gebräuche der Banks-Insulaner, welche Rev. R. H. Codrington, Fellow des Wadham College in Oxford, in Briefen an den Missionar der Fidschi-Inseln, Rev. Lorimer Fison, niedergelegt und dieser mit einigen Erläuterungen versehen hat. Danach haftet Landbesitz an der Person, doch findet unter den Eingeborenen selbst weder Kauf noch Verkauf von Land statt; davon getrennt ist das Eigenthum an Bäumen, die man auf einem Gebiet, auf welches man keinen Anspruch hat, selbst gepflanzt oder durch Erbschaft erhalten haben kann. Grundbesitz geht auf Verwandte „auf derselben Seite des Hauses“, d. h. auf die Kinder der Schwester über. Ein Erstgeburtsrecht existirt nicht. Auf den Fidschi-Inseln, fügt Rev. Fison hinzu, ist der Grund und Boden Eigenthum des Stammes, und der Besitz an Bäumen erstreckt sich nur auf deren Früchte, nicht auf das Holz. Es herrscht Vielweiberei. Ist ein Kind geboren, so ißt weder Vater noch Mutter irgend etwas, wovon das Kind selbst krank werden könnte. Durch hohes Alter oder lange Krankheit elende Individuen werden, häufig auf eigenes Begehren, lebendig begraben. Kindermord ist häufig, doch werden mehr Knaben als Mädchen getödtet, weil die weibliche Nachkommenschaft für die Erbschaft von Bedeutung ist.“ Man unterscheidet genau zwischen Geistern Verstorbener, den „Tamate“, und eigentlichen Geistern oder unkörperlichen Wesen, den „Vui“. Diese hausen in einer „Panoi“ genannten Gegend dieser Welt; ob für ewig oder vorübergehend, scheint zweifelhaft, eben so wie die Meinungen der Eingeborenen über die Vorgänge an diesem Orte schwer darzulegen sind. Die Vuis stehen in Verbindung mit zu Göttern gewordenen Vorfahren und werden nicht als bösartig gedacht, sondern in Gefahr angerufen. Alle ernstlichen Krankheiten werden von Zauberei oder dem direkten bösen Einfluß der Tamate hergeleitet. Fison widerspricht energisch Sir John Lubbock's Behauptung („Origin of civilization“ p. 45), Wilde wären selten krank; im Gegentheil, Wilde sind sehr oft krank und ihre Sprachen sind reich an Wörtern für alle Arten von Krankheiten, für Zaubermittel, sie zu bewirken, und Gegenmittel, sie zu entfernen. Die Medicinmänner glauben fest an ihre Kraft, Krankheit verursachende Geister austreiben zu können. Einer von ihnen, ein Missionsgehülfe, versicherte Fison alles Ernstes, daß wenn er seine Hände über den Körper des Patienten gleiten ließe, er den Sitz des Geistes an einer zitternden Bewegung seiner Fingerspitzen entdecke; dann gäbe er sich Mühe, ihn in eine der Extremitäten, Hand oder Fuß, herabzuziehen, doch erfordere dies viel Ausdauer und Sorgfalt, weil diese Dämonen schlau seien und leicht in den Rumpf zurückschlüpften, „ja sogar,“ fügte er hinzu, „wenn man ihn schon im Arm oder Bein greifen kann, versteckt er sich noch gar zu leicht in ein Gelenk oder einen Knochen, und ihn da heraus zu bekommen ist sehr schwierig; hat man ihn aber glücklich im Finger oder Zehen, so muß man ihn mit einem plötzlichen Ruck herausziehen, ihn weit fortwerfen und hinter ihm pusten, sonst kehrt er zurück.“ Die Tänze tragen durchaus keinen religiösen Charakter, wie Bischof Patteson behauptete, sondern sind reines Vergnügen und werden von Männern und Weibern getrennt ausgeführt. Während der Kannibalismus sonst in Melanesien geübt wird, ist er auf den Banks-Inseln unbekannt. Was die Sittlichkeit betrifft, so werden Mord und Diebstahl allerdings nicht so wie in civilisirten Ländern angesehen, doch unterscheidet man sehr wohl zwischen einem heftigen

und einem sanften Charakter, zwischen einem Dieb und einem ehrlichen Manne, und es sind genug Ausdrücke vorhanden, um schlechte Thaten zu tadeln und gute zu loben.

— Die junge Ansiedelung auf den zu Neu-Seeland gehörigen und ungefähr 95 Meilen in östlicher Richtung davon gelegenen Chatham-Inseln scheint rasch aufzublühen. Die Gruppe umfaßt gegen dreißig deutsche geographische Quadratmeilen, und setzt sich aus drei größeren und vielen kleinen unbedeutenden Eilanden zusammen. Nur die ersteren sind bewohnt. Die gesammte Seelenzahl beläuft sich in runder Zahl auf 340, nämlich 200 Weiße, 100 Maoris und 40 Moriories. Die letzteren sind die Ureinwohner. Sie waren, als die Inseln im Jahre 1794 entdeckt wurden, weit zahlreicher und blieben es bis Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Um diese Zeit wanderten aus Neuseeland Maoris, welche von kriegerischen Nachbarn im Waikato-Gebiete aus ihren Wohnsitzen in Taranaki vertrieben worden waren, ein. Obgleich freundlich von den Moriories aufgenommen, schlachteten sie doch nach und nach einen großen Theil derselben für ihre kannibalischen Mahle ab und die Uebrigen wurden zu Sklaven gemacht. Die eigentliche Ansiedelung von Weißen datirt erst aus dem Anfange der sechsziger Jahre, wiewohl Walfischfahrer die Inseln schon früher besucht, und fortgelaufene Matrosen sich dort zusammengefunden hatten.

Flüsse und Landseen — unter den letzteren umfaßt einer im Innern von Rangahauria, der größten Insel in der Gruppe, fast eine deutsche Quadratmeile — sind zahlreich vorhanden. Der meist torfartige Boden, mit Gras und Kräutern gut bewachsen, eignet sich vortrefflich zu Viehzucht, und diese wird daher auch hauptsächlich betrieben. Der Schäferei wird der Vorzug gegeben, und auf den Inseln weiden zur Zeit schon 70 000 Schafe. Der Rindviehstapel, früher stärker, ist auf 500 Stück gesunken, und wenigstens eben so viel sollen im verwilderten Zustande leben. Die Pferde mögen sich auf 800 bis 900 belaufen. An manchen Stellen der Inseln tritt auch guter Lehmboden auf, und hier haben die Versuche mit Weizenkultur lohnende Erfolge ergeben. Der Export der Chatham-Inseln im letzten Jahre hatte einen Werth von 17 000 Pf. St. und steigert sich rasch.

— Am letzten Tage des Jahres 1880 ist die officielle Ankündigung erschienen, daß die Königin von England in Uebereinstimmung mit einem Ansuchen der eingeborenen Häuptlinge die Insel Rotuma der Kolonie Fidschi als Theil des englischen Reiches einverleibt hat. (Vergl. Globus XXXVII, S. 176 und 224.)

Polargebiete.

— Der zur Bundesmarine gehörige Schooner „Yucon“ ist nach einem sechsmonatlichem Aufenthalte im Arktischen Ocean und an der Küste von Alaska nach San Francisco zurückgekehrt. An Bord des Fahrzeuges befand sich eine Anzahl Gelehrter, die unter der Leitung von Dr. Dall geographische und meteorologische Untersuchungen angestellt haben. Der „Yucon“ hat während seiner Abwesenheit 12 000 Meilen zurückgelegt und nicht weniger wie 16 000 Messungen vorgenommen.

Eine Anzahl interessanter Entdeckungen wurden gemacht. Dr. Dall sagt, daß er sich davon überzeugt habe, daß es keinen Polarstrom giebt, dessen Existenz bis jetzt allgemein angenommen wurde. In der Beringsstraße hat er gefunden, daß das Wasser in allen Tiefen eine ziemlich hohe Temperatur hat, und er ist der Ansicht, daß die Strömungen zum großen Theile durch die Ebbe- und Fluthverhältnisse bedingt werden und mit den Jahreszeiten wechseln. Mit Bezug auf die „Jeannette“ sagt der Doktor, daß nicht der geringste Grund für die Annahme vorhanden sei, daß ihr ein Unglück widerfahren sei. Man könne unmöglich von ihr Nachrichten erwarten, da die Natur ihrer Mission dieses unmöglich macht, doch sei es sehr wahrscheinlich, daß Capt. De Long an der Küste von Wrangel's Land einen guten zum Ueberwintern geeigneten Ankerplatz gefunden hat. Der Umstand, daß man in diesem Sommer außergewöhnlich große Quantitäten Eis unter den südlichen Breitengraden gefunden habe, berechtige zu der Annahme, daß das Meer im Norden verhältnißmäßig eisfrei gewesen ist, und dieses würde der „Herald“-Expedition in hohem Grade zu Statten kommen. Die Walfischfahrer „Mount Wollaston“ und „Vigilant“ giebt der Doktor verloren. Mehrere neue Vögel- und Fischarten sind von der Expedition aufgefunden worden. Der Fischkommissär Dr. Bean, der die Reise mitgemacht hat, sagt, daß er sich davon überzeugt habe, daß der Stockfisch, der an der Küste von Alaska gefunden wird, derselbe ist, den man in den atlantischen Gewässern fängt. Auch mehrere neue Lachsarten sind entdeckt worden. Mit Bezug auf die Verhältnisse in Alaska sagt Dr. Dall, daß jenes Territorium dringend irgend welcher Regierungsform bedürfe. Wenn ein Matrose in Alaska mit einer Flasche Schnaps ans Land geht, setzt er sich der Gefahr aus, verhaftet in Eisen nach Portland gebracht und zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt zu werden, während ein Matrose, der sich auf dem Schiff betrunken hat und dann auf dem Lande Jemanden umbringt, nicht dafür zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die Anstellung von Richtern mit beschränkter Jurisdiktion ist nothwendig, und ferner die Beschaffung einiger kleiner Dampfer, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln und dem Festlande aufrechterhalten. Der in Alaska befindlichen Minen thut der Doktor in lobender Weise Erwähnung, und überhaupt scheint er der Ansicht zu sein, daß sich das Territorium noch als eine werthvolle Acquisition erweisen wird.

— Unter dem Titel „Mediterranea“ hat Rudolf Kleinpaul eine Anzahl von Lebens- und Landschaftsbildern aus Süditalien, Griechenland und von der Riviera gesammelt erscheinen lassen (Leipzig, F. A. Brockhaus 1881), welche wohl nur zum kleinern Theile schon früher im „Ausland“, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und sonst gedruckt sind. Kleinpaul zeichnet sich vor den zahlreichen Autoren, die über Italien schreiben, durch genaue Kenntniß des Landes, seiner Bewohner und ihrer Sprache und durch umfassendes kulturhistorisches und philologisches Wissen aus, und das eigene Ich tritt in seinen Schilderungen hinter den Objekten zurück. Ein sehr interessantes kulturgeschichtliches Kapitel ist „Das zerbrochene Hörnchen“, von der Symbolik des Hornes, dem bösen Blicke und seiner Abwendung handelnd; lehrreich auch die Zusammenstellung (S. 376 und 377) der antiken Götter mit denjenigen christlichen Heiligen, die nach Ausweis ihrer Attribute oder monumentaler Zeugnisse an ihre Stelle getreten sind. Unter den Landschaftsbildern verdienen „Während Sorrent schläft“, „Am Rande der Hölle“ (Aetna), „Ein Ausflug nach Theben“ und „Der Golf von Spezia“ hervorgehoben zu werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. | № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Panama und Darien.

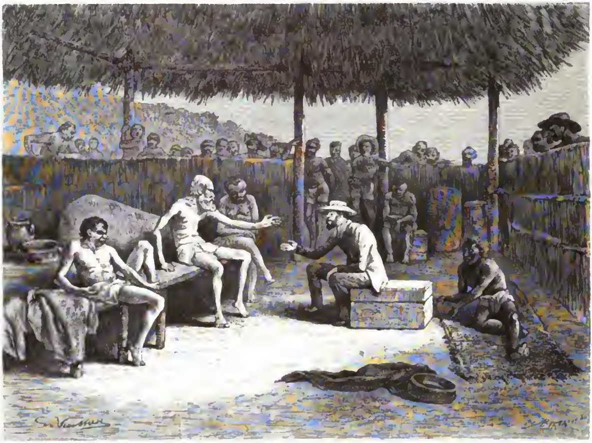
Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

X.

Es kam jetzt Reclus vor allen Dingen darauf an, seine Rückkehr nach Panama in möglichst kurzer Zeit zu bewerkstelligen, und so wandte er sich, um einige zuverlässige Führer zu erhalten, noch an dem nämlichen Tage an einen reichen Indianer, dessen Hütte der Niederlassung der Caucheros gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Flusses lag. Aber dasselbe Mißtrauen, das ihm schon vorher in dem Dorfe am Guati entgegengetreten war, machte sich auch hier geltend. Wieder mußte Reclus die Klagen über die Neger, die den Indianern den Kautschuk, die Taguanüsse und Bananen genommen hätten und ihre Pflanzungen verwüsteten; wieder auch die Vermuthung hören, daß die Fremden hierhergekommen seien, um die Neger und Einwohner von Cartagena in ihren Uebergriffen und ihrem Uebermuthe zu bestärken. Von einem Versuche, dem Indianer den Zweck seines Kommens zu erklären, stand Reclus bald ab: es war nicht möglich dem Manne auch nur einen annähernden Begriff davon beizubringen und ihm sein Mißtrauen zu benehmen. Ein Einkauf von mehreren Hühnern, den der Reisende bei ihm machte, stimmte den Indianer indessen etwas freundlicher. Er versprach sich wegen der gewünschten Führer an den versammelten Rath des Stammes zu wenden, dessen Antwort dann der große Kazike in eigener Person überbringen werde. Und nach wenigen Stunden erschien dieser auch mit einigen Begleitern in der Hütte am Flusse: ein auffallend hagerer, aber rüstiger Greis, der, wie er alle hier versammelten Indianer an Größe weit überragte, sich durch intelligenten Gesichtsausdruck und eine gewisse Würde auch vortheilhaft von ihnen unterschied. Nachdem er sich dem Fremden gegenüber niedergelassen hatte, fing er sogleich an zu „leriar“, d. h. in näselndem, singendem Tone eine lange Rede zu halten, die der versammelte Rath des Stammes in der vorhergehenden Nacht unter dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Massenkonsum von Chicha zur Begrüßung des Weißen entworfen hatte. Die Art des Vortrages war äußerst merkwürdig: der erste Theil eines jeden Satzes wurde langsam, mit erhobener Stimme und noch besonderer Betonung aller Endsylben der einzelnen Worte recitirt; ohne jeden Uebergang schloß sich daran der mit größter Schnelligkeit und leiser, allmälig zu tonlosem Flüstern herabsinkender Stimme gesprochene zweite Theil. Nach jedem Satze aber machte der Redner eine Pause, in der die Versammlung ein langgezogenes beistimmendes „Hm“ oder „Bä“ hören ließ. Den Inhalt der schier endlosen Rede bildete zunächst wieder die Frage nach dem Zwecke, der den Weißen in das früher so friedliche arme Land der Indianer geführt habe, dann folgten die Klagen über die Caucheros und das Volk von Neu-Granada im Allgemeinen. Reclus beruhigte, so gut sich dies durch die Vermittelung seines betrunkenen Dolmetschers thun ließ, die aufgeregte Versammlung und unterstützte durch das Geschenk einer Flasche Wein und einer Scheere, die er dem Alten, sowie einiger Biscuits, die er dem Enkel desselben gab, seine Forderung, einen Führer gestellt zu erhalten. Endlich erreichte er seinen Zweck; aber wenn auch einige der Indianer, und unter ihnen der Kazike, sich freundlich bezeigten, so machte die große Mehrzahl aus

ihrer Abneigung gegen die „Eindringlinge“ kein Hehl; und diese in dem ganzen Volke herrschende Stimmung würde ohne Zweifel der Ausführung des Kanals durch das südliche Darien manche Schwierigkeiten, wenn auch keine wesentlichen Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Auf etwas anderm Wege, als den man gekommen war, wurde in der Frühe des nächsten Morgens der Rückmarsch angetreten. Da die Cordillere nach der atlantischen Seite bedeutend steiler abfällt als nach der pacifischen, war der Anstieg eine beschwerliche, anstrengende Sache. Endlich, gegen ein Uhr Mittags, war der Kamm erreicht, der hier in nordwestlicher Richtung läuft, und nach einigen Stunden schon befand man sich an der Stelle, von wo man vor wenigen Tagen zur Küste hinabgestiegen war. In raschen Tagemärschen ging es nun von hier aus weiter bis Yaviza; zu den mancherlei Beschwerden, die Reclus von dem Hinmarsche schon kannte, und unter denen die Plage der Garrapatas nicht die geringste war, gesellte sich jetzt noch die üble Laune seiner mit dem schnellen Marsche und den kurzen Aufenthalten in den Rancherien unzufriedenen Leute; die Streitigkeiten unter ihnen über die Menge des von Jedem zu tragenden Gepäcks und die Klagen über Erschöpfung wollten kein Ende nehmen. In Port Tiati fand man wohl die beiden Kanoes vor, die Herr Sosa verabredetermaßen dorthingeschickt hatte, doch verschafften sie den Leuten nicht die erhoffte Befreiung von der ihnen unerhört dünkenden



Unterredung mit dem großen Kaziken.

Anstrengung. Die Flüsse waren jetzt wasserarm; der Tiati bestand nur aus einer Reihe von Pfützen oder Pozos, deren braunes stinkendes Wasser mit grünem Schimmel bedeckt war. Etwas besser war es mit dem Tupiza, doch mußten auch hier die Boote, die an Stricken gezogen wurden, mehr als einmal abgeladen und am Ufer entlang getragen werden, weil große Baumstämme in dem seichten Wasser den Weg versperrten. Endlich war La Palma glücklich erreicht, und mit Sosa und Lacharme, die in Yaviza sich ihm wieder angeschlossen hatten, kam Reclus am 25. Februar nach ziemlich beschwerlicher Fahrt längs der Küste in Panama an. Und sie hätten nicht später eintreffen dürfen: noch an demselben Tage mußte Wyse seine nicht länger aufzuschiebende Reise nach Bogota antreten, um mit der Regierung der Republik Columbia über einige nothwendige Modifikationen des Koncessionsvertrages zu verhandeln. Die wenigen Stunden bis zur Abfahrt des Dampfers, der ihn zunächst nach Buenaventura bringen sollte, benutzte er, um mit Reclus die Arbeiten festzusetzen, die während seiner Abwesenheit auszuführen waren. Dieselben bezogen sich auf das Panama-Projekt und sollten auf der atlantischen Seite in Aufnahmen der Thäler des Chagres und eines seiner Nebenflüsse bestehen, auf der pacifischen aber sowohl die Depression des Rio-Grande-Thales als auch die Thäler des Caïmito und seiner Nebenflüsse gründlich erforschen.

Reclus' Absicht, am folgenden Tage schon die Arbeiten im Caïmitothale zu beginnen, wurde durch ein Unwohlsein, das ihn an das Zimmer fesselte, vereitelt. So mußte er sich entschließen, Sosa mit einigen Arbeitern vorangehen

zu lassen, und seine Genesung in Panama abwarten. Und dieser gezwungene Aufenthalt von wenigen Tagen ließ ihn die furchtbare Katastrophe mit erleben, von der die Stadt Panama sich heute noch nicht wieder erholt hat: die große Feuersbrunst, die am 7. März 1878 beinahe drei Viertel der Stadt in Asche legte. Durch eine Explosion in einem chemischen Laboratorium ausgekommen, griff das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich. Der gänzliche Mangel an geeigneten Löschapparaten (außer einigen im Privatbesitz befindlichen und der der Eisenbahnverwaltung gehörigen Feuerspritze, die erst nach fünf Viertelstunden von Colon herüberkam, war in der Stadt von 40 000 Einwohnern keine Spritze vorhanden) ließ die vereinte Thätigkeit der Bürger, der Soldaten der Garnison und der Mannschaften vieler im Hafen liegender Schiffe sich auf das lange fruchtlose Bemühen beschränken, dem Feuer mit Aexten, Beilen und Spaten Einhalt zu thun. Die Verwirrung war eine unbeschreibliche und wuchs noch, als ein vorzugsweise aus Magazinen bestehender Stadttheil ergriffen wurde, und sich die unaufhörlichen Detonationen von explodirenden Spiritus- und Petroleumfässern, von Feuerwerkskörpern u. s. w. vernehmen ließen. Nach drei angstvollen Stunden gelang es, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken, und nun erst konnte man die Größe des ungeheuren Schadens annähernd übersehen.

Der werthvolle Besitz der Expedition, die zahlreichen Karten, Pläne und Tagebücher, welche die Resultate ihrer zweijährigen Forschungsarbeiten repräsentirten, waren glücklich gerettet, aber das Haus ihres tüchtigen Mitarbeiters Sosa war niedergebrannt, und in demselben mehr als ein werthvolles und für die Fortführung der Arbeiten nur schwer zu entbehrendes Instrument.

Die geretteten Schätze überließ Reclus der Obhut des Herrn Lacharme, der in Panama zurückblieb, um die Vorarbeiten für die Chagres-Aufnahmen zu machen, für welche ihm in den betreffenden Zeichnungen und Bauentwürfen der Eisenbahnverwaltung ein sehr werthvolles Material zu Gebote stand. Reclus selber begab sich zu Schiffe nach dem sogenannten Puerto de la Chorrera an der Mündung des Caïmito, dessen unterer Lauf in mäandrischen Windungen zwischen dem dichten Wurzelwerk und den Schlingpflanzen eines ebenen sumpfigen Urwaldgebietes geht. Oberhalb der Einmündung des kleinen Rio Martin Sanchez hört der Wald auf und der thonige Boden des sich verbreiternden Flußthales läßt nur noch großblättrige Guajaben gedeihen. Noch etwas weiter aufwärts, kurz vor dem Einflusse des Bernardino und Aguacate, wird das Ufer breit und schlammig; hier lagen, als Reclus' Canoe die Stelle passirte, nicht weniger als 60 bis 70 Alligatoren in der Sonne ausgestreckt. Durch das Schreien und Lärmen der Ruderer aufgestört, hoben einige von ihnen lässig den Kopf empor und sahen dem Boote nach, andere gingen langsam in den Fluß und blieben, den Kopf und Rücken aus dem Wasser heraussteckend, hier unbeweglich stehen.



Fall des Rio Cope.

An der Einmündung des Rio Bernardino angelangt, fuhr Reclus diesen Fluß hinauf bis zu dem gleichnamigen elenden Dorfe, in dessen Nähe er mit Sosa zusammentraf. Derselbe hatte hier wohl ein vages Gerücht von dem Unglück, das Panama betroffen hatte, vernommen, von der Ausdehnung desselben jedoch und von der empfindlichen Art, in der er selber dadurch heimgesucht worden war, erfuhr er jetzt zuerst durch Reclus. In der Hütte eines Hirten in der Nähe des Flußufers fanden Sosa und Reclus für die nächsten Nächte ein mehr als bescheidenes Unterkommen; die Tage wurden zu eifrigen Arbeiten in den Thälern des Bernardino und des Rio Cope benutzt.

Das Thal des erstern Flusses bildet von der Mündung an einen tiefen schmalen Einschnitt in der zu beiden Seiten sich ausdehnenden Savane. Höher hinauf ist es von Felsen (Doleriten) eingeengt und bildet an einer Stelle nur eine tiefe Schlucht; in großen Stufen ansteigend, zeigt es den Fluß bald in einer Reihe von Kaskaden. Am Fuße der untersten beträgt die Höhe des Terrains schon 64 m, eine Erhebung, welche die weitere Erforschung des Bernardino-Thales für die Zwecke der Expedition als überflüssig außer Frage stellte. Von der Höhe einer ansehnlichen Loma, die Reclus und sein Gefährte hier zu besserer Orientirung bestiegen, überblickten sie die Thäler der drei Flüsse, die sich zu dem Caïmito vereinigen; weiterhin das glänzende

Meer, aus dem sich deutlich erkennbar die Gruppe der Talogas erhebt; zur Rechten in blauer Ferne zeigte sich das Profil der hohen Cordilleren von Cerro Trinidad.

Die Aufnahme des obern Thales des Rio Cope ergab ein ähnliches negatives Resultat. Mit den Quellen dieses in fast südlicher Richtung strömenden größten Nebenflusses des Rio Bernardino correspondiren auf dem nördlichen Abhange des Gebirgsrückens die Quellen des Rio Paya, eines Nebenflusses des Caño Quebrada, der seinerseits wieder dem Chagres zugeht. Auch bei dem Cope treten die Felswände des Thales bald eng aneinander, auf häufige Stromschnellen folgen mächtige Kaskaden zwischen steil ansteigenden Wänden. Ueber dem ersten Fall liegt ein geräumiges Becken, dessen von hohen Felsmauern beschattetes Wasser fast schwarz erscheint; weiter oberhalb öffnet sich das Thal etwas und die zweite Kaskade, ein breiter weißer Schaumstreif von etwa 15 m Höhe, erglänzt im blendenden Sonnenlichte.

Es galt nun noch, den dritten, östlichsten, Quellfluß des Caïmito, den Aguacate, zu untersuchen, der dem vom Nordabhange strömenden Rio Mandingo, einem Zuflusse des Chagres, entspricht.

Den berühmten Camino Real zur Linken lassend, die Trümmer der breiten Kunststraße, welche zur Blüthezeit der spanischen Herrschaft die Stadt Panama mit David in der Provinz Chiriqui verband, führte der Weg der Reisenden zunächst über die verdorrte Grasfläche der weiten Savane am linken Ufer des Rio Bernardino. Kurz vor dem Eintritt der Regenzeit werden hier allgemein die Savanen abgebrannt, theils um den magern Boden zu düngen, theils um das Vorrücken des Waldes zu verhindern. Die schnell über die Ebene hinziehende Flamme hat im kurzen Aufflackern nicht Zeit, dem



Vermessungen in der Savane am Rio Bernardino.

hin und wieder verstreuten Gebüsch Schaden zu thun, welches den auf die Weide in den Savanen angewiesenen Rinderherden erwünschten Schutz gegen die glühende Sommersonne darbietet. Auf diesem festen, kahlen Terrain gingen die Vermessungsarbeiten leicht und schnell von Statten; doch waren sie für die damit Beschäftigten oft unangenehmer als die Aufnahmen in den feuchten Waldregionen, und daran war nicht allein die Sonnenhitze, sondern vorzugsweise der feine röthliche Staub schuld, der bei dem leisesten Luftzuge in dichten Wolken von dem trockenen Boden aufwirbelte, und der nicht selten schlimme Halsübel entstehen lassen soll.

Nachdem man das schmale Gehölz, das sich längs des Ufers des Rio Bernardino hinzieht, passirt und den Fluß selber überschritten hatte, gelangte man in eine mit reichem Busch- und Strauchwerk bedeckte Savane, deren wellenförmiger Boden noch frischern Graswuchs zeigte. Ein stattliches weißes Wohnhaus mit Ziegeldach erhob sich weithin sichtbar auf einem nicht unbedeutenden Hügel: es war die Hacienda la Constancia, das Eigenthum des Herrn Francisco Hurtado, der einer der ältesten und angesehensten kreolischen Familien des Landes angehört. Die ganze Niederlassung, zu der ein Areal von mehreren tausend Hektaren Landes gehört, macht den Eindruck der größten Wohlhabenheit. Ein Garten mit wohlgepflegten Blumenpartien und schattigen Bäumen zieht sich vor dem Hause hin; an der Rückseite befindet sich das sogenannte „Corral", der von hohen Mauern umgebene Hofraum, in den die Herden von Zeit zu Zeit zusammengetrieben werden, um die für den Markt in Panama bestimmten Thiere auszusuchen. Neben dem Corral erheben sich die Häuser des Majordomo und der Vaqueros oder Ochsenknechte, sowie die anderen Wirthschaftsgebäude. Ein Bestand von mehr als tausend Rindern gehört zu der Hacienda; die Thiere weiden unbeaufsichtigt auf dem weiten Terrain, das durch tiefe Rios und künstliche Gräben, an deren Furthen Verhaue angebracht sind, inselartig abgeschlossen ist. Mit eigentlicher Rindviehzucht befaßt man sich hier nur in unbedeutendem Maßstabe; meistens werden ganze Herden elenden, schlechtgenährten Viehs aus der Provinz Chiriqui angekauft und mit dem bessern Futter der hiesigen Grasebenen für den Markt tauglich gemacht. Nicht, als ob die natürliche Vermehrung der Herden nicht auch hier einträglich und lohnend sein könnte: aber sie würde eine größere Sorgfalt und eine bedeutende Vermehrung des Personals der Hacienda erfordern. Die Gefahren, die hier den Rindern drohen, nicht nur durch Angriffe von Jaguaren, sondern mehr noch durch die das Vieh decimirende Plage

der Garrapatas und Gusanos, würden einem größern Bestande an Jungvieh und Kälbern ohne die sorgsamste Pflege und Ueberwachung leicht verhängnißvoll werden.

Von dem ganzen Grund und Boden der Hacienda sind nur wenige Morgen sumpfigen Landes am Ufer des Aguacate in Kultur genommen; Zuckerrohr und Yamswurzeln gedeihen hier auf das Ueppigste.

Die Arbeiten in dem Thale des Aguacate waren nach wenigen Tagen beendet; auch dieser Fluß geht in seinem obern Laufe, Kaskaden bildend, durch ein auf beiden Seiten von hohen Dolerit- und Porphyrfelsen eingefaßtes schmales Thal, das wenige Kilometer von der Hacienda entfernt schon eine Erhebung aufwies, die weitere Vermessungen überflüssig machte. So trat Reclus mit seinen Begleitern den Weg nach der westlich von Caïmito gelegenen kleinen Savanenstadt La Chorrera an, die seit längerer Zeit schon ein beliebter Sommeraufenthalt der reichen Einwohner von Panama ist, und das früher von ihnen besuchte Chepo ganz überflügelt hat. Der Weg durch die hügelige Savane zwischen dem untern Bernardino und Caïmito führte wie-



Die Chorrera.

der mehrfach an Ueberresten alter, zum Theil gepflasterter Straßen aus der spanischen Zeit vorbei, die das häufige Vorkommen von spitzen und behauenen Steinen auf den Savanenpfaden erklären. Nachdem man einen ausgedehnten Wald passirt hatte, sah man gegen Sonnenuntergang am hintern Rande einer ausgedörrten weiten Grasfläche das freundliche La Chorrera auf einem niedrigen Hügel vor sich liegen, mit seinen größtentheils einstöckigen, aber sauberen, geräumigen Häusern und der anmuthigen Umgebung stattlicher Bäume. Der große Vorzug gesunder und reiner Luft, den die Stadt besitzt, wird leider durch empfindlichen Wassermangel wett gemacht. Um ein Flußbad zu nehmen muß man von hier aus einen Weg von 1500 m bis zu einem Nebenflusse des Caïmito machen.

Die Shiba in Jedo.

Ein von dem lesenden Publikum hochgeschätztes, an geistvollen Bemerkungen und Urtheilen reiches Buch, Baron von Hübner's „Ein Spaziergang um die Welt", wird jetzt durch die Verlagsbuchhandlung von Schmidt und Günther in Leipzig in illustrirtem Prachtgewande neu herausgegeben (in circa 30 Lieferungen zu 1,50 M.). Dies Buch, welches die Vereinigten Staaten, Japan und China behandelt, ist kein streng geographisches, aber ethnographisch von hohem Interesse, keine eigentliche Reisebeschreibung, aber es enthält eine Fülle feiner Beobachtungen, wie man sie in den durchschnittlichen Reisewerken selten findet, eine angenehme Lektüre, und dabei belehrender über das Leben der geschilderten Völker, als manches gelehrte Buch. Der „Spaziergang um die Welt" sei in seiner neuen Ausstattung unseren Lesern bestens empfohlen; wir theilen im Folgenden ein Bruchstück von Text und Illustrirung mit.

„(21. August 1871.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba (ein Hügel im südlichen Theile von Yedo oder Tokio) enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöster. In diesem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren theilweise ihres Besitzthums beraubt. Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man sie ab. Die mit Beschlag belegten Klöster werden in Kasernen verwandelt. Dies ist die neueste Maßregel, schwerlich die letzte ihrer Art. Im Ministerrathe erheben sich Stimmen, welche die Abschaffung des Buddhism von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöster und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere enthalten bekanntlich, mit denen von Kiyôto, die äußersten Leistungen japanischer Kunst. Heute bestehen sie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt sich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem schweren Dache bedeckte Estrade; zwischen alten Bäumen ein mehrstöckiger, vierseitiger Thurm. Diese Gebäude sind im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle anderen übertreffen sie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verschwenderischen Aufwand an Vergoldung. Die unbeschreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbarische der Architektur, das Groteske der Bildhauerei übersehen. Gewiß, die Gottheit herrscht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwig's XIV. in Versailles.

Die wahren Schätze der Shiba sind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen sie sich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verschiedener Art, wurden zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die ältesten Gräber reichen nicht über das erste Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe sie alle zu wiederholten Malen besucht und aufmerksam besichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunst. Dies ist wenigstens mein Eindruck . . .

Die Mausoleen der Shiba bestehen aus drei verschiedenen Elementen: diese sind der Hof, die Tempelhalle und, hinter dem Tempel, das Grabmal.

Der Hof ist von dem großen soeben erwähnten Baumgange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie bildet. Die Fenstergitter dieser Mauer sind durchbrochene Hautreliefs in Holz geschnitzt, Pfauen, auf Wolken sitzende Fasanen, schwimmende Wasservögel vorstellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine seltene technische Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieser kleinen Meisterstücke, in denen die Naturwahrheit der schuldigen Rücksicht für den idealen und symbolischen Charakter des Gegenstandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewissen Grade geopfert wird.

Im Hofe sind hohe Steinlaternen, wie sie in keinem Tempel fehlen und in den meisten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgestellt. Bei jedem Schritte neues Erstaunen über die Verschwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

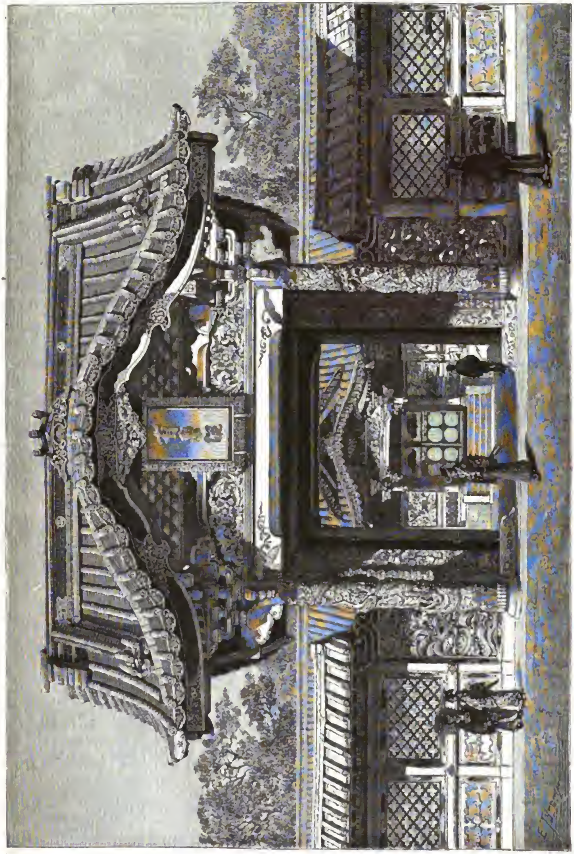
Gegenüber dem Eingange steht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an seine Macht, seinen Reichthum, seinen mystischen Glauben. Zu beiden Seiten der Thür gewahrt man die in Buddhatempeln selten fehlenden zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit roth lackirtem Gesichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anständigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder scheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Diese Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geschnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thür führt in das Innere. Bei meinem ersten Besuche stand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit um sich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in seiner vollen Majestät, unter den goldkantigen Balken und Gesimsen des Heiligthums, hinter dem blumengeschmückten Altartisch, Gott Buddha, das Symbol der äußersten Unempfindlichkeit, der absoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'è il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geschmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, technische Vollendung, eine schöpferische Phantasie und das zarteste Naturgefühl, beide beschränkt und zurückgehalten durch die Ansprüche der indischen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies sind die charakteristischen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen, mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnstätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewisse Skulpturen ein offenbares Gepräge des italienischen Barokism tragen? So lange der Künstler mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er sich strenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er sich weniger Zwang auf, verläßt er gern die alten Pfade, bewegt er sich, wenn er es wagen darf, mit aller Freiheit und schafft Werke, die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu stammen scheinen. Erkläre das, wer kann!

Hinter dem Tempel ist das Grab: eine Steinsäule, die in einen Federbusch ausläuft. Zwei koncentrische mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben sie. Einige Stufen



Eine Begräbnißstätte der Shiba in Jedo. (Aus dem bei Schmidt und Günther in Leipzig erscheinenden Prachtwerke: „Freiherr Alexander von Hübner, Ein Spaziergang um die Welt.")

führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbarisch. Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unablässig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlassenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden."

Die chinesische Auswanderung seit 1875[1]).

Von Prof. F. Ratzel.

I. A.

Die Stellung der Chinesen zu den Westvölkern. Bevölkerungszahl Chinas. Entwickelung der Auswanderung und des Handels.

Das Wort Sir John Bowring's von der chinesischen Auswanderung: „Dieser wunderbare Exodus ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in der modernen Völkergeschichte und wird außerordentliche und dauernde Ergebnisse haben," ist in den letzten fünf Jahren immer mehr in seiner Berechtigung gewürdigt worden. Weite Kreise beginnen die geschichtliche Nothwendigkeit zu empfinden, welche in dieser großen Völkerbewegung aus den Tiefen eines 400 bis 500 Mill. starken Volkes heraus gelegen ist, und fangen andererseits an, die Folgen zu erwägen, welche das unvermeidliche Ueberquellen einer solchen lebendigen, immer neu sich erzeugenden, immer nachwachsenden Masse nach sich ziehen muß. Je näher man die Chinesen kennen lernt, um so mehr verlieren sie von dem Kindischen, Pagodenhaften, mit dem sie unseren Altvordern erschienen waren, welche sie nur auf Porcellan und Seidentapeten kannten, und nehmen dafür ernsthafte Züge an, welche sie als gar nicht unverächtliche Wettbewerber irgend eines europäischen Volkes auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens erscheinen lassen. Aber auch rein politisch betrachtet, nähert sich die Stellung des riesigen Reiches im Kreise der Mächte, welche die Weltgeschicke bestimmen helfen, immer mehr dem europäischen Begriff von Großmachtsstellung, wenn auch von früheren Entwickelungsstufen her anhaftende Eigenthümlichkeiten noch in Masse vorhanden sind und nur schwer überwunden werden. Jedenfalls sind in die selbstgenügsame Abschließung, welche Jahrhunderte, ja, man kann sagen, Jahrtausende die Politik des chinesischen Reiches war, im Laufe der letzten 40 Jahre so viele und so weite Breschen gelegt worden, daß sie als politischer Grundsatz der Vergangenheit angehört. Nur in Einzelheiten ihrer Durchführung ist die Erschließung des Reiches für den unbeschränkten Gedankenverkehr und Güteraustausch noch einer sehr großen Entwickelung fähig. Als dieser Grundsatz gefallen war, gerieth das alte Reich in eine Unsicherheit, ein Schwanken und eine Schwäche, welche an den Zustand erinnern, in welchem ein halbgenesener Kranker sich befindet, welcher aus dem Bette und der Zimmerluft zum ersten Mal ohne Stütze ins Freie geht. Er hat den selbständigen Gebrauch seiner Glieder verlernt, und der frische Lufthauch droht ihn schwindelig zu machen. Indessen lasse man ihm nur Zeit sich zu regen, so wird er sich nach und nach seiner Gliedmaßen schon zu bedienen wissen und bald vielleicht eben so sicher und keck einherschreiten, wie irgend einer von denen, welche niemals das Unglück hatten, sich in enge Mauern, in Abschluß von Luft und Licht zu verlieben. In diesem nothwendigen Folgezustand seiner viel zu langen und zu engen Abschließung befindet sich nun China, und nicht ohne Theilnahme verfolgt man seine Versuche, sich auch aus dieser Schale zu lösen und immer mehr den freien, kühnen Völkern ähnlich zu werden, mit welchen es so sehr gegen seinen Willen in zahlreiche und innige Berührungen gekommen ist.

Bei der Beurtheilung der heutigen Chinesen darf dieses zweimalige, rasch aufeinander folgende Herausringen aus so ungünstigen Verhältnissen nicht außer Betracht gelassen werden. Denkende Beurtheiler haben demselben auch stets Rechnung getragen und es ist daher die Einsicht in ihr Wesen, ihren Charakter, wie wir schon andeuteten, zusehends immer tiefer gegangen. 1840 kannte man sie so wenig, daß die gerechten Würdigungen eines Crawfurd, Gützlaff und weniger anderen das größte Erstaunen hervorriefen und vielfach ungläubig aufgenommen wurden. Das hat sich seitdem so sehr geändert, daß man jetzt oft sogar in die Lage kommt, vor ihren Ueberschätzungen zu warnen. Man ist schon einmal in diesen Fehler verfallen. Zu Bayle's und Voltaire's Zeiten verehrte man nicht nur aufrichtig die Philosophie der Chinesen — sagte doch Voltaire selbst einmal: „die glücklichste und wahrhaft ehrwürdigste Zeit, die es jemals auf der Erde gab, war die, in der man nach den Gesetzen des Konfucius lebte" — sondern man vermuthete dazu eine viel höhere und tiefer wurzelnde Blüthe der Wissenschaft bei ihnen, als in Wirklichkeit sich gefunden hat. Heute kann uns die Philosophie und Wissenschaft der Chinesen bei Weitem nicht mehr so sehr imponiren; wir müssen mit O. Peschel sagen: „An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tiefern Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen." Aber man hat sie dafür um so besser als Kaufleute und Gewerbetreibende kennen gelernt und sieht sich genöthigt, auf diesen Gebieten ihnen Eigenschaften zuzuerkennen, welche in solchem Maße kein anderes civilisirtes oder halbcivilisirtes Volk besitzt. Schon Montesquieu stellte den Chinesen als Typus der Gewinnsucht hin. „Die Natur des Bodens und des Klimas," sagt er, „bedingen es in China, daß man nur durch angestrengte Arbeit seinen Lebensunterhalt verdient. Diese Nothwendigkeit hat in den Chinesen eine maßlose Gewinnsucht entwickelt, und die Gesetze haben dieselbe nicht gehemmt. Alles ist verboten, wenn es sich um gewaltthätige Aneignung handelt, alles erlaubt, wenn Fleiß und Schlauheit es gewähren." Die europäischen Kaufleute, welche mit den Chinesen zu thun haben, unterschreiben längst aus vollem Herzen diese Aufstellung des scharfsinnigen Geschichtsphilosophen. Aber in dem Staunen über diese unvermuthete Versatilität, Regsamkeit, Unermüdlichkeit, die keineswegs immer am Kleinen haftet, sondern oft mit großem Unternehmungsgeist gepaart ist, sehen sie noch

[1]) Diesen Aufsatz und seine Fortsetzung möchte der Verfasser betrachtet wissen als Ergänzung und Fortführung zu seinem Buche über „Die chinesische Auswanderung", welches 1876 in Breslau erschien.

mehr, als in der That vorhanden ist, und erblicken wohl gar in den schlitzäugigen Söhnen des himmlischen Reiches die künftigen Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner der Welt. In den Spekulationen über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Ueberschwemmung Europas mit chinesischen Arbeiten spielt diese übertriebene Meinung von den Fähigkeiten der Chinesen eine große Rolle. Wir werden darauf zurückzukommen haben. Hier ist nicht Raum des Breitern auf die Urtheile gewiegter Beobachter über diese Seite der Begabung der Chinesen einzugehen. Wir haben dieselben ziemlich ausführlich zusammengestellt und gewürdigt in einer kleinen Arbeit über „Die Beurtheilung der Chinesen“ im Decemberheft 1876 der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“ und werden im Folgenden noch öfter Gelegenheit finden, bemerkenswerthe neuere Urtheile anzuführen über ihr Verhalten zu den Europäern in ihren verschiedenen Ansiedelungen. Aber im Ganzen ist es doch nur der chinesische Kaufmann und der chinesische Taglöhner, und zwar dieser von der niedersten Sorte, welche bis heute Gelegenheit gehabt haben, sich so zahlreich mit den Europäern zu messen, daß ein wohlbegründeter Vergleich der beiderseitigen Kräfte möglich ist. Was den erstern betrifft, so kann man ihm alle jene Eigenschaften, welche den guten Kaufmann in der ganzen Welt machen, nur einfach zuerkennen, denn der Erfolg hat für ihn in einer Deutlichkeit gesprochen, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Wir werden im Nachfolgenden oft genug auf die Zurückdrängung der Europäer in diesem und jenem Handelsplatz des Ostens durch die chinesische Wettbewerbung zurückzukommen haben und werden dabei immer auf dieselben Gründe stoßen, welche hauptsächlich sind: Sparsamkeit und Emsigkeit. Ob die Chinesen vielleicht auch noch weniger skrupulös als die europäischen und nordamerikanischen Kaufleute in der Ausnutzung günstiger Gelegenheiten sind, läßt sich nicht beurtheilen. Das europäische Geschäft in Ostasien ist gerade in dieser Beziehung von Nichtkaufleuten oft so ernstlich getadelt worden, daß man sich hierüber besser jedes Urtheils enthält. Uebrigens braucht man nur an den Opiumhandel zu erinnern, um nicht allzu große Lust nach Anlegung eines moralischen Maßstabes zu empfinden. Aber was wohl zu beachten bleibt, ist die bisherige Beschränkung dieser Wettbewerbung auf die ost- und südostasiatischen Gebiete, wo der Chinese sich nach Klima, Sprache, Sitten heimischer fühlt als der Europäer. Er operirt auf einem ihm wohlbekannten Terrain, während dieser oft ganz im Dunkeln tappt. Gewiß eine häufige Ursache von Mißerfolgen für den Europäer, welche dann dem Chinesen zu gute kommen! Dabei bleibt es freilich immer noch fraglich, ob der letztere unter entgegengesetzt liegenden Verhältnissen dieselbe Ueberlegenheit bewahren würde, ob er z. B. in London ebenso siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würde wie in Saigon, Manila oder Canton. Die Frage der Intelligenz ist von den besten Beobachtern, von Männern wie Elgin, Oliphant, Crawfurd, Scherzer, Medhurst und Anderen, in einer dem Chinesen günstigen Weise beantwortet, aber in der Regel in dem Sinne, daß sie sie als die begabteste Rasse des Ostens bezeichneten, während sie von einem ernsten Vergleiche mit dem Europäer sich zurückhielten. Das Zaudern in dieser Beziehung rechtfertigt sich vollkommen durch die Erwägung, daß in den Wettkämpfen der Völker auf wirthschaftlichem Gebiet die Intelligenz nicht in erster Linie entscheidet, sondern zunächst die Thätigkeit, die Ausdauer, der Unternehmungsgeist, oft auch die Rücksichtslosigkeit des Vorgehens. Lassen wir den Blick nicht auf diesem Gebiete haften, sondern ziehen wir auch alle anderen Gebiete menschlicher Thätigkeit in Betracht, so müssen wir sagen, daß in Wissenschaft und Kunst, im Staatsleben, in den Einrichtungen der Gesellschaft, in den Künsten des Krieges und der Seefahrt die Chinesen einstweilen noch so weit hinter den westlichen Völkern zurückstehen, daß ihre Ueberlegenheit im Handel und in manchen Handarbeiten nicht im Stande ist, ihr Zurückbleiben auf allen diesen Gebieten aufzuwiegen. Wo sie in Masse unter den westlichen Völkern aufgetreten sind, wie in Kalifornien oder Australien, haben sie auch immer nur durch ihre Masse imponirt und sind hauptsächlich nützlich geworden durch die Billigkeit ihrer Arbeit, in welcher doch sicherlich ein Zeichen von Kulturüberlegenheit zu erkennen ist. Zunächst liegt auch immer noch, alles erwogen, in diesen beiden Eigenschaften der einzige Grund zu Bedenken über die Folgen eines entschiedenern Herausdrängens dieser Völkermasse auf die Bühne der gemeinsamen Geschichte der Kulturvölker. Wenn es ihnen gelingt, sich auch ohne strenge Abschließung als ein einziges zusammenhängendes Volk zu erhalten, so wird ihr Hervortreten eine durchaus neue und gänzlich unberechenbare Thatsache konstituiren, von deren Wirkungen man nur sagen kann, daß das Massengewicht allein schon eine große Nachhaltigkeit ihnen verleihen wird. Aber es wird sicherlich noch lange dauern, bis die Chinesen den Nachweis geliefert haben werden, daß sie sich ohne innere Zersetzungen, die in ihrer Geschichte so oft dagewesen sind, in die Formen unserer Kultur und vor allem unseres Staatslebens einzuleben im Stande sind.

Ihre Masse, die unter allen ihren nach außen wirksamen Eigenschaften stets die hervortretendste und zunächst auch folgenreichste sein wird, ist auch die einzige der wissenschaftlichen Betrachtung in nennenswerthem Maße zugängliche.

In Ermangelung einer zuverlässigen Basis für die Schätzung der Bevölkerung des großen Reiches bleibt freilich die Zahl dieser letztern noch immer eine Größe, die dem Zweifel offen steht, wiewohl die Autoritäten auf diesem Gebiete sich fast einstimmig für die Annahme von 400 bis 500 Millionen aussprechen, welche sie in der Regel durch die mittlere Zahl von 450 Mill. ausdrücken. Schwerwiegende Gründe hat man neuerlich gegen diese Annahme nicht angeführt, doch ist es vielleicht nicht unbillig, einige zweifelnde Stimmen zu verzeichnen. In der „Alta California“ von San Francisco erschien 1878 eine Reihe von Briefen über China aus der Feder eines Kwang-chang-ling, welche sich durch gesunden Verstand und durch anscheinend sehr gute Kenntniß und Beurtheilung des Landes und der Zustände auszeichneten, jedoch verdächtig erschienen durch die Tendenz, die Gefahr der chinesischen Auswanderung (im Besonderen nach Amerika) als eine geringe hinzustellen, weil die Bevölkerung Chinas eher zurückgehe, als zunehme. Das Land habe die Grenze seiner Hülfsquellen erreicht, seine Bevölkerung sei mit seiner wirthschaftlichen Blüthe seit 1761 immer mehr zurückgegangen und betrage heute höchstens 100 bis 120 Millionen. Ebenso erschien im Juli 1878 gelegentlich der Diskussion über die gewaltige Sterblichkeit, welche der Hungersnoth gefolgt war, ein Brief von einem in China Ansässigen, in der „Times“, unterzeichnet „An Old Resident“, der gleichfalls Sachkenntniß bekundete und in welchem der Satz aufgestellt war, daß die Bevölkerung Chinas nicht über 250 Millionen stark sein könne. Dies, behauptet er, sei die Zahl, welche von den meisten europäischen Residenten in China als die richtigste angesehen werde. Außer Sze-tschwan und Kwangtung gebe es keine Provinz des Innern oder des Südens, deren Bevölkerung zu mehr als 15 Millionen veranschlagt werden könne, die meisten blieben sogar weit darunter. Dagegen nannte Marquis Tseng in einer Anrede an eine Deputation der British and Foreign Anti-Slavery-Society, welche ihm am

30. April 1879 aufwartete, die Zahl von 420 Millionen als die wahrscheinlichste, indem er aus ihr den Schluß zog, daß der Auswanderung aus China keine Hindernisse in den Weg gelegt werden dürften. Den wenig gründlich motivirten Zweifel an dieser allgemein angenommenen Bevölkerungszahl von rund 450 Millionen, welche eine Autorität in chinesischen Dingen, W. Williams, neuerdings ausgesprochen, haben Behm und Wagner in ihrer neuesten „Bevölkerung der Erde" (Nr. VI, Geogr. Mitth. Ergänz.-Heft 1880) in, wie uns dünkt, schlagender Weise widerlegt. Dieselben nehmen 405 Millionen für China (ohne die Vasallenstaaten) an.

Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk[1]).

I.

Hochzeitsgebräuche.

Die Kirghizen, welche im Gebiet von Semipalatinsk leben, sind Mohammedaner; aber trotzdem genießen die kirghizischen Mädchen große Freiheiten: sie verhüllen nicht ihr Gesicht und haben die Möglichkeit frei mit der männlichen Jugend zu verkehren.

Einer alten Sitte nach müssen die kirghizischen Mädchen des Nachts die Schafherde hüten; es gilt das als leicht und bequem. Dagegen ist das Hüten der Herden am Tage eine schwere, nur von gemietheten Arbeitern geleistete Arbeit; zur Strafe schickt der Kirghize wohl auch seine Frau oder Töchter über Tags zu den Herden. Wenn eine Frau über ihren Mann klagt, so sagt sie: „er hält mich schlecht; er läßt mich des Tags die Schafe hüten."

Und wirklich das Hüten am Tage ist schwer, weil es gilt den Schafen zu folgen und sie auf ihren oft kühnen Wanderungen im Gebirge zu begleiten; des Nachts aber liegen die Thiere ruhig und ihre Hüter sollen nur die Raubthiere abhalten. Alle Mädchen eines Auls kommen dazu zusammen; auch die männliche Jugend findet sich ein, um die Mädchen zu unterhalten. Man singt, man musicirt auf der Dombra (einem zweisaitigen Instrumente), auf der Sybysga (einer Flöte). Natürlich geschieht das nur in der guten Jahreszeit: die volle Freiheit des Willens, die Jahreszeit und die schöne Natur gestatten und begünstigen die aufkeimende Liebe unter diesen Kindern der Natur. Und sie lieben einander in vollen Zügen! — Im Allgemeinen wird von gewissen Beziehungen der Jünglinge und Jungfrauen zu einander kein großes Aufsehen gemacht; nur dürfen bei den Mädchen keine sichtbaren Spuren zu Tage treten. Um den Folgen der Liebe zu entgehen, trinken die jungen Kirghizinnen einen aus drei verschiedenen Kräutern bereiteten Thee; eines der Kräuter heißt Kysyltscha, die Namen der anderen sind unbekannt. Man erzählt, daß dieser „Thee" seine Wirkung nicht verfehle. Doch werden derartige zarte Verhältnisse nur geduldet unter der Jugend eines und desselben Auls; das Verhältniß einer Jungfrau zu einem Manne eines andern Auls entehrt den ganzen Aul.

Trotz dieser Freiheit sind die jungen Kirghizinnen in Bezug auf ihre Ehebündnisse durchaus von ihren Eltern abhängig. Schon in der Wiege werden sie verlobt, vor Erreichung der Volljährigkeit (nach dem Gesetz das 16. Lebensjahr) werden sie verheirathet. Die Kirghizen lassen zwischen den Genossen eines und desselben Stammes (Auls) keine Heirath zu, sie holen sich die Braut aus einer andern Gemeinde, oft 700 Werst oder weiter entfernt, so daß bis zum Eintreffen des Bräutigams bei der Braut die jungen Leute vorher einander nie gesehen haben.

Durch eine gesetzliche Bestimmung des Jahres 1868 wurde den Kirghizinnen das Recht gegeben, sich der ehelichen Verbindung mit dem ihnen in frühester Jugend verlobten Bräutigam zu entziehen. Die Eltern müssen den sogenannten „Kalym" dem Bräutigam zurückzahlen und außerdem noch neun Stück Vieh als Strafe erlegen für das nicht gehaltene Wort. Die Kirghizen verheimlichten dieses Gesetz lange Zeit vor den Frauen; als es endlich publicirt wurde, so machte das einen großen Effekt. Bei der ersten Zusammenkunft des Wolost- (Gemeinde-) Gerichts im Kreise Kloster Kamenogorsk erschienen elf Jungfrauen vor dem Richter mit der Anzeige, daß sie mit dem in ihrer Kindheit ihnen Verlobten keine Ehe einzugehen wünschten.

War schon die Lage einer Kirghizin vor dem Jahre 1868 traurig, weil sie wie eine Sache an einen Meistbietenden verkauft wurde, so war die Lage einer Wittwe noch viel trauriger. Die Familie des Mannes läßt die Wittwe unter keiner Bedingung fort, sie erbt nichts, aber geht selbst als Erbtheil über auf einen andern Mann, auf den nächst ältesten Verwandten des Verstorbenen, einerlei ob er jung oder alt. Ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes muß die Wittwe zum „Nachfolger", welcher kirghizisch „Amenger" genannt wird. Ist der Amenger noch ein Kind, so muß die Wittwe die Volljährigkeit abwarten. Jetzt geschieht es wohl auch, aber wenn der Wittwe der „Amenger" nicht gefällt, so nimmt sie — stets mit Erfolg — den Schutz der russischen Gesetze in Anspruch.

Die kirghizischen Ehen können auch getrennt werden; damit das geschehen kann, muß die Frau ihrem Manne drei Mal entlaufen. Wenn dann durch eine Untersuchung festgestellt ist, daß der Mann die Frau schlecht behandelte, so wird die Ehe getrennt.

Die Brautwerbung geht in folgender Weise vor sich.

Der Vater, der für seinen Sohn um die Tochter eines andern Mannes werben möchte, schickt irgend einen Verwandten als Freiwerber, um die Verhandlungen einzuleiten. Der Freiwerber, „Dshantschi" genannt, reitet in den Aul der Auserkorenen und trägt seine Wünsche vor; wird er angenommen, so wird ein Hammel geschlachtet, ein Mahl hergerichtet und der Tag festgesetzt, an welchem „die großen Freiwerber" erscheinen sollen; es pflegt gewöhnlich ein Mittwoch oder Donnerstag ausgewählt zu werden, weil diese Tage als glückliche gelten. An diesem Tage reiten der Vater des Bräutigams in Begleitung einer Anzahl (etwa 15) Verwandten reich gekleidet auf geschmückten Rossen zum Aul der Braut, woselbst sie in einer festlich geschmückten Jurte

[1]) Nach dem Russischen. (Der Russische Bote 1878, Moskau Bd. 137, S. 22 bis 66 von P.)

empfangen werden. Man weist ihnen den Ehrenplatz an; es folgt die übliche Bewirthung, bei welcher ein Sänger und eine Sängerin nicht fehlen darf. Gute und beliebte Sänger sind sehr hoch geschätzt; man holt sie Hunderte von Wersten weit herbei, damit sie durch ihr Talent die Freier verherrlichen. Besondere Gesänge giebt es nicht, es werden nur Improvisationen vorgetragen. Die Berichterstatterin war einige Mal bei solchen Improvisationen zugegen und fand einige derselben nicht schlecht, andere dagegen sehr lächerlich. Der Sänger singt, während er auf der Dombra sich begleitet; je nach dem Grade der Ekstase wechselt er den Rhythmus. Und was sang einst ein Improvisator? „Du bist ein Berg, ein fliegender Paßgänger, Du bist ein Elephant, Du bist ein Dampfschiff.“ Das Dampfschiff schien der Sänger für die höchste Stufe des Lobes zu halten. Für seine Lobesgesänge empfängt dann der Sänger aus der Hand der Freier ein Geschenk, einen langen Rock (Chalat) oder ein Pferd, oder irgend etwas anderes.

Nachdem der Tag so geendet, legen die Gäste sich zur Ruhe. Am andern Morgen werden sie nach abermaligen Begrüßungen im Aul herumgeführt, und dann wieder in die Jurte zurückgeleitet. Die bestimmte Braut befindet sich unterdeß in einer andern Jurte; liegt sie ihrer großen Jugend wegen vielleicht noch in der Wiege, so bleibt sie in der Jurte, aber sie wird nicht gezeigt. Nachdem man sich nun durch Essen und Trinken — Schaffleisch und Kumyß — wieder gestärkt, beginnt endlich das eigentliche Geschäft: die Festsetzung des Kalyms, des Preises, um welchen genau genommen die Braut verkauft wird.

Ein bedeutender Kalym repräsentirt einen Werth von 100 Baital (d. i. junge Stuten). Der Kalym wird stets in Vieh ausgezahlt und zwar nach folgenden Werthen: ein Kameel gilt fünf Stuten, eine Stute nebst Hengst gilt zwei Stuten, eine eingefahrene Stute gilt für zwei; ein guter Paßgänger gilt statt eines oder zwei Kameelen; ein gutes Rennpferd gilt ein bis drei Kameele. Oben darauf wird gewöhnlich ein stählernes Panzerhemd, eine Flinte, ein Königsadler gegeben. (Ein besonders beliebtes Vergnügen der Kirghizen ist die Jagd mit einem Adler; vor allem werden Füchse auf diese Weise gejagt.) Wenn es an solchen Gegenständen mangelt, so giebt man wohl noch 5 bis 20 Stuten dazu. Nicht so große Kalyms repräsentiren einen Werth von 77, 67, 47, 37 oder 27 Stuten; geringer pflegt kein Kalym zu sein; doch hängt alles ab von der gegenseitigen Verabredung; mitunter bezahlt ein Armer nur den vierten Theil des Kalyms. In Betreff der Mitgift der Braut ist das Verhalten nicht immer dasselbe: bisweilen übertrifft die Mitgift den Werth des Kalyms, bisweilen ist sie viel geringer. Wenn beide Parteien auf freundschaftlichem Fuß zu einander stehen, so wird auf die verschiedenen Berechnungen kein großer Werth gelegt, andern Falles genirt man sich nicht, sondern giebt offen seine Unzufriedenheit zu erkennen und verlangt eine Zulage.

Hat man sich endlich über den Kalym geeinigt, so veranstaltet der Vater der Braut abermals zum Abend eine Bewirthung, bei welcher die Freiwerber natürlich den besondern Ehrenplatz einnehmen. Ein Gericht, welches hierbei nicht fehlen darf, ist der „Tjustjuk“, das gebratene Bruststück eines Hammels. Der Tjustjuk wird in ganz kleine Stücke zerschnitten, in einer besondern Schale aufgetragen und alle Anwesenden essen eine Kleinigkeit — zum Zeichen des Unterpfandes der Unverletzbarkeit des geschlossenen Vertrags. Ist die Ceremonie des „Tjustjuk“-Essens vorbei, so wird abermals Fleisch herumgereicht; den Freiwerbern aber giebt man ein besonderes Gericht, welches besteht aus fein zerbröckeltem Hammelfett und Hammelleber mit einer Beimischung von „Katyk“ (russ. Warenetz — ein Milchgericht) oder „Kurt“ (ein aus Quark — russ. tworog — gemachter Käse). Der älteste Freier kostet etwas von diesem Gericht und reicht die Schüssel weiter, bis dieselbe zum jüngsten Freiwerber kommt. Dieser letzte nimmt davon, um den Gästen davon zu reichen. Man nennt das „asamak“. Sobald nun ein Gast sich auf die Hand des Gebers hinabbeugt, um das Essen zu probiren, so schmiert ihm der Freiwerber dasselbe in das Gesicht; nur wer sehr geschickt ist, kann durch ein zeitiges Abwenden dieser nicht gar angenehmen Procedur entgehen.

Während dieses Scherzes stehlen sich einige muthige Jünglinge und Mädchen unbemerkt in die Jurte und nähen einem Theil der Freiwerber die langen Röcke fest an die Polster, auf welchen sie sitzen, nur die ältesten Leute bleiben hiervon verschont. Sobald nun die Freier nach beendigter Mahlzeit aufstehen, so ziehen sie die Polster mit sich, wobei es viel zu lachen giebt.

Endlich versammeln sich die Gäste wieder in der Jurte. Auf einer Seite sitzen alle Freiwerber, auf der andern ihnen gegenüber die Mädchen und jungen Frauen. Es fangen nun die jungen Freiwerber an mit den Mädchen und Frauen durch Improvisiren von allerlei Gesängen zu wetteifern. Wenn ein Freier nicht singen kann oder sich weigert, so wird er zu einem Gewässer gebracht und ohne Rücksicht sofort übergossen. Die Frauen ziehen und zerren ihn nach allen Seiten, seine Freunde vertheidigen ihn, es hilft alles nicht, er wird fortgeschleppt und übergossen. Hat dies Bad stattgefunden, so wird der Freiwerber in die Jurte zurückgeschleppt und abermals zum Singen genöthigt. Kann er jetzt auch nicht singen, so zieht man ihm ein Weibergewand an, und setzt ihm ein „Dschauluk“ (ein besonderer Kopfputz) aufs Haupt, bindet ihm etwas auf den Leib, um eine schwangere Frau darzustellen, lacht über ihn und verspottet ihn: „unsere Freiwerberin ist anderer Umstände!“ Schließlich muß er schreien wie ein Bock und muß hinter den Weibern herlaufen. So wird den ganzen Abend fort gesungen und verschiedene Spiele werden vorgenommen.

Am andern Morgen geht der Vater der Braut um die Freiwerber wieder zu sich in seine Jurte zu laden. Unterdeß stellen sich zwei Weiber vor die Jurte, in welcher die Freiwerber sich Nachts befanden, sie haben Mehl und Kienruß in den Händen und sobald die Freiwerber den Kopf hervorstrecken, so beschmieren sie ihnen das Gesicht mit Kienruß oder bestreuen sie mit Mehl. Ein sehr gewandter Mann vermag auch hier ungeschädigt durchzuschlüpfen, im Allgemeinen giebt auch dieser Scherz viel Veranlassung zum Lachen. Dann werden alle Freiwerber namentlich mit Kumyß und Thee bewirthet, wobei der jüngste eine Tasse stehlen muß, und schließlich giebt der Vater der Braut den einzelnen Freiwerbern Geschenke, „Klit“; das erste Geschenk besteht in 15 Stuten; dasselbe erhält der Vater des Bräutigams; die anderen erhalten viel weniger.

Nun verabschieden sich die Gäste vom Wirth und laden ihn auf einen andern Tag zu Gaste. Die jungen Frauen und Mädchen führen die Pferde herbei, nachdem sie in die Mähnen, den Schweif und unter den Sattel die verschiedenen Knochen des gestrigen Mahles gesteckt haben. Auch die linken Steigbügel schieben sie unter den Sattel. Nachdem die Frauen sich über die armen Reiter, welche nicht aufs Pferd kommen können, lustig gemacht haben, helfen sie endlich alles in Ordnung setzen und nun ziehen die Freiwerber ab.

Auf den festgesetzten Tag kommt wirklich der Vater der Braut mit gleichem Gefolge zum Vater des Bräutigams: der Empfang, der Schmaus, die Spiele, alles wiederholt

sich. Aber wie dort die Braut, so kommt hier der Bräutigam nicht zum Vorschein. Hierbei wird ein Theil des Kalyms abgezahlt.

Alljährlich nun begiebt sich der Vater der Braut ein Mal zum Vater des Bräutigams und empfängt einen Theil des Kalyms. Sobald der größte Theil abgezahlt ist und die Brautleute unterdeß herangewachsen sind, so schickt der Vater des Bräutigams zur Braut (kalymdyk uynamak) in Begleitung einzelner Personen (9), welche die Geschenke mitnehmen. Es haben die einzelnen Geschenke ganz bestimmte Namen: iliu, dshirtyss, kys-kutschakmar u. s. w. Der erste Besuch des Bräutigams bei der Braut ist natürlich von großer Bedeutung.

Während die Eltern der Braut die Geschenke und die Gäste empfangen, begeben sich die Freundinnen der Braut zu dem vor dem Aul zurückgebliebenen Bräutigam, welcher hier mitunter in einem eigens mitgebrachten Zelt sie erwartet. Er begrüßt sie mit einer vorschriftmäßigen Verneigung, „tadschim". Er beugt den Oberkörper so, daß die Finger die Spitzen der Stiefel berühren, dann richtet er sich allmälig auf und führt die Hände bis an die Knie.

Die jungen Mädchen schmausen mit dem Bräutigam, welcher ihnen Geschenke verabfolgt, welche tschatys-baikasy heißen.

Unterdeß findet in der Jurte des Vaters der Braut eine abermalige Bewirthung statt. Nach Beendigung dieses Mahles führt irgend jemand die Braut bei Seite und versteckt sie — dann wird wieder ein Mahl hergerichtet und Gäste dazu eingeladen. Nach dem Essen bleiben die Frauen und Mädchen in der Jurte, aber die männliche Jugend draußen — es beginnt ein Wechselgesang zwischen der männlichen und weiblichen Jugend, welcher die ganze Nacht hindurch andauert.

Beim Anbruch des Tages theilen sich die Gäste in zwei Parteien. Die eine Partei, zu deren Aul die Braut gehört, verlangt, daß die versteckte Braut freigelassen werde; die andere Partei, welche eben die Braut irgendwo verborgen hält, verweigert die Auslieferung. Es beginnt ein Kampf; die Partei der Braut siegt und im Triumph wird die Braut auf einem Teppich zu ihrer Familie getragen. Kann die Braut nicht mit Gewalt befreit werden, so wird sie mit neun Schüsseln und neun Schalen irgend eines Essens oder mit einer Waare in demselben Werthe losgekauft. Hat man sie in die Jurte getragen und hier auf ein Lager hinter einen Vorhang gesetzt, so fängt sie an zu weinen und zu klagen, weil sie sich von der Familie trennen soll.

Der Nachbar, welcher die Braut bei Seite schaffte und die Bewirthung herrichtete, empfängt von den Eltern der Braut ein Geschenk, „Kys-Kaschai". Jetzt begeben sich zwei junge Frauen zum Bräutigam und bitten ihn zur Braut zu kommen. Der Bräutigam reicht den Frauen ein Geschenk und macht sich auf den Weg in Begleitung eines Gefährten, welcher kleine Geschenke trägt. Sie treffen eine mit dem Gesicht abwärts zur Erde liegende Frau, welche sich todt stellt; sie empfängt ein Geschenk, steht auf, und geht mit. Eine andere arme Frau stellt sich ihm entgegen und bellt wie ein Hund; auch diese erhält ein Geschenk. So hat der Bräutigam immerfort Geschenke zu vertheilen an die verschiedenen Frauen, an eine, welche ihm die Thür der Jurte öffnet, an eine andere, welche den Vorhang hebt, damit der Bräutigam dadurch zur Braut schlüpfen kann. Bei der Braut sitzt eine „Freiwerberin", sie zeigt gegen ein Geschenk dem Bräutigam die unverhüllte Braut und läßt das junge Paar allein. Hinter dem Vorhang bleibt das Paar drei bis vier Tage. Obgleich der Bräutigam hier sofort in die Rechte des Mannes tritt, so gilt es doch für eine Schande, wenn die Braut die Folgen spürt, sie braucht deshalb sofort den schon erwähnten Trank. Erst wenn die Braut im Hause des Mannes sich aufhält, dann darf sie völlig als Frau erscheinen, und die Folgen der ehelichen Verbindung zur Schau tragen.

Nach Verlauf von drei oder vier Tagen schleicht sich der Bräutigam unbemerkt aus der Jurte, besteigt sein Roß und reitet fort. Der Vater der Braut schickt ihm unterdessen eine Anzahl Geschenke, welche je nach der Großmuth oder Freigebigkeit des Vaters sehr verschieden ausfallen. Nach Haus heimgekehrt, stellt sich der Bräutigam so, daß niemand es merken soll, wo er gewesen, dann vertheilt er die mitgebrachten Geschenke an seine Gefährten, welche nicht versäumen den Eltern die einzelnen Mittheilungen über den Ausflug zu machen.

Mitunter jedoch besteht der ganze Erfolg der ersten Begegnung des Bräutigams mit der Braut nur darin, daß sie einander sehen.

Gewöhnlich besucht der Bräutigam seine Braut mehre Male mit Erlaubniß des Vaters, bis er sie endlich in seine eigene Jurte führt. Doch muß vorher der ganze Kalym entrichtet sein. Die Braut macht vorher überall Abschiedsbesuche, wobei ihre Freundinnen sie begleiten; diese sammeln auch die der Braut von allen Seiten abgelieferten Geschenke.

Um die Braut aber endlich abzuholen, kommt der Bräutigam mit einem großen oder kleinen Gefolge von Gefährten, eine Anzahl Vieh mit sich hertreibend. Man empfängt feierlich den Bräutigam; er wird mit derselben Ceremonie wie früher zur Braut geführt. Vorher wurde viel gegessen und getrunken, Geschenke gewechselt.

Am andern Tage richten die Frauen und Mädchen eine neue Jurte für das junge Paar ein und die Bewirthung beginnt in dem neuen Logis aufs Neue.

Während des Essens übergiebt eine der Frauen dem Bräutigam den abgenagten Halswirbel eines Schafes, an welchem ein weißer Lappen befestigt ist. Der Bräutigam muß den Wirbel durch die obere zum Durchgang des Rauches bestimmte Oeffnung hindurchschleudern, zum Zeichen, daß der Rauch auch mit Leichtigkeit fortziehen kann. Vermag der Bräutigam das Kunststück nicht auszuführen, so wird er ausgelacht. Unterdeß wird das vom Bräutigam zur Bewirthung hergegebene Vieh geschlachtet und das Mahl angerichtet. Gleichzeitig werden aus der Schaar der anwesenden Frauen zwei ausgewählt; die eine wird mit den Prachtgewändern der Braut bekleidet; darunter ist bemerkenswerth ein hoher konischer mit Perlen, Münzen, Federn und Steinen geschmückter Kopfputz aus rothem Tuch oder Pelzwerk; der Werth dieses „Saukele" genannten Prachtstücks kann bis 2000 Rubel (gegen 4000 bis 5000 Mark) betragen. Ferner kleidet sich die Frau in ein besonderes Prachtgewand, „Tou", welches aus chinesischen mit Gold- und Silberfäden durchwirktem Seidenzeuge angefertigt und gleichfalls reich mit kostbarem Pelzwerk besetzt ist. Die andere der erwählten Frauen rüstet das Paraderoß der Braut, zäumt, sattelt und schmückt es; beide Frauen besteigen das Roß und reiten durch den Aul, die Einwohner desselben zur Hochzeitsfeier in die Jurte des Vaters der Braut einzuladen. Hier wird in bekannter Weise wieder geschmaust. Die alten Leute gehen jetzt heim, die männliche Jugend besteigt ihre Pferde: alle reiten zur Jurte der Braut und fordern hier ein sonderbares Geschenk, „Musch", einen Knochen aus dem Hinterbeine eines Schafbocks. Die Mutter der Braut reicht ihnen den begehrten mit Fleisch bedeckten Knochen in einer Umhüllung von verschiedenen Zeugstoffen. Einer der Jünglinge ergreift das Packet und sprengt damit

fort, die anderen jagen nach, um ihm dasselbe zu entreißen: ein lebhaftes Spiel des Jagens und Rennens beginnt, bis ein Glücklicher mit der Beute sich aus dem Staube macht. Jetzt suchen die Jünglinge die Freiwerber auf und führen sie zu Pferde zur Jurte der Braut, woselbst die jungen Frauen noch versammelt sind. Von der Jurte ist ein Theil der vordern Filzbekleidung fortgenommen, so daß hier eine Oeffnung entstanden ist. Die Freiwerber werden nun einzeln ergriffen und durch diese Oeffnung zwischen die versammelten Frauen geschleudert; die Frauen empfangen den Freiwerber mit Nadelstichen, bis er durch die Thür glücklich entwischt ist. Ein gewandter Mann springt behende vom Pferde durch die Oeffnung mitten unter die Frauen und macht sich schleunigst durch die Thür fort.

Dann zieht die ganze Schaar der männlichen und weiblichen Jugend zur Jurte derjenigen Frau, deren Familie bei der ersten Ankunft des Bräutigams das Geschenk „Kys-Kaschar“ (für die Entführung des Mädchens) erhielt. Hier wird eine Zeit lang noch gescherzt, gespielt und gesungen, das junge Ehepaar betheiligt sich nicht mit dabei.

Seitdem die Kirghizen sich zum Mohammedanismus bekennen, wird am Abend, vor dem die Braut das elterliche Haus verläßt, ein Mullah herbeigezogen, welcher den Ehebund schließt. Vor ihm sitzen im vordersten Theile der Jurte Braut und Bräutigam, daneben die Eltern, rechts an der Thür stehen die Zeugen. Vor dem Brautpaare steht eine Schale mit Wasser; in diese wirft der Mullah den aus der Hand der Braut genommenen Ring, dabei liest er Gebete und fragt dazwischen, ob sie sich haben wollten; dann holt er den Ring wieder aus dem Wasser heraus, und reicht ihn der Braut; der Bräutigam, die Eltern, die Zeugen und schließlich auch die Braut müssen von dem Wasser, in welchem der Ring lag, trinken. Damit ist die Feierlichkeit beendigt und der Mullah schreibt die Namen des Paares in das metrische Buch (so werden die von den Geistlichen geführten Ehestands-, Tauf- und Todtenregister genannt). Ist ein Mullah nicht in der Nähe zu finden, so begeben sich die Zeugen zu einem solchen, melden ihm den Abschluß des Ehebundes, die Namen werden in das Buch eingetragen, die Zeugen unterschreiben und damit ist Alles beendigt. — Mitunter übrigens in weit abgelegenen Aulen beobachtet man nicht einmal diese Regel.

Au dem Morgen des zur Abreise bestimmten Tages wird der Bräutigam feierlichst aus seiner Jurte in die des Vaters der Braut geladen. Hier ist die Mitgift der Braut ausgestellt: jeder Gegenstand ist neun Mal vertreten; neun Teppiche, neun Prachtgewänder (Ton), neun einfache Gewänder, neun Hemden u. s. w. Bei reichen Leuten giebt man zehnmal neun, also neunzig, Teppiche, neunzig Gewänder u. s. w. Dann sattelt sich die Braut noch ein Pferd aus der Herde des Vaters. Unterdessen wird die Jurte abgebrochen und nebst der Mitgift der Braut auf bereitstehende Kameele geladen. Der Braut wird der Kopfputz, „Saukele“, aufs Haupt gesetzt und das Prachtgewand angezogen, unter Thränen nimmt sie Abschied zuerst vom Vater, dann von der Mutter und den übrigen Bekannten. Während des Abschieds nimmt einer der Anwesenden ein Stück Fleisch, wickelt es in einen Lappen und führt es zwei oder drei Mal ums Haupt der Braut, „damit das Glück des Hauses nicht mit ihr aus dem Hause entweicht“.

Jetzt führt man die junge Frau aus der Jurte, ein Wechselgesang zwischen einem Jünglinge und einer Frau wird vorgetragen, man hebt die junge Frau auf das prachtvoll geschmückte Roß, und von der Mutter und einigen der Freiwerber begleitet, zieht die junge Frau in den Aul, der ihr zukünftiger Aufenthaltsort sein wird.

Kurz vor Ankunft des Zuges im Aul reitet der junge Ehemann voraus, um den Aul vom Kommen zu benachrichtigen. Feierlich wird die junge Frau von den Frauen empfangen, welche unterdeß eine neue Jurte für das junge Paar aufgestellt haben. Sie eilen der Frau entgegen und bedecken sie mit einem Teppich oder Schleier und führen sie zur neuen Jurte. Hier versammelt sich die junge Welt, Spiel, Tanz, Gesang wird vorgenommen, während der Vater des Bräutigams die ihm zugebrachte Mitgift mit Kennermiene genau prüft und für genügend erklärt. An Geschenken, welche nach allen Seiten ausgetheilt werden, fehlt es hierbei auch nicht.

Am vierten Tage nimmt die Mutter mit schwerem Herzen Abschied von ihrer Tochter und zieht mit reichen Geschenken zurück in ihren heimathlichen Aul.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Herr Stadtrath Ernst Friedel in Berlin ist einer unserer eifrigsten Prähistoriker. Das in kurzer Zeit zu hoher Blüthe gelangte Märkische Provinzial-Museum verdankt ihm seine Entstehung. Wieviel hier bereits aufgespeichert liegt, erkennt man aus seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“ (zweite Auflage. Berlin 1880), welche wesentlich auf den Materialien jenes Museums basirt. Es ist keine dürre Aufzählung der Funde, die mit den bekannten prähistorischen Signaturen auf einer beigegebenen Karte eingetragen sind, sondern zugleich eine höchst klare, mit großer Sach- und Literaturkenntniß geschriebene Vorgeschichte Berlins und seiner Umgebung, von dem Auftreten der ersten Menschenspuren, bis in die historische Zeit hinein, wobei Albrecht des Bären Auftreten und der Untergang des Wendenthums den Schlußpunkt machen. Mit den (geringen) paläolithischen Funden wird der Anfang gemacht; wir sehen den Urmenschen neben dem Renthier auftreten. In der Bronzezeit sitzen germanische Siedler auf den höher gelegenen Punkten der Landschaft. Sie haben „die Spuren ihrer Wohnplätze und Wohnungen, Mahlzeiten, Jagdbeute, Hauswirthschaft, ihrer Jagd-, Kriegs- und Handwerksgeräthe, ihrer Kunstfertigkeit, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer religiösen und kulturellen Anschauungen, soweit sie sich auf Todtenbestattung beziehen, hinterlassen.“ In den tieferen Lagen, an den Flüssen, in den Sümpfen hauste dann später zur Eisenperiode ein in seiner Lebensweise verschiedenes Volk. Wir finden hier die Reste der amphibienartig lebenden wendischen Fischerbevölkerung, namentlich auf den Spreeinseln bei Köpenick, bei Treptow, Stralau, im jetzigen Berlin, Spandau u. s. w. In Sitte und Brauch sowie in der Sprache (S. 108) hat sich von dieser jetzt wieder in den Deutschen aufgegangenen Bevölkerung noch Mancherlei erhalten.

Wenn (S. 111) noch von einem „heiligen Biebogs-Weg“

die Rede ist, so hat dieses, insofern auf slavische Mythologie dabei geschlossen werden soll, vor der Kritik keinen Bestand. Die slavische Mythologie besaß keineswegs einen Dualismus, einen Gegensatz zwischen einem guten und bösen Gott, wie Ahriman und Ormuzd. Veranlaßt wurde dieser verbreitete Irrthum durch den Umstand, daß die Chronisten (Helmold) von einem Czernebog sprechen, dem man naturgemäß einen Bielobog entgegenstellte. Dies ist jedoch nur ein Niederschlag christlicher Anschauungen auf spät heidnische; diese secundären Gebilde haben mit der slavischen Mythologie nichts zu schaffen (Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 41. Bestuschew-Rjumin, Geschichte Rußlands, Mitau 1873, 13. Gregor Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz 1874, 108).

— „Opfersteine Deutschlands" ist der Titel einer Schrift des Lehrers der Mineralogie in Proskau, Dr. H. Gruner (Leipzig, Duncker u. Humblot), in welcher ein in der letzten Zeit vielbesprochenes Thema der Archäologen durch die Geologie eine sehr wünschenswerthe Beleuchtung erhält. Kleine und größere schalen- oder napfförmige Vertiefungen in Steinen werden vom Volke als Näpfchensteine, Opfersteine, Teufelssteine, Hexenkessel u. s. w. bezeichnet, und das Volk sowohl als eine Reihe von Archäologen erkannte darin Opferstätten, die Schalen, in welchen zur heidnischen Zeit das Blut der geopferten Menschen und Thiere gesammelt wurde. Ein reicher Sagenkranz umgiebt diese durch ganz Deutschland vorkommenden Steine mit Höhlungen, die vorzugsweise in Granit und Porphyr sich finden und namentlich bei erratischen Blöcken beobachtet wurden. Aber auch fast in allen übrigen europäischen Ländern, wo man mit den einschlagenden Beobachtungen sich beschäftigte, sind sie angetroffen worden, in Großbritannien und Skandinavien, in Savoyen, der Schweiz und im fernen Indien. Dr. Gruner hat sie namentlich in Schlesien und im Fichtelgebirge studirt und ist hier durch ihre Häufigkeit und Regelmäßigkeit überrascht worden. Schon der alte berühmte Geologe Goldfuß schrieb von den letzteren: „Ihrer Regelmäßigkeit wegen können sie nicht leicht für ein bloßes Naturspiel angesehen werden und ebensowenig möchte Jemand zum bloßen Zeitvertreib den harten Granit auf diese Weise bearbeitet haben. Wahrscheinlich haben daher diese Felsen in der Vorzeit zu einem gottesdienstlichen Gebrauche gedient."

Und doch ist dem nicht so. Gruner's Untersuchungen über die Glacialwirkungen in Schlesien ergaben schon, daß auch hier viele sogenannte Opfersteine natürlichen Ursprunges sind. Seine vorliegende Arbeit weist nun mit Sicherheit nach, daß es im Fichtelgebirge genau so der Fall ist; es waren das Eis zur Gletscherzeit, das Wasser, theilweise auch schalenförmige Absonderung des Granits, welche die Entstehung der „Opferschalen" bewirkten, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß hier und da echte „Hexenkessel" vorkommen mögen. Aber im Fichtelgebirge ist dies nicht der Fall. Die Einzelheiten des geologischen Beweises müssen nachgelesen werden. Der Verfasser sagt zum Schluß: „Sie sind nicht durch Menschenhand erzeugt, sondern durch die fort und fort schaffende Natur, durch die Kraft des in ihrem Haushalte thätigen Wassers, das wir auf seinen rastlosen Wanderungen begleiteten und das uns, wie so manches andere, auch dieses Geheimniß offenbarte." Die Archäologie ist im vorliegenden Falle der Geologie zu Dank verpflichtet.

— Simons' „Spanien", von Prof. Alexander Wagner in München illustrirt (Berlin, Gebr. Pätel), ist noch vor Schluß des abgelaufenen Jahres mit der 29. Lieferung vollendet worden. Richtiger wäre es, zu sagen, Prof. Wagner's „Spanien" mit begleitendem Texte von Simons; denn wenn auch letzterer kein geringes Geschick der Darstellung verräth, so tritt er doch gegenüber den kraftvollen charakteristischen Bildern Wagner's zurück, in deren Lobe Einstimmigkeit herrscht. F. Pecht, namentlich der geistvolle Kritiker mit seiner sonst so scharfen Feder, ist des Preises und Lobes dieser Abbildungen voll (Allgem. Zeitung 1880, Nr. 319 Beil.); er rühmt, wie sich der Künstler in den Charakter des Landes und Volkes hineingelebt und sie mit großer Schärfe und mit der ganzen malerischen Freiheit, wie es ein alter spanischer Maler selbst gethan hätte, uns vorgeführt hat. „Der Wiedergabe volksthümlicher Figuren aus Werken des Velasquez, Murillo &c. gehört denn auch eine Anzahl der besten Blätter, dann wird sehr ausführlich in einem Dutzend meisterhafter Zeichnungen der ganze Verlauf eines Stiergefechts geschildert, dieses für den Charakter der Nation so bezeichnenden grausamen Schauspiels. Der Stolz, die Gravität, eine eigenthümlich feierliche Würde bilden dann die versöhnende Hülle jenes sich durch die ganze spanische Geschichte, durch das Auftreten dieses Volkes in allen Welttheilen sich ziehenden Zuges der Grausamkeit. Spaniens eigene Künstler gaben uns darüber den besten Aufschluß in ihren finsteren Bildern, und daß Wagner's so glaubwürdige Figuren dies durchaus bestätigen, ja sich von den übrigen kaum unterscheiden, ist sein großes Verdienst. Indeß zeigt er auch viel Blick für landschaftliche Schönheit, hat ihr wie der Architektur des Landes eben so rasch das Charakteristische, jene eigenthümliche Mischung von langer Oede und Dürre mit Intervallen von phantastischer, berauschender Pracht, abzugewinnen verstanden."

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus Konstantinopel geschrieben, daß dort nächstens von dem hellenischen Syllogos eine genaue Karte der Landmauern Konstantinopels und der anstoßenden Viertel herausgegeben werden wird, welche von den Ingenieuren Konst. Karatheodory und Dimitriadi aufgenommen wurde und an deren Edition die als langjährige Forscher auf dem Gebiete byzantinischer Geschichte bekannten Herren Dethier, Paspati, Curtis und Mordtmann sich betheiligten. Beigefügt sind etwa 24 Ansichten besonders wichtiger Punkte dieser Befestigungen, welche vor zehn Jahren angefertigt wurden und heute um so werthvoller sind, als während der letzten Jahre die Zerstörung der alten Mauern große Fortschritte gemacht hat.

Afrika.

— Dr. Weisgerber's anthropologische Beobachtungen in Südalgerien. Dr. Weisgerber war der Expedition Choisy's beigegeben, welche die Linie Laghuat, El Goleah, Wargla, Tuggurt, Biskra zur Erreichung einer Saharabahn untersuchen sollte. Er berichtete hierüber in der anthropologischen Gesellschaft zu Paris und hob hervor, daß er namentlich zahlreiche zugehauene Feuersteine an verschiedenen Orten, am meisten zwischen Ogla Zebbacha und El Goleah, in El Goleah selbst und bei Wargla gefunden habe. Bei El Hassi, 180 km südlich von Laghuat, konstatirte Weisgerber die bearbeiteten Feuersteine selbst tief im Boden in einer kalkigen Schicht. Im Thale von Ain Massin sah er einen Tumulus, auf welchem ein Cromlech sich erhebt.

Bei El Goleah grub Weisgerber alte Gräber aus, deren auf der Seite liegende, mit den Knien unter das Kinn gezogene Skelette zerfielen, und die er von einer vorislamischen Bevölkerung herrührend annimmt. El Goleah „wie eine alte Ruine der Vogesen" auf einem Berge liegend, ist von 30 Zenata-Familien bewohnt, welche die Berbernsprache reden und sich für Berbernabkömmlinge ausgeben. „Aber alle," sagt Dr. Weisgerber, „zeigen den Negertypus, sind dolichokephal, haben wolliges Haar, schwachen Bart, kupferfarbige Haut. Doch ist die Nase wenig abgeplattet und bei einigen ist der Prognathismus schwach entwickelt." Nach Sonnenuntergang wurde ein „religiöses Fest" gefeiert, das in der Aufführung eines Scheinkampfes bestand, bei welchem Stöcke, Säbel, Pistolen und Flinten benutzt wurden, und wobei Männer, Frauen und Kinder zum Klange der Trommel mit Gesang und Geschrei um die Kämpfer tanzten.

Da in El Goleah auch Negersklaven, Fulas, Sudanier, Leute aus Sokoto, Bornu und vom Tschadsee lebten, so

wurden an diesen anthropologische Messungen vorgenommen. Die Herren des Ortes, die Schamba-Muadhi, waren abwesend, da sie während des Winters mit ihren Herden die Weiden aufsuchen.

Wargla ist gleich El Goleah von zahlreichen Ruinenorten umgeben; die Bevölkerung ist auch dieselbe und spricht gleichfalls Berberisch, doch ist bei ihr der Negertypus womöglich noch stärker entwickelt und fortwährend bringen neue schwarze Elemente aus dem Sudan ein. Auch die Araber nehmen sich Frauen aus diesem Stamme. Dasselbe ist im Ued Rir der Fall, wo die Araberbevölkerung nur dünn und die Negerphysiognomien vorherrschen. „Ich glaube, daß diese ganze Zenata- und Rurara-Bevölkerung den Negern sehr nahe verwandt ist, wiewohl mit Berberublut gemischt. Die Araber haben wegen des ungesunden Klimas niemals in diesen Landschaften eine Rolle gespielt."

— Die französische Abgeordnetenkammer hat kurz vor Schluß des Jahres 1880 dem Ministerium der Marine und dem der Telegraphen und Posten zwei Kredite bewilligt, welche dazu dienen sollen, Algerien in Verbindung mit den Gebieten des Niger und Senegal zu setzen. 1700000 Francs wurden für die Legung eines Telegraphen zwischen Dakar und St. Vincent und 8553000 Francs für die Eisenbahnarbeiten am Senegal (zwischen Medina und Bafulabe) bewilligt. Ferner soll eine vom Marineminister mit der anonymen Baugesellschaft von Batignolles abgeschlossene Konvention die Herstellung einer Eisenbahn zwischen Dakar und Saint-Louis ermöglichen. [Hierbei sei bemerkt, daß die für Erhaltung der megalithischen Denkmale Frankreichs geforderten 30000 Francs (s. oben S. 15) von der Kammer schließlich doch abgelehnt wurden, jedoch nicht aus principiellen, sondern mehr formalen Gründen.]

— Von Gerhard Rohlfs sind vom 22. November und 12. December vorigen Jahres einige kurze Briefe aus Massawa und der Umgegend dieses Hafenplatzes in Berlin eingetroffen. Der Reisende stand im Begriff, mit seinem Begleiter Dr. Stecker nach Ailet aufzubrechen, wo er vom Ras Alula, einem abessinischen General, in Empfang genommen werden sollte, um von diesem durch die Grenzlande geleitet zu werden, die theils durch Räuberbanden, theils in Folge des thatsächlich wieder ausgebrochenen Krieges zwischen Abessinien und Aegypten sehr unsicher sind.

— Die ostafrikanische Expedition unter der Leitung des Hauptmanns a. D. von Schöler ist gleichzeitig mit der vom Kapitän Ramaeckers geleiteten belgischen am 17. Oktober 1880 in Tabora eingetroffen. Die Reise war nicht ohne Schwierigkeiten, indem die Reisenden wegen eines Krieges zwischen den Häuptlingen Muin Mtuana und Mdaburu lange in Kauka aufgehalten und sogar gezwungen wurden, Partei gegen den letztern zu ergreifen, der übrigens von jeher den fremden Karawanen den Weg verlegte und sie brandschatzte. In Tabora ging man an eine Berathung über den Ort der definitiven Niederlassung. Der von der Association Internationale Africaine vorgeschlagene Stationsort Manyara erweist sich als durchaus ungeeignet, da er jetzt das Hauptquartier des berüchtigten Bandenchefs Nyungo ist, des gewaltthätigen Verbündeten Miramba's. Nach eingehender Ueberlegung mit dem belgischen Expeditionschef wird die Wahl wahrscheinlich auf Kisinda unweit des Gombeflusses, nördlicher als Manyara gelegen, fallen.

— Die bereits auf S. 79 dieses Bandes erwähnten Briefe von Dr. Max Buchner datiren vom Februar, 20. Mai und 1. Juli 1880 (andere vom Januar und April sind verloren gegangen) und geben über seine Gesundheit und wissenschaftliche Thätigkeit sehr erfreuliche Nachricht. Der Reisende hat etwa sechs Monate in der Musumba (Residenz) des Muata Jamvo verweilt, doch nicht etwa weil dieser Gewalthaber ihn so lange zurückgehalten hatte, sondern um topographische, naturwissenschaftliche und photographische Arbeiten auszuführen, denen er, nach den überschickten Notizen zu urtheilen, mit großem Erfolge obgelegen hat. Gleichwohl gewann er die Ueberzeugung, daß der Muata Jamvo ihn nicht nach Norden oder Nordosten weiter reisen lassen werde, und beschloß, sobald die günstige Jahreszeit eingetreten sein würde, sein Standquartier zu verlassen, wie wenn er nach Angola zurückreisen wolle, um dann, sobald er den Lulua überschritten haben werde, sich nach Norden zu wenden. Diesen Plan hat er auch ausgeführt. Er schreibt unter dem 1. Juli von Muene Tschikamba, daß er, nachdem er den größern Theil seiner Leute mit seinen Sammlungen nach Angola expedirt habe, im Begriff stehe, noch Norden zu gehen. Etwa 50 Leute haben sich entschlossen, ihn zu begleiten. Unter den zahlreichen Höhenmessungen, den genauen Angaben über die überschrittenen Flüsse, und den in großer Zahl und mit Sorgfalt an denselben Orten gemachten astronomischen Bestimmungen sind besonders die letzteren werthvoll, da sie Aufklärung über die bedeutende Verschiebung, welche aus den Aufnahmen von Schütt für die verschiedenen Oertlichkeiten resultirte, zu bringen versprechen.

— Der Botaniker J. M. Hildebrandt, welcher mit Unterstützung der preußischen Akademie der Wissenschaften Madagaskar erforscht, hat zuletzt eine ergebnißreiche Reise von der Westküste der Insel nach dem Central-Plateau ausgeführt, wurde aber dicht vor der Hauptstadt des Hova-Reiches, Antananarivo, von einem heftigen Blutsturze befallen. Bei dem Chef der norwegischen Mission in der Hauptstadt, dem Dr. Borchgrevinck, fand er liebevolle Aufnahme und Pflege, brauchte dann eine Badekur in den 39° (C.) heißen Quellen von Sirabé, erkrankte nochmals an Dysenterie und war erst gegen Mitte Oktober ziemlich wieder hergestellt. In Sirabé fand er Gelegenheit, das Skelet einer ausgestorbenen Hippopotamusart aus einem Moare auszugraben, sowie manche Pflanzen zu sammeln. „Es sind — schreibt er — meist hübsch blühende Gebirgstypen, sowie Moose und Flechten. Da aber die trockene kalte Zeit herrschte, so war nicht allzuviel in Blüthe. Jetzt folgt die trockene heiße Zeit, wo alles vollends verdarrt. Im November aber beginnen die Regen und dann tritt die Natur in Flor. Ich finde übrigens, daß für den Sammler in West- und Central-Madagaskar fast weniger zu holen ist als in irgend einer Wüste, die ich durchzogen. Insekten sind nicht! Vögel im Innern sind nicht! Quadrupeden sind nicht! Pflanzen giebt es nur wenig. Die Wälder hat man niedergebrannt; feuchte Stellen sind in Kultur, trockene kaum begrast und abgeweidet. Nur die unter dem Einflusse des wassergetränkten Südost-Monsum entstandenen und bestehenden Urwälder der Osthälfte haben Madagaskar den Ruf überschwenglicher Fruchtbarkeit verschafft. Die Vorläufer dieses Waldgürtels beginnen nicht weit von hier und habe ich bereits einige meiner Diener dorthin gesandt, um während meiner Reconvalescenz dort Pflanzen zu suchen, wozu ich sie angelernt habe." Nach den letzten Briefen befindet sich Hildebrandt jetzt in den Bergen östlich der Hauptstadt, vollständig hergestellt und eifrig mit Sammeln beschäftigt.

— Schon im XXXVII. Bande dieser Zeitschrift (S. 64) berichteten wir kurz über die Erforschung der Nigerquellen, welche in erster Reihe der hochherzigen Initiative des Marseiller Rheders C. A. Verminck zu verdanken ist; war er es doch, der, auf seine mächtigen Verbindungen mit dem Westen Afrikas gestützt, die Expedition auf eigene Kosten ausrüstete und an ihre Spitze zwei Führer stellte, wie sie besser kaum zu wählen waren: seit sechs Jahren hatte Josua Zweifel die Faktorei von Rotomba für ihn geleitet, und seit acht Jahren war Marius Moustier in Boke am Rio-Nunez thätig gewesen, und durch Karawanen aus dem Innern und eigene Reisen waren beide der Sprachen der Eingeborenen — des Tinne, des Susu und des Fulah — vollkommen mächtig. Jetzt liegt im „Bulletin de la Société de Géographie de Marseille" ein ausführlicher Bericht der ersteren vor, den

wir hier in großen Zügen wiedergeben wollen. Sie nahmen den ersten Vorschlag, den ihnen Verminck im März 1879 machte, ohne Bedenken an und betrieben die Vorbereitungen mit solchem Eifer, daß sie bereits am 8. Juli ihre Reise antreten konnten. Der Zug bestand aus zwei Dolmetschern, von denen der eine, Josef Reader, 1869 den Engländer Winwood Reade nach Falabah begleitet hatte, und circa 30 starken, an Regen und Sonne gewöhnten, Congos, die man anstatt der in Freetown schwer zu beschaffenden Lastthiere als Träger genommen hatte; weiterhin verstärkte man sich durch fernere 30 Mann. Am 11. verließ man bei Port Lokko definitiv die Küste. Unter stetem Regen erreichte man vom Thale der Rokelle das des Scarcies, auf dessen sumpfigem Boden man nur mit Mühe und indem man möglichst auf Baumwurzeln trat, fortzukommen vermochte; mehr als einmal mußte eingeschritten werden, um Desertionen zu verhindern. So durchzog man das Land Tinne, dessen Bewohner mit staunenswerther Leichtigkeit über die Freiheit ihrer schwächern Landsleute verfügen; der Boden ist gut bebaut, aber nur von den Weibern, welche durch ihre Arbeit den Reichthum der Männer ausmachen, während letztere faulenzen; die großen Wälder, von denen Reade noch spricht, hatten Saatfeldern Platz gemacht, nur der Palmbaum war geschont worden. In Big-Bumba, der Hauptstadt von Limbah, wurde der Zug vom König Sekoli gut aufgenommen und erreichte am 28. Juli Katimbo, wo man sich wieder mit Lebensmitteln versehen konnte. Von hier an ging der Marsch durch gebirgiges, aber von Regen aufgeweichtes, schlüpfriges Terrain, dessen zahlreiche Geleise sich in förmliche Ströme verwandelt hatten. Auch fingen die Eingeborenen an, sich feindselig zu zeigen.

Am 16. August hielten die Reisenden ihren feierlichen Einzug in Falabah, der Hauptstadt des Königs Sewa, welcher sie in der Mitte seiner Würdenträger unter der Veranda seines Palastes erwartete. Einer seiner Vettern, Filah, den er ihnen zur Verfügung stellte, versprach sie zu den gesuchten Quellen zu führen, und von Gesandten der Koronkos, welche zur Feier eines zwischen diesem Volke und dem Könige Sewa geschlossenen Friedens anwesend waren und noch nie einen weißen Mann gesehen hatten, erfuhren sie, daß der „große Strom“ aus drei Quellflüssen gebildet wird, die drei verschiedene Namen tragen und sich bei Liah vereinigen, von wo an der Fluß Dhiolibah genannt wird; der hauptsächlichste derselben fließt zwischen zwei Bergketten, deren eine Lomah heißt, und seine Quellen liegen zwei Tagemärsche hinter dieser Kette.

Diese Nachrichten erhöhten den Eifer der Reisenden, doch durften sie sich nicht nach der Seite von Faranah wenden, da dies Land durch ein zahlreiches Heer von Haussahs überschwemmt war, sondern faßten auf den Rath des Königs den Plan, in südöstl. Richtung durch das Land der Koronkos hindurch zum Tembi, der heiligen Mutterquelle des Dhiolibah, vorzudringen. Am 28. verließ man den gastlichen König, erreichte die Quellen der Rokelle, setzte nach Affenart über den Taminonco, durchschritt bis an die Brust im Wasser den Falico und gelangte so unter tausend Gefahren nach Socora, der Residenz des Königs Schimiti Fareh. Hier hatte man große Mühe, das plötzlich auftauchende Gerücht zu zerstreuen, die Weißen hätten die Absicht, den Tembi direkt nach der Küste abzuleiten, damit die Haussahs trockenen Fußes in Koranko einfallen könnten. Jeder Tag brachte neue Schwierigkeiten. Man befand sich auf der Wasserscheide zwischen dem Niger und den Küstengewässern, wo der sich südlich von Sierra Leone in den Ocean ergießende Koromanka entspringt. Immer mehr wurden feindliche Einflüsse sichtbar: Aberglauben, Handelseifersucht, Habgier des Königs von Tantafara, Foreh Woleh, ja auch Meutereien der Träger mußten überwunden werden, ehe man das Plateau gewinnen konnte, welches die Stadt beherrscht. Da, am 26. September, sah Zweifel zum ersten Male den heiligen, aus einem Granitblock bestehenden Hügel vor dem Berge Daro, aus dessen Seite der Tembi entspringt: bei diesem Anblick bemächtigte sich seiner eine lebhafte Freude, und die Zuversicht, endlich sein Ziel zu erreichen, begeisterte ihn zu einem lauten Triumphgesang; aber ach, vergebene Hoffnung! Auf einem Inselchen mitten in dem „großen Wasser“, dessen Windungen man erblickte, haust, weit und breit verehrt und angebetet, der Oberpriester Tembi Sole, über dessen Person und Wesen unzählige Sagen verbreitet sind; so soll er auf dem Grunde des Wassers ein goldenes Haus bewohnen. Dieser mächtige Mann nun widersetzte sich mit aller Energie dem Vorhaben der Reisenden; Bitten, Drohungen, alles war umsonst: Weiße dürfen sich den heiligen Quellen nicht nahen, aber auch sonst haben sie Wenige gesehen, denn jeder Krieger muß sterben, der sich ihnen zu nahen wagt. Zweifel zog es vor, das Verbot nicht zu überschreiten, um als Freund, wie er gekommen, auch wieder zu scheiden, und am 3. October betrachtete er zum letzten Male den Hügel, welcher dem Dhiolibah zur Wiege dient, und von dem ihn kaum 6 km trennten.

Der Rückweg zur Küste geschah in Eilmärschen. In Falabah fand man die Träger wieder, die man zurückgelassen, aber die Vorräthe waren erschöpft. Auf demselben Wege wie sie gekommen kehrten die Reisenden nach Port Lokko zurück, wo sie am 6. November eintrafen.

Bleibt nun auch zu bedauern, daß an topographischen und astronomischen Beobachtungen die Ausbeute nur gering ist, ja daß die kühnen Reisenden trotz aller Gefahren und Strapazen das letzte Endziel ihres Zuges nicht erreicht haben, so können wir uns doch freuen, daß sie der Wissenschaft neue Gegenden und Völker erschlossen und dem Handel und der Civilisation neue Bahnen geöffnet haben.

— Savorgnan de Brazza, welcher sich im vorigen Jahre zur Anlegung einer französischen Station nach dem Ogowe, seinem früheren Forschungsgebiete, begeben hatte (s. „Globus“ XXXVII, S. 48 und XXXVIII, S. 255), hat seinen Plan glücklich ausgeführt: es ist ihm gelungen, vom Oberlaufe des Ogowe aus den Congo bei dessen seeartiger Erweiterung, dem Stanley-Pool, am 7. September 1880 zu erreichen und mit Stanley zusammenzutreffen (letzteres wohl viel weiter stromabwärts).

Südamerika.

— Der brasilianische Senat hat am 21. November 1880 das Wahlreform-Gesetz angenommen, wodurch Protestanten, Freigelassene und Naturalisirte die Wählbarkeit in die Kammern erlangen, ein wichtiger Schritt nach vorwärts für die in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches und besonders in Rio Grande do Sul angesiedelten Deutschen, welche sich nun direkt an der Verwaltung des Landes und der Politik betheiligen können. „Brasilien — schreibt die in Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung“ — weiß selbst vielleicht nicht genau, welchen gewaltigen, zukunftsreichen Schritt es gethan hat; denn jetzt ist die letzte Schranke gefallen, die bisher noch einer starken that- und arbeitskräftigen Einwanderung entgegenstand. Dieser eine Beschluß wird dem Lande mehr nützen, als 50 Jahre politischer Diskussion und parlamentarischer Schönrednerei.“

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenant A. Reclus.

XI.

Von der Stadt Chorrera aus führte ein Fußweg in nördlicher Richtung durch die Savane nach dem Zusammenflusse des Rio Congo und des Rio Caïmito, der beiden Flüsse, die jetzt noch erforscht werden sollten. Die Savane mit ihrem verdorrten spärlichen Grase bot hier einen traurigen Anblick, der durch die Staffage der hin und wieder weidenden mageren elenden Rinder kaum mehr erheitert wurde, als durch die häufig am Wege liegenden von den Geiern rein abgenagten Skelete so mancher ihrer Vorgänger. Wenn die Geier in den Wäldern des Isthmus nur äußerst selten einmal sich zeigen, so sind sie in der Savane desto häufiger; zu Tausenden sieht man sie Nachmittags hier in der Luft kreisen und nach Beute ausschauen oder schwerfälligen Fluges nach Panama ziehen, dessen Vorstädte und nächste Umgebung ein fruchtbares Feld für sie sind. Von einem in der Savane gefallenen Stück Vieh sollen gewöhnlich schon nach einer Stunde nur noch die Knochen übrig sein; und kommt es auch gelegentlich einmal vor, daß die „Galinazos" einem unachtsamen Haziendero ein Kalb rauben, so ist doch ihre Nützlichkeit eine so allgemein anerkannte Thatsache, daß sie nicht nur geduldet werden, sondern daß es sogar bei Strafe von einem Piaster verboten ist, einen Geier zu schießen.

Der mittlere Lauf des Caïmito ist von steilen, 4 bis 5 m hohen Ufern eingefaßt, die, häufig zurücktretend, eine ganze Reihe von tiefen Wasserbecken (pozos) entstehen lassen. In eines dieser Becken ergießt sich der von Norden kommende Rio Congo, der, bedeutend schmaler als der Caïmito, in zahlreichen Windungen zwischen steilen Rändern daherfließt. Sein Wasser ist schwarz und trübe, seine Ufer nicht weniger von Bäumen, Gesträuch und Lianen überwuchert, als die des Caïmito. Oft verschlingen sich die Zweige über dem Wasserspiegel dermaßen, daß die mühsam auf der steilen Böschung Vorwärtsschreitenden durch das dichte Geflecht auch keinen Schimmer desselben wahrzunehmen vermögen. Ziemlich dicht unterhalb der Einmündung des Rio Congo geht an einer besonders hohen Uferstelle eine Brücke über den Caïmito, ein leichtes hängendes Bauwerk, das nur aus drei mit Lianen zusammengebundenen langen schwankenden Palmenstämmen besteht, aber über dem hier brausenden Flusse und gegen den hellen Himmel sich abzeichnend ein anmuthiges Bild abgiebt. Noch einige 100 m weiter abwärts folgt dann der Wasserfall des Caïmito, wo der Fluß, der nach einer Strecke schnellen, reißenden Laufes sich in tausend kleinen Wirbeln und Wellen über ein breites, von hochragenden Basalten zerrissenes Bett zertheilt hat, plötzlich sein Wasser zu einer mächtigen Masse vereint und aus einer Höhe von 15 m in ein von schwarzen Wänden eingeschlossenes großes Becken hinabstürzt.

Die Arbeiten auf diesem ungünstigen Terrain gingen nur langsam von statten: war es doch schon viel, wenn man sich in vier Stunden einen Weg von etwa 500 m am Flußufer entlang bahnte. Endlich konnte man aber die Vermessungen für vorläufig abgeschlossen erklären und den Rückweg nach Panama antreten. Die große Savanenebene zur Rechten lassend, erreichte man nach einem Marsche über



Fall des Caimito.

hügeliges Terrain, das erst etwa 2 km vor der Küste in eine niedrige Ebene übergeht, Puerto de la Chorrera. Von hier bis zur Mündung des Rio Grande ist der flache Küstenstrich noch bedeutend schmaler; an einigen Stellen treten ansehnliche Hügel, auf denen der Weg nach Panama entlang führt, bis dicht an das Meer; einer ihrer Ausläufer bildet das Vorgebirge Vaca de Monte. Weiterhin, am Abhange des Cerro de Cabras, steigt der Weg hinab und geht etwa 6 km weit auf einem schmalen sandigen Sandstreifen unmittelbar am Meere hin, um dann bei der Punta Guinea wieder landeinwärts und durch die Sumpfgegend von Alvina de Farfan zum Aestuarium des Rio Grande zu führen, wo ein Boot die Reisenden nach Panama hinüber beförderte.

Es erübrigten nun nur noch die Vermessungen des Chagres- und des Rio-Grande-Thales, d. h. Vorarbeiten für das (jetzt zur Ausführung bestimmte) Projekt Colon-Aspinwall-Panama. Da die interoceanische Eisenbahn die Depressionen dieser beiden Flüsse schon verwendet hat, war, wie oben erwähnt, in den für jene Anlage gemachten Entwürfen und Zeichnungen des Ingenieurs Totten ein reiches Material auch für den Kanalbau vorhanden; und es handelte sich nur noch um die Aufnahme einiger Strecken, wo der Lauf des Kanals bedeutend von dem der Eisenbahn abweichen sollte. So benutzte man die letztere bis zu der etwa auf einem Drittel des Weges von Panama bis Colon gelegenen Station Emperador und begann hier die Aufnahme des Terrains an der östlichen Seite der Bahnlinie unweit des zum Chagres gehenden Rio Obispo. Der zu anderen Zeiten des Jahres wasserreiche Fluß, der viele Stromschnellen und einen über gewaltige Felsblöcke stürzenden Wasserfall bildet, bestand jetzt auch nur aus einer Reihe



Ansicht von Gatun.

schwarzer schlammiger Becken. Zu den bekannten Hindernissen der dicht verwachsenen stachelichten, dornigen Vegetation, zu den zähen Lianen, die den Axthieben der den Weg bahnenden Arbeiter oft genug Trotz boten, kam als Erschwerung der Arbeit jetzt noch der Mangel des zweiten, bei dem Brande von Panama eingebüßten Tachometers. Es gehörte ein gutes Theil Geduld dazu, um mit dieser ungenügenden Ausrüstung das Erforderliche zu leisten. Eine angenehme Abwechselung von dem langsamen Vorschreiten der Nivellirungs- und planimetrischen Arbeiten in dem Waldgestrüpp des bergigen Terrains bildeten nur die Stellen, wo das sich verbreiternde Flußthal kleine Ebenen stehen läßt, die zur Reiskultur benutzt werden. Ist es doch schon an und für sich erfreulich, einmal die Spuren menschlichen Fleißes zu sehen, wo man so oft sich an der Indolenz und Faulheit der Bevölkerung stößt. Das Dorf Matachin, wo den von Colon kommenden Zügen eine zweite Lokomotive zur Ueberwindung des Cerro de Culebra vorgelegt wird, führt ein rechtes Bild dieser Indolenz des Volkes vor Augen. Schöne Gehölze von Gujaven, Orangen- und Mangobäumen, die sich bis an das Dorf ziehen, erzählen von einer bessern Zeit, wo hier große Hazienden gestanden haben, von denen heute keine Spur mehr zu sehen ist, einer Zeit, wo die Straße von Cruces nach La Chorrera wahrscheinlich über diesen Ort geführt hat. Heute bildet der Verkauf von Früchten und Erfrischungen an die Eisenbahnpassagiere, ein wahrlich nicht zu einträglicher Handel, den Hauptnahrungszweig der faulen Einwohner.

In dem Thale des Chagres angelangt, schlug man für einige Tage das Quartier in Mamei auf, dem Kreuzungspunkte der von Colon nach Panama und zurück fahrenden Züge. Nach eingehenden Vermessungen des ganzen Terrains bestimmte man San Pablo als den geeignetsten Punkt, wo der Kanal und die Eisenbahn sich kreuzen sollten, und wo ohne wesentliche Aenderungen der Traces eine Drehbrücke anzubringen sein würde. Mit dieser Feststellung und mit einer andern in Betreff des Obispothales, wo nach Reclus' Aufnahmen eine Modificirung des Projektes geboten erschien, war der wichtigste Theil der Arbeit gethan. Es blieben noch die leicht auszuführenden Vermessungen auf der Hochebene des Rio Gatun östlich von der Eisenbahn. Der kleine Ort Gatun, ein Haufen elender Hütten, zeigt nur an einem Tage in der Woche ein etwas reges Leben: dann nämlich, wenn der Bananenmarkt hier abgehalten wird, zu dem das arme Landvolk auf seinen Pirogen ein bis zwei Meilen weit kommt, um seine Früchte abzusetzen, und um

oft genug unverrichteter Sache zurückzukehren. Ein New-Yorker Spekulant hat nämlich mit der Eisenbahngesellschaft sowohl als auch mit der Gesellschaft der Dampferlinie von Colon einen Vertrag abgeschlossen, der ihm allein das Recht des Transports von Bananen zusichert. So hat er das ganze Geschäft hier in Händen, und die Producenten müssen dankbar sein, wenn sie ihre Bananen zu dem niedrigsten Preise überhaupt loswerden. Die Agenten dieses Menschenfreundes kaufen nur den kleinsten Theil des zu Markte Gebrachten, meist nur große Kolben von über einem Meter Länge, an denen sich oft mehr als zweihundert Früchte befinden. Von dem Geschrei und Fluchen, von den Drohungen und Verwünschungen, die man auf diesem Markte in dem sonst so todten Flecken zu hören bekommt, macht man sich nur schwer einen Begriff. Die für den Verkauf gezogenen Bananen haben für die Neger selber keinen Werth; zum eigenen Gebrauche lassen sie die Früchte, die sie nur gekocht genießen, nicht zur Reife gelangen. Es ist darum, sozusagen, ein doppelter Verlust, wenn sie ihnen nicht abgenommen werden.

Noch einmal kehrte Reclus von Gatun nach Panama zurück, um zunächst einige Vermessungen in der Nähe der Stadt selber vorzunehmen, wo eine Depression zwischen dem Cerro d'Ancon und der Loma de Boca de Rio Grande zum Mündungspunkt des Kanals geeignet erschien, und um dann das ganze in den drei Jahren gesammelte Material zu klassifiziren und für den Transport zu verpacken. Am 1. Mai schiffte er sich endlich mit Herrn Lacharme nach der Heimath ein.

Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

„Könnte sich die Saône nur entfernt dem Rhône an Wassermasse vergleichen, so hätte sie zweifellos dem ganzen Stromgebiete den Namen gegeben, denn nach Richtung, geologischer Zusammensetzung der umgebenden Felsarten und Geschichte ihrer Anwohner ist sie die Hauptader des Rhônegebietes. Seinerseits verdiente der Doubs, daß man seinen Namen der Saône gäbe, wenn es nach der Länge des Flußlaufes ginge; denn er übertrifft um 165 km die Entwickelung dieses centralen Stromes des ganzen Beckens. Zuerst fließt er, parallel dem Orbe und der Reuse [1]), klaren Bächen des Rheingebietes, nach Nordosten, einer Falte des Jura folgend; noch als einfacher Bach vereinigt er sich mit dem Ausflusse des Sees von Remoray, durchfließt dann den See von Saint-Point und tritt jenseits Pontarlier in eine Reihe von Engschluchten, wo jedes freie Plätzchen für die Arbeiten der Industrie ausgenutzt wird. Im schönen Cluse-See von Chailleron oder les Brenets angelangt, von welchem angefangen das Flußthal als politische Grenzscheide zwischen Frankreich und der Schweiz dient, beruhigt er seine Gewässer oberhalb einer natürlichen Felsbarre, von deren Rande er sich in einem prächtigen Falle von 27 m Höhe hinabstürzt: das ist der berühmte Saut-du-Doubs. Weiter abwärts tritt der Fluß ganz auf Schweizer Gebiet, macht dann eine jener plötzlichen Biegungen, die ihm, wollte man einer offenbar falschen Etymologie glauben, seinen Namen Dubis (dubius = zweifelhaft, irrig, irrend [2])) eingetragen haben, fließt westwärts, also seinem Oberlaufe gerade entgegengesetzt, und tritt wieder auf französisches Gebiet, indem er eine der Ketten des Jura quer durchbricht. Bei Saint-Hippolyte wiederum Aenderung der Richtung: der Doubs fließt nun nach Norden durch eine finstere Cluse, in welcher er einen zweiten Gebirgswall, die Kette des Lomont, durchbricht und bis nahe an die Pforte, welche zwischen dem System des Jura und der Vogesen bei Belfort sich öffnet, herantritt, wo der natürliche Wasserweg durch einen künstlichen Fluß, den Rhein-Rhône-Kanal, der einst, als Elsaß noch zu Frankreich gehörte, von solcher Wichtigkeit war, verlängert worden ist. Südlich von Montbéliard biegt der Doubs nochmals um und fließt nach Südwesten, weite Bogen beschreibend, zuerst zwischen Felsen und hohen Hügeln, dann inmitten einer weiten schwach gewellten Ebene. Es giebt wenig Flüsse in der Welt, welche in ihrem Laufe so scharfe und geometrisch abgemessene Biegungen haben. Der Hauptzufluß des Doubs, die Loue, welche aus einer sehr starken Quelle entspringt, macht eben solch launische Bogen, wie der Hauptfluß. Am Ausgange des gewundenen Thales von Ornans ist sie nur 3 km vom Doubs entfernt; da aber die Felsen, welche an dieser Stelle beide Strombetten von einander trennen, sich nicht haben durchbrechen lassen, so biegt die Loue plötzlich nach Südwesten um und ergießt sich erst nach einem weitern Laufe von 80 km in den Doubs."

Nebenfluß der Loue ist der berühmte Lison. Verschiedene Schlünde, darunter der an 300 m tiefe Puits Billard, nehmen die Bäche und Rinnsale auf den Hochebenen der Freigrafschaft auf und vereinigen in unterirdischen Kanälen ihre Gewässer, welche plötzlich bei Nans-sous-Saint-Anne wieder zu Tage treten. Dort stürzt sich in einem prächtigen „Ende der Welt" aus der Mündung einer Höhle der Lison heraus, und zwar als Kaskade und mit solcher Wasserfülle, daß die Loue selbst ihm darin ohne den Zufluß der Mène-Quelle (unterhalb Cléron und oberhalb der Lison-Mündung) kaum gleichkäme.

„Der Höhlenreichthum der Kalkfelsen, welche der Doubs durchfließt, machte seine Wasserführung noch vor Kurzem ziemlich sonderbar. Das Bett des Hauptflusses und mehrerer seiner Zuflüsse werden von Spalten durchschnitten, in welchen früher ein Theil der Gewässer, bei Mont-Benoit, verschwand. In Zeiten der Trockenheit war der Doubs unterhalb Pontarlier nur ein winziger Wasserfaden, so daß die meisten Fabriken gezwungen waren zu feiern. Da die Spalten allmälig an Breite zunahmen, fürchteten die Anwohner, daß schließlich der ganze Fluß bei Niedrigwasser verschwinden würde, bis man auf den guten Gedanken kam, die Spalten mit Mauerwerk in Gestalt von Brunnenrändern zu umgeben, die etwas niedriger waren, als der höchste Wasserstand. Bei Ueberschwemmungen kann nun der Ueber-

[1]) Beide münden in den Neuchâteler See.

[2]) Nach A. Delacroix hängt der Name Doubs vielmehr mit derselben Wurzel zusammen, wie Doue, Doué, Douix, wie in Frankreich viele Flüsse und Quellen heißen.

schuß an Wasser zum Theil dadurch abfließen, während bei Trockenheiten nicht ein Tropfen verloren geht, und die gewerblichen Anlagen ihre Arbeit ganze Wochen lang fortführen können. Die mittlere Wassermenge des Doubs, welche wegen ihres beträchtlichen Falles von Pontarlier bis zum Saut-du-Doubs eine Summe von über 5000 Pferdekräften darstellt, steht also seinen Anwohnern jetzt vollkommen zur Verfügung."

Vorstehender Schilderung des Flußlaufes, wie sie Elisée Reclus in seiner trefflichen „Nouvelle Géographie Universelle" (Bd. 2) giebt, fügen wir zur Ergänzung einige Daten aus Onésime Reclus' „Géographie de la France" an.

Der Doubs hat danach eine Länge von 430 km, während seine Quelle und seine Mündung nur 90 bis 95 km von einander entfernt sind, so daß es vielleicht keinen andern großen Fluß giebt, der solche Umwege macht. Wo er in die Saône mündet, führt er mindestens ebenso viel Wasser mit sich, wie diese, und sein Lauf ist um 160 km länger, als derjenige jenes friedlichen Hauptstromes von Burgund. Sein wunderbar blaues Wasser fließt lange in tiefen Spalten desselben Jura-Gebirges hin, welches seine Quelle auf einem Plateau in 937 m Seehöhe umschließt, bei Mouthe in einer Höhle des zu 1299 m ansteigenden Noirmont. In dem schon oben erwähnten See von Saint-Point ist er noch



Die Quelle des Lison.

850 m hoch, weiterhin im See von les Brenets an der Grenze der romanischen Schweiz aber nur noch 400 m.

* * *

Saint-Hippolyte am Doubs, südlich von Belfort und Montbéliard gelegen, diene als Ausgangspunkt unserer Wanderung nach dem Wasserfalle. Man stelle sich einen von amphitheatralisch angeordneten Bergen gebildeten, riesigen Trichter am Fuße des Lomont vor, bewachsen mit Fichten, Nußbäumen und Eichen, deren kräftig dunkeles Laub von dem hellern der Buchen, Eschen und Haselstauden sich wirksam abhebt. Im Grunde dieses Kessels liegen etwa ein hundert Häuser von allerhand Färbungen, manche aus Hausteinen, andere mit Kalk verputzt, gelb, weiß, grau, grün oder rosa, mit rothen Dachziegeln gedeckt. Ein lustiger Anblick trotz der Strenge der Landschaft! Dazu die beiden Flüsse Doubs und Dessoubre, welche das Städtchen umfließen und sich dann vereinen: das ist Saint-Hippolyte, einst eine feste Stadt und Hauptort der Grafschaft de la Roche, später Sitz eines Unterpräfekten, jetzt nach Bedeutung und Bevölkerung kaum einem großen Dorfe vergleichbar. Allein abgesehen von seiner mittelalterlichen Kirche mit den Gräbern der alten Grafen und von seinem Kloster bietet der Ort in seiner nähern und weitern Umgebung mancherlei des Besuchenswerthen dar. Vier Straßen gehen von dem Städtchen nach verschiedenen Richtungen aus; eine nach Norden dem Laufe des Doubs folgend, die zweite westwärts am Flusse hinauf, die beiden letzten in südwestlicher Richtung nach Morteau und in südsüdwestlicher am Dessoubre-Flusse hinauf. Die erste Straße führt nach Mandeure, dem antiken Epamanduodurum, wo in früheren Jahrhunderten durch Ausgrabungen Reste von Tempeln, Bädern, eines Theaters, einer Wasserleitung und zahlreiche kleinere Gegen-



Lauf des Doubs zwischen Felsenwänden.

stände zu Tage gefördert worden sind. Die zweite Straße führt im Thale des Doubs — welches hier den Namen Vallée d'Or führt, weil der Fluß Goldkörnchen mit sich führen soll — hinauf nach dem Château de la Roche, einer tiefen Höhle in einer hohen, senkrechten Felsenwand, welche einst das wahre Schloß la Roche getragen hat. Der Tradition zufolge erlitt Bernhard von Sachsen-Weimar vor demselben eine schwere Niederlage; 1668 wurde es auf Befehl Loui's XIV. zerstört. Die Straße führt weiter über Soulce, Montjoye, Vaufrey und Glères nach dem letzten französischen Dorfe Bremoncourt, welches mit La Motte, dem ersten schweizerischen, durch eine Brücke verbunden ist. Von Vaufrey aus kann man auf Bergpfaden den Roche d'Or, den höchsten Gipfel in jenem Theile der französischen Grenze, einen Ausläufer des schweizerischen Mont-Terrible, ersteigen, von dem aus den Sonnenuntergang zu betrachten seine ganz besonderen Reize haben soll.

Die dritte Straße ist steil; in den Felsabhang eingeschnitten, tritt sie nach einigen Windungen in die Passage Fondereau, wo rechts senkrechte Felsenklippen aufragen und zur Linken ein Abgrund gähnt, in dessen Grunde der Dessoubre schäumt. Kunst mußte hier der Natur sehr zu Hülfe



Die Brücke über den Doubs in Saint-Hippolyte.

kommen, um die Straße zu sichern und auf die Hochebene hinauf zu führen. In weiten Wellen dehnt sich dieselbe aus bis zur Schweizer Grenze, jenseit deren in weiter Ferne die Schneespitzen der Alpen sich von dem blauen Himmel abheben. Trévilliers ist das erste Dorf, welches man berührt. Seine meist mit Brettern verschälten Häuser ragen mit ihren Dächern, die mit großen Steinen beschwert sind, kaum über dem Erdboden hervor; sie scheinen sich vor dem Nordwinde wie eine Herde Schafe zusammenzudrängen und diesem ihrem Feinde den Rücken zu kehren. Die Vegetation ist hier oben ohne Kraft und Saft. Dafür entfaltet sie auf den tieferen Plateaus ihren ganzen Reichthum; da wachsen Tanne, Fichte, Eiche, Nußbaum, Buche, Espe, Esche, Linde, Eberesche, Birke, Haselstrauch, Mehlbeerbaum, Holunder, Ahorn, Apfel-, Birn- und Kirschbaum, Akazie, Pappel, Weide und so fort, da finden sich die verschiedensten Sträucher, wilde Stachelbeeren, Alpenrosen, Maulbeerbäume, Himbeersträucher, Schwarzdorn, Geisblatt, Schlinggewächse und eine Legion von anderen Pflanzen, deren Aufzählung ein Buch füllen würde. Die Freigrafschaft bringt alles hervor, was man zum Leben braucht: Wein, Getreide, Gemüse, Früchte, Vieh, Wild und Fische. Umgäbe man sie mit einer undurchdringlichen Mauer, sie könnte ihre Kinder allein ernähren, ohne die übrige Welt um irgend etwas bitten zu müssen.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

I. B.

Entwickelung der Auswanderung und des Handels. Stellung der chinesischen Regierung zu der Auswanderung. Gründe der Abneigung der Westvölker gegen die chinesischen Einwanderer.

Kommen wir auf unsern Gegenstand, die Auswanderung, zurück, so umfaßt das chinesische Besiedelungsgebiet außer den China nicht oder nicht mehr unterworfenen Nachbarländern im Indischen Archipel, in Hinterindien, Polynesien und in den transpacifischen Gebieten Nord- und Südamerika sammt Westindien drei mit dem Reiche in inniger Verbindung stehende Außen- oder Nebenländer: Mandschurei, Mongolei und Formosa. Dazu ist jetzt jener seit seiner gewaltsamen Loslösung von chinesischer Herrschaft der chinesischen Einwanderung wieder erschlossene Strich von Centralasien gekommen, welchen schon Carl Ritter als „Land der Eingänge" besonders gekennzeichnet, dem er eine große geschichtliche Rolle zugewiesen hat; es ist die Oasenkette, welche vom obern Hwangho über Hami nach Kaschgar und Yarkand und damit bis an die Grenze West-Turkestans und Afghanistans reicht. Seit langer Zeit, im Falle dieses letzterwähnten Gebietes sogar seit nicht weniger als 2000 Jahren, werden diese Länder von auswandernden Chinesen aufgesucht und weite Striche von ihnen sind nicht minder dicht bewohnt als manche der ältesten Provinzen des Reiches. Im Allgemeinen werden aber die nächstgelegenen am meisten aufgesucht und sind in Folge dessen bereits am dichtesten besetzt. So die südliche Mandschurei, die zum Ackerbau und damit zum seßhaften Leben passenden Grenzstriche der Mongolei und in neuerer Zeit auch Formosa. Jedoch sind die unmittelbar an China grenzenden Länder Korea, Birma und selbst Tibet aus politischen Gründen — denn alle diese Staaten üben dieselbe Abschließung gegen einander und gegen andere Nachbaren wie einst China — entweder ganz den Chinesen verschlossen, wie das erstere, oder doch nur in geringem Maße ihnen zugänglich, wie die beiden letzteren. Auch Japan zählt eine schwächere chinesische Bevölkerung, als man oft annimmt. Dafür ziehen dann wieder gewisse Länder durch auffallende Begünstigungen an, welche sie einräumen, wie wir das bei Siam finden werden, oder durch die „Lockmittel des Handels", welche sie bieten, wie das Goldreich Borneo, das zinnreiche Larut, das dem Ackerbau günstige Sumatra und andere, während endlich die transpacifischen Gebiete durch organisirte Kuli-Einfuhr sich eine chinesische Bevölkerung zu verschaffen suchten.

Im engsten Zusammenhang mit der Ausbreitung der chinesischen Kolonien steht die des chinesischen Handels. Beide bedingen sich gegenseitig. China nimmt unter den Ländern Asiens die zweite Stelle nach Gesammtsumme der Ein- und Ausfuhr ein. Ein Konsularbericht des deutschen Handelsarchivs giebt für das Jahr 1879 folgende Zahlen in Haikuan-Taels (6,06 deutsche Reichsmark): Fremde Nettoeinfuhr 88928083; einheimische Nettoeinfuhr 49121947; Ausfuhr 115801185; in Summa 204729268. Schon ist die Versorgung Formosas, der Philippinen, Tongkins, Annams, Cochinchinas, Siams, der Halbinsel Malakka mit europäischen Waaren, welche aus chinesischen Häfen oder aus Singapur reexportirt werden, fast ausschließlich in chinesischen Händen, und nicht minder ist es die Ausfuhr der Erzeugnisse dieser reichen Gebiete nach China. In fast allen größeren Plätzen des chinesischen Auswanderungsgebietes werden wir den Einfluß zu betonen haben, welchen die Chinesen auf den dortigen Handel ausüben. An manchen derselben hat man Einschränkungen für nöthig befunden, um dem wahrhaft wuchernden Wachsthum ihres Einflusses vorzubeugen. Die Schifffahrt, welche noch lange einen schwachen Punkt ihrer wirthschaftlichen Leistung bilden wird, hat sich doch soweit entwickelt, daß die Dampfer einer chinesischen Gesellschaft (der China-Merchants-Dampfschiff-Gesellschaft) bereits einen großen Einfluß auf den Verkehr der Plätze am Yangtsekiang und zwischen Tientsin und Ningpo üben. Dieselbe Gesellschaft ließ im verflossenen Sommer zum ersten Mal einen eigenen Dampfer nach Honolulu und San Francisco gehen. Von dem Werthe des Verkehres der 21 chinesischen Vertragshäfen unter einander und mit dem Ausland entfielen 1879 28 Proc. auf die chinesische Flagge, und es verkehrten unter derselben in diesem Jahre 6932 Schiffe mit 4353695 Tonnen (30 Proc. des Gesammtverkehrs). Diese Zahlen berühren unmittelbar eine chinesische Bevölkerung von (geschätzt) gegen 6 Mill., welche in den Vertragshäfen sowie in Hongkong und Makao lebt.

Aeußere Umstände verbinden sich mit dieser gesteigerten Bewegung der Güter, welche nicht denkbar ist ohne eine entsprechende Bewegung der mit ihnen handelnden Menschen und eine daraus ebenso nothwendig folgende größere Beweglichkeit der letzteren, um den nach außen führenden Kanälen immer mehr Menschen zuzuführen. Außer dem Bedarf an Arbeitskräften in manchen Ländern, welche sich gezwungen sehen, den chinesischen Auswanderern alle möglichen Vortheile zu bieten, um sie anzuziehen, außer der noch immer wachsenden Zahl billiger Schiffsverbindungen nach dem Auslande ist die Noth im eigenen Lande die mächtigste Triebfeder der Auswanderung. Nie sah man das klarer als in den bösen Jahren 1877 und 1878. Die Hungersnoth trieb Hunderttausende von Haus und Feld, die in anderen Provinzen sich eine neue Heimath suchten, wenn sie nicht auf dem Wege Hungers starben. Die Mehrzahl ging nach der Mongolei in der Richtung auf Kalgan und Kwei-hwa-tscheng. Man verkaufte die Dächer und das sonstige Holzwerk von den Häusern und alles entbehrliche Gut, um Reisegeld für ein paar Tage zu gewinnen. Weiber und Kinder blieben in der Regel zurück und aus beiden rekrutirten sich denn hauptsächlich jene schrecklich großen Sterblichkeitszahlen, welche nach mäßigen Schätzungen schon im Frühling 1878 die Zahl der vor Hunger Umgekommenen auf Millionen steigen ließen. In Tientsin waren im Sommer 1878 allein gegen 50000 Flüchtlinge aus den Hungerbezirken von Petschili und Schansi angesammelt, meist Weiber und Kinder. Die bettelnden Scharen der Männer durchzogen das ganze Land und kamen von Honan bis Canton. Die Mandschurei empfing eine nicht unbeträchtliche Einwan-

derung, zumal sie gute Ernten hatte in diesen Unglücksjahren, welche für Nordchina Mißwachs, für die mittleren Provinzen Heuschrecken und für die südlichen Ueberschwemmungen brachten.

Im Vergleich zu solch mächtigen, die Auswanderung fördernden Anregungen fallen die in China selbst und in wenigen Theilen des Auslandes gemachten Anstrengungen, sie zurückzudämmen, nicht sehr stark ins Gewicht.

Die Ausweise des Hafenmeisters von Hongkong ließen zwar die Wirkung der letzteren Ursachen, nämlich der Ablehnung weiterer chinesischer Zuwanderung in Californien und Australien, auf die chinesische Auswanderung deutlich genug erkennen. Die Zahl der nach Californien von diesem Platze Auswandernden hatte 1876 um 4472 mehr betragen als 1877. Es zählte in diesem letztern Jahre die gesammte Auswanderung überhaupt um 6609 weniger als im vorigen. Nach Oregon gingen dagegen 168 mehr, im Ganzen 1083. Die Auswanderung nach Queensland stockte nicht bloß ganz, sondern es setzte sogar ein Rückstrom ein. Nach Cooktown waren von 1875 bis 1877 (einschl.) 20 960 gegangen und 6193, eine verhältnißmäßig hohe Zahl, wieder zurückgekehrt. Port Darwin empfing nur 97. Auch die Straits Settlements und Manila empfingen weniger, jene um 1225, diese um 1940. Dagegen betrug die Zahl der nach Hawaii Auswandernden 1102 und war im Steigen. Diese Zahlen spiegeln sich natürlich im Rückgang der Einwanderung in den betreffenden Ländern ab, und wir werden sie wiederfinden.

Die Abschreckung der Bevölkerung durch weit verbreitete und manchmal wohl auch übertriebene Schilderungen der Scheußlichkeiten, die in Peru und Cuba an chinesischen Kulis verübt wurden, dürfte auch nicht ganz ohne Rückwirkung geblieben sein. 1879 erschien z. B. in Canton ein chinesisches Buch, betitelt „Lebende Höllen", welches seinen Titel zu rechtfertigen sucht, indem es eine große Anzahl von Grausamkeiten schildert, welche in den Barrakuns von Macao, auf den Schiffen, hauptsächlich aber auf den Pflanzungen Perus und Cubas an den Kulis verübt worden sind. Sind auch die Bilder, die der Verfasser von den Menschenfängern, den Schiffskapitänen und Pflanzern zeichnet, welche natürlich ohne Ausnahme als wahre Teufel geschildert werden, etwas stark aufgetragen und schematisch, wie es für den chinesischen Geschmack paßt, so liegen doch leider nur zuviel Thatsachen vor, welche diese Grausamkeiten bestätigen und jenen Optimismus Lügen strafen, mit dem der chinesische Weise Mencius behauptete, „alle Menschen haben natürliche Sympathien". Das Buch soll sich bereits weit in der Bevölkerung verbreitet haben, und es wurde sogar behauptet, daß dasselbe nicht ohne Einfluß auf den Plan der chinesischen Regierung gewesen sei, hinfort ihre Auswanderer nur auf eigenen Schiffen zu transportiren.

In Hongkong war schon seit 1872 die Ausrüstung oder (angebliche) Ausbesserung von Schiffen, die zur Aufnahme von Kulis aus Macao bestimmt waren, mit solchen Schwierigkeiten umgeben, daß es thatsächlich verboten war, und damit hörte auch der „Kulihandel" hier auf. Seiner Fortdauer in Macao setzten Schranken die Beschwerden der chinesischen Regierung und befreundeter Mächte in Spanien und Peru, und die Verbote der Auswanderung nach Cuba und Peru, wohin bis dahin die Kulis großentheils verschifft worden waren. Noch 1880 wurde der deutsche Dampfer „Hesperia", der Kulis für Hawaii und Callao geladen hatte, durch die chinesischen Behörden am Auslaufen verhindert. Die Engländer, denen man es lassen muß, daß sie ein werkthätiges Gefühl für die Leiden der unterdrückten Rassen überall bekundet haben, unbeschadet ihrer kaufmännisch egoistischen Gesinnung, gingen auch in Singapur und Pinang mit Verbesserungen vor, welche den Einwanderern zu Gute kommen sollten, wie mit der Aufstellung von Beamten zum Schutz der Chinesen, mit Anlegung von eigenen Landungshallen in den Häfen, wo sie vor Ver- und Entführung geschützt waren u. s. f. (vgl. u. den Abschnitt „Straits Settlements"). Derartige Einrichtungen haben freilich zunächst die Wirkung, die Zahl der in keiner Weise nach europäischer Kontrole lüsternen Einwanderer zu vermindern, aber sicherlich nur vorübergehend. Auf die Dauer werden sie dieselbe wieder vergrößern, indem sie Sicherheiten bieten, welche der für patriarchalische Regierungsfürsorge, auch wo sie etwas despotisch auftreten sollte, immer empfängliche Chinese sicherlich bald zu würdigen wissen wird.

Am meisten wird aber zur Förderung der Auswanderung die Haltung der chinesischen Regierung ihr gegenüber beitragen. Früher war Auswanderung strafwürdig (s. meine „Chinesische Auswanderung 1876" S. 64), aber längst ist sie geduldet. Formell erlaubt wurde sie erst 1860. Aber viele chinesische Beamte und Staatsmänner sind sich noch immer nicht klar über ihre Nothwendigkeit und ihre Bedeutung und betrachten sie engherzig fiskalisch als reinen Verlust an Menschenkräften des Staates. So wurden z. B. 1879 Tausende von Auswanderern, die nach Singapur gehen wollten, zwangsweise nach Formosa gebracht, wo es allerdings auch Lücken in der Bevölkerung giebt, die aber bei der Nähe dieses Landes ganz von selbst sich ausfüllen werden. Die Mißhandlungen der Kulis in Cuba und Peru trugen freilich auch dazu bei, die chinesische Regierung etwas scheu zu machen. Marquis Tseng versuchte die unklare, allem Anschein nach principlose Stellung, welche die chinesische Regierung zu der Auswanderung aus ihrem Gebiete in der ganzen Zeit, daß die letztere im Gange ist, eingenommen hat, in der schon oben berührten Ansprache an eine Deputation der British and Foreign Anti-Slavery-Society einigermaßen aufzuklären. Er sagte, daß wenn auch die gewaltige Bevölkerung Chinas, deren Zahl er auf 420 Mill. schätze, es wünschenswerth mache, daß nicht das kleinste Hinderniß der Auswanderung in den Weg gelegt werde, so sei doch seine Regierung zu wenig sicher über die Behandlung, welche die Chinesen im Auslande finden, um ihre Auswanderung geradezu zu ermuthigen. Weitaus die meisten verlassen das Land gegen ihren eigenen Willen, getrieben aus Noth oder irgend anderen von ihnen unabhängigen Beweggründen; natürlicherweise seien diese selten in der Lage neben ihrem eigenen Fahrpreis auch noch den ihrer Familie zu bezahlen und viele von ihnen seien nicht verheirathet. Es sei also die in Nordamerika und Australien so oft erhobene Forderung, daß die chinesische Regierung die Einzelauswanderung der Männer beschränken möge zu Gunsten der Auswanderung der Familien oder mindestens einer für Herstellung normaler Verhältnisse hinreichenden Anzahl von Frauen, nicht so leicht zu erfüllen. — Marquis Tseng ist anerkanntermaßen einer der aufgeklärtesten unter den hohen Mandarinen, und seine Meinungen über die Auswanderung seiner Landsleute würden als vereinzelte Gedanken eines hellern Kopfes nur eine geringe Bedeutung beanspruchen, wenn nicht durch die Macht der Thatsachen die regierenden Kreise selbst zu einer ähnlichen Anschauung immer mehr gedrängt würden. Spielte doch in den Verhandlungen der letzten Jahre mit europäischen und amerikanischen Mächten die Auswanderungsfrage immer eine der ersten Rollen und zwar nicht zum Nachtheil Chinas und seiner Auswanderer.

Die chinesische Auswanderung hat ohne Zweifel unter der Theilnahmlosigkeit der Regierung bisher gelitten. Manche von den Ursachen der Mißstimmung, welche den chinesischen

Auswanderern fast überall begegnet, sind gerade vermöge einer größern Sorge der Regierung gewiß, wenn nicht der Beseitigung, so doch der Milderung zugänglich. Zunächst kann die Qualität der Auswanderer ohne Frage erheblich verbessert werden, wie sie schon sich gebessert hat durch die Maßregeln, welche dem Kulihandel gegenüber von der chinesischen Regierung und den Behörden von Hongkong ergriffen worden sind. In dieser Beziehung ist es als ein sehr wichtiger Fortschritt zu bezeichnen, daß die chinesische Regierung selbst sich entschlossen hat, jenen unverständlichen Widerstand gegen die Auswanderung ihrer Unterthanen, die nun doch einmal unvermeidlich geworden, durch eine weise Kontrole dieser Bewegungen und einen kräftigen Schutz an Ausgewanderten zu ersetzen. Die Begründung der Konsulate in Cuba, Singapur und Hawaii und die diplomatischen Unterhandlungen mit Peru, Spanien und den Vereinigten Staaten, die Entsendung von Sonderkommissionen nach einigen der wichtigsten Auswanderungsgebiete setzen die Anerkennung der Auswanderung voraus und ihr muß nothwendig ein Studium ihrer Bedingungen und Folgen Seitens der Regierung des Mutterlandes sich anschließen. Bisher herrschte dort fast überall die größte Unwissenheit über diesen Punkt[1]). Von diesem Punkte, der jetzt erreicht ist, bis zur Einsicht, daß die Auswanderer, für deren Schutz die heimische Regierung Sorge trägt, dieses Schutzes auch würdig sein, daß also nicht die Gefängnisse und die Höhlen des Lasters in die Kulischiffe entleert werden sollten, ist es hoffentlich nicht allzu weit. Eine Beaufsichtigung der Auswanderung in diesem Sinne, wenigstens soweit sie nach den Ländern der Vertragsmächte geht, würde wesentlich zur Verbesserung der Stellung der Chinesen im Auslande beitragen. In derselben Richtung würde eine Förderung der Frauenauswanderung von Nutzen sein. Sprachkundige Beamte, die ebensowohl im Stande sind, auf die chinesische Bevölkerung einzuwirken als auch die Interessen derselben zu vertreten, würden nicht wenig zur Begleichung mancher Schwierigkeiten beitragen. Es ist sicher, daß die Beziehungen zwischen den europäischen Vertretern in China und der chinesischen Regierung sich in demselben Maße gebessert haben, als des Chinesischen kundige Dolmetscher jenen an die Seite gestellt werden konnten. Endlich lehrt aber auch die Erfahrung chinesenreicher europäischer Kolonien wie Hongkong und Singapur deutlichst den günstigen Einfluß, den auch die kleinste Heranziehung der Chinesen zur Theilnahme an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten auf sie selber übt. Die Holländer haben mit ihren „Capitän China" und die Engländer mit chinesischen niederen Beamten in Hongkong und Singapur gute Erfahrungen gemacht.

Der Widerwille gegen die chinesischen Einwanderer, der sich vor allem unter den angelsächsischen Bevölkerungen kundgiebt, indessen nirgends ganz fehlt, wo Chinesen in irgend beträchtlicher Zahl auftreten, erklärt sich zu einem guten Theil aus den oben erwähnten Eigenschaften, welche ihnen einen Vorsprung in so manchen Geschäften und Bestrebungen geben. Selbst zu den in wirthschaftlicher Beziehung fortgeschrittensten Europäern nehmen sie eine Stellung ein, welche in einigen Richtungen entschieden überlegen ist. Wie gering jene auch von der chinesischen Kultur im Vergleich zu der europäischen im Allgemeinen und von fast jeder chinesischen Persönlichkeit im Einzelnen denken mögen, sie fühlen alle, daß der Chinese als Arbeiter und als Kaufmann das Zeug hat, sie wenigstens in einigen Richtungen zu übertreffen. Dieser selbst fühlt das nicht minder, wobei der sprichwörtliche chinesische Hochmuth ihm wesentlich zu Hülfe kommt. Nicht bloß in China dünkt sich der Chinese hoch über dem Europäer stehend, sondern auch im Ausland ist er gar nicht übermäßig geneigt, sich von demselben imponiren zu lassen. Darum verstehen auch die besten Chinesen nur unvollkommen die ganze Größe des Vorsprunges, welcher die europäische Kultur von der ihrigen trennt, und es ist kaum zweifelhaft, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden sie noch heute in demselben Dunkel finden würde, der 1840 und 1857 ihre wahrhaft lächerlichen Niederlagen von vornherein besiegelte. Ihre Stellung zu Eisenbahnen und Telegraphen kennzeichnet diese Gesinnung zur Genüge, nicht minder die Schnellfertigkeit, mit der sie ihre europäischen Lehrmeister im Kriegswesen, der Marine, dem Bergbau verabschieden, sobald sie unter ihrer Führung einige kleine Resultate erreicht haben. Selbst langer Aufenthalt unter Westvölkern ändert wenig an dieser Gesinnung. Eines der bemerkenswerthesten Zeugnisse hierfür liefert ein 1879 in Melbourne erschienenes Pamphlet über „The Chinese Question in Australia". Von drei chinesischen Verfassern: L. Kong Meng, Cheok Hong Cheong und Louis A. Mouy, herausgegeben, stellt es sich in sehr geschickter Weise auf diesen Boden, dessen Unebenheit allerdings klar genug durchscheint. Es wird von der Schilderung des Zwanges ausgegangen, welchen die westlichen Mächte anwandten, um China ihrem Handel zu öffnen, und damit die Gattung von Gewaltthätigkeiten verglichen, deren sich die Weißen in Australien gegen die Chinesen schuldig machen. Gänzlich unwissend über Chinas Regierung, Literatur, Sprache und Civilisation, vergessend, daß China einen hohen Grad von Civilisation zu einer Zeit erreicht hatte, als Britannien noch von nackten Wilden bewohnt war, und daß die Sittenlehre des Konfucius nicht zu ihrem Nachtheile der des Christenthums verglichen werden kann, verdammen sie jeden Chinesen als unwissenden Heiden oder niedrigen Barbaren und sagen ihm: „Du mußt nicht mit Hacken oder Graben, oder um Taglohn in dieser Kolonie Dein Brot verdienen, Du mußt davon abstehen, den Garten zu bebauen oder Möbel zu machen; Du mußt vielmehr entweder Hungers sterben, betteln, stehlen oder verschwinden." Aus Meadow's rosigen Schilderungen des chinesischen Lebens und aus Miß Martineau's und H. Dixon's etwas stark gezeichneten Ansichten der Laster und Schwächen der westlichen Völker ziehen die Verfasser den Schluß, daß nur gemeiner Neid die weißen Bevölkerungen sich gegen die Zumischung von Chinesen verwahren lasse, daß diese nur durch rohe Gewalt aus den Kulturkreisen jener sich ausgeschlossen sähen, während ihr Charakter und ihre Kultur ihnen eine ebenbürtige Stellung anweisen.

Neid ist allerdings zu einem guten Theile in dem leidenschaftlichen Hasse wirksam, mit dem die Europäer beziehungsweise Amerikaner und vor allem diejenigen niederer Klassen die chinesischen Zuwanderer verfolgen. Aber es nimmt genau derselbe Dünkel, von dem die Chinesen besessen sind, in diesem Gefühle ebenfalls eine hervorragende Stelle ein. Man tadelt an ihnen eben einfach das Fremde, weil man alles Eigene für das einzige Gute in seiner Art hält. Und so manche von den Vorwürfen, die man ihnen macht, würden mit geringen Aenderungen auf die Auswanderer irgend welcher civilisirtesten Nation Anwendung finden können, welche ja der überwiegenden Zahl nach immer weder gebildet, noch reich, noch dazu vorbereitet sein werden, ohne Wider-

[1]) Wie wenig Kenntniß die chinesischen Behörden von der Auswanderung ihrer Unterthanen besitzen, mag folgende Schätzung zeigen, welche 1874 in einer Denkschrift des Statthalters von Futian gegeben wurde: Chinesen in Siam 30000, in Singapur 100000, in Sumatra 80000, in Californien 200000 bis 300000, in Nagasaki 10000!

streben in dem Volke aufzugehen, in dessen Mitte sie nicht aus idealen, sondern aus sehr materiellen Gründen sich begeben haben. Man erinnere sich der Bewegungen, welche in den Vereinigten Staaten vor 40 bis 50 Jahren von den „Natives“ und „Knownothings“ gegen die deutschen und irischen Einwanderer angezettelt wurden, oder des Widerstandes, der schon heute in den älteren australischen Kolonien von manchen Seiten der europäischen Einwanderung entgegengesetzt wird, und man wird in den „Plateformen“ dieser Parteien fast denselben Gründen für die Zurückdämmung dieser Einwanderung begegnen, welche heute von den Anti-Chinesen-Agitatoren ins Treffen geführt zu werden pflegen. Nur konnten freilich die von der tiefen Verschiedenheit der beiden Racen hergenommenen Argumente damals nicht so stark betont werden wie heute, und hier liegt freilich auch der Punkt, der dieser Bewegung eine gewisse Berechtigung selbst in den Augen solcher Politiker verleiht, die, wie manche nordamerikanische Chinesenfeinde, mit Entschiedenheit für die Aufhebung der Sklaverei und die Gleichstellung der Schwarzen mit den Weißen gestimmt haben. Man kann in der That einem Volke höherer Race nicht das Recht absprechen, sich gegen die Niederlassung eines niedriger gearteten in seiner Mitte zu verwahren, da dieselbe mit Hülfe der unvermeidlichen Mischung immer eine Aenderung seines körperlichen Bestandes herbeiführen muß. Die Schwierigkeit liegt nur immer in der Bestimmung der Größe dieses Unterschiedes. Während manche ihn leugnen, übertreiben ihn andere ins Krasse und tragen nicht im Geringsten Rechnung dem unberechenbaren Einfluß des neuen Mediums, in welchem die Chinesen hier leben. Und doch läßt gerade ihre außerordentliche Lernfähigkeit mit Sicherheit erwarten, daß wenige Jahrzehnte in fremdem Lande sie gründlich umzuändern im Stande sein würden. Sie sind viel zu verständig, um sich auf die Dauer in einer Abgeschlossenheit zu erhalten, welche sich ihnen freilich ganz von selbst auferlegt, so lange man sie nur bis an die Schwelle unserer Civilisation gelangen läßt.

Da es nicht ohne Interesse sein dürfte, sich noch einmal die landläufigsten der Klagen zu vergegenwärtigen, welche in den europäischen Kulturkreisen und vor allem in Californien und Australien gegen sie laut werden, möge hier eine der vollständigsten und präcisesten Formulirungen Platz finden, welche uns bekannt geworden ist. Wir entnehmen sie dem Vortrage, welchen ein australischer Politiker, Herr A. Macalister, December 1877 im Colonial Institute zu London über die Chinesenfrage hielt: „Sie kommen,“ heißt es dort, „aus Hafenplätzen, wo die verwerflichsten Theile des chinesischen Volkes wohnen. Sie kommen auf Verträge mit Unternehmern hin, welche sie oft nur unvollkommen verstehen, nach einem fremden Lande, und für ungewisse Beschäftigungen. Weder die Regierung Chinas noch der Kolonie hat eine Sicherheit, daß diese Verträge richtig sind, oder daß der Unternehmer seine Versprechungen erfüllt. . . Nirgends hat der Chinese sich in größerer Zahl niedergelassen, ohne unsere Institutionen zu verletzen und zu beflecken. Selbst in den Städten, mitten unter den Annehmlichkeiten städtischen Lebens, bildet die „China Town“ ein betrübendes Bild. Nirgends mischt er sich mit den Angelsachsen. Die Kluft zwischen beiden ist zu groß, um überbrückt werden zu können. Die Fortschritts-Ideen der westlichen Welt stimmen nicht mit denen einer Welt, die vom Alter gebeugt ist. Sie sind keine Kolonisten in unserm Sinne des Worts. Sie kommen allein und bringen nicht Weiber und Familie mit sich. Wenn Huc von ihnen sagt, „sie sind skeptisch und gleichgiltig gegen Alles, was die moralische Seite des Menschen angeht,“ so verdienen sie diesen Vorwurf doppelt in der eigenthümlichen Lage, in der sie bei uns leben. Sie betrachten einen guten Sarg für wichtiger als ein tüchtiges Leben. Was wir von ihren Gewohnheiten hören, entzieht sich der Besprechung und ist gewiß geeignet, jede Regierung davon abzuschrecken, sie einer Bevölkerung aufzuzwingen, welche nichts von ihnen wissen will. Sie sprechen weder noch verstehen sie unsere Sprache. Sie hegen keinen Wunsch nach Fortschritt. Sie haben keinen Begriff von repräsentativen oder freien Staatseinrichtungen. Sie kommen nach Queensland oder anderswohin nicht wegen eines der normalen Lebenserwerbe, sondern um Besitz zu nehmen von den Goldfeldern, die Erde ihrer Goldschätze zu berauben, dadurch das Land ärmer zu machen und nach dieser Leistung sich nach China zurückzubegeben und dort ihre Tage zu verleben. Sie legen kein Kapital in unseren Unternehmungen an und unternehmen kein Gewerbe von dauerndem Charakter. Wenn sie fort sind, bleibt keine Spur von ihnen, nicht einmal ein Grabstein, um ihr Andenken zu verewigen. Selbst ihre Asche lassen sie mit aller Anstrengung nach dem „Blumenland“ bringen.“

Es haben sich nur wenige Stimmen zum ernstlichen Versuche der Widerlegung dieser und ähnlicher Vorwürfe erhoben. Dieselben sind nicht werth widerlegt zu werden, insoweit sie sich auf Aeußerlichkeiten beziehen, welche die wahren Gründe der Abneigung gegen dieses Volk: Racenhaß und Neid, doch nur verhüllen. Andererseits ist es nicht leicht, die chinesische Auswanderung soweit auf ihre Quellen zurückzuverfolgen, als nöthig ist, um die Ursachen gewisser unleugbarer Mißstände und die Mittel zu ihrer Besserung zu erkennen. Die Sachkenntniß, welche dazu gehört, ist sehr selten. Am meisten Beiträge zur Richtigstellung mancher irrthümlicher Meinungen in dieser Beziehung hat wohl der bekannte Sinologe Sir Walter Medhurst in seinem Aufsatze im „Nineteenth Century“, Januar 1880, gegeben. Es ist dies der thatsachenreichste Beitrag zur Literatur über diesen Gegenstand, welchen diese letzten Jahre gebracht haben. Medhurst hebt z. B. gegenüber dem Vorwurf, daß nur die Hefe der chinesischen Bevölkerung auswandere, treffend hervor, wie es nur drei Provinzen seien, deren Bevölkerung bis heute die Neigung gezeigt habe, seewärts „überzufließen“: Kwangtung, Fukian und Tschikiang. Diese Provinzen sind nun nach den Census-Nachrichten weder die bevölkertsten noch die städtereichsten, und es ist, soviel man weiß, nicht so sehr die Städte- als die Landbevölkerung, welche den größten Theil zur Auswanderung beiträgt. Daß in dem Strom der chinesischen Auswanderung ganz wie in dem der europäischen eine Masse Schlamm und Unrath mit forttreibt, ist unzweifelhaft; aber vorwiegend schlecht war sie nur dort, wo sie sich aus dem Auswurf Cantons und anderer Städte rekrutirte, welcher auf die Kulischiffe „gepreßt wurde“, um nach Westindien, Peru oder den Bergwerken Niederländisch-Indiens gebracht zu werden. Schlecht wie die Europäer waren, die diesen Menschenhandel betrieben, war die Mehrzahl derer, die als „Waare“ von denselben umgesetzt wurde. Ganz anders ist von jeher und ist noch heute die Qualität der Auswanderer, welche über die Häfen von Swatau, Amoy und Tschintschu nach den hinterindischen und malaiischen Plätzen gehen, wo sie in Malacca, Pinang, Singapur, Brunei und hundert anderen Orten lange vor der Ankunft der Europäer blühende Kolonien gegründet hatten. Hier herrscht unter der Bevölkerung des flachen Landes ein Wandertrieb ganz, wie wir an unseren Seeküsten finden; Herkommen und Gewohnheit machen das Auswandern zu einer in keiner Weise ungewöhnlichen Sache, und so kommt denn aus diesen Gegenden eine Gattung von Auswanderern, deren Eigenschaften mit denen irgend einer Klasse von euro-

päischen Auswanderern den Vergleich aushält. Auch die Auswanderer aus Hainan, welche vorwiegend nach der Halbinsel Malacca gehen, verdienen nicht den Namen eines Auswurfes, denn auch hier steht die von Alters her an die Auswanderung gewöhnte Bevölkerung zu der Durchschnitts-Qualität ganz in demselben Verhältniß wie bei uns.

Medhurst sucht noch einige andere Klagen zu entkräften, welche gegen den chinesischen Auswanderer vorgebracht werden. Daß die Chinesen im Ganzen und Großen nicht unmoralischer sind als manche europäischen Nationen, ist eine Thatsache, welche dem Völkerkenner und vorsichtigen Völkerbeurtheiler nicht erst klar gemacht zu werden braucht, denn auf dem moralischen Gebiete gehen die Unterschiede der Völker viel weniger tief als auf dem geistigen, sobald man durch die Hülle des Scheines in den Kern, in das Wesen der Moralität vordringt. Die Abschließung der Chinesen gegen die Völker, in deren Mitte sie sich niederlassen, kann sicherlich nicht ihnen allein zur Last gelegt werden. Sie sind zwar ein konservatives Volk, das an seinen Sitten und Gebräuchen fester hält als die meisten anderen Völker. Aber schließen sich diese nicht auch ihrerseits gegen die Chinesen ab? Zweifellos sind die geheimen Gesellschaften (Hoei), zu welchen die Chinesen wie mit einer Naturnothwendigkeit allüberall zusammenklubben, wo immer eine Anzahl sich zusammenfindet, eine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft, welche sie aufgenommen hat. Aber diese Gesellschaften haben ihre Wurzeln einerseits in dem patriarchalischen Zuge, der durch das Leben der Chinesen geht und die Angehörigen eines Stammes mit einer Festigkeit aneinander halten läßt, die außerordentlich ist, andererseits in der Schwierigkeit, die der Einzelne findet, „sein Leben zu machen", in dem Bedürfniß nach gegenseitigem Halt und Schutz, wie er auch in den dichten Bevölkerungen Südeuropas, man denke an die Camorra, Maffia und ähnliche, hervortritt. Auch der Schutz gegen Mißregierung durch schlechte Beamte ist ein Motiv zur Bildung solcher Gesellschaften und dasselbe ist in China gewiß kein schwaches. Indessen sind an den Orten, wohin die Chinesen wandern, viele von den Gründen nicht mehr gültig, welche dieselben in der Heimath in die „Hoeis" trieben, und tiefeingewurzelt wie die Neigung zu Geheimgesellschaften sein mag, ist sie doch gewiß kein Charakterfehler, sondern kann durch Energie der Regierenden auf ein unschädliches Maß herabgemindert werden. In der menschlichern und vertrauensvollern Politik, mit der die englischen Beamten Hongkongs, Singapurs, Pinangs u. s. f. neuerdings den Chinesen entgegenkommen, ist der Wunsch mitbestimmend, sie aus ihren Gemeinschaften, in welche sie sich verschließen, heraus und in höherm Maße, als sie es bisher thaten, in die gesunde Luft des öffentlichen Lebens zu bringen. Wir sind überzeugt, daß dieses Mittel gerade gegenüber den Hoeis sich glänzend bewähren wird.

Auch die Theilnahmlosigkeit gegenüber den öffentlichen Angelegenheiten wird den Chinesen zum Vorwurf gemacht. Aber woher sollen sie die Theilnahme für dieselben in ihrer patriarchalisch-despotisch regierten Heimath nehmen? Es ist möglich allerdings, daß gerade in ihren Anschauungen von Politik etwas von der einzigen seltsamen Geistesbeschaffenheit hervortritt, welche sie anders denken und auf anderen Wegen (wenn auch mit demselben Ergebniß) handeln läßt als andere Menschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß sie keineswegs ohne Gemeinsinn und noch weniger ohne Verwaltungstalent sind, und jedenfalls lohnt es sich, Versuche mit ihrer Erziehung zur Selbstregierung, wenn auch nur zu den ersten Anfängen derselben, zu machen.

Man darf sich eben ihnen gegenüber nicht einfach auf den Standpunkt der unbedingten Ueberlegenheit und Geringschätzung stellen, den man Indianern oder Australiern gegenüber einnimmt, sondern muß den Sitten und Anschauungen der Chinesen, welche in einer alten Kultur wurzeln, mindestens einige Berechtigung zugestehen. Manche der Mißstände, welche die Verwaltung der Chinesen in Singapur, Pulo Pinang u. s. f. gezeitigt hat, würden anerkanntermaßen zu vermeiden gewesen sein, wenn die betreffenden europäischen Beamten der chinesischen Sprache mächtig gewesen wären und noch mehr, wenn sie den chinesischen Anschauungen von Recht und Staat nicht wie einem versiegelten Buch gegenübergestanden hätten.

Noch einige Worte über die Versuche, diese verwickelten Probleme auch für Europa praktisch werden zu lassen. Ein zwingender Grund für dieselben liegt nicht vor und die Besprechung des Werthes chinesischer Arbeit in Europa hat sich daher bis jetzt in akademischen Grenzen gehalten. Das ist selbstverständlich. Auch haben sich fast nur englische Stimmen über diese Frage vernehmen lassen, denen der Arbeitermangel auf dem flachen Lande in Verbindung mit dem Ueberfluß aufsässiger, anspruchsvoller Arbeiter in dem Mittelpunkte der großen Gewerbthätigkeit und endlich die durch die beherrschende Stellung Englands im Weltverkehr erzeugte Neigung die fernsten Länder- und Völkerbeziehungen in den Kreis der Beobachtung und Besprechung zu ziehen, derartige Betrachtungen näher rückt. Was dort über die Verwendung chinesischer Arbeit im Großgewerbe gesprochen worden ist, machte mehr den Eindruck von Schreckschüssen, für die streikenden Arbeitermassen berechnet, als von ernsthaften, praktischen Erwägungen. Praktisch ist für jetzt nur die Möglichkeit, daß die Chinesen, welche als Studenten, selbständige Kaufleute und in viel größerer Zahl unter der Mannschaft und Bedienung der indischen und ostasiatischen Dampfer immer häufiger nach England kommen, die dortigen Verhältnisse lockend genug finden, um sich dauernd niederzulassen und andere von ihren Landsleuten nachzuziehen. Sachkenner sehen es als wahrscheinlich an, daß die Chinesen in steigendem Maße auf eigenen Schiffen ihren Verkehr mit Europa besorgen und eigene Häuser bei uns gründen werden. Ein langsamer Zuzug derselben nach Europa und vorzüglich nach England ist also wahrscheinlich, ja gewiß. Aber ein langsamer. Von der Einfuhr großer fremder Arbeitermassen nach Europa hat man alle Ursache abzustehen in einem Augenblick, wo uns bei fortschreitender Bevölkerungszunahme bei immer gleichem Raume und damit gleichen Hülfsquellen ein an chinesische Uebervölkerung erinnernder Zustand näher gerückt ist als je vorher. Heute, wo die eigenen Völker der Mutter Europa Sorge genug machen, wird man sich selbst nur theoretisch weniger als je mit einer großherzigen Ansicht befreunden, wie sie z. B. Daily Telegraph in einem Aufsatz über chinesische Einwanderung im December 1877 äußerte: „Sollte," heißt es dort, „diese alte, begabte, abgeschlossene Race in nie dagewesenen Schaaren ihr Vaterland verlassen, um nach fremden Gebieten kommercieller und gewerblicher Arbeit sich zu begeben, so würde es ganz vereinbar sein mit der Pflicht, welche die westlichen Nationen sich selber schulden, daß diese Fremdlinge nicht zurückgewiesen würden, sondern daß man sie eher ermuthigte auf der Bahn der Civilisation fortzuschreiten."

Aus den Tagesblättern gingen jene Gedanken auch in mehr wissenschaftliche Zeitschriften und Bücher über, ohne indessen an Vertiefung zu gewinnen. So sprach ein Aufsatz im Oktoberheft der „Annales de l'Extrême Orient" die Meinung aus, daß in 100 Jahren die Chinesen die Arbeiter von ganz Europa sein würden. „Die europäische Race," hieß es dort, „ist aristokratisch, der Handarbeit abgeneigt und hat zu nichts weniger Lust als zum beschränkten

Leben des gewöhnlichen Arbeiters. Das kommende Geschlecht wird sich vor die Frage gestellt sehen, auf welche Weise es Hände für seine Arbeit findet (?). Hier ist es, wo die Chinesen außerordentlich gelegen kommen werden, um eine Lücke auszufüllen."

Praktische Bedeutung haben derartige Meinungsäußerungen nicht, ganz abgesehen davon, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruhen und darum zu anwendbaren Grundsätzen nicht zu führen vermögen. Sie sind wohl auch gar nicht so recht ernstlich gemeint, sondern entfließen offenbar großentheils dem Bedürfniß noch sensationeller Behandlung der Tagesfragen. Diese Schriftsteller würden es selber nicht wünschen, daß man ihre Ansichten mit dem Prüfstein der Erfahrung in Berührung brächte; ihre Aeußerungen sollen gelesen, aber nicht allzu ernst genommen werden[1]).

[1]) Auch die Versuche, japanesische Arbeiter für den englischen Markt, vorzüglich im Bauhandwerk, zu empfehlen, welche unter anderen Anfangs 1878 durch den mit Japans Arbeiterbevölkerung wohl vertrauten Civilingenieur Brunton in mehreren Briefen an die „Times" gemacht wurden, welche damals Aufsehen erregten, hatten gar keine praktische Folge. Selbst die Diskussion dieser Vorschläge verlief in Möglichkeiten und Ausblicken. Dagegen wurden Versuche mit japanesischen Zimmerleuten, welche vortrefflich arbeiten sollen, in Südamerika mit Erfolg angestellt.

Ein Gesichtspunkt ist indessen beachtenswerth, auf welchen im Zusammenhang mit dieser Frage in der Januar-Nummer 1879 des „Builder" hingewiesen worden war, nämlich die Unmöglichkeit bei den immer inniger werdenden Verkehrsbeziehungen der Völker, bei so großen Lohnunterschieden, wie sie thatsächlich z. B. zwischen englischen und chinesischen Arbeitern bestehen, eine industrielle Wettbewerbung auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Da auf jener Seite die Löhne kaum so erheblich erhöht werden können, um den europäischen Sätzen gleichzukommen, scheint es allerdings nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage ganz unvermeidlich, daß auf dieser eine Erniedrigung Platz greifen muß, sobald die chinesische Arbeit in ihrer Leistungsfähigkeit hinsichtlich der Beschaffenheit und Güte der Waaren solche Fortschritte gemacht hat, daß sie mit der der westlichen Völker in eine wirksame Wettbewerbung zu treten vermag. Sie hat in Californien und anderwärts gezeigt, daß sie dazu im Stande ist. Eine diese Wettbewerbung zurückdrängende Gesetzgebung nach Art der Erschwerung der chinesischen Einwanderung ist nicht denkbar, und wir werden diese „Wirkung in die Ferne" vielleicht schon in Kurzem sich geltend machen sehen.

Einige Sitten und Gebräuche der Kirghizen im Gebiete Semipalatinsk.

II.

Die Pflege der Wöchnerin.

Sobald bei einer Frau die Wehen ihren Anfang nehmen, so versammeln sich alle anderen Frauen des Auls bei ihr, um ihr behülflich zu sein. Kurz vordem die Geburt erfolgen soll, giebt man der Frau ein an die Wand der Jurte befestigtes starkes Band in die Hand, damit sie sich daran halten kann. Im Moment der Geburt kniet die Frau nieder, zwei Weiber unterstützen sie; eine dritte umfaßt sie von hinten, stemmt das eine Knie in das Kreuz und drückt ihr mit beiden Händen auf den Leib. Ist die Geburt beendet, so wird der Leib mit Binden gewickelt und die Frau wird auf ein Lager gebracht, auf welchem sie halbliegend, von Kissen umgeben ruht; auf besondern Wunsch wird es ihr auch gestattet sich zu legen. Ist das alles geschehen, so wird über die Frau weg ein Strick gezogen und daran werden einige geistliche Bücher angehängt, um den Teufel („schaitan")[1]) abzuhalten.

Die anderen Frauen bleiben die ganze Nacht bei der Wöchnerin in der Jurte; sie zünden Kerzen oder eine Nachtlampe an und achten darauf, daß auf dem Herde das Feuer nicht verlösche — sonst kommt der Teufel und es geschieht ein Unglück.

Unmittelbar nach der Niederkunft wird ein Schafbock geschlachtet, das rechte Hinterviertel, die Leber, der Fettschwanz, das Rückgrat und der Hals werden in einen Kessel gethan und gekocht; das übrige Fleisch wird roh aufgehoben und im Verlauf der drei auf die Niederkunft folgenden Tage verbrannt.

Ist das angesetzte Fleisch gar, so werden die Nachbaren herbeigerufen, um ihnen die Geburt des Kindes zu melden; das gekochte Fleisch wird an die anwesenden Frauen vertheilt — den Hals bekommt diejenige Frau, welche das Kind entgegen nahm.

Der auf die Niederkunft folgende Tag gilt als ein besonders glücklicher und wird in Heiterkeit verbracht, die versammelten Frauen werden bewirthet, so gut man kann. Nach drei Tagen erhebt sich die Wöchnerin vom Lager, wenn ihre Kräfte es erlauben, und geht — im Winter — in die Badstube (d. h. in eine dazu dienende Jurte); im Sommer wäscht sie sich in der Jurte mit einem Aufguß von Heidekraut.

Die Wöchnerin trinkt unmittelbar, nachdem sie das Bad genommen, „Surpa", d. h. eine aus Schaffleisch bereitete, stark mit Zimmt bestreute Bouillon, welche auch sonst vorzüglich zur Nahrung der Wöchnerin dient.

Jetzt werden die über dem Lager hängenden geistlichen Bücher entfernt, die Wöchnerin gilt schon als rein; sie darf nun wieder dem Manne das Essen reichen, was ihr in den ersten Tagen nach der Niederkunft nicht gestattet war.

Geht die Geburt nicht leicht von Statten, giebt es Hindernisse, so werden zuerst alle Weiber aus der Jurte der Gebärenden verjagt, weil man annimmt, daß unter ihnen ein Weib böse und vom „Schaitan" besessen sei. In der Jurte versammeln sich aber die Männer, und um die Jurte herum stellen sich alle übrigen Einwohner des Auls auf. Man schreit, lärmt, schießt, schlägt mit Peitschen um sich, ja mitunter schlägt man — jedoch nur zum Schein — auf die Wöchnerin. Nun ruft man einen „Dargon", d. h. einen mit der Wirkung der Arznei vertrauten Mann, also eine

[1]) Satan

Art Arzt, aber viel häufiger ruft man einen „Baksa“ [1]). Der Baksa spielt auf einem Saiteninstrument, „Kobysa“, geräth in Verzuckungen und in diesem Zustand kann er heilen. In ausnahmsweise schweren Fällen holt man zwei Baksen herbei. Es können auch Frauen „Baksa“ werden, doch findet man das selten.

Die von einem Baksa geübte Ceremonie geht in folgender Weise vor sich: alles Feuer in der Jurte wird verlöscht bis auf das in der Mitte der Jurte befindliche Herdfeuer. Die Kranke wird am Herde niedergelegt, während der „Baksa“ in ein weißes langes Hemd gekleidet niederkniet und seine „Kobysa“ (ein dreisaitiges mandolinenartiges Instrument, welches am Rande mit allerlei metallischen Verzierungen behängt ist) vor sich stellt. Zuerst beginnt er langsam sich hin- und herneigend auf dem Instrument zu spielen, von Zeit zu Zeit es schüttelnd, daß die metallischen Anhängsel klingen, dann singt er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme eine wilde, fremdartige Melodie. Ab und zu wird der Gesang durch unartikulirte laute Schreie unterbrochen; ab und zu hört die Begleitung des Instruments auf. Endlich ist alles still, aber nur einen Moment: der Baksa springt mit rollenden Augen und verzerrtem Gesicht auf, wirft das Instrument von sich und fängt an im Kreise um die Jurte zu gehen; offenbar ist er seiner Sinne nicht mächtig. Er geht, er strauchelt, er fällt auf die Umstehenden, er erhebt sich, er schreit, schluchzt, beißt seine Hände, dann krümmt er sich wie in Krämpfen, dann springt er in die Höhe, ergreift irgend ein Kissen mit den Zähnen und schleudert es fort; kurz er rast. Wenn — wie es bei vielen vorkommt — gar zwei Baksen herbeigezogen worden sind, so ist das Rasen erst recht toll, sie suchen einander zu überbieten; sie beißen sich, werfen sich mit glühenden Feuerbränden u. s. w., und hören nicht früher auf, als bis der schwächere Baksa kraftlos zusammensinkt. Unterdeß soll — nach Meinung der Kirghizen in Folge dieses Rasens — die Geburt vor sich gehen.

Will die Nachgeburt nicht kommen, so werden der Frau lederne sehr weite Beinkleider, welche zugleich den ganzen Rock einhüllen, angezogen [2]), dann wird sie einem Kirghizen aufs Pferd gesetzt und dieser sprengt mit ihr weit über Berg und Thal, begleitet von den hinter ihnen lärmenden und schreienden Einwohnern des Auls.

Aber was hilft denn das? fragte die Berichterstatterin. „Nun, mitunter hilft es, mitunter stirbt die Frau,“ antwortete ruhig die Erzählerin.

Wenn die Frau von diesem wilden Ritt lebend heimkehrt, so ist sie zum mindesten ohnmächtig; der Baksa reibt ihr die Stirn mit den Händen, zieht ihr die Zunge hervor und giebt ihr eine Ohrfeige. Hilft das nicht, d. h. erwacht sie nicht aus ihrer schweren Ohnmacht, so wird ein Schmied herbeigebracht, der auf seinem Amboß das glühende Eisen tüchtig hämmern muß, daß die Funken nach allen Seiten fliegen; ja das glühende Eisen wird der Kranken nahe ans Gesicht gebracht; der Baksa redet ihr zu, sie solle antworten „Ich danke, Herr“. Endlich kommt das geplagte Weib zu sich und stammelt „Ich danke, Herr“. Der Schmied steckt ihr dann eine eiserne Feile in den Mund, damit sie dieselbe mit den Zähnen halte. Jetzt hat das Weib endlich Ruhe.

In den folgenden sieben Tagen muß die Kranke die „Sjurpa“ trinken (Bouillon von Hammelfleisch), dick bestreut mit einem Pulver aus Zimmt, Ingwer und Galgant (kirgh. „dshemdshemil“, russ. „kalgan“) und einer unbekannten Wurzel, welche auf kirghizisch „Sarbug“ heißt.

Der Baksa und sein Gehülfe, der Schmied, erhalten für die Heilung reiche Geschenke.

[1]) Die Berichterstatterin läßt sich über das Wesen dieser „Baksen“ nicht näher aus. Es scheint der Baksa nichts anderes als der Schaman des Heidenthums zu sein.

[2]) Solche Beinkleider heißen Tschembary.

III. Die Pflege der Kinder.

Das neugeborene Kind wird zuerst in dem Schaum gebadet, welcher von jener unmittelbar nach der Geburt angerichteten Schafssuppe geschöpft worden ist; dann wird der Nabel mit schwarzer kirghizischer Seife („Sabyn“), einer dünnen Schicht Hammelfett, bedeckt und verbunden.

In den ersten drei Tagen nach der Geburt stillt die Mutter ihr Kind nicht, sondern irgend eine andere Frau desselben Auls, welche gerade ein Brustkind hat, stillt auch das Neugeborene.

Ist der Nabel verheilt, so wird das Kind in warmem Salzwasser gebadet, und ohne Weiteres in beliebige Lappen von Baumwollenzeug gewickelt; so muß es liegen, bis es getrocknet ist. Nun wird es mit einer aus Gewürznägelchen, Galgantwurzel und Ingwer und geschmolzener russischer Butter bereiteten Salbe eingeschmiert. Die reichen Kirghizinnen lassen für das Kind Hemde und Obergewand nähen; die armen Kirghizen wickeln das Kind einfach in „Dschabaga“ (damit wird das Winterhaar der Kameele bezeichnet; im Frühjahr, wenn das Kameel sein Haar wechselt, wird das zu einem dichten Filz gewordene Winterhaar abgenommen. Dschabaga ist äußerst zart und weich wie Dunenfedern.) Sechs Wochen lang wird das Kind einen Tag um den andern in gewärmtem Salzwasser gebadet und mit der oben beschriebenen Salbe eingerieben.

Am dritten Tage wird der feierliche Akt der Lagerung des Kindes in die Wiege vorgenommen. Die kirghizische Wiege [1]) (russ. Sybkadi, Schaukelwiege) wird aus Weidenruthen geflochten und stellt eine kleine Bettstelle auf Füßen mit nicht hohen Rändern und einem Stab für den Vorhang dar. Am Gestell ist das eigentliche aus Dschabaga bereitete Bettchen befestigt, der Art, daß Wiege und Bettchen stets rein sind. Das Kind wird in die Wiege gelegt, in das weiche Kameelfilz eingeschlagen und dann mittels eines breiten Bandes an das Bettgestell befestigt. Das gewindelte Kind ruht vollkommen frei und bequem, und kann doch nicht aus der Wiege herausfallen. Die Mutter trägt die Wiege an der Stange wie wir einen Korb am Henkel tragen. Auf dem Pferde stellt sie die Wiege bequem vor sich. Weil diese Vorrichtung so handlich ist, so nehmen die Kirghizinnen nur äußerst selten die Kinder auf ihre Arme.

Die erwähnte Ceremonie läßt sich kurz so zusammenfassen: Es wird ein Hammel geschlachtet und alle Nachbaren und Freunde werden zum Schmause zusammengerufen, die angesehenste Frau legt das Kind in die Wiege und der angesehenste Mann giebt ihm einen Namen. Bei reichen Kirghizen erscheint heute zu diesem Akt wohl ein Mullah, der dann auch ein Gebet liest. Der Name wird ganz zufällig gewählt, je nach dem Gegenstande, welcher dem Namengeber gerade in die Augen fiel, z. B. kutschuk (junger Hund); mitunter erhält ein kleines Mädchen den Namen „Aigys“ (Hengst). Ist das Neugeborene ein Knabe, so wird bei dieser Gelegenheit ein Wettrennen veranstaltet; man läßt dreijährige Pferde laufen; dabei werden allerlei andere

[1]) Der Beschreibung nach ist es eigentlich keine Wiege im wahren Sinne des Wortes, aber ich kenne keine andere Bezeichnung für eine derartige „Lagerstätte“ neugeborener Kinder. Am ehesten ließe es sich noch vergleichen mit dem an einigen Orten Deutschlands bekannten „Steckbettchen“ der Säuglinge.

Possen getrieben; man läßt z. B. zwei Weiber mit einander kämpfen. Oder man veranstaltet ein Wettrennen, bei welchem statt der Pferde einige Weiber laufen müssen; sie laufen nur eine Viertelwerst; der Preis besteht in einem Stück Baumwollenzeug (Zitz). Mitunter wird auch bei erstgeborenen Mädchen das Hineinlagern in die Wiege durch ein Fest gefeiert. Die vornehmen Kirghizinnen betheiligen sich übrigens niemals an den hierbei stattfindenden Possen und Spielen, sondern bleiben in der Rolle von Zuschauerinnen.

Bei reichen Kirghizen finden weitere Feste statt, sobald das Kind zum ersten Male lächelt und sobald es anfängt zu laufen. Bei letzterer Gelegenheit wird in folgender Weise verfahren: Man bindet dem Kinde die Füßchen mit einer wollenen Schnur zusammen und stellt eine Schüssel mit irgend einer Speise vor dem Kinde auf; dann löst eine der angesehenen Frauen des Auls mit einem Messer diese Fessel und wirft sie aus der Jurte heraus; sie erhält dafür ein Geschenk (aktyk), ein Stück Zeug. Dann werden alle Gäste reichlich mit Fleisch bewirthet — ein Gebet wird verlesen und man bringt dem Kinde seine Glückwünsche dar — Gesundheit, Reichthum und langes Leben.

Und wieder wird ein Fest gefeiert, wenn das Kind[1] drei Jahr alt geworden ist; dann wird es nämlich feierlich zum ersten Mal auf ein Pferd gesetzt. Zu dieser Ceremonie werden, wie üblich, mehrere Stück Vieh geschlachtet, die Nachbaren eingeladen und eine Bewirthung findet statt, bei welcher die Männer getrennt von den Frauen essen. Nach Beendigung des Mahles werden wieder allerlei Scherze und Wettläufe vorgenommen, worauf alle Männer auseinandergehen und nur die Frauen und *ein* Mann, der angesehenste des Auls, zurück bleibt. Die Frauen holen das Kind aus der Jurte, die Eltern übergeben es dem anwesenden kirghizischen Edeln und dieser reicht es einem Dschigit (kirghizischen Reiter) aufs Pferd. Der Dschigit reitet mit dem Kinde durch den ganzen Aul, wobei Jedermann ihm etwas schenkt. Gewöhnlich macht man es so, daß man dem Kinde einen Hengst schenkt, welcher von der Lieblingsstute in demselben Jahr wie das Kind geboren ist; beide werden gemeinschaftlich auferzogen, so daß, wenn das Kind zur bestimmten Frist aufs Pferd gesetzt wird, das Pferd eingeritten und so zahm wie ein Stubenhund ist.

An den Knaben wird in ihrem siebenten Jahr die übliche Beschneidung vorgenommen; dieselbe wird gewöhnlich von einem Mullah vollzogen und gleichfalls durch ein großes Fest gefeiert.

Ist ein Kind krank, so wird ein „Dargon" oder ein „Baksa" herbeigerufen; doch wüthet und raset der Baksa am Krankenbette eines Kindes nie; er spielt nur leise auf seiner „*Kobysa*". Hat das Kind Leibweh, so setzt der *Baksa* ihm eine Art trockener Schröpfköpfe auf den Bauch, kaut Gewürznägelchen oder Zwiebeln und bespritzt mit der Mundflüssigkeit das Kind oder bläst das Kind an; er läßt einen schwarzen Schafbock schlachten und schlägt mit der Lunge desselben das kranke Kind.

Der „*Dargon*" fühlt dem Kranken den Puls, indem er beide Hände sowohl an die Schläfe als an die Arme legt. Wenn er meint, daß das Kind in Folge der Muttermilch erkrankt sei, so verbietet er der Mutter innerhalb drei Tagen Essen zu sich zu nehmen, reicht ihr dahingegen einen schwachen Aufguß zu einer Brechung.

Die Zahl der in Anwendung gezogenen Arzneimittel ist sehr groß; neben vielen pflanzlichen werden auch mineralische Gifte, z. B. Zinnober und Quecksilber, gebraucht, auch die Kenntniß der heilbringenden Wirkung des Chinin ist unter den Kirghizen verbreitet.

---

[1]) Es wird nicht mitgetheilt, ob diese Sitte für Knaben und Mädchen gilt, oder etwa für *Knaben allein*; es ist hier nur die Rede von „*dem Kinde*".

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die russ. Gesellschaft für Dampfschifffahrt und Handel wird im Frühjahr dieses Jahres eine Untersuchung im *Mittellauf des Dnjestr* vornehmen lassen, um festzustellen, ob es möglich ist durch Regulirung des Flusses eine *Dampfschifffahrt von Odessa bis nach Mohilew* hinauf (850 Werst) einzurichten, von der man sich für Handel und Industrie des Gouvernements *Podolien* wesentliche Vortheile verspricht. (Nach dem Kiewlanin.)

— Nach dem Bericht des statistischen Comité für das Gouvernement *Perm* zählte dieses Ende 1879: 2 403 164 *Einwohner*, die volkreichste Stadt war *Jekaterinburg* mit 28 604 *Einwohner*, die Stadt Perm hatte 24 643 Einwohner.

Asien.

— Wie die Turkest. Ztg. mittheilt, haben die Kaufleute Gebr. Wanjuschin, welche die *Dampfschifffahrt* auf dem Ural betreiben, im letzten Sommer auch die *Utwa*, Nebenfluß des Ural, untersuchen lassen und vom Aufgeben des Eises im Juni ab vollkommen *schiffbar* befunden. Die Dampfschifffahrt auch auf diesem Flusse wird den Transport von Getreide und Holz bis weit in das Innere der Kirghizensteppe ermöglichen, und auch schon 1880 sind die Genannten für die Versorgung der Kirghizen mit Nahrungsmitteln thätig gewesen.

— In der Sitzung der russ. geogr. Gesellschaft in Petersburg am 5. (17.) November dieses Jahres wurden aus einem Schreiben *Tscherski's* Mittheilungen gemacht über dessen mehrjährige Untersuchungen betreffend den *geologischen Bau des Baikal-Beckens*. Der nordöstliche Theil dieser Einsenkung hatte anscheinend gleich dem südwestlichen eine selbständige Verbindung mit den Gewässern des alten silurischen Meeres und zwar zwischen den Kaps Elochin und Kosinsk. Es fanden sich auch Anzeichen, daß eine fernere Verbindung statthaben konnte in dem Gebiete der jetzigen Deltas der Kitschera und der oberen Angara; man kann deshalb annehmen, daß der Baikal-See damals aus drei Buchten oder Föhrden des nördlichen silurischen Oceans bestand, die durch eine gleiche Anzahl von Vorgebirgen oder Halbinseln getrennt waren. Das jetzige Olchon und Swjatoi Nos scheinen die getrennten Ueberbleibsel des Kaps, welches den Meerbusen von Golonstensk von dem von Elochin trennte, während das Kap, welches den Busen von Elochin von dem nördlichsten, Kitschera-Angarischan, schied, zum Theil der jetzigen Verengung am Nordostende des Sees zwischen Kap Kotelnikow und dem Flusse Tempuda (Smolich) entsprach. Es läßt sich annehmen, daß aus den letztgenannten Buchten später *zwei Seebecken* entstanden, die in Verbindung tre-

ten mit dem dritten, dem Golonstenskischen, d. h. mit der südwestlichen Hälfte des Baikal-See, deren Niveau beträchtlich niedriger war als das Niveau jener nordöstlichen Theile; die Untersuchung bestätigte die Ungleichmäßigkeit der Erhebung im Bereiche der beiden Enden des jetzigen Sees.

Die Exkursion Tscherski's an der Lena verschaffte die Ueberzeugung, daß dieser Fluß 9 oder 10 Werst vom Baikal-See entspringt, im Meridian der Mündung des Flusses Sucha und zwar aus Gebirgsquellen. Die Lena wendet sich dann nach N.-O., im Allgemeinen parallel der Uferlinie des Baikal und in demselben geringen Abstande vom See bis zum Meridian der Quellen des Flusses Perjama; von dort aber, nach Aufnahme eines Zuflusses von rechts, bekannt unter dem Namen Arbun, schlägt sie die Richtung nach N.-W., nach W. und schließlich nach S.-W. ein, wie sie schon auf der Karte des Astronomen Schwartz mit großer Genauigkeit dargestellt ist.

Australien.

— Im Royal Albert Dock in London fand an Bord des „Orient" kurz vor Weihnachten eine Untersuchung der von jenem Schiffe aus Australien herübergebrachten frischen Lebensmittel statt, an welche sich ein aus denselben bereitetes Mahl anschloß. Die Bestandtheile desselben, welche insgesammt Beifall fanden, waren: Suppe aus Sydneyer Austern, Bouillon von australischem Rindfleische, Pudding von australischen Austern, „snapper" (?), Stockfisch aus der Murray-Bay, Lamm-Cotelettes, Rindsfilet, das durch die Aufbewahrung im Refrigerator eine etwas dunkle Farbe angenommen hatte, sonst aber sehr zart und saftig war, gebratene Gans, Hammelkeule, Schinken, Zunge, Schweinefleisch, grüne Erbsen, Spargel, Artischoken, Tomaten, Bohnen, Queensländer Ananas, Erdbeeren aus Victoria und Apfelsinen aus Sydney.

— Der „Sydney Morning Herald" vom 27. Oktober 1880 bemerkt: Die Opal-Gruben in Queensland versprechen in einer nicht fernen Zukunft mit den berühmten ungarischen Minen dieses Edelsteines zu rivalisiren. Opale sind schon an vielen Stellen gefunden, aber nie mit Vortheil ausgebeutet worden. Jetzt aber hat Mr. R. S. Allen von Winton vor Kurzem Lager aufgefunden, welche wirklich lohnend zu werden versprechen.

— Die Regierung von Süd-Australien hat durch ihren Feldmesser Mr. J. W. Jones das große, wenig bekannte Gebiet bereisen lassen, welches nordöstlich von Port Eucla, an der Großen Australischen Bucht, und östlich von der Grenze der Kolonie West-Australien liegt. Wie Mr. Jones berichtet, hat er dort reichen Graswuchs vorgefunden, welcher sich zu Schafweiden bestens eigne. Es existirt aber nirgends offenes Wasser, und es ist fraglich, ob man sich dies nöthige Element in anderer Weise verschaffen könnte als durch Auffangen von Regenwasser, welches auch nur spärlich fällt. Zur Lösung dieser Frage läßt die Regierung jetzt Tiefbohrversuche anstellen. Sollten dieselben günstig ausfallen, so werden jene Grasgegenden sehr bald von Squattern mit Vieh besetzt werden.

Nordamerika.

— Die Orkane, welche das Missouri-Thal und andere Gegenden so arg verwüstet haben, sind nach den Untersuchungen des Professor Tice elektrischer Natur gewesen. Diesen Schluß zieht der Gelehrte aus dem Umstande, daß diejenigen Gebäude, welche am meisten von den Stürmen gelitten haben, mit Zink oder irgend einem andern Metall gedeckt waren, während die mit Schiefer- oder Ziegelbedachung fast ohne Spur davongekommen sind. Der eiserne Schornstein eines Hüttenwerkes wurde abgerissen und in wunderbare Spiralen gedreht, das übrige Gebäude erlitt keinen Schaden; ebenso wurde die zinnerne Glockenkuppel einer großen Schule gänzlich zerstört. Als besonders eigenthümlich wurde wahrgenommen, daß die Bäume, welche von dem Sturme zu leiden hatten, nicht etwa von der Windseite aus beschädigt, auch nicht nach einer Richtung hin gebogen oder geknickt waren, sondern daß sie von oben bis unten gleichmäßig wie Besenstiele ihre Blätter verloren hatten und ihre Rinde wie verbrannt aussah. (Mail.)

— Das Census-Bureau der Vereinigten Staaten macht bekannt, daß die ungefähre Bevölkerung der Vereinigten Staaten am 1. Juni 1880 50 152 559 Seelen betrug und der Zuwachs in den letzten zehn Jahren 11 594 188, wovon etwa ein Viertel auf die Einwanderung entfällt. Die Bevölkerungen der größten Städte sind: New York 1 206 590; Philadelphia 846 984; Brooklyn 566 689; Chicago 503 304; Boston 262 535; St. Louis 350 522; Baltimore 332 190; Cincinnati 255 708; San Francisco 233 956 und New Orleans 216 140.

— In dem letzten Jahresberichte des General Sherman über das Heer der Vereinigten Staaten wird erwähnt, daß während der letzten vier Jahre in den Kämpfen mit den Indianern 27 Offiziere und 433 Gemeine gefallen sind (also fast jeden dritten Tag ein Soldat).

— James Stephenson, von dem U. S. Geological Survey (Distrikt Neu-Mexico), hat im letzten Jahre 40 Miles von Santa Fé, 10 Miles vom Rio Grande eine neue Höhlenstadt besucht, deren Existenz ihm Indianer mittheilten. Dieselbe, vielleicht die größte vorhandene, besteht aus Höhlungen, welche sich volle 30 Miles weit in den Felswänden eines Cañons ununterbrochen hinziehen sollen. Die einzelnen Wohnungen sind, anscheinend mit Steinwerkzeugen, 15 bis 20 Fuß tief in den Fels hineingearbeitet und von der Ebene aus fast unzugänglich. Stephenson gelang die Ersteigung, und er fand in einzelnen der besuchten Höhlen Reste der früheren Bewohner. Näheres bleibt abzuwarten.

— Etwa 22 engl. Meilen südwestlich von Santa Fé in Neu-Mexico werden im Berge Chalchuitl (der indianische Name für Türkis) Türkisen gegraben. Das Gestein, in welchem sie gefunden werden, zeichnet sich aus durch weiße Farbe und zersetztes Aussehen, welches dem der Porzellanerde etwas ähnelt, letzteres nach Prof. Silliman eine Folge von Wasserdampf und vielleicht noch anderen Dämpfen und Gasen, welche das Gestein durchdrangen, die ursprünglich krystallisirte Masse zersetzten und metamorphosirten. Der Edelstein findet sich in kleinen Adern und Klumpen, welche außen mit einer weißen tuffartigen Kruste bedeckt sind. Steine von großem Werthe sind selten, und so manche Tonne Gesteins muß entfernt werden, ehe man ein einzelnes Exemplar findet. Die blaue Farbe des Türkis rührt von Kupferoxyd aus dem umgebenden Gestein her, wovon die mexikanischen Edelsteine 3,81 Procent enthalten. (Mail.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Der Fall des Doubs an der Grenze der Schweiz und der Franche-Comté.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Wir kommen zur vierten und letzten der Straßen, welche von Saint-Hippolyte ausgehen, zu derjenigen, welche uns durch das Thal des Dessoubre nach Morteau und an den Wasserfall des Doubs führt. Jenes Thal ist von großer Schönheit; der Theil bis Consolation, etwa fünf Wegstunden lang, bildet eines der malerischesten und wechselvollsten Schaustücke in diesem Theile der Franche-Comté, welche der nahen Schweiz sich an die Seite stellen kann, allein ungleich weniger bekannt ist. Der Fluß ist ein klares, rasches Gewässer, ringsum von Bergen eingefaßt, von deren Halden der erquickende Duft der Tannen und Eichen, der wilden Münze und anderer Pflanzen herabweht. Zu beiden Seiten der Straße sind Haufen von Brettern in langer Reihe aufgeschichtet.

Bei Vieux-Moulin („Alte Mühle“) unterbricht das schnelle Tiktak der Siebe, das Knirschen der Säge, das Rauschen in der Schleuse die Stille des Thales. Dann macht die Straße einen Bogen und tritt in eine ernste, traurige Landschaft: graue, nackte Felsen bilden die Bergeshänge; riesige Gesteinsblöcke liegen zwischen spärlichen Sträuchern und lautlos wälzt der tief eingeschnittene Fluß seine Wasser zu Thale. Wenn man Lavoyèze, die Brücke von Fleurey und Saint-Maurice hinter sich hat, wird der Weg schwieriger und geht im Zickzack aufwärts nach der Mühle von Gaudion, wo derjenige, welcher am frühen Morgen von Saint-Hippolyte aufgebrochen ist, zum Mittagsmahle rastet. Eine hübsche Bäuerin empfängt den Reisenden in dem großen ländlichen Zimmer zur ebenen Erde; will sie ihm eine Ehre anthun, so legt die „Bichette“ — so heißen dort die jungen protestantischen Frauen — wohl ihr Feiertagsgewand an: kurzen Tuchrock, Leibchen mit weißem Latz, die Haare unter einer schwarzsammetnen, mit Gold- und Silberflittern besetzten Binde, welche an den Kopfputz der Maria Stuart erinnert. Auf das weiße Tischtuch setzt sie die bemalten Teller, die zinnernen Eßbestecke, einen riesigen Laib Schwarzbrodes und viereckige, weiße Glasflaschen voll Wein von der Farbe der Zwiebelschale, worin das Sonnenlicht wie in einem Topase funkelt. Wahrlich, man versteht hier zu leben! Zuerst wird eine rauchende Kohlsuppe aufgetragen, dazu eine mächtige Schüssel voll Sauerkraut mit Speck, geräucherter Wurst und Schinken; es folgt eine Forelle aus dem Dessoubre, eine Schüssel mit Krebsen, ein Salat von Lattich-Herzen, Schweizerkäse, „moûss“ (Eingemachtes von kleinen wilden Birnen, hier bressons genannt), eine große Scheibe Honig und Walderdbeeren, roth wie Blut, deren Duft die Nase kitzelt. Dann eine Tasse Kaffee und ein Glas Kirsch, und man muß gestehen, daß diese Verpflegung in wenigen Gebirgsorten ihres Gleichen finden dürfte.

Nähert man sich dem Weiler Consolation, so nimmt die Landschaft einen so schwermüthigen Charakter an, daß selbst das festeste Herz von einer unüberwindlichen Stimmung der Trauer und Hoffnungslosigkeit übermannt wird. Es giebt auf Erden kaum einen stillern, ernstern Winkel, eine wildere, imponirendere Einöde, als diesen von hohen Steinwänden eingeschlossenen Circus, der wie geschaffen ist, um über menschliches Elend zu brüten. Dort liegt das

Seminar von Consolation, ein großes einzeln stehendes Gebäude mit weißen Mauern, kalt und schweigsam. Der Fuß des Gebirges dahinter bildet eine Reihe von riesigen Gesimsen, auf welchen Wassermühlen angebracht sind; aber diese Werke von Menschenhand bringen kein Leben in die Landschaft, sie verschwinden gegenüber der erdrückenden Größe der aufsteigenden Bergesgipfel. Oberhalb dieser Gesimse, am Fuße eines kreisrunden Felsens entspringt der Dessoubre. Die krystallklare Quelle kommt aus einer grabesartigen Krypta, die sich nach hinten zu verengert und niedriger wird; anfangs läuft sie in einem schmalen gemauerten Kanal, theilt sich dann in verschiedene Bächlein, welche über eine senkrechte Felswand hinabstürzen und die Räder jener Mühlen treiben. Nichts Großes hat einen großen Anfang: die



Der Weg von Moulin de la Mort.

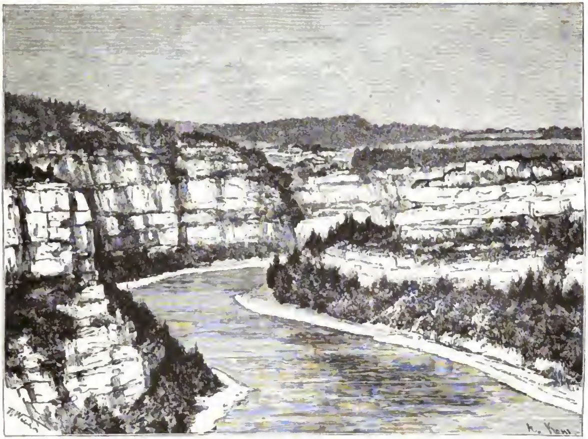
mächtigsten Ströme haben selten eine so ausgezeichnete Quelle, wie der kleine Dessoubre.

Bald hinter Consolation erreicht man das Plateau, welches hier und da Tannenwälder trägt, und steigt auf demselben noch weiter an, bis sich der Weg in weiten Bogen wieder in das Thal des Doubs nach Morteau hinabsenkt, welches von Saint-Hippolyte in der Luftlinie 33 km, mit allen Biegungen des Weges aber mindestens deren 40 entfernt ist. Im Hôtel de la Guimbarde („Zum Brummeisen") findet man dort in Morteau Unterkunft; sein merkwürdigstes Stück ist die große, wie ein Arsenal so reichlich ausstaffirte Küche, in deren riesigem Kamine, dessen Vorplatz um eine Stufe höher liegt als der übrige Raum, ein Feuer von Tannenholz lustig knistert und knastert. Der Rauch steigt bis zum Dachfirste durch einen mächtigen pyramidenartigen Fang, in welchem an Eisenhaken rußbedeckte Schinken und Würste hangen.

Am folgenden Morgen ein kurzer Ausflug nach dem

nahen Dorfe Grande-Combe, das am Fuße eines kolossalen Felsens liegt, dann geht es auf der Straße längs des Doubs weiter, dessen Thal auch hier Ansichten von ganz besonderer Schönheit darbietet. Als Beispiel diene der Moulin de la Mort (Todesmühle). Ein gewundener Pfad steigt von dem der Straße gegenüberliegenden Ufer empor bis zum Fuße einer Felsmauer, deren Gipfel man auf den Echelles de la Mort (Todes-Stufen) erreicht. An den Abhängen der Berge sieht man dort Blöcke weißen Gesteines, die menschlichen Gestalten gleichen, und ihre Gipfel sind von kolossalen Felsen, Riesenburgen ähnlich, gekrönt.

Weiterhin wird das Thal weiter; man kommt durch einen großen Tannenwald, dann bei einer Schlucht vorbei, jenseits deren Bauernhäuser am Abhange zerstreut liegen, und erreicht den Col de Roches (Felsenpaß), gleichsam eine einzige Felsmasse, aus der von der Basis bis zum Gipfel ein Stück von der Gestalt eines umgekehrten Dreiecks herausgeschlagen ist, einer Kirche mit zwei spitzen Thürmen von fern gleichend. In den Höhlungen und auf den Vorsprüngen des Gesteins, wo nur eine Hand voll Humus Platz hat, haben sich Fichten mit ihren Wurzeln festgeklammert und strecken ihre Zweige über den Abgrund aus. Weiterhin folgt ein Tunnel, durch welchen die Straße auf Schweizer Gebiet nach dem nahen Locle, einem reinlichen, regelmäßigen Städtchen, führt; dort hat man wieder eine Eisenbahnstation erreicht, deren nächste an Saint-Hippolyte, unsern

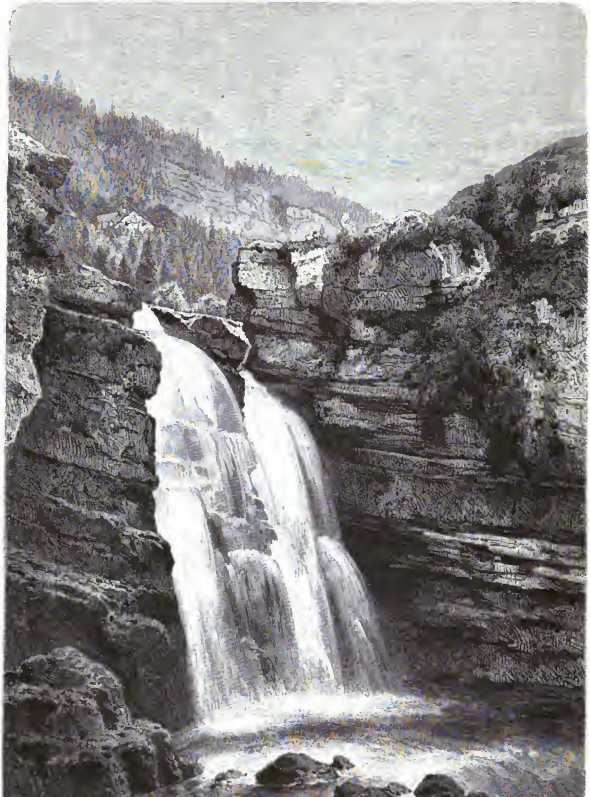


Becken oberhalb des Saut-du-Doubs.

Ausgangspunkt, sonst Porrentruy oder Pruntrut in der Schweiz und Montbéliard (deutsch Mömpelgard) in Frankreich sind. Nächstens wird wohl übrigens Saint-Hippolyte selbst Kopfstation einer eigenen Zweigbahn werden.

Im Doubs-Thale abwärts erreicht man les Brenets unweit des danach benannten Sees von 3 km Länge und 400 m Breite. Das Dorf ist neuerdings, ebenso wie Morteau, durch eine Feuersbrunst zerstört worden; seine neuen weißen Häuser schauen so zierlich darein, wie lauter Villen. Von dort führt der Weg in Windungen zum See, aus dessen Mitte sich ein Felsen erhebt. Am Ufer liegen zahlreiche Vergnügungsboote für Reisende, welche von hier aus zu Wasser den Saut-du-Doubs besuchen wollen. Bis dorthin hat man fünf Becken, welche durch engere Pässe mit einander in Verbindung stehen, zu durchfahren; im Winter, wenn das Eis trägt, kann man sich eines zweispännigen Wagens zur Zurücklegung der Strecke bedienen. Wohlbekannt unter dem hiesigen Volke ist die Erzählung von zwei Neuvermählten, welche sich auf dem See von les Brenets in einem Boote schaukelten und erst zu spät gewahr wurden, daß sie die Strömung mit sich hinweg geführt hatte. Ihr Kahn schoß den Saut-du-Doubs hinunter in den Abgrund, wo sie für immer verschwanden.

Gelangt man in das erste Becken, so sieht man den Gesichtskreis rings begrenzt von Bergen, die mit dunklen Fichten und hellerm Gesträuche bewachsen sind, und deren Fuß aus nackten Felsen besteht. Rechts das Kreuz der Eidgenossenschaft, links die drei französischen Farben am Felsen. Unter dem erstern öffnet sich die Grotte de Toffière; gegenüber findet sich ein Winkel, wo das Wasser fast still-



Der Saut-du-Doubs.

steht: mit merkwürdiger Klarheit schallt aus demselben zurück, was an dem gegenüberliegenden Ufer gesprochen wird. Die Modulationen von Aelplerweisen kehren sogar mehrfach in unendlicher Weichheit zurück. Durch einen engen, kurzen Kanal erreicht man das zweite Becken, einen regelmäßigen Circus senkrechter Felsen, welche ein schier unbewegliches Becken grünen spiegelglatten Wassers umschließen. Zur Rechten hat man Wasserstandsmarken eingemeißelt, deren Spuren sich auf den durchfurchten Wänden erhalten hatten. Danach war der Strom im Jahre 1801 um 10 Fuß über seinen mittlern Stand gestiegen, im Jahre 1863 um 8 Fuß. Wie überall in der Franche-Comté sind die Felsen und Steine hier sonderbar gestaltet und gleichen bald menschlichen Figuren, bald phantastischen Dingen, die ihr Aussehen je nach dem Standpunkte des Beschauers oder schon je nach dem Spiele von Licht und Schatten wechseln. So giebt es hier einen Felsen, der von der einen Seite den Kopf Louis Philipp's, von der andern denjenigen Napoleon's I. zeigt. In anderen Becken haben die Felsmassen fast die Regelmäßigkeit von Bauwerken; man glaubt von fern Säulen, Gesimse, Façaden u. dergl. zu sehen, welche die Natur in launenhaftem Spiele nur angedeutet, nicht vollendet hat.

Ein etwas breiterer Eingang führt in das dritte Becken, einen länglichen, elliptischen Kessel von Felsen, deren Gipfel bewaldet sind; zur Linken liegt ein riesiger Felsblock, der „Todtenkopf". Es folgt als viertes Bassin ein Circus, von



Fabrik beim Saut-du Doubs.

senkrechten Felsen eingefaßt, welche auf Schweizer Seite durch eine große wellige Wiese, den Pré Philibert, unterbrochen werden. Im Juni feiern auf derselben die Anwohner des Flusses, Franzosen wie Schweizer, mit Essen und Trinken das Fest des Saut-du-Doubs. Links steigt ein Felsen in die Luft, welcher „Die Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Arme" darstellt; rechts zeigt der Bootsmann einen Steinblock, der von vorn die strengen Züge Calvin's, von der Seite gesehen ein Löwenhaupt aufweist.

Nun fährt das Boot in einen weiten viereckigen See mit gerundeten Ecken, das fünfte und letzte Bassin; Fichten bedecken die regelmäßig gestalteten Felsen, die in horizontalen Schichten über einander liegen. Hier erblickt man das Schweizer Bureau, auf beiden Ufern je ein Gasthaus, Boote am Ufer und eingerammte Pfähle; die Schiffahrt nimmt hier ihr Ende, und man steigt nun einen mit Kies bestreuten Pfad zur Linken aufwärts. An der höchsten Stelle, wo man schon das Tosen des Falles vernimmt, steht ein hoher, aufrechter Stein, der „Steinleuchter", von dem es unsicher sein soll, ob ihn die Natur oder Menschenhände in vorgeschichtlichen Zeiten aufgerichtet haben. Nun schreitet man über eine Wiese bis zu einer schmalen moosbewachsenen Klippe, von welcher man den schäumenden Fall völlig überschaut. Wendet man sich stromaufwärts, so vermag man das enge Bett des tief in den Berg eingeschnittenen Doubs zu verfolgen: 600 Fuß hoch steigen die Felsen empor, an deren Basis entlang der Fluß, stark fallend und die in seinem Bette lagernden mächtigen schwarzen Felsblöcke umtosend, dem Punkte zujagt, wo er mit einem Satze sich 27 m tief hinabstürzt. Der Schlund am Fuße des Falles soll

unergründlich sein, und das hineinstürzende Wasser sich in den Schooß der Erde verlieren; nichts von allem, was es mit sich reißt, kommt wieder zum Vorschein. Bei Hochwasser verschwindet alles vor der glasfarbenen, glatten Wassermasse, bei Niedrigwasser bleibt nur ein dünner Wasserfaden übrig; bei mittlerm Stande wird der Fall oben von schwarzen Felsinselchen zertheilt. Links fließt nur ein starker Bach, rechts aber ein breiter Fall, der sich mit dem erstern unterhalb des beide trennenden Felsens wieder vereint.

Die Macht des stürzenden Falles ist so groß, daß ein gegen seine Oberfläche geworfener Stein zurückprallt. Dennoch behaupten die Anwohner, daß Forellen ihn im Zickzack hinaufschwimmen, was indessen kaum glaublich ist.

An den Fuß des Falles führt kein Weg, nur ein Ziegenpfad windet sich durch Steine und Gebüsche hinab, wo der eiskalte Wasserstaub herumfliegt und der Boden von der Wucht des Sturzes erdröhnt.

Die Verwendung der Füße als Greiforgane.

Von **Richard Andree.**

Es ist im Allgemeinen richtig, daß der Mensch mit den Füßen nicht greifen kann, wenigstens ist die Hand sein normales Greiforgan. Aber der großen Zehe wohnt dennoch eine bedeutende Greifkraft inne, und wenn sie auch nie den übrigen Zehen gegenüberstellbar ist, wie der Daumen den Fingern, so vermag sie doch bis zu einem gewissen Grade den letztern zu ersetzen, wie denn überhaupt der Fuß an die Stelle der Hände treten kann.

Freilich darf man die Beispiele hierfür nicht bei den Schuhe tragenden Kulturmenschen suchen, deren Füße dadurch deformirt, deren Zehen zusammengepreßt sind, während bei barfuß gehenden Individuen oder Völkern die Zehen in ihrer natürlichen Lage verbleiben und mehr oder minder von einander abstehen. Namentlich ist der Zwischenraum zwischen der großen Zehe und der zweiten oft ziemlich beträchtlich, eine Erscheinung, die besonders bei den Annamiten hervorgehoben wird. Contourenzeichnungen der Füße von Naturvölkern zeigen dieses Verhältniß recht deutlich, so diejenigen, welche Ascherson in Aegypten, Pechuel-Loesche in Loando machte [1]).

Auch der französische Reisende Dr. Crevaux fand an den Quellen des Oyapoc in Französisch-Guiana die Oyampy-Indianer ausgezeichnet durch einen constanten Abstand der großen Zehe von den übrigen Zehen. Le ponce fortement écarté regarde toujours en dedans, tandis que le troisième, le quatrième et le cinquième sont tournés en dehors [2]).

Wir haben übrigens ausnahmsweise auch in Europa Gelegenheit uns davon zu überzeugen, wie weit die Fertigkeit des Menschen in der Benutzung der Füße als Greiforgan zu gehen vermag. Auf Messen und Jahrmärkten lassen sich armlos Geborene sehen, welche mit den Füßen malen, schreiben, sticken, und der französische Maler Ducornet, ein keineswegs ungewöhnlicher Künstler, malte, indem er mit dem linken Fuß die Palette, mit dem rechten den Pinsel hielt. Ein Gipsabguß seiner Füße ist im Besitze der Pariser Anthropologischen Gesellschaft [3]).

Wir begegnen der Verwendung der Füße als Greiforgane sofort, wenn wir uns nach dem Orient wenden, wo das Barfußgehen beginnt. Seiff [4]) schreibt: „Bewundernswerth ist bei allen Handwerkern Beiruts die Geschicklichkeit, mit welcher sie sich der Fußzehen zum Halten des Arbeitsstückes oder Werkzeuges bedienen, und dasselbe berichtet Porter von den Holzschnitzern in Damaskus, die ein Brett

[1]) Ztschr. f. Ethnol. VI, Taf. 9, und VIII, Taf. 24.
[2]) Tour du Monde. Vol. XL, 76.
[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. VIII, 570.
[4]) Reisen in der asiat. Türkei. Leipzig 1875, 139.

mit den Fußzehen festklemmen, während sie Meißel und Schlägel in der Hand führen [1]). Diese Manier der Holzschnitzer geht noch weiter nach Osten, wie uns der hier beigegebene Holzbildhauer aus Simla im nördlichen Pandschab zeigt, der nach einer englischen Photographie abgebildet ist.

Jagor traf in Singapur bei einem Feste Klings, Malaien und Chinesen auf dem Boden umhersitzend und jeder hatte die behaglichste Stellung eingenommen, die aber zum Theil derart war, daß sie bei uns kaum ein Turner auf die Dauer ausgehalten hätte. Diese Leute, die von Jugend auf nie einen Tisch oder Stuhl benutzen, weder enge Kleider noch Schuhe tragen, wissen aus ihren unteren Gliedmaßen viel mehr Nutzen zu ziehen, als wir. Die Beine müssen häufig als Arme aushelfen, wobei die Füße die Stelle der Hände vertreten; so heben sie Sachen vom Boden auf, ohne sich zu bücken, halten das eine Ende eines Gegenstandes mit den Füßen fest, während sie das andere Ende mit den Händen bearbeiten [2]). Derselbe in Detailbeobachtungen äußerst sorgfältige Reisende sah, wie Andamanesen an zwei drei Zoll starken Rundhölzern, die statt einer Treppe zu einem Schuppen führten, hinaufkletterten, indem sie dieselben zwischen großer und zweiter Zehe und zugleich mit einer Hand, wie mit Zangen, packten [3]).

Man muß bemerken, sagt Marsden, daß die Sumatraner im Gebrauche ihrer Füße vorzüglich geschickt sind, indem sie selbige wie die Hände gebrauchen, und eine Sache, welche nicht sehr schwer ist, zwischen der großen und zweiten Zehe oder auch wohl mit dem ganzen Fuße fassen und von der Erde aufheben. Selbst beim Ballspiel brauchen sie die Zehen [4]). Von den Zehen der Javanesen sagt A. H. Kiehl, daß sie alle von einander abstehen, da diese Leute keine Schuhe tragen. Die Muskeln der Zehen sind im Allgemeinen so wohl entwickelt, daß die Javanesen sich nicht zu bücken brauchen, um einen Gegenstand aufzuheben; sie besorgen das einfach mit den Füßen [5]).

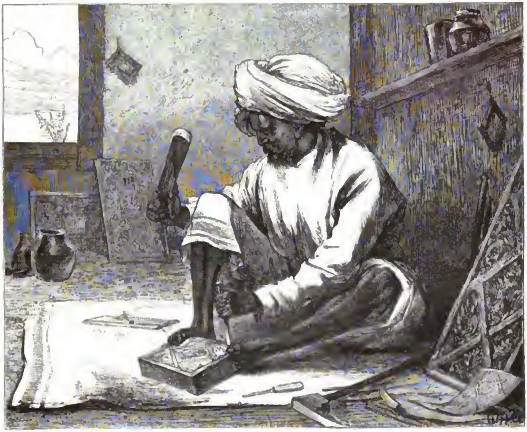
Die Zehen der Negritos auf Luzon, sagt Dr. A. Schadenberg, dienen ihnen zum Greifen und Festhalten von Sachen und unterstützen sie sehr beim Klettern [6]).

Eine besondere Erwähnung verdienen hier die Füße der Annamiten. Topinard erzählt uns nämlich, daß bei diesem Volke der Zwischenraum zwischen der großen und der ersten Zehe ein ganz ungewöhnlich großer sei, und er be-

[1]) Porter, Five years in Damascus I, 47.
[2]) F. Jagor, Singapore—Malacca—Java. Berlin 1866, 16.
[3]) Verhandl. Berlin. Anthropol. Ges. 1877 (59).
[4]) Marsden, Sumatra, Leipzig 1875, 304.
[5]) Journ. Anthropol. Instit. VI, 347.
[6]) Ztschr. f. Ethnologie XII, 143.

ruft sich dabei auf den Gipsabguß eines in Paris befindlichen annamitischen Fußes. Hier soll der Zwischenraum nicht weniger als ungefähr drei Centimeter betragen[1])! Das ist doch höchst auffallend, und ich habe daher nach anderweitiger Bestätigung gesucht. Wie wir durch den britischen Consul Tremelet in Saigon wissen, werden die Annamiten schon in uralten chinesischen Schriften Giao-chi oder diejenigen mit gekreuzten Zehen (crossed toes) genannt. Die große Zehe derselben, bemerkt Tremelet, steht in einem Winkel zu den übrigen Zehen, nicht parallel zu denselben; sie sei gleich einem Daumen an der Hand, sei ganz unabhängig in ihrer Beweglichkeit an den übrigen Zehen und charakteristisch für die Annamiten[2]). Dagegen meint ein französischer Arzt, Dr. Morice, daß von den Autoren der Abstand der großen Zehe von den übrigen bei den Annamiten übertrieben worden sei. Der Fuß derselben hat, wie der Fuß aller Racen, welche für gewöhnlich kein Schuhwerk tragen, die Form eines stumpfen Dreiecks, dessen Basis eine durch die Extremität der Zehen gezogene Linie bildet. Diese quetschen sich nicht zusammen, sondern entwickeln sich frei. Die große Zehe ist nur ein wenig entfernt von den übrigen (seulement un pou ecarté). Es ist zu bemerken, daß sie den Annamiten dazu dient, winzige Gegenstände zu ergreifen und den Steigbügel zu halten. „Ich habe oft gesehen, wie der Steuermann sein Steuer mit dem Fuße regierte, um sich unterdessen mit den Händen eine Cigarre zu wickeln“[1]).

In den meisten älteren Reiseberichten der Erforscher



Indischer Holzschnitzer in Simla. (Nach einer Photographie.)

der Südsee spielt der Diebstahl mit den Füßen eine Rolle. Die Eingeborenen wußten sich geschickt mit den Füßen kleine auf Deck liegende Gegenstände anzueignen und selbst einer dem andern zuzureichen. Diese Fähigkeit ist heute noch nicht verloren gegangen.

Als M. Buchner sein schwerbeladenes Boot über die Sandbänke der Angaloabai bei der Fidschi-Insel Kandavu schob, leistete einer seiner Burschen ein Kunststück, welches die große Gewandtheit illustrirt, die den Füßen dieser Melanesier innewohnt. Er blieb nämlich plötzlich stehen, tastete mit dem Fuße auf dem Grunde herum, hob ihn auf und brachte einen Sohlfisch zum Vorschein, den er mit den Zehen gefangen hatte[2]).

Bei den Samoanern sind nach Gräffe die Zehen lang, den Fingern an Biegsamkeit sich nähernd, und Gegenstände, die am Boden liegen, mit den Zehen zu ergreifen, ist allen eine geläufige Kunst. Jedenfalls, meint Gräffe, hat die beständige Uebung die Kokospalmen zu erklettern, großen Einfluß auf die Gelenkigkeit des ganzen Fußes. Zu bemerken ist noch, daß die neben dem Hallux liegende Zehe die längste ist und denselben stets überragt[3]).

Die Neu-Caledonier, erzählt der französische Schiffs-

[1]) Revue d'Anthropologie 1878, 720. Vous serez frappés de l'écart d'environ trois centimètres qui existe sur ce pied entre le pouce et le second doigt.

[2]) Journ. Anthropol. Instit. IX, 461.

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. X, 145 (1875).

[2]) M. Buchner, Reise durch den Stillen Ocean. Breslau 1878, 307.

[3]) Journ. Mus. Godeffroy. Heft XIV, 228.

arzt V. de Rochas, haben Füße, welche nicht wie die unserigen durch Schuhwerk deformirt und gehemmt sind. Sie sind groß mit von einander entfernt stehenden Zehen und besitzen in allen ihren Gliedern eine ganz erstaunliche Beweglichkeit. Sie sind nicht nur eine ausgezeichnete Basis, sondern auch gleichzeitig künstliche Organe für die Prähension. Dadurch sind diese Wilden geschickt mit einer ungewöhnlichen Behendigkeit die Bäume zu erklettern und zwar in einer Weise, welche von der unserigen ganz verschieden ist. Sie ergreifen den Baumstamm mit beiden Händen und klammern sich unten mit den Zehen in die Unebenheiten der Rinde ein. Nun beginnen sie sich in die Höhe zu schieben, wobei jedoch der Körper stets bogenförmig vom Baumstamme absteht und die Zehen gerade so wie die Finger gebraucht werden. Dabei benutzen sie Füße und Hände alternirend, wie die Vierfüßer gehen, so daß rechte Hand und linker Fuß gleichzeitig in Thätigkeit sind, worauf die linke Hand und der rechte Fuß folgen. Weder die Brust noch die Schenkel berühren dabei den Baum, was bei der Rauheit der Rinden für den nackten Körper ohnehin nicht gut paßt [1]).

Von den Füßen der Eingeborenen im östlichen **Neu-Guinea** sprechend bemerkt Dr. Comrie [2]), sie seien sehr flach und die große Zehe, welche sehr lang ist, stehe in einem Winkel vom Fuße ab. Sie gleicht mehr einem Daumen und kann ähnlich wie ein solcher bewegt werden. Die Greifkraft, welche solchergestalt dem Fuße eigen ist, benutzten die Eingeborenen, indem sie versuchten mit kleinen für sie höchst werthvollen Gegenständen, wie Nägel oder Eisenstückchen, die auf Deck lagen, davonzueilen. Auch beim Halten der sehr langen Bögen gebrauchen sie den rechten Fuß. Das aus dem westlichen Neu-Guinea stammende Papuamädchen, welches der anthropologischen Gesellschaft in Berlin [3]) vorgestellt wurde, hatte einen so beweglichen Fuß, daß sie, obgleich sie seit längerer Zeit Schuhwerk trug, doch noch fähig war, den Fuß als Hand zu gebrauchen und damit und namentlich mit der großen Zehe zu greifen und zu präsentiren. Brauchte man für die Papuas in der in Rede stehenden Beziehung noch eines Beweises, so wäre der Ausspruch A. B. Meyer's anzuführen, der von den westlichen Papuas berichtet, daß nicht nur die große Zehe im Gegensatze zu den anderen, sondern die ganze Fußsohle gewissermaßen als Klammerorgan, mit welchem etwas festgehalten werden kann, verwendet wird [4]).

Auf dem **australischen Festlande** finden wir dieselbe Fähigkeit, und King [5]) weiß davon zu berichten, daß die Schwarzen ihre Speere zwischen den Zehen fortschleppten, während E. Jung von den Narrinjeri, einem australischen Stamm im Mündungsgebiet des Murray, erzählt, daß sie sitzend mit den Zehen Gegenstände ergreifen, ohne die Hände zu gebrauchen; sie klettern mit affengleicher Fertigkeit an den höchsten Bäumen empor, als einzigen Halt eine vorspringende Unebenheit der Rinde benutzend, das ganze Gewicht auf der großen Zehe ruhend [6]).

Es ist damit in **Amerika** nicht anders, wenn mir auch augenblicklich nur wenige Beläge zu Gebote stehen, denn überall, wo das Schuhwerk fehlt und nicht hemmend wirkt, zeigt sich die Fähigkeit den Fuß als Greiforgan zu benutzen. Nach Waldeck [7]) hoben die Indianer Yukatans Geldstücke mit den Füßen auf oder schleuderten selbst Steine mit denselben, und die wilden Muras am Amazonenstrom fassen, um sicher zu zielen, das untere Ende des Bogens auf dem Boden mit den Zehen [1]).



Normaler Fuß der Oyampys-Indianer in Französisch-Guayana.

Wenden wir uns nach **Afrika**. Die Ausbildung der Fußzehen bei den **Somal** erregt nach v. d. Decken Staunen; jede derselben stellt ein selbständig bewegliches Glied dar und dient in vielen Fällen zum Ersatz der Finger. Gilt es z. B. einen am Boden liegenden Gegenstand, und wäre er noch so klein, aufzuheben, so fällt es dem Somal nicht ein sich zu bücken: er ergreift ihn mit der großen und der zweiten Zehe und bringt ihn mit rascher Bewegung zu den Händen empor. Und dies führt er so natürlich aus, daß man sofort sieht, jeder andere Weg zum Ziele würde ihm lästig sein [2]).

Von den schwarzen Negermatrosen auf dem Rothen Meer berichtet Klunzinger, daß sie mit ein paar Zügen in den Mastbaum klettern, indem sie ein Tau mit den Händen fassen und die Füße gegen ein anderes benachbartes anstemmen, ja wie die Affen das letztere mit der großen Zehe umfassen. „Diese Vierhändigkeit zeichnet neben anderen Eigenthümlichkeiten die schwarze pithekoide (!) Menschenrace aus“ [3]).

Nach Simonot ist bei den Schwarzen am **Senegal** die große Zehe viel weiter von den übrigen Zehen getrennt, als es bei uns der Fall; dieses hängt bei ihnen theilweise von der Art ab, wie die Sandalen dort befestigt werden, nämlich mittels eines Riemens, der zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgezogen wird. Allein erklärt dieses jedoch den Abstand nicht, denn auch diejenigen Schwarzen, welche den Riemen und Sandalen nicht tragen, haben eine Lücke zwischen der großen und den übrigen Zehen [4]).

Sir Thomas Herbert, welcher 1626 das Kapland besuchte, berichtet von den **Hottentotten**: „An den Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, welche die Hottentotten, die bei uns waren, in der Hand hielten, damit die Füße besser stehlen konnten, denn sie stahlen geschickt mit den Zehen während sie uns ansahen“ [5]).

---

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. I, 395.
[2]) Journ. Anthrop. Instit. VI, 104, 112.
[3]) Verhandlungen 1876 (63).
[4]) A. B. Meyer, Anthropol. Mitth. über die Papuas. Wien 1874, 13.
[5]) Narrative of a survey of the coast of Australia 1827, I, 370.
[6]) Mitth. d. Ver. f. Erdk. zu Halle 1877, 29.
[7]) Voyage dans la Province de Yucatan 1838 I, 65.

[1]) v. Martius, zur Ethnogr. Amerikas 409.
[2]) v. d. Deckens Reisen in Ostafrika II, 297.
[3]) Klunzinger, Bilder aus Oberägypten 289.
[4]) Bullet. soc. d'Anthropol. I, 500 (1860).
[5]) Merensky, Beiträge zur Kenntniß Südafrikas, Berlin 1875, 80.

Wir sehen also dieselbe Fähigkeit, die Füße als Greiforgan zu benutzen, über die Erde überall da verbreitet, wo der Fuß unbeengt durch Schuhwerk in seinem natürlichen Zustande verbleibt. Es ist das im Alterthum nicht anders gewesen, denn in den Gräbern von Theben erblicken wir einen altägyptischen Gerber dargestellt, der einen Streifen Leder unten mit den Zehen, oben mit der Hand festhält [1]).

In letzter Linie ist es eine klimatische Ursache, welche die Völker der gemäßigten und kalten Zone eines Greiforganes beraubt, das bei den barfuß gehenden Völkern in warmen Landstrichen allgemein benutzt wird.

[1]) Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians III, 159, Fig. 360.

Rev. Comber's Reisen im Innern von Congo.

Die „Baptist Missionary Society" hat bekanntlich in dem Gebiete südlich vom untern Congo eine Station errichtet, und zwar in San Salvador, der Hauptstadt des kleinen Reiches Congo (s. „Globus" XXXIV, 208; XXXV, 175). Dort wirken die Herren Comber und Hartland, von denen ersterer ein reges Interesse für geographische Dinge entwickelt. Die Proceedings (1881, Januarheft) der R. Geographical Society veröffentlichen jetzt von ihm bereits die zweite Originalkarte aus Afrika; die erste betraf das Camerun-Gebirge (s. „Globus" XXXV, S. 344), die zweite stellt die Gegend am untern Congo dar, von welcher wir vor einigen Jahren die erste genauere Zeichnung durch Lieutenant Grandy erhielten. Derselbe war 1873 zur Aufsuchung des damals verschollenen Livingstone ausgesendet worden, drang aber nicht tief in das Land ein, was indessen wohl nicht seine Schuld war, sondern in den dortigen Verhältnissen begründet erscheint, und wurde schließlich zurückberufen. Das Einzige, was er je über seine Reise veröffentlichte, war jene Karte, die Comber nunmehr einer scharfen Kritik unterzieht und in vielen Stücken für falsch erklärt. Es scheint demnach, als ob Grandy aus der Zahl derjenigen Afrikareisenden, die etwas geleistet haben, gänzlich gestrichen werden muß.

Comber hat auf wiederholten Reisen das Land im Osten und Norden von San Salvador kennen gelernt, ohne freilich auf eine größere Entfernung als 60 englische (13 deutsche) Meilen vorgedrungen zu sein. Das Land ist überreich an Sümpfen, die mit Schilf und Papyrus bewachsen sind und zahlreichen Strömen Existenz verleihen; dieselben vereinigen sich zu den größeren, Kwilo, Luvu und Mpozo, welche sich in den Congo ergießen; der Mpozo gerade gegenüber von Vivi, Stanley's mehrfach genannter Station unterhalb der Jellala-Fälle. Etwa 30 engl. Meilen südlich von San Salvador fließt der Brije (spr. j wie im Französischen), der bei Ambrizette in den Atlantischen Ocean mündet und das meiste Interesse erweckt. Als Grandy von Congo nordwärts nach Makuta reiste, erblickte er durch den zur damaligen Jahreszeit gewöhnlichen Dunst im Osten ein Hochland, welches er „Zombo-Berge" benannte. Comber bewunderte dieselben öfters; als er dann später in der Regenzeit, wo die Luft klarer ist, dieselbe Straße, wie einst Grandy, entlang zog, wurde er durch den Anblick eines hohen Wasserfalles, der von der Spitze der Bergwand herabfiel, überrascht. Danach sah er ihn wieder von seinem Hause in San Salvador aus und von einer Höhe bei Quanza (nördlich von San Salvador). Seinen Entschluß, diese hervorragende Naturerscheinung bei erster Gelegenheit zu besuchen, konnte er zu Anfang August 1880 ausführen. Von seinem Kollegen Mr. Hartland und nur einem Knaben als Träger begleitet, brach er von Lembelwa (20 engl. Meilen nordöstlich von San Salvador) auf und marschirte anderthalb Tage in genau östlicher Richtung, wobei er zahlreiche Ortschaften passirte, welche stets auf dem Gipfel steiler Hügel lagen und von einander durch tiefe Sümpfe geschieden waren. In Banza Zulu angelangt, befand er sich am Fuße eines steilen Berges, welchen er im dicken, durchnässenden Morgennebel zu erklimmen begann. Seine relative Höhe schätzte er zu 450 Fuß — Instrumente hatte er wegen Trägermangels auf diesen Ausflug nicht mitnehmen können. Kaum im Stande, irgend etwas in dem schweren Nebel erkennen zu können, folgten sie dem Pfade, der sie zu einer Stadt auf dem Gipfel des Berges brachte; obwohl dieselbe noch niemals von einem Weißen besucht worden war, so nahmen sie sich doch die Freiheit, in ein Haus zu treten und Wasser zu kochen, um sich Thee zu bereiten und die Füße zu waschen. Durch den Nebel von außen und das Schwitzen von innen war ihre Kleidung völlig durchnäßt, und zum Wechseln hatten sie nichts bei sich. Die Stadt, Mbangu genannt, war ansehnlich und zählte etwa 2000 Einwohner. Sie wurden höflich aufgenommen, weil es der Geburtsort des Senhor Garcia, „Staatssekretärs" des Königs von Congo, war. Als sich die Nebel verzogen hatten und ihre Kleider getrocknet waren, machten sie sich auf, den Fall zu betrachten, näherten sich ihm auch auf 500 Yards, von wo sie ein prächtiges Schauspiel genossen. Aus einer Schlucht nahe dem Gipfel bricht der Strom hervor und stürzt sich senkrecht und ununterbrochen zunächst 150 Fuß hinab. Sie tauften ihn Arthington-Fall, nach Robert Arthington, dem freigebigen Förderer der innerafrikanischen Missionen. Der allgemeine Eindruck, den der Fall macht, ist sehr großartig und eigenthümlich, da das Wasser über den scharfen Rand des senkrecht abstürzenden Felsens sich in die darunter befindliche Schlucht ergießt und von dem Punkte aus, wo die beiden Missionäre standen, seine Bewegung nicht als reißend erschien, eine Täuschung, die wohl eine Folge des Flugwassers ist. Unten angelangt, fällt und stürzt der Fluß wohl noch weitere 250 Fuß hinab, so daß sein gesammter Fall volle 400 Fuß hoch ist, bis er die Ebene unten erreicht. Dort fanden ihn die Reisenden, als sie ihn überschritten, 15 Yards breit, durchschnittlich 2 bis 3 Fuß tief und seine Strömung zu etwa 8 Knoten die Stunde, so daß sie ihnen fast die Füße unter dem Leibe fortriß. Und das war in der Höhe der trockenen Jahreszeit. Woher der Fluß kommt, konnten oder wollten die Eingeborenen nicht sagen; da er aber mit solcher Wassermasse fast von dem Gipfel der Höhe herabfällt, so ist kein Zweifel, daß man es hier nicht mit einem Berge, sondern mit dem Rande einer innern Hochebene zu thun hat. Den Lauf des Brije oberhalb Mbangu zu verfolgen, wird eine interessante kleine Aufgabe für spätere Zeiten sein. Die beiden Missionäre waren damals durch ihre dürftige

Ausrüstung gezwungen, auf dem nächsten Wege nach Congo (San Salvador) zurückzukehren, ein ermüdender Marsch von 15 Stunden, welchen sie in zwei Tagen zurücklegten.

Eine zweite Reise nach Norden hatte einen sehr ungünstigen Ausgang. Expeditionen in jenen Gegenden — und nach den bisherigen Erfahrungen darf man sagen, daß die gesammte Westküste Afrikas vom Camerun-Gebirge an bis fast hinab nach S. Paulo de Loando, vielleicht den Ogowe ausgenommen, den Reisenden dieselben Schwierigkeiten entgegenstellt — haben stets mit dem Mangel an Trägern zu kämpfen. Das beweist Grandy's Reise und die deutsche Loango-Expedition. Auch Comber schreibt: „Wenn wir nur Träger hätten, wären unsere Schwierigkeiten überwunden; aber ich glaube, es ist weit leichter von Bagamojo aus Uganda oder Udschidschi zu erreichen, als den Stanley Pool von hier aus, da es hier kein Aequivalent für die Zanzibar-Träger giebt." Kru-Neger, welche er auf einem Ausfluge mitnahm, liefen ihm aus Furcht vor den Eingeborenen davon; andere hielten später etwas besser aus. In der zweiten Hälfte August versuchten dann Comber und Hartland, über Banza Makuta (bis in dessen Nähe schon Grandy 1873 kam) nach dem Congo-Strome vorzudringen, wurden aber in Banza Makuta von einer erregten Menge mit Stößen und Steinwürfen empfangen und mußten eiligst flüchten, in toller Hetze von ihren Feinden verfolgt, wobei Comber durch einen Schuß in den Rücken nicht unbedeutend verwundet wurde. Ohne Ruhe und Rast flohen sie auf San Salvador zu, selbst die Nacht hindurch, auf Zehen die Ortschaften passirend, um die Einwohner nicht zu wecken, damit dieselben mit ihren Verfolgern nicht etwa gemeinsame Sache machten. Zuletzt mußte Comber getragen werden; in San Salvador wurde ihm ein viereckiges Stück Eisenstein aus der Wunde genommen, worauf sein Zustand sich rasch besserte. Ein zweiter Versuch in derselben Richtung wird wohl so bald nicht unternommen werden können.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

I.

Miß Isabella L. Bird, die durch ihre interessanten Schilderungen früherer Aufenthalte auf den Sandwich-Inseln und in den Rocky Mountains rühmlichst bekannte englische Reisende, hat jetzt unter dem Titel „Unbeaten tracks in Japan" (London: John Murray, 1880) ein neues Werk veröffentlicht, welches selbst neben den umfassenden wissenschaftlichen Publikationen über Land und Volk von Japan, die uns die jüngste Zeit gebracht hat, ein mehr als gewöhnliches Interesse beanspruchen darf. Denn wenn unsere Kenntniß der physischen Verhältnisse des japanischen Insellandes durch die unermüdliche Arbeit berufener Forscher jetzt auch in wünschenswerthester Weise gefördert und vervollständigt worden ist, so sind die politischen Verhältnisse des merkwürdigen Reiches doch von so exceptioneller Art, so komplicirt und vielseitig, daß sie einstweilen noch leichter aus Einzelheiten zu erkennen, als im Ganzen zu übersehen sind. Ein richtiges Verständniß für die augenblickliche äußere und innere Lage des Landes, ein Verständniß, das uns zugleich erlauben würde, Schlüsse zu ziehen über den dereinstigen Erfolg der großen Reformbewegung, durch welche Japan sich von den übrigen asiatischen Ländern getrennt hat, können wir eben nur durch eine fortlaufende Reihe von Beobachtungen des japanischen Volkes und seiner Eigenart erlangen. Ist doch auch das wunderbar rasche Gedeihen der auf den alten Stamm einer zweitausendjährigen Kultur gepfropften abendländischen Civilisation nur zu sehr dazu angethan, falsche Vorstellungen über die heutigen Zustände des Landes entstehen zu lassen! Auf die gänzliche Umgestaltung des Regierungssystems im Jahre 1868 folgte zunächst die Organisation des Heeres und der Marine nach europäischem Muster und die Einrichtung einer Polizeiverwaltung, die heute über nicht weniger als 18000 geschulte Beamte in allen Theilen des Landes verfügt; daran schloß sich die Einführung eines neuen Münzsystems, sowie eines europäischen Post- und Telegraphenwesens, welches schon eine derartige Ausdehnung gewonnen hat, daß beispielsweise in dem Verwaltungsjahre vom Juni 1878 bis Juni 1879 eine Anzahl von 29 Millionen Briefen, 13 Millionen Postkarten, 11¼ Millionen Zeitungen, 250000 Geldanweisungen und mehr als eine Million Telegramme in Japan befördert wurden. Ein im Jahre 1879 veröffentlichter offizieller Bericht über die Reform des japanischen Unterrichtswesens zählt an Lehranstalten nicht weniger als 25495 Elementar-, 389 Mittel- und 52 Fachschulen, 98 Seminarien und eine Universität (Tokio) auf; überdies finden wir seit einer Reihe von Jahren schon auf den meisten europäischen und amerikanischen Hochschulen eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl japanischer Studirender, die sich im Auftrage und auf Kosten ihrer Regierung in den höheren Disciplinen ausbilden. Angesichts aller dieser bewundernswerthen Erfolge der neuen civilisatorischen Aera bleibt im Auslande die Kehrseite des japanischen Fortschrittes oft ganz unbeachtet. Man vergißt hier die zahllosen Schwierigkeiten, von denen die Regierung sich bei ihrem Vorwärtsstreben auf Schritt und Tritt umgeben sieht: das zähe Material, mit dem sie in der großen von Vorurtheilen befangenen Masse des Volkes zu arbeiten hat; den blinden Eifer ungeduldiger Neuerer auf der einen, den Widerwillen gegen die Fremden auf der andern Seite. Man vergißt die nicht ohne Verschulden der europäischen Mächte herbeigeführte prekäre Finanzlage des Landes, sowie auch den fortgesetzten passiven Widerstand einiger dieser Mächte, die dem gleichberechtigten asiatischen Kulturstaate eine untergeordnete, ausnutzende Schutzmacht vorziehen würden. Wie dies bei keiner eingreifenden Umgestaltung alter Zustände ausbleiben kann, sind auch bei den japanischen Reformen mehr als einmal verhängnißvolle Mißgriffe gemacht worden; dieselben haben dem Lande nicht nur bedeutende Summen gekostet, sondern oft genug auch die auf allen Seiten vorhandenen schwer auszugleichenden Widersprüche noch verschärft, die Kluft zwischen dem Japan von „Sonst" und dem von „Jetzt" nur erweitert. In den häufig geschilderten Centren der neuen Kultur und Verwaltung, Jokohama, Tokio, Kioto und einigen anderen großen Städten, treten jene Widersprüche begreiflicherweise weniger auffällig zu Tage, als in den entlegeneren Theilen des Landes, die von der neuen Strömung einstweilen nur

wenig, in vielen Fällen noch gar nicht, berührt worden sind.

Einige vorübergehende Aufenthalte in jenen großen Städten abgerechnet, führte Miß Bird's siebenmonatliche Tour „auf unbetretenen Pfaden“ zum großen Theil durch das Japan der alten Zeit, d. h. durch Gebiete, die bisher von Europäern selten oder nie besucht worden sind, und „in denen man auch heute noch von dem Rollen der Räder des großen Kulturfortschrittes kaum etwas vernimmt.“ Und wenn die Reisende in dem Vorworte ihres Werkes bescheidenerweise sagt, daß sie „kein Buch über Japan, sondern nur eine Schilderung ihrer Reiseerlebnisse“ geben wolle, so gewähren doch gerade diese lebhaften, unter dem Eindrucke des Augenblicks geschriebenen Schilderungen einen vollständigen Einblick in das vielgestaltige Leben der großen Masse des japanischen Volkes, wie er uns noch durch keinen frühern Bericht geboten worden ist. Wir theilen nachstehend einige Auszüge aus dem interessanten Buche mit.

Nach achtzehntägiger Fahrt von San Francisco erreichte der Dampfer „City of Tokio“, auf welchem Miß Bird sich befand, am Morgen des 20. Mai 1879 Erratatsi, das Cape King der Engländer, am östlichen Eingange der Bai von Jedo. Das Wetter, das während der ganzen Reise regnerisch und stürmisch gewesen war, hellte sich, als man in den tiefen Golf einfuhr, etwas auf, und unter dem mattblauen Himmel und der von leichtem Nebelgewölk verschleierten Sonne kam die oft gerühmte träumerische Anmuth der japanischen Küstenlandschaft zur vollen Geltung. Dicht bewaldete, oft tief zerklüftete Anhöhen ziehen sich an einigen Stellen bis zum Ufer hin, an anderen bilden sie den Hintergrund der in steilen Terrassen hoch ansteigenden lichtgrünen Reisfelder. In den schluchtartigen Thälern liegen zahlreiche große Dörfer zerstreut, deren graue Häuser mit den hohen einförmig grauen Dächern malerisch und alterthümlich genug aussehen. Tausende von kleinen Fischerbooten mit weißen Segeln bevölkerten den Golf und zwangen den Dampfer zu langsamer Fahrt; hin und wieder glitt eine Dschunke durch das Gewimmel der kleineren Fahrzeuge; auch an ihr, wie an jenen, keine lebhafte Farbe zu sehen: alles eintönig grau und weiß.

Von den an Bord befindlichen Japanesen schon lange mit Sehnsucht erwartet, tauchte jetzt an der Westküste des Golfs der über 13 000 Fuß hohe Schneekegel des Fusino-yama aus dem Nebel auf. Wie er, in einsamer Größe aus der Ebene ansteigend, seine schönen Linien gegen den Himmel abzeichnete, konnte man es wohl begreifen, daß gerade dieser majestätische Berg zu einem vielbesuchten Heiligthum des Volkes werden mußte, und daß die japanische Kunst nicht müde werden kann, ihn immer und immer wieder darzustellen.

Gegen Mittag ging der Dampfer im Hafen von Jokohama vor Anker, einer kleinen Seitenbucht des noch 20 Miles weiter in das Land einschneidenden Golfes. Ein rothes Leuchtschiff, auf dem in Riesenlettern die Worte Treaty-Port zu lesen sind, bezeichnet den Eingang des Hafens und zugleich die Stelle, außerhalb deren kein fremdes Schiff vor Anker gehen darf. Eine Menge von Schiffen aller Art und aller Nationen lag in dem Hafen: eisengepanzerte und andere Kriegsschiffe Englands und Rußlands, Frankreichs, Italiens und der Vereinigten Staaten auf der einen Seite dicht bei einander, mitten unter ihnen ein gewaltiges, in England erbautes Panzerschiff, von dem die japanische Flagge, ein rother Ball auf weißem Grunde, herabwehte. Unter den zahlreichen Handelsschiffen, die an den beiden weit hinausragenden Hafendämmen mit Einnehmen oder Löschen ihrer Ladung beschäftigt waren, befanden sich zwei große Postdampfer von Hakodate und Schanghai, Eigenthum der Mitsu Bischi Company, einer japanischen Gesellschaft, die seit mehreren Jahren schon erfolgreich bemüht ist, den ganzen japanesischen Küstenhandel sowie den Verkehr mit China zu monopolisiren. Die Stadt Jokohama macht, ebenso wie das hinter ihr sich ausbreitende flache Land, vom Hafen aus gesehen, einen traurigen Eindruck. Die eigentliche japanische Stadt ist ein ausgedehntes unregelmäßiges Gewirr niedriger grauer Häuser; auch die am Fuße einer niedrigen Hügelreihe, auf der die englischen, deutschen und französischen Marinehospitäler stehen, sich hinziehende Vorstadt mit den obligaten „Internationalen Hotels“, mehreren Hongs oder Häusern europäischer Handelsfirmen, dem britischen Konsulat, einer häßlichen englischen Kirche und den in europäischem Style erbauten Post-, Zoll- und Gerichtsgebäuden — das Ganze untermischt mit Speichern und Magazinen —, vermag diesen Eindruck nicht zu verbessern. Und was dem im Hafen Ankommenden von dem Leben der Stadt zuerst entgegentritt, ist eben auch nicht dazu angethan, ihm zu imponiren. Die Leute in den kleinen, von je zwei oder vier Ruderern geführten, dreieckigen Sampans oder Landungsbooten sind ohne Ausnahme kleine, hagere Gestalten mit eingefallener Brust und mehr oder weniger krummen Beinen. Ihre Kleidung besteht aus einem einzigen knappen Gewande aus blauem baumwollenen Stoffe, das mit weiten Aermeln versehen, aber ohne Gürtel ist, und wenn sie im Boote stehend das Ruder führen, den gelben vielfach tatuirten Körper nur sehr unzureichend bedeckt; an den Füßen tragen sie Strohsandalen, die mit einer zwischen der großen und den anderen Zehen durchgehenden Schnur befestigt sind, der Kopf ist bei den meisten unbedeckt, nur einige haben einen Streifen dunkelblauen Baumwollenstoffes um das Gesicht geschlungen, der eben auch nicht viel zur Verschönerung beiträgt. Auf das Angenehmste aber wird der Reisende durch das ruhige, höfliche Wesen der Leute überrascht: da ist weder etwas von dem sonst üblichen Schreien und Fluchen der mit ihren Booten in dem Gedränge Aneinanderstoßenden die Rede, noch von dem endlosen Handeln und Feilschen um den auf das Höchste geschraubten Fahrpreis. Ein von der Regierung normirter Tarif überhebt den im Hafen Ankommenden dieser Unannehmlichkeit. In dem Zollhause, wo die in europäischer Dienstkleidung wenn möglich noch dürftiger erscheinenden Beamten das Gepäck untersuchen, herrscht dieselbe Höflichkeit; vor demselben aber steht, zur Weiterförderung der Reisenden und ihrer Effekten bestimmt, eine große Anzahl der seltsamen Kurumas oder, wie die Chinesen sie nennen, Dschin-ri-ki-schas, kleiner hoher zweiräderiger Wagen, die von Menschen gezogen werden. Vor sieben Jahren erst erfunden, sind diese merkwürdigen Fuhrwerke schnell in allgemeine Aufnahme gekommen, in Tokio (Jedo) allein soll es heute ihrer schon 23 000 geben; und das Gewerbe eines Kurumaläufers soll so einträglich sein, daß alljährlich Tausende von jungen Leuten vom Lande nach den großen Städten kommen, um sich als Zugthiere zu vermiethen, trotzdem vielfach behauptet wird, daß auch die stärksten diese Thätigkeit, die zahlreiche Herz- und Lungenkrankheiten im Gefolge führe, nie länger als fünf Jahre aushalten können. Auf ebenem Terrain soll ein guter Läufer den Wagen mit einem Insassen 40 Miles (etwa 65 km) täglich befördern können. Auch für die Kurumas giebt es einen die Entfernungen und Lasten genau festsetzenden Tarif; und wenn der Fremde sich durch längern Aufenthalt erst an den zuerst verwunderlichen Anblick, an das ziemlich beschwerliche Besteigen des auf den hohen Rädern befestigten Lehnsessels und an das, seinen Ideen von Menschenwürde vielleicht nicht entsprechende, Schauspiel des vor ihm her keuchenden,

von Schweiß triefenden „Kurumaja" gewöhnt hat, so benutzt er dieses meist einzige Beförderungsmittel nur zu gern. Die Kuruma hat eine Gabeldeichsel, deren beide Stangen vorn durch ein Querholz verbunden sind; der sesselförmige Kasten, der oft aus Messing, häufiger noch aus lackirtem Holz besteht, ist, je nach Geschmack und Vermögen des Eigenthümers, mit Malerei, eingelegter Arbeit, sehr oft auch mit großen Muscheln verziert. Gegen Regen und Sonne ist er mit einem aufzuklappenden Schutzdache von geöltem Papier versehen; für die Dunkelheit mit einer Papierlaterne. Wenn schon die zahllosen oft von zwei und drei Leuten gezogenen Kurumas, denen man auf allen Straßen und Wegen des südlichern Japans begegnet, einem den Gedanken nahe legen, daß die Arbeitskraft hierzulande einen noch sehr geringen Werth haben muß, so spricht für diese Ansicht noch mehr die Beförderung aller möglichen Lasten auf kleinen, zweirädrigen schwergebauten Karren, die ebenfalls von Menschen gezogen werden. Meilenweit werden Baumaterialien u. s. w. auf diese Weise befördert; zwei Männer ziehen den schwerbeladenen Karren, zwei andere schieben ihn von hinten, indem sie mit den Schultern, und wenn es bergauf geht, mit den glattrasirten Köpfen gegen zwei vortretende Stangen drücken. Ganz unglaubliche Lasten schaffen sie auf diese Weise fort, und, als ob die Anstrengung, die aus jedem Athemzug ein Stöhnen oder Aechzen macht, noch nicht genug wäre, begleiten sie dieselbe unaufhörlich mit einem monotonen, melancholisch klingenden Gesange.

Von fremdem Gelde gilt in Japan nur der mexicanische Dollar; da das Land seit der neuen Aera aber im Besitze von vielem satsu oder Papiergeld ist, thut man am besten, zu einer weitern Reise sich mit einem ausreichenden Vorrath desselben zu versehen. Bei diesem unerläßlichen Geschäfte macht der Fremde dann gleich die Bekanntschaft der von allem Handelsverkehr zwischen In- und Ausländern hier untrennbaren Erscheinung der „Compradores", der Faktotums, Vermittler, oft auch Tyrannen jeder großen Firma. Schon bei dem ersten Gange durch die Straßen von Jokohama fallen dem Neuankommenden die zahlreichen Chinesen auf, die sich durch ihre stattliche Gestalt, ihre reiche Kleidung, vor allem durch das selbstbewußte, oft impertinente Auftreten von den kleinen, spärlich gekleideten Japanesen wesentlich unterscheiden. Van den 2500 in Japan ansäßigen Chinesen leben 1100 allein in Jokohama, und wenn sie plötzlich einmal von hier sich entfernen wollten, würde eine vollständige Geschäftsstockung eintreten. Denn der chinesische Einwanderer weiß sich hier, wie überall, unentbehrlich zu machen. Die japanesischen Producenten, ja selbst die Mäkler verkehren nur in den seltensten Fällen mit dem Inhaber der fremden Firma selber; alles geht durch die Vermittelung des Compradore, der seinen Herren nie eigentlich bestiehlt, sondern nur, was jener auch wohl weiß, aus jedem Geschäfte sich soviel zu „klemmen" pflegt, wie er als zukömmlich betrachtet. Genießt er trotzdem das volle Vertrauen der fremden Kaufleute, so ist der Compradore dagegen den japanesischen Händlern und Producenten aufs Aeußerste verhaßt; ihnen gegenüber tritt er meist in anderer Weise auf, von allem weiß er seine Procente zu erpressen, und die Kaufleute haben kein Mittel in Händen ihm hier Schranken zu setzen. Diejenigen Chinesen von Jokohama, die nicht als Compradores ihren einen großen Lebenszweck des Gelderwerbes verfolgen, betreiben meist selbständige Wechsler-, Mäkler- oder auch Trödlergeschäfte; in jedem Falle aber erreichen sie diesen Zweck und sind sich dessen auch wohl bewußt. Sie haben hier ihre gegenseitigen Unterstützungsanstalten, ihre Gilden, ihre Tempel; und trifft einen von ihnen das Schicksal, aus dem Leben abberufen zu werden, ehe er das Erworbene in der Heimath verzehren konnte, so hat er doch wenigstens Vorkehrungen getroffen, daß seine Gebeine nach China zurückgebracht werden. Ohne Frage sind die Chinesen der fleißigste, rührigste und das meiste erreichende Theil der Bevölkerung Japans — zum allgemeinen Fortschritte, zur Förderung des Nationalwohlstandes aber tragen sie nichts bei.

Nach kurzem Aufenthalte in Jokohama begab sich Miß Bird nach Tokio, wo sie in dem Hause des englischen Gesandten, Sir Harry Parker's, einige Wochen verweilte, um die Vorkehrungen für ihre Reise nach dem Norden zu treffen. Tokio (Jedo), seit dem Beginne des neuen Regimes die Hauptstadt Japans und Residenz des Kaisers, ist mit Jokohama durch eine Eisenbahn verbunden, auf der man die geringe Entfernung in einer Stunde etwa zurücklegt. Von Engländern gebaut — wie es heißt mit einem nur der Regierung bekannten, unverhältnißmäßigen Kostenaufwande — wird die Bahn viel benutzt und bringt jetzt jährlich ungefähr 8 Millionen Mark ein. Die Landschaft, durch welche der Zug fährt, ist ungemein anmuthig; bald hinter Jokohama passirt man hügeliges, bewaldetes Terrain, in dessen kleinen malerischen Thälern sich der ganze Reichthum der japanischen Flora zeigt. Weiter nach Norden kommt man in die große fruchtbare Ebene von Jedo, die von unzähligen Dörfern und Städten bevölkert, und deren jeder Fußbreit wohl angebaut ist. Die alte Erzählung von dem wie ein großer Garten bestellten japanischen Reiche paßt, wenn auch nicht für das ganze Land, so doch jedenfalls für diese Ebene, die von zahlreichen Flüssen durchströmt, an der westlichen und nördlichen Seite von einem Kranze bewaldeter Gebirge eingefaßt ist, und sich nach Süden bis an den blauen Golf von Jedo erstreckt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nur einen fast verschwindend kleinen Theil Deutschlands behandelt Hauptlehrer Becker's „Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel" (Hamburg, O. Meißner 1880; 3,60 Mark), aber einen, der, weit vorgeschoben in die Nordsee, stetig um seine Existenz und seinen Wohlstand zu ringen hat und gerade dadurch unser Interesse erweckt. Die Schilderung der Geest und Marsch, der Sände und Watten, Deiche und Uferwerke, der Sturmfluthen und Deichbrüche wird viele Leser mächtig anziehen, und sie werden fast staunen, welchen Einfluß und welche Wichtigkeit das wenig genannte Cuxhaven durch sein Lootsen- und Rettungswesen, durch seine Sturmwarnungssignale, Tonnen, Baaken, Feuerschiffe u. s. w. für die Schifffahrt und den Handel des mächtigen Hamburg gewonnen hat. Das Buch geht natürlich sehr in das Detail, bringt auch wohl in dem geschichtlichen Theile einiges Unhaltbare, ist aber überwiegend interessant.

— Die Triester Börsen-Deputation veröffentlicht soeben

die Statistik der *Seeschifffahrt* und des *Seehandels* in den *österr. Häfen* im Jahre 1879. Darnach zählte die österr.-ungar. Handelsflotte im Jahre 1879 8226 Fahrzeuge mit 330672 Tonnen Gehalt und 27431 Mann Besatzung; darunter waren 8122 Segelschiffe mit 270391 Tonnen und 24977 Mann, und 104 Dampfer mit 60281 Tonnen, 2454 Mann und 16998 Pferdekräften. Für „lange Fahrt“ bestimmt waren 72 Dampfer (mit 58604 Tonnen und 16000 Pferdekräften) und 477 Segelschiffe (darunter 147 ungarische).

Ohne die ungarischen Häfen betrug der Gesammtimport 7476696, der Gesammtexport 5526332 metr. Ctr., davon wurden 4207077 metr. Ctr. unter inländischer und 3269619 metr. Ctr. unter ausländischer Flagge eingeführt und 3522925 metr. Ctr. unter inländischer und 2003407 metr. Ctr. unter ausländischer Flagge ausgeführt.

Vom Gesammtimport kamen aber 2303843 metr. Ctr. aus österr. Häfen, der Rest von 5172853 metr. Ctr. kam aus ausländischen Häfen und zwar aus Nordamerika 613513, aus Südamerika 79446, Aegypten 135354, Frankreich 65183, Großbritannien 984811, Griechenland 233147, Ostindien 259398, Italien 1118270, Rumänien 313517, Rußland 829178, aus der Türkei 485806 metr. Ctr.

Vom Gesammtexport waren 2522487 metr. Ctr. nach anderen österreichischen und 3003845 metr. Ctr. nach ausländischen Häfen bestimmt, und zwar nach Nordamerika 50952, nach Südamerika 103966, nach Aegypten 113820, nach Frankreich 125248, nach Großbritannien 452844, nach Griechenland 165115, nach Ostindien 27709, nach Italien 1159499, nach Rumänien 26570, nach Rußland 32099, nach der Türkei 688955 metr. Ctr.

Dem Werthe nach betrug der Verkehr des Triester Hafens in der Einfuhr 144871873 Gulden, in der Ausfuhr 116633441 Gulden. (Deutsche Zeitung.)

— Nach einer der Russischen Geographischen Gesellschaft gemachten vorläufigen Mittheilung über die im Jahre 1880 ausgeführte Reise des Herrn *Malachow* in das Gouvernement *Perm* sowie in den *mittlern und nördlichen Ural* hat der Genannte reiche Sammlungen über die *Thierwelt* dieses Gebirges angelegt, deren Ankunft in Petersburg demnächst erwartet wird.

— Nach den Angaben des statist. Comité für das Gouv. *Perm* waren 1878 in demselben vorhanden 8339 *Fabriken* mit 84448 *Arbeitern*; in Städten befanden sich davon nur 5 Proc.; die meisten lagen in den Kreisen Jekaterinburg, Solikamsk und Krasnoufimsk. Mit *Metallbearbeitung* beschäftigten sich 595 Anlagen mit 6118 Arbeitern und einem Werthe der Produktion von 27905927 Rubel, die Gesammtproduktion aller Fabriken ist zu 44159014 Rubel angegeben.

— Die „Kommission zur Verbesserung der Landwirthschaft“ gab im Herbst 1880 die *Vertheilung des Grundbesitzes im europäischen Rußland* in folgender Weise an: Die Kronsbauern (Benennung aus der frühern Zeit noch erhalten) besitzen 43,6 Millionen Dessjätinen, Kolonisten 3,7 Millionen, die früheren Apanage-Bauern 4,3 Millionen, die früheren Gutsbauern 61,5 Mill., die Krone 177,4 Mill., die Apanage-Güter 7 Mill., die Gutsbesitzer 63,7 Mill. und andere Besitzer 24,6 Mill. In Procenten entfallen danach auf die Besitzungen der Krone 45,6 Proc., der Bauern 30 Proc., der Gutsbesitzer 16,4 Proc., anderer Besitzer 6,2 Proc. und der Apanagegüter 1,8 Proc.

— *Entwässerungsarbeiten im Kuban-Gebiet.* (Nach dem Bericht im Russ. Inval. 1880, Nro. 100.) Im Niederungsgebiete des Kuban von der Einmündung der Bjelaja abwärts bis Temrjuk haben 1879 die Vorarbeiten zu umfassenden Entwässerungen begonnen.

Der Kuban sowie viele seiner Zuflüsse entspringen im Hochgebirge des Kaukasus, meist nahe der Schneegrenze. Der reißende Oberlauf derselben führt bei Regenwetter und bei der alljährlichen Schneeschmelze große Wassermassen bergabwärts, die sich dann im Unterlaufe hoch anstauen und oft 20000 Quadrat-Werst Landes unter Wasser setzen. Meist steht das Wasser dann etwa $^1/_3$ Arschin (1 Arschin = 0,711 m) hoch, wird von dem schlammigen Boden aufgesogen und verdampft bei eintretender Sommerhitze vollständig; oft aber, wie zuletzt bei der furchtbaren Ueberschwemmung von 1877, steigt es 5 bis 8 Arschin hoch, bleibt das Jahr über bis zum neuen Hochwasser stehen, versumpft das Land und zerstört auf weite Strecken alle Kulturen, wie dies 1877 mit den seit 1865 am Ufer des Kuban entstandenen Ansiedelungen, Wein- und Tabakpflanzungen, Gärten und Feldern der Fall war. Von etwa 800000 Dessjätinen des eigentlichen Niederungsgebietes (das nach Süden vom Fuße des Gebirges begrenzt wird, nach Norden den Wasserlauf der *Protoka* sowie die Flüsse *Karpeli* und *Kotscheti* mit umfaßt) ist etwa die Hälfte bereits Sumpfland, das Uebrige sind Wälder, Gärten, Ackerland, Plantagen und auch ausgedehnte Steppenweiden. Letzteren gilt es eine regelmäßige Bewässerung zu geben, ersteren und den Sümpfen den Ueberfluß an Wasser zu nehmen resp. ihn schneller zum Meer abzuführen, dadurch den Bodenertrag zu erhöhen und die Gesundheitsverhältnisse des Landes zu verbessern.

Das eigentliche Mündungsgebiet — westlich der Linie *Temrjuk*- (am Kuban) *Novo-Nishesteblievskaja* (an der Protoka) und von da nach Osten umbiegend zur Stanitza *Timaschewskaja* am Flusse Karpeli — blieb außer Betracht, weil dieser Küstenstrich längs des Azowschen Meeres von Temrjuk nordwärts bis zum Salzsee Achtarsk etwa 100 Werst lang und im Mittel 20 Werst breit, ein niedriges Sumpfland von Limans durchschnitten, häufig von den Fluthen des Meeres bedeckt und ganz von bittersalzigem Wasser durchzogen, vollkommen ertraglos ist und seine Austrocknung sehr kostspielig ohne entsprechenden Vortheil sein würde.

Im Jahre 1879 sind bereits 1100 Werst Nivellements längs des Kuban, der Protoka, des Angliiski Erik und im Gebiete des Katscheti ausgeführt, dazu Beobachtungen über Wasserstand, Gefälle und Abflußmengen der Haupt- und Nebenflüsse, Bjelaja, Pschisch, Pschups ꝛc., Tiefbohrungen zur Untersuchung der Bodenbeschaffenheit u. s. w. Wie die Untersuchung ergab, besteht der *Boden* aus schwarzer Erde, der Untergrund aus festem Thon, Steine finden sich erst in den Vorbergen des Kaukasus. Die außerordentliche Fruchtbarkeit hat die Ansiedler immer aufs Neue alle Unbilden der Ueberschwemmungen mit in den Kauf nehmen lassen. Der *Wasserabfluß* beträgt im Kuban bei Jekaterinodar 54,6 Kubik-Sashen (1 Sashe = 2,134 m) in der Sekunde, an der Abzweigung der Protoka nur 47, unterhalb derselben nur 24 Kubik-Sashen und der Abfluß in der Protoka nur 8 Kubik-Sashen, die ganze übrige Wassermasse verliert sich in den Gräben und Sümpfen, deren Schlammboden undurchdringliche Rohrdickichte erzeugt, welche durch die Ablagerungen des Flusses alljährlich erhöht und vermehrt den Abfluß zunehmend erschweren. Die *Stromgeschwindigkeit* schwankt jetzt zwischen 3 und 5 Fuß auf die Sekunde im Kuban, sie beträgt 2 Fuß in der Protoka; die *Breite* des Kuban bei hohem Wasserstande (am 12. Oktober 1879) betrug bei Jekaterinodar 120 Sashen, oberhalb des Ausflusses der Protoka bei normalem Wasserstande 77, unterhalb desselben 64 Sashen, die Breite der Protoka, da wo sie sich vom Kuban abzweigt, 36 Sashen und an der Mündung 42 Sashen. Die *Tiefe* des Wassers wechselt zwischen 1,5 bis 4 Sashen.

Die zur *Entwässerung* des oben bezeichneten Gebietes vom General Shilinski vorgeschlagenen *Maßregeln* bestehen in 1. Anlage eines regelmäßigen Kanalnetzes, um das Wasser aus den Sümpfen dem Kuban zuzuleiten und Verbindung dieser Kanäle auch mit den geradegelegten und

gereinigten Betten der Flüsse Auscheds und anderen mehr; 2. Geradelegen des Kuban an seinen Hauptwindungen; 3. Anlage niedriger Dämme ($1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Arschin hoch) zur Vermehrung der Stromgeschwindigkeit und Sicherung des niedrigen Uferlandes gegen Ueberschwemmung; dazu allmälige Erhöhung des ganzen rechten und einiger Stellen des linken Ufers; 4. Anlage eines besondern Kanals mit mehrfachen Verzweigungen, der einen Theil der Gebirgsgewässer aufnimmt; 5. Ableitung eines Theiles der Hochwasser des Kuban in den trockenliegenden Angliiski Erik mittelst eines 6 Werst langen und 2 Sashen tiefen Durchstichs nebst Anlage von Dämmen (höchstens 2 Arschin hoch) um einige niedrige Stellen, die der Durchstich berührt, vor Ueberschwemmung zu schützen. Diese Ableitung soll zugleich eine Anzahl Stanitzen, die jetzt an Wassermangel leiden, mit reinem süßen Wasser versorgen. Die Verbindung des Kotscheti mit dem Kuban würde einen Durchstich von 10 Werst Länge und 8 Sashen Tiefe erfordern. Die Entscheidung darüber, welche Richtung gewählt wird, soll der Abschluß der Nivellements im Jahre 1880 bringen. Die bis jetzt festgestellten Arbeiten hofft man binnen vier Jahren bei einer Bodenbewegung von jährlich 50 000 Kub.-Sashen ausführen zu können.

Asien.

— Trotz des Elends und der entsetzlichen Sterblichkeit unter den mohammedanischen Flüchtlingen in der Umgebung Konstantinopels trifft die türkische Regierung noch Anstalten, deren Zahl zu vermehren. Fast allwöchentlich langen Transporte von Tausenden dieser Unglücklichen von Batum an und werden am Ufer des Marmora-Meeres bei Ismid und Gemlik gelandet, ohne daß irgend welche Vorbereitungen für ihren Empfang getroffen wären. Selbst in den warmen Sommermonaten, wo Getreide und Früchte verhältnißmäßig reichlich vorhanden waren, erlag ein ansehnlicher Theil jener Leute dem Hunger und Krankheiten — wie viel schlimmer muß ihre Lage also jetzt sein! Ob der Sultan selbst an der Agitation, welche die Auswanderung der Mohammedaner aus Batum bezweckt, betheiligt ist, ist unbekannt; aber so viel steht fest, daß Agenten zu diesem Zwecke von Stambul ausgesandt werden und die Regierung die Sache durch Hergeben von Transportschiffen unterstützt. Die Noth unter den Flüchtlingen in Ismid soll unbeschreiblich sein; trotzdem hat sich der Zustand der öffentlichen Sicherheit dort letzthin gebessert, einfach dadurch, daß die lasischen Emigranten den Plagegeistern von Tscherkessen gegenüber, welche einen Theil der Flüchtlinge ausmachten, zur Selbsthülfe schritten und Richter Lynch walten ließen. Sobald erst einige notorische tscherkessische Briganten am hellen Tage erschossen worden waren, wozu die Behörden die Augen zudrückten, verschwanden die meisten ihrer Landsleute und verzogen sich nach anderen Gebieten, wo sie hoffen durften ihren sauberen Geschäften ungestörter nachgehen zu können. Die christlichen Bauern, welche bei der Ankunft der wilden, malerischen Lazen sehr entsetzt waren, hoffen und wünschen jetzt, daß ein guter Theil derselben die Leiden des Winters überstehen und sich dauernd in ihrer Nachbarschaft ansiedeln möge. So wird den „Times" von Konstantinopel, 21. Januar, geschrieben.

— Dem „Kawkas" zufolge ist der Bau der Chaussee von Alexandropol nach Kars im November 1880 beendet worden.

— In der Decembersitzung 1880 der Russ. Geogr. Gesellschaft in Petersburg hielt Herr Muschketow einen Vortrag über seine Expedition zum Zerawschan-Gletscher (vergl. Bd. XXXVIII, S. 159 und 343). Zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen entnehmen wir demselben Folgendes. Er bezeichnet das Thal des obern Zerawschan oder Mattschi als den Typus eines Längenthales, das zwischen den Gebirgsketten von Turkestan und Hissar gelagert ist. Die Hänge desselben bestehen aus metamorphosirtem Schiefer, auf dem bis zum Dorfe Pastigai aufwärts Ablagerungen der Kreideformation verstreut sind. Der Boden des Thales ist, namentlich in den Erweiterungen, bedeckt mit mächtigen Schichten Schwemmlandes, auf dem auch die spärlichen Niederlassungen der Eingeborenen liegen. Dieselben sind Galtschen, vom Tadshik-Stamme, die ihren iranischen Typus bis jetzt bewahrt haben. Sie sind Mohammedaner und treiben etwas Ackerbau, der ihnen übrigens schlecht lohnt; sie halten Schafe, große Hausthiere aber, Kameele und Pferde, fast gar nicht; alle ihre Arbeiten verrichten sie mit Mauleseln. Alle sind unermüdliche Fußgänger: Muschketow erwähnt, daß ein gewisser Abdu-Samat in dreißig Stunden etwa 100 Werst im Gebirge zurücklegte. Die elenden Hütten sind aus Löß errichtet, der bei den Galtscha dieselbe universelle Rolle spielt wie in den Niederungen der Lehm. Die Ansiedelungen enden erst am Gletscher selbst. Das untere Ende des Gletschers liegt auf 9000 Fuß Höhe und bildet eine malerische großartige Wölbung von 250 Fuß dickem Eise, unter welcher der schmutzige, aber mächtige Quellfluß des Zerawschan hervortritt. Auf der Oberfläche des Gletschers ist Eis und Schnee so vollständig mit Moränenschutt bedeckt, daß man den Eindruck hat wie in der Wüste Kara-kum, nur daß statt der Sandhügel Steinhaufen aufgethürmt sind; auch litt man am ersten Tage Wassermangel. Die von Norden kommenden Seitengletscher liegen in tiefen Schluchten, sind sehr lang, fallen sanft ab und führen gewaltige Moränen; diejenigen der Hissar-Kette sind kurz und steil mit kleinen Moränen. Am dritten Marschtage trat an Stelle des Schiefers der Seitenwände Granit, der Gletscher erweiterte sich zu einem gewaltigen Firnfelde, das nur im Norden eine Begrenzung zeigte. Die Paßhöhe liegt auf etwa 14 000 Fuß. Der Aufstieg bei 20° Böschung war äußerst beschwerlich, der Abstieg nach Zardala auf einem Hange von 40° mit vielen Eisspalten auch direkt gefährlich.

— In der Decembersitzung der Russ. Gesellschaft für Dampfschifffahrt hielt Herr Rakint einen Vortrag über die Entwickelung des auswärtigen Handels vom Amurgebiet aus. Er rühmte die Naturschätze des Landes, zu deren Hebung es nur an Arbeitskräften fehle. Zunächst von Vortheil würde der Holzhandel sein, da das Gebiet Ueberfluß an Bau-, Nutz- und Brennholz habe, die in China und Japan in solchem Grade mangelten, daß man dort das Holz nach Gewicht verkaufe, z. B. in Schanghai einen Balken von 15 Pud Gewicht zu 18 Rubel, und dort sei der Preis noch billig, in Chonloi (?) werde das Pud Erlenholz mit 9 Rubel bezahlt. Jetzt sei die Holzausfuhr verboten, aber Fremde schlügen bereits Holz am Amur zum Bau von Fischerbooten. Für Landwirthschaft und Viehzucht eigne sich das Amurgebiet ebenso gut wie das schwarzerdige Kleinrußland. Wolle, Schafpelze und Leder würden in China guten Absatz finden. Die Gewässer des Amurgebietes hätten zudem Ueberfluß an Fischen, seine Wälder an kostbaren Pelzthieren, nur Arbeitskräfte, Ansiedler, fehlten. Der Vortragende empfahl schließlich die Einwanderung in das Gebiet durch äußerliche Vortheile, wie zehnjährige Befreiung von allen Abgaben und dergleichen, zu fördern.

— Die Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft läßt in diesem Jahre durch Herrn J. S. Poljakow eine Erforschung der Insel Sachalin vornehmen.

— Der österreichisch-ungarische Lloyd hat beschlossen, seine erst kürzlich begonnenen Hongkong-Fahrten noch im Laufe dieses Jahres bis Schanghai und Jokohama auszudehnen und so einen regelmäßigen Verkehr zwischen dem Adriatischen Meere und Japan, der bisher gänzlich fehlte, herzustellen. Das Arsenal in Triest wurde beauftragt, die eben im Bau begriffenen und für die China- und Japan-Fahrten bestimmten Dampfer „Helios", „Selene" und „Pandora" noch im Laufe dieses Jahres fertig zu stellen.

— Die erste, 23 engl. Meilen lange Theilstrecke der **Eisenbahn auf der Insel Jeso**, deren Erbauung vor Jahresfrist angeordnet wurde, ist zu Anfang Januar 1881 eröffnet worden. Dieselbe führt vom Hafen Otarunai an der Westküste über die Hauptstadt Sapporo (Satsuporo) nach den Parona-Kohlengruben und ist die erste amerikanische Eisenbahn in Asien. Sie wurde gebaut unter Leitung eines Ingenieurs aus Pennsylvanien und seiner amerikanischen Gehülfen.

Afrika.

— Die französische Regierung hat die Errichtung einer **Schule für orientalische Archäologie in Kairo** beschlossen, nach dem Muster derjenigen in Rom und Athen. Maspero, Professor der Aegyptologie am Collège de France, ist mit der Organisation des neuen Unternehmens beauftragt.

— Aus **Aegypten** kommt die Nachricht von einer **religiösen Reform**, welche vor Kurzem noch kaum glaublich erschienen wäre. Der neue Scheich el-Bakri, das Haupt aller Derwische, hat in Uebereinstimmung mit dem Chedive befohlen, bei dem bevorstehenden Feste des Propheten jene wohlbekannte Ceremonie, über die Körper von Gläubigen zu reiten, vollständig zu beseitigen. Alle Schaustellungen, welche geeignet sind, den muhammedanischen Fanatismus zu erregen und die Religion herabzuwürdigen, sind streng verboten.

— Die englische Regierung beabsichtigt, eine Forschungs-Expedition unter Dr. **Gouldsbury**, einem Afrika-Reisenden von Erfahrung, den **Niger** aufwärts zu senden, um mit dem westlichen Sudan Handelsverbindungen anzuknüpfen und so mit den französischen Bestrebungen daselbst in freundschaftliche (?) Konkurrenz zu treten. Lieut. Dumbleton von den Ingenieuren und der Marinearzt Browning sollen an der Fahrt theilnehmen.

— Die englische Kolonie **Mauritius**, deren Areal 33,29 deutsche geogr. Quadratmeilen umfaßt, zählte am 1. Januar 1880 eine Bevölkerung von 357 339 oder 10 734 auf der Meile, und ist damit eins der bevölkertsten Länder der Erde. Davon waren nicht weniger als 241 894 Eingeborene Indiens, so daß verhältnißmäßig nur ein geringer Theil der europäischen Abkunft zufällt. In dem tropischen Klima können nur Kuliarbeiter Verwendung finden. Unter den Erzeugnissen der Insel nimmt Zucker den ersten Rang ein, und wurde davon im Jahre 1879 für 3 361 784 Pf. St. exportirt. Mauritius zählt gegen 300 Zuckerplantagen, von denen die größte 1000 Arbeiter beschäftigt. Ein sehr lebhafter Handelsverkehr besteht mit Australien. Es fand dahin im Jahre 1879 ein Export im Werthe von 1 178 627 Pf. St. (meistens Zucker) statt, gegen einen Import von 115 422 Pf. St. (meistens Weizenmehl). Andere Ausfuhrartikel der Kolonie bilden Rum, Kokosöl, Vanille und Aloefaser, deren Export im Jahre 1879 resp. 44 240 Pf. St., 32 691 Pf. St., 16 996 Pf. St. und 9 349 Pf. St. bewerthete.

Vermischtes.

— Nach einer Zusammenstellung in „L'Exploration" (Nr. 207) giebt es jetzt 66 **geographische Gesellschaften** auf der Erde, die handelsgeographischen eingerechnet. Die älteste ist bekanntlich Paris (gegründet 1821), dann folgen Berlin (1828) und London (1830). In den dreißiger Jahren entstanden ihrer drei (Frankfurt a./M., Rio de Janeiro, Mexico), in den vierzigern zwei (St. Petersburg, Darmstadt), in den funfzigern sechs (Tiflis, Irkutsk, Haag, New-York, Wien, Genf) und ebensoviel in den sechszigern (Leipzig, Dresden, Wilna, Rom, Orenburg, München). 1870 bildete sich die Bremer Gesellschaft, und in den letzten neun Jahren von 1872 bis 1880 folgten nicht weniger als 45! England hat nur die eine Royal Geographical Society, welche freilich vielleicht 60 andere aufwiegt; Frankreich (nebst Algerien) besaß bis 1873 ebenfalls nur die Pariser, hat aber heute bezeichnender Weise 20. Deutschland zählt jetzt 13, wovon 6 aus der Zeit vor 1870 datiren. In Halberstadt, Magdeburg und Jena befinden sich derzeit Zweigvereine der Gesellschaft zu Halle im Entstehen, womit ihre Zahl in Deutschland auf 16 stiege. Auf Rußland entfallen sechs (?), lediglich Sektionen der einen großen K. Russischen Geographischen Gesellschaft. Asien hat außer den russischen in Tiflis, Irkutsk und Omsk nur Tokio, Afrika Kairo (von L'Exploration vergessen), Oran und Alger, Nordamerika Mexico (schon 1839 gegründet), New-York und Québec und Südamerika Rio de Janeiro (vom Jahre 1838), Lima und Buenos Ayres.

— **Friedrich v. Hellwald**, der schon durch mehrere Werke seine große Befähigung für populäre Zusammenfassung weitschichtigen geographischen und ethnographischen Stoffes dargethan, veröffentlicht jetzt eine „**Naturgeschichte des Menschen**" (Stuttgart, W. Spemann. 2 Bände von je 35 Heften à 50 Pfg.). Er schildert ausführlich und mit Anführung zahlreicher Belegstellen (wobei sich der „Globus" besonderer Berücksichtigung erfreut) von jedem Volke Körperbeschaffenheit, Charakter und Geistesanlagen, Kleidung und Obdach (Tatuirung, Trachten, Schmuck und Putz, Höhlen, Zelte, Steinbauten), Nahrung, Geräthe, Bewaffnung und Beschäftigung, Feste, sociale Verhältnisse, Stellung der Frauen und Kinder, Ansichten über Eigenthum, Krankheiten und Tod, religiöse Begriffe u. s. f. Sämmtliche Illustrationen rühren von **F. Keller-Leuzinger** her, dessen am Amazonas und Madeira aufgenommene Bilder (s. Globus XXVI, S. 1 bis 4, 66 bis 69; XXVII, S. 167 und 168) bekanntlich zu den trefflichsten gehören, die je Reisebeschreibungen zierten.

Omikokozira, Sprüche oder krumme Antworten der Ovaherero.

Gesammelt von Missionär Viehe.

1. Humbuhumbu ka i uru muini.

   Humbuhumbu ermüdet mich selbst nicht, sagt ein Herr zu Dienstboten, welche weg gehen; d. h. lauf nur, ich kann selbst arbeiten.

2. Tyiuti kora, muhuka tyi kore o.

   Ernähre Tyinti, daß er Dich morgen auch ernährt; d. h. versorge Dein Kind, damit es Dich später auch versorge.

3. Nokokure ku nouoye.

   Auch in der Ferne ist das Deine. Zu Häuptlingen gesagt, daß sie auch der fern wohnenden Untergebenen gedenken sollen.

4. Nomukuenu u parura.

   Auch Deines Nächsten unterhält Dich; d. h. weil Deines Nächsten Kind Dir einmal nützen kann, darum verachte es nicht.

5. Ngu na zo u na zo.

   Wer sie (ozongama, Zuneigung) hat, der hat sie. So sagen Eltern, wenn Jemand ihr Kind verachtet; d. h. ich betrachte mein Kind mit anderen Augen, weil ich es liebe.

6. Okuta ku ku vaza ue kuta.

   Wo der Tod Dich erreicht, er findet Dich satt; d. h. Du lebst vergnügt, weil Du nicht weißt, welches Elend Deiner wartet.

7. Ka ri tokere poyoye.

   Bei Deinem (Hause) geht die Sonne nicht unter; d. h. Du denkst, es werde immer wohl gehen, aber es können dunkle Zeiten kommen.

8. Pa ta mukuru noye, opu moo tu.

   Wo Dein Vorfahr gestorben ist, da wirst Du sterben; d. h. Du wirst auch den Weg des Verstorbenen gehen, darum halte ihn in Ehren.

9. Mba kambura enga meso.
Ich habe gefaßt den Speer am Stil, d. h. ich bin fest entschlossen, meine Absicht auszuführen.

10. Hakorna, ke rikoro.
Hakorna, erzähle von Dir selbst; d. h. Eigenlob stinkt.

11. Ongunga kuza ya tu, ka kuza ya tira.
Es wird gesagt, Ongunga sei gestorben, aber nicht, daß er sich gefürchtet hat; d. h. er ging ohne Furcht in den Tod, als die Menge der Feinde ihn überwältigte.

12. Ehi ra ura ovikombo, ovakazendu va ura ovarumendu.
Der Boden beherrscht die Besen, Frauen beherrschen die Männer; d. h. wie es in einem Hause aussieht, in dem der Schmutz sich so angehäuft hat, daß man mit Besen seiner nicht kann Herr werden, so ist's da, wo Frauen über die Männer herrschen.

Dr. Franz v. Czerny: Die Veränderlichkeit des Klimas und ihre Ursachen. Wien 1881. A. Hartleben. 2,50 M.

Dr. v. Czerny, Professor der Erdkunde an der Universität Krakau, der unter den Bearbeitern der physischen Erdkunde einen guten Namen hat, untersucht die Frage von der Variabilität des Klimas und deren Gesetze. Der erste Theil des Werkchens behandelt die Veränderlichkeit des Klimas in historischen Zeiten und konstatirt die südliche Verschiebung der Verbreitungsgrenze mehrerer Kulturpflanzen. Evident ist auch die zunehmende Vereisung Grönlands, welche besonders auf eine Erkaltung des Klimas deutet und ihren Einfluß bis nach Island fühlen läßt, wo das Getreide nicht mehr reift und dadurch die Bewohner zur Auswanderung nach Amerika veranlaßt. Der Urgrund aller klimatischen Veränderungen ist die ungleiche Vertheilung der Wärme auf der Erde, und die wechselnden Bedingungen, in denen sich die Erde der Sonne gegenüber befindet. Die Veränderlichkeit der kosmischen Klimabedingungen beruht zunächst auf der Aenderung der Excentricität der Erdbahn und der Neigung der Erdachse; ferner auf dem rechtläufigen Vorrücken der Absidenlinie und dem rückläufigen Vorrücken der Aequinoktialpunkte. Des Weitern treten nach langjährigen Beobachtungen die meteorologischen Vorgänge auf der Erde mit der im Mittel elfjährigen Periode der Sonnenflecken in Beziehung. Die Maxima und Minima der Nordlichter und der täglichen Oscillationen der magnetischen Deklinationsnadel fallen fast genau mit den Maxima und Minima der Sonnenflecken zusammen. Wahrscheinlich ist auch ein Zusammenhang der Schwankungen des Luftdruckes mit der Häufigkeit der Sonnenflecken. Die Geschwindigkeit und Stärke der Winde ist zur Zeit der Fleckenmaxima stärker, ebenso die Maxima der Niederschläge, wenn sich auch an einzelnen bei Betrachtung der Summe lokaler Niederschlagsquantitäten je nach den lokalen Bedingungen eine Differenz unter einander und von dem allgemeinen Cyklus ergiebt. Die trockenen Jahre sind wiederum von Einfluß auf das Auftreten von Hungersnoth, die dann ebenfalls periodisch wiederkehrt, wie das Erscheinen von Heuschreckenschwärmen in heißen trockenen Jahren. Durch vermehrte Niederschläge zur Zeit der Fleckenmaxima wird auch die Periodicität im Wasserstande der Flüsse und Landseen und das Vorrücken der Gletscher bestimmt. In gleichem Verhältnisse steht das Maximum der Sonnenflecken mit der Anzahl, der Intensität und dem Areal der Wirbelstürme, der Häufigkeit der Hagelschläge; Moffat will sogar eine periodische Veränderung des Ozongehaltes der Luft beobachtet haben. Nach der Ansicht der Astrophysiker ist die Ab- und Zunahme der Sonnenflecken ein Zeugniß der Ab- und Zunahme der solaren Energie, von der wieder die Ab- und Zunahme der terrestrischen Energie abhängt. Die Einflüsse des Mondes auf die klimatischen Zustände der Erde dürften aber noch für lange ein nicht bestimmt definirbares Objekt der Meteorologie bleiben. Nächst diesen Periodenveränderungen in Folge kosmischer Einflüsse unterliegt das Klima nichtperiodischen Veränderungen, die an die tellurischen Zustände geknüpft sind. Neben der geographischen Lage gehören zu diesen tellurischen Bedingungen die Höhen der Gebirge, welche oft meteorologische Scheidewände bilden, ferner die absolute Erhebung großer Gebiete, die Nachbarschaft gewisser Länder mit großen Seen, Flüssen, Sümpfen, Meeren oder Waldungen, und endlich die Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erde. Auch die Thätigkeit des Menschen hat auf Veränderungen des Klimas großen Einfluß. Durch Anlage von Wohnplätzen, Entwässerungen und Bewaldungen bessert er das Klima, er verschlechtert es aber durch Entwaldung, und dies ist die bedeutendste Umwandelung des Klimas durch die Hand des Menschen. Verfasser betont besonders den noch immer nicht hoch genug gewürdigten klimatologischen Werth der Wälder und ihren Einfluß auf Wind-, thermische und hydrologische Verhältnisse. Sie sind die Regulatoren der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, der Niederschlagsmenge, der Temperatur und Feuchtigkeit des Bodens und somit des Reichthums der unterirdischen Wasserbehälter und des Wasserstandes der Flüsse. Kurz erwähnt werden noch die Projekte der Unterwassersetzung der Colorado-Wüste, der algerischen Schotts und der westlichen Theile der Sahara. Alle besonders an das letzte Projekt geknüpften Hoffnungen scheinen uns allzu sanguinisch, da vorerst die Möglichkeit einer Bewässerung erwiesen werden muß. Zur Zeit sind wir aber über die Höhenverhältnisse der westlichen Sahara, besonders im el Dschuf genannten Theile, noch völlig im Unklaren, so daß das Projekt des Engländers Skertchly durchaus nicht spruchreif ist. Hoffentlich erhalten wir hier durch Lenz Auskunft.

Im zweiten Theile wird die Veränderlichkeit des Klimas in der geologischen Vergangenheit der Erde behandelt, zuerst die Hypothesen über die ursprünglichen Temperaturen der Erde. Zum Schluß folgt eine Uebersicht und kritische Betrachtung der Theorien über die Ursache der Eiszeit resp. der Eiszeiten. Wir stimmen mit dem Autor vollkommen überein, wenn er sich der Ansicht von Campbell anschließt, „daß es niemals auf der Erde eine allgemein herrschende, ausnahmsweise kalte Eiszeit gegeben, daß dieselbe keineswegs eine universelle, sondern lediglich eine lokale Erscheinung und ihre Ursachen eine terrestrisch-meteorologische, nicht aber eine kosmische gewesen."

Diese Skizze giebt einen kurzen Ueberblick des zusammengearbeiteten Materiales, das streng gesichtet und in dankenswerther Weise mit Quellenangaben vorliegt. Hypothesen sind von Beobachtungen getrennt, und das Ganze behandelt in interessantester Weise die klimatischen Veränderungen und ihre Ursachen, so daß wir in genanntem Werk eine schätzbare Ergänzung der meteorologischen Disciplin und einen werthvollen Beitrag zur physischen Erdkunde begrüßen.

A. Scobel.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

I.

Früh am Morgen des 23. Februar 1877 näherte sich der Dampfer, auf welchem sich D. D. Veth befand, der Rhede von Padang auf der Ostküste Sumatras, zu deren Erforschung der Reisende als Mitglied einer wissenschaftlichen Expedition von der Amsterdamer Geographischen Gesellschaft ausgesandt worden war. Die Berge, hinter welchen sich noch die Sonne verbarg, schienen wie eine scharf gegen den lichten Horizont abschneidende Mauer aus dem Ocean emporzutauchen. In ansehnlicher Höhe ragten über sie die Vulkane Ophir, Singalang, Merapi, Padang und Korintji empor, die drei letzten durch eine weiße Rauchwolke ihre Thätigkeit verrathend. Dicht fuhr das Schiff bei einigen kleinen Inseln vorüber, deren üppige Vegetation, reich an prächtigen Kokospalmen, den erquickendsten Gegensatz zu den nackten heißen Küsten von Aden bildete, die noch im Gedächtnisse des Reisenden hafteten. In diesem Augenblicke tauchte der glühende Sonnenball über dem Horizonte auf und übergoß mit seinen warmen Strahlen die Hänge des Gebirges, während die Thäler noch in Dunkelheit getaucht blieben. Während sich der Dampfer der Küste näherte, stieg das Tagesgestirn höher und höher, so daß die Bergmasse, die zuerst wie eine Mauer erschienen war, immer deutlicher erkennbar wurde und die Mannichfaltigkeit ihres Baues mehr und mehr hervortrat. Und als gegen 9 Uhr der Anker hinter der Insel Pisang hinabrasselte, lag das weite Küstenpanorama in seiner ganzen Majestät vor den Augen des Reisenden, mit all seinen von Steilküsten umschlossenen Buchten, seinen Thälern und dem Ocean zueilenden Bächen.



Dr. Veth.

Allein es war nicht viel Zeit übrig, diese nie gesehenen Herrlichkeiten zu bewundern; es galt, die Gepäckstücke zu-

sammenzusuchen und sich fertig zu machen, um das kleine Dampfboot, welches die Verbindung mit Padang besorgt, zu besteigen. Die Stadt selbst war noch hinter dem „Affenberg“, der als langer Sporn weit in das Meer hineinragt, versteckt. Auch solche Reisende, welche weiter nach Batavia fuhren, wollten die wenigen Stunden, die der Dampfer hier verweilte, ausnutzen; jeder beeilte sich, von einem der kleinen Boote, die in Masse herangekommen waren, sich an Land rudern zu lassen. Um 10 Uhr nahm das kleine Dampfboot den Reisenden und einen Theil seines Gepäcks auf und brachte ihn nach dem Flusse von Padang. Da aber der Wasserstand zu niedrig war, um den eigentlichen Landungsplatz zu erreichen, so ward Veth mittels großen Fährbootes an dem gegenüberliegenden Ufer gelandet und mußte dort in glühender Sonnenhitze das Ausladen seiner Koffer überwachen. Um so angenehmer war es ihm, von Herrn van Hasselt, seinem zukünftigen Reisegefährten, in Empfang genommen zu werden. Zu Pferde legten sie die große, von Kasuarinen eingefaßte Straße zurück, welche am Strande entlang nach dem Sumatra-Hotel führt. Unglücklicherweise war dasselbe aber in Folge der Anwesenheit von drei Dampfern der „Nederlandsch-Indische Stoomvaartmaatschappij“ auf der Rhede vollständig besetzt; nicht nur war kein Zimmer mehr zu haben, sondern es war selbst bei der um 1 Uhr servirten „Reistafel“ schwer ein Platz zu erlangen. Erst am folgenden Tage wurde das Gasthaus



Gravé par Erhard et fils

Veth's Reisen in Sumatra.

ruhiger, weil zwei der Schiffe abgefahren waren. Viel war damit freilich nicht gewonnen; denn das Essen war widerlich, die Zimmer unreinlich. Dazu wimmelten sie von Ratten und kleinerm Geziefer, unter welchem sich Ameisen besonders unangenehm machten, und boten gegen nächtliche Regengüsse fast keinen Schutz.

Folgt man der Straße, welche von der Flußmündung nach dem Hotel führt, so gelangt man auf den Michiels-Platz mit dem Denkmale des Generals gleichen Namens und einigen europäischen Häusern, darunter dem Gerichtsgebäude. Weiterhin steht die katholische Kirche, wo sich der Weg theilt: links die große Poststraße nach Priaman und Padang-Pandjang, rechts Avenuen mit den hauptsächlichsten europäischen Gebäuden; bei der vorläufigen Residenz des Statthalters vorbei kommt man auf die große Straße, welche über die Barisan-Kette nach Solok führt.

Die Häuser der Europäer sind mit wenigen Ausnahmen alle aus Holz gebaut und ruhen auf Pfählen von 1 bis 2 m Höhe. Meist gehört viel Land zu denselben, so daß das eine von dem nächsten oft durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist; so kommt es, daß man 4 bis 5 km zurücklegen muß, wenn man vom Landungsplatze nach den letzten Häusern des Viertels Belantong, und eben so viel, wenn man von dort nach der Residenz des Statthalters sich begeben will.

Am Ufer des Flusses oberhalb des Landungsplatzes liegen die verschiedenen Regierungsämter und Handelshäuser, und auf dem Flusse selbst schaukeln eine Anzahl Boote von landesüblicher Gestalt, welche Waaren von der Stadt nach der

Rhede bringen oder zur Küstenschifffahrt und zum Fischfange dienen. 2 km weiter geradeaus gelangt man nach dem Kampong Klingala, dann, sich links haltend, auf einen kleinen Platz mit einem bescheidenen Gebäude, dem chinesischen Tempel, der den Eingang zum Chinesenquartier zu vertheidigen scheint. In nördlicher Richtung erreicht man von dort wieder die europäischen Stadttheile; östlich dehnen sich weithin malaiische Kampongs aus.

Zwei knappe Wochen etwa genügten Veth und seinen Begleitern, die unumgänglichen Besuche und Einkäufe zu erledigen und den Transport ihres Gepäcks nach Solok (nordöstlich von Padang im Gebirge) zu organisiren. Dann wurde auch der Tag der Abreise festgesetzt, und es fehlte nun nur noch an Pferden. Es ist noch nicht so lange her, daß der Verkehr zwischen Padang und Solok viel zu wünschen übrig ließ. Um die Strecke im Wagen zurückzulegen, mußte man in einem weiten nördlichen Bogen über Padang-Pandjang fahren, d. h. eine Entfernung von 84 Paal (der an der Westküste von Sumatra gleich 1507 m ist); der gerade Weg nämlich, von nur 40 Paal Länge, war selbst für Pferde fast unpassirbar. Seit 1877 hatte man jedoch angefangen letztern fahrbar zu machen, und die Arbeiten waren bereits weit genug gediehen, daß man die ganze Strecke ohne Schwierigkeiten benutzen konnte, freilich noch nicht mit größeren Wagen. Herr van Hasselt sollte deshalb mit seinem kleinen einsitzigen „bendi" voranfahren und



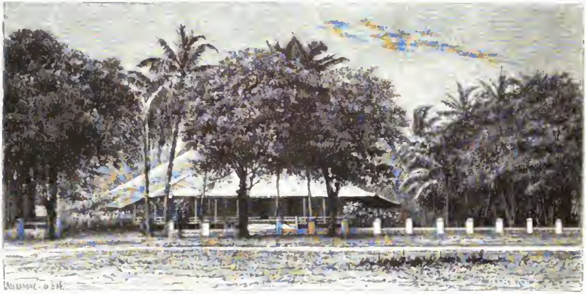
Der Affenberg bei Padang.

seine Gefährten in Loeboe-Pakoe (12 Paal von Padang) erwarten. Bis dorthin konnten sie fahren und gedachten dann zu Pferde zu steigen.

Am Morgen des 10. März verließen sie also Padang in einem zweirädrigen Karren mit zwei schlechten Pferden, die sie bis an eine 7 Paal von Padang entfernte Brücke schafften, wo der Kutscher aus nichtigen Gründen die Weiterfahrt verweigerte. Kein Zanken, kein Gestikuliren half — der Mann war nicht zu bewegen, die durchaus tragfähige Brücke zu überschreiten, und da die Reisenden wegen der Sättel und Gepäckstücke, die sie bei sich hatten, den Weg nicht zu Fuß fortsetzen konnten, so blieb nichts übrig, als nach Padang zurückzukehren. Dort ließen sie den Vermiether kommen und brachten ihn dahin, daß er zwei neue Pferde stellte und den Wagen selbst kutschirte. Diesmal wurde die bewußte Brücke ohne Anstand passirt — allein nur 3 km weiter hin, bei dem Hause des Straßeninspektors van den Broeken, weigerte sich der Mann aufs Energischste weiter zu fahren, da die Strecke bis Loeboe-Pakoe für zwei Pferde zu viel sei. Durch Vermittelung des Inspektors gelang es jedoch den Reisenden, zwei Eingeborene zum Tragen des Gepäckes zu miethen, so daß sie, noch dazu durch einen Schluck Bier gestärkt, die Reise zu Fuß fortsetzen konnten.

Von hier an änderte sich das Aussehen der Gegend vollständig. Von Padang an hatten sie zuerst die fruchtbare Ebene gleichen Namens gekreuzt, welche aus nichts als Sawahs (überschwemmte Reisfelder) bestand; näher dem Gebirge kamen sie dann durch reiche, stark bevölkerte Kampongs. Nun, hinter Loeboe-Kilangan, wurde der Anstieg

steiler; man gelangte in ein Thal, das von Höhen mit Urwäldern eingeschlossen war und sich mehr und mehr verengte, bis schließlich die letzte Spur menschlicher Thätigkeit verschwand. Nach einstündigem Marschiren erreichten sie Loeboe-Prakoe, einige Hütten, worin Züchtlinge, die beim Straßenbau verwendet wurden, wohnten. Es sind das Eingeborene, die, zu Zwangsarbeit verurtheilt, an einem eisernen Halsringe zu erkennen sind und „kettingjongens“ (Kettenjungen) heißen. Da es dort keine Pferde gab, mußten sie weiterlaufen, bis sie der ungewohnten Anstrengung müde und schweißtriefend gegen 4 Uhr auf steilem, sonnigem Wege Datar erreichten. Dasselbe besteht aus zwei europäischen Häusern mit Nebengebänden; das eine davon stand leer, das andere war anscheinend bewohnt, aber rings verschlossen. Doch entdeckten sie schließlich in einem Stalle zwei Gäule, die ein alter Strafgefangener bewachte. Da sich die Eingeborenen nicht an die Thiere heranwagten, mußten die Europäer das Satteln übernehmen und waren nach anderthalb Stunden endlich so weit, die Reise fortsetzen zu können. Noch waren sie keine halbe Stunde unterwegs, als ihnen zwei Europäer begegneten, van Ophuizen, der in Datar als Verwalter von seines Vaters Kaffeepflanzungen wohnte, und der Bergwerksinspektor Faber, welcher vorläufig mit der Aufsicht über die Zwangsarbeiter beauftragt war. Diese Herren theilten ihnen mit, daß es unmöglich sei, Solok vor Mitternacht zu erreichen, und außerdem unklug wegen des schlechten Zustandes der Brücken und der Tiger nach Sonnenuntergang zu reisen, so daß die beiden Fremden, welche überdies den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten, Ophuizen's freundliche Einladung, bei ihm zu übernachten, von Herzen gern annahmen. So kehrten sie also nach Datar zurück, erquickten sich dort durch ein Bad in dem klaren, kühlen Bache, der hinter dem Hause vorbeifloß, und freuten sich bei Sonnenuntergang der prächtigen



Europäisches Haus in Padang.

Aussicht, in deren Vordergrund der von ihnen zurückgelegte Weg sichtbar war, die aber weiterhin die ganze Umgebung von Padang und in der Ferne selbst ein Stück Meer mit seinem kleinen Archipel umfaßte.

Am nächsten Morgen folgten sie dem im Zickzack durch Urwald ansteigenden Wege und erreichten nach mehreren mühevollen Stunden die Paßhöhe über die Barisankette, welche 1100 m über dem Meeresspiegel liegt. Dieses Gebirge durchzieht dicht an der Südwestküste die ganze Insel Sumatra und theilt sie in zwei Theile von sehr ungleicher Größe. Jenseits ging es weniger steil hinab in eine mehr bewohnte Gegend; über Reisfelder und bei lachenden Dörfern vorbei, welche zur Rechten an den Abhängen des Vulkans Talang sich hinaufziehen, betraten sie die fruchtbare, gleichfalls mit Sawahs und Ortschaften bedeckte Ebene von Solok. Den Ort selbst, Sitz eines Resident-Adjunkten, erreichten sie erst nach mehrstündigem Marsche durch die Ebene um 4 Uhr Nachmittags; von Lieutenant Albrecht und Militärarzt Cremer wurden sie dort auf das Beste bewirthet.

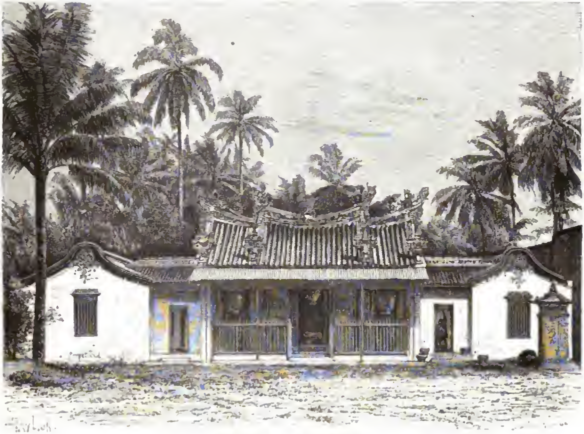
Am nächsten Morgen brachen sie frühzeitig nach dem 14 Paal entfernten Kampong Soepajang auf. Der Weg führte in anderer Richtung als am vorhergehenden Tage quer über die Ebene, überschritt dann einen Berg und senkte sich in das Thal des Batang (d. i. Fluß) Lawas. Auf einer bedeckten Brücke wurde der Fluß überschritten und dann das gegenüberliegende Plateau erstiegen, wo zwischen herrlichen Reisfeldern die Kampongs Soepajang und Siroekam liegen, und zwar ersterer am Rande der Hochebene nahe einer Schlucht, deren einschließende Felsen an 100 m steil abstürzen, und durch die ein Bach sich seinen Weg gebrochen hat.

Dort trafen sie mit van Hasselt zusammen, der alle Hände voll zu thun hatte, um die Geschäfte seinem Nachfolger zu übergeben und zugleich seine Einrichtung zu verkaufen. Veth benutzte seinen hiesigen Aufenthalt, einige Leute für seine bevorstehenden Expeditionen zu miethen, darunter einen frühern Polizeibeamten Si Mail, der den Mandur, d. i. Aufseher der Kulis, spielen sollte, und Djemain, früher Bedienten van Hasselt's.

Am 16. März waren alle Vorbereitungen beendet, so daß die Reisenden ihr Vorhaben ausführen konnten, Fort Kock, den Sitz des Residenten, zu besuchen, ehe sie ihre größeren Reisen nach Süden und Osten in die weniger bekannten Theile des Padang'schen Hochlandes antraten. Sie kehrten also nach Solok zurück, übernachteten dort und durchkreuzten am folgenden Morgen bei herrlichem Wetter die schöne Ebene von Solok, welche diesesmal ein höchst belebtes Bild

darbot. Ueberall waren Leute damit beschäftigt, ihre Sawahs zu bestellen, und Legionen weißer Reiher schritten über die Felder und suchten nach Futter; allabendlich kehren sie dann in langen Zügen nach ihren Horsten auf den Bäumen, welche den See Singkarah umgeben, zurück. Letzteres Gewässer sieht so trüb und traurig aus und hat so gar kein Leben, weder an seinem Gestade, noch auf seiner Oberfläche aufzuweisen, daß es den stärksten Gegensatz zu der heiteren Ebene bildet. Zwei steile Bergabhänge steigen zu beiden Seiten des Sees an; der des linken Ufers ganz dicht bedeckt mit Hochwald, der gegenüberliegende vollständig kahl, nur daß hier und da einige Tabakspflanzen stehen, welche die Eingeborenen zu eigenem Gebrauche anpflanzen. Ganz hinten am fernen Horizonte erheben sich die Vulkankegel Singalang und Merapi.

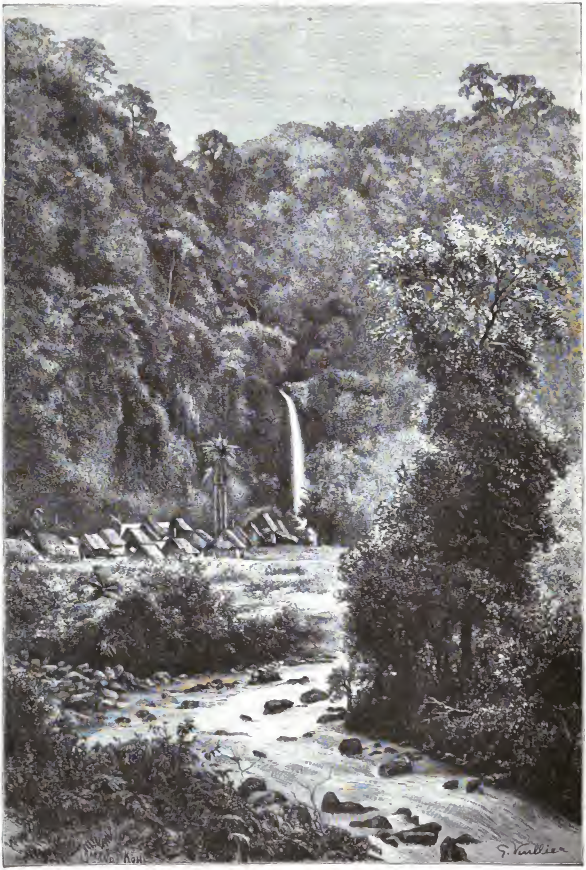
Während die Gesellschaft am westlichen Ufer des Sees hinritt, brach plötzlich ein so heftiges Unwetter los, daß das gegenüberliegende Gestade nicht mehr zu sehen war, und die in den See fallenden Bäche zu tobenden Flüssen anschwollen. Doch erreichten sie glücklich Moeko-Moeko, wo der See seinen Ausfluß nach dem berühmten Flusse Ombilin hat, an welchem die gleichnamigen Kohlengruben liegen. Dort stieg man von den Pferden und nahm in einer der „lapau“ genannten landesüblichen Herbergen etwas Reis und einige Pisangs (Bananen) zu sich. Das Wetter hellte sich auch bald auf, so daß man die Reise fortsetzen konnte. Sanft



Chinesischer Tempel in Padang.

ansteigend führte der Weg hinauf auf die Ebene von Padang-Pandjang, welche 300 m über dem Singkarah-See liegt und einen herrlichen Blick auf diesen und seine Umgebung gewährt. Einige Kilometer weiter begegneten sie drei Reitern, die ihnen entgegengeschickt waren und sofort mit ihnen umkehrten. Dieser letzte Theil des Weges bewies ihnen übrigens die Ausdauer der sumatranischen Pferde; denn obgleich die ihrigen an diesem Tage schon zehn Wegstunden zurückgelegt hatten, so hielten sie doch ohne Mühe mit den neu angekommenen im Trabe aus.

Ein ziemlich bequemes Gasthaus, das dem „Papa Schulze“, einem altgedienten Soldaten, gehörte, nahm sie in Padang-Pandjang auf. Die Ortschaft liegt auf dem Südabhang des Bergrückens, welcher die beiden schon erwähnten Vulkane Singalang und Merapi verbindet. Im Osten ist derselbe durch eine ziemlich große Schlucht durchbrochen, durch welche die an den Südabhängen jener beiden Vulkane entspringenden Gewässer, im Batang Anei vereinigt, südwärts abfließen und die Anei-Schlucht durchströmend an der Westküste von Sumatra münden. Man hat diese Schlucht benutzt, um eine ziemlich gute Verbindung zwischen dem Padang'schen Ober- und Unterlande herzustellen; es ist ein wahres Vergnügen, auf dieser Straße zu fahren, welche, nur an wenigen Stellen steil, meist auf dem rechten Flußufer im Zickzack die bewaldeten Hänge des Gebirges erklimmt. Am Ende der Schlucht wird der Reisende auf das Angenehmste durch einen prächtigen Wasserfall überrascht, der klar und hell vom steilen Felsen herabrauscht. Einen ganz besondern Eindruck muß dieser Anblick auf diejenigen Reisenden hervorbringen, welche direkt von Padang



Wasserfall in der Schlucht des Anei.

nach Padang-Pandjang gehen und mehrere Stunden lang durch die einförmige Küstenebene gefahren sind.

Noch am selben Tage setzte unsere Gesellschaft ihre Reise nach Fort Kock fort, einige in einem gemietheten Wagen, um die Hufe ihrer unbeschlagenen Thiere zu schonen. Der Weg steigt stark und zieht sich in einer Höhe von 1100 m zwischen dem Singalang und Merapi hindurch. Von der Paßhöhe sahen sie die schöne Ebene von Agam mit ihrer prachtvollen vulkanischen Umrahmung zu ihren Füßen sich ausdehnen. Dann ging es steil hinab nach Fort Kock, welches $12\frac{1}{2}$ Paal von Padang-Pandjang entfernt ist; Veth wurde dort im Hause des Residenten nach Wunsch untergebracht, seine beiden Gefährten bei dem Kontroleur de Grève, dessen Bruder, Bergmann seines Zeichens, den Fluß Koeantan (Kwantan; in denselben ergießt sich der oben erwähnte Ombilin) erforscht hat und dann ein Opfer seines Entdeckereifers wurde.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

II.

Kolonisation innerhalb der Grenzen des eigentlichen China.

Ein Blick auf die Geschichte des chinesischen Reiches lehrt, daß es zu seiner heutigen gewaltigen, ja, was die Zahl der Bevölkerung anlangt, geradezu beispiellosen Größe nicht durch große Eroberungen oder durch nach einem großen Plane geführte diplomatische Feldzüge gelangt ist, sondern daß es vielmehr die kolonisirende Arbeit der Einzelnen ist, welche das Reich zu dem erwachsen ließ, was es heute darstellt. Die Chinesen drangen aus dem Nordosten des heutigen China nach Süden, Westen und zuletzt auch nach Norden langsam in dem Maße vor, wie ihre Bevölkerung zunahm, sie erwarben sich einen Strich Landes nach dem andern, indem sie das, was ihre Krieger eroberten, mit jenem emsigen Fleiße, welcher sie schon vor Jahrtausenden charakterisirte, der Kultur gewannen. Die fremden Völker werden ausgerottet oder nach den schon gewonnenen Gegenden versetzt und an ihre Stelle tritt ein wohl ausgedachtes System von Militär- und Ackerbaukolonien. Kluge Verwaltung, Ackerbau, Gewerbe, Handel und Verkehr vollenden die Eroberungen und schieben sich langsam immer weiter vor, indem sie einen neuen Schritt immer erst wagen, nachdem sie sich auf der Stelle des vorherigen festgesetzt und gesichert haben. Heute sind es zwar nur noch einige wenige Bezirke von beschränkter Ausdehnung im Süden und Westen des Landes, welche dieser langsamen aber sichern Arbeit noch nicht gewonnen sind, aber wie fast Alles in China ist diese Kolonisationsarbeit von Alters her dieselbe geblieben. Man geht mit der Vorsicht, mit der man die Unterwerfung einer überwältigenden Masse wilder Völkerstämme zu einer Zeit plante, wo China noch nicht ein Viertheil seines heutigen Gebietes umfaßte, an die Kolonisation der schon seit Jahrhunderten rings von Chinesen umschlossenen Gebirgsvölker in Kweitschau oder Szetschuen, oder der schon halb von Chinesen besiedelten Insel Formosa. So kommt es, daß das volkreiche, längst nach außen kolonisirende Reich im Innern noch eine Reihe unbesiedelter und ununterworfener Landschaften umschließt, welche freilich immer mehr eingeengt werden, deren Bewohner aber von Zeit zu Zeit durch Ueberfälle der Kolonisten der Regierung schwere Sorgen machen. Vorzüglich in den Provinzen Kweitschau, Szetschuen, Kuangtung und Jünnan findet man noch solche Gebiete, wie denn die ganze Bevölkerung derselben, zum Theil auch Hunans und Kiangsis, durch Mischung mit diesen „Wilden" sich in manchen Beziehungen von den Chinesen unterscheidet und manche Züge an sich trägt, die man auch anderwärts als „Kolonistencharakter" kennt. Hier haben sich auch, nachdem diese fremden Elemente längst aufgesogen sind, ganz wie bei uns, in der Volkssage Erinnerungen an die wilden Völker erhalten, welche einst die Wälder und Gebirge bewohnten. Von wirklichen Resten der Mantze konnte z. B. Fr. Garnier trotz den eifrigsten Erkundigungen nichts erfahren, als er 1873 im Gebiete des Yuen-kiang und Wukiang reiste, aber in schwer zugänglichen Höhlen sollten sie Kisten mit Büchern in „europäischer Schrift" zurückgelassen haben, und nur die abergläubische Furcht vor diesen Höhlen hält davon zurück, diese wunderbaren Reste näher zu erforschen.

Kapt. W. J. Gill, welcher 1877 die westlichen Grenzprovinzen Chinas bereiste, gab von dem Vordringen der chinesischen Kolonisten in Szetschuen, wo sie die Mantzes immer mehr in die Gebirge zurückdrängen, soweit dieselben sich nicht durch Heirath assimiliren lassen, eine Schilderung, welche die von Richthofen, Cooper und Anderen[1]) früher gegebenen bestätigt und vervollständigt. Er zählt 18 Mantze-Stämme von Jünnan bis in den äußersten Norden von Szetschuen, deren jeder einen König oder eine Königin besitzt. Diese Herren erhalten Abgaben in Arbeit und Feldfrüchten. Die Chinesen verheirathen sich mit Mantzefrauen, aber Verbindung zwischen Mantzemännern und Chinesinnen kommen nicht vor. Die in der Nähe von Ngan-Schun wohnenden Kong-kia-tze sind eine solche Mischung, halten sich aber von beiden, Chinesen wie Mantze, fern. Die hier lebenden Mantze sind erst seit 18 bis 20 Jahren aus manchen Thälern in die höheren Theile des Gebirges zurückgedrängt, wo ihre Dörfer oft wie Adlernester zwischen Felsen kleben. Tiefer unten findet man zahlreiche Ruinen neuern Datums und oft hart daneben ein Chinesendorf: ein sprechendes Zeugniß der Veränderung des einen Volkes durch das andere.

Die Mantze, welche Gill sah, glichen den Chinesen, kleideten sich wie sie und sprachen neben ihrer eigenen Sprache meist auch Chinesisch. So wie die Mantze sind die westlich von ihnen wohnenden Sifan von den Chinesen in die Gebirge gedrängt und diese letzteren haben manche neue Ansiedelungen in dem ihnen zugefallenen Gebiete begründet. Die Bevölkerung von Szetschuen zeigt auch ihren kolonialen Charakter in dem Uebergewicht, das Ackerbauer

[1]) Proceedings R. G. Soc. 1877 — 1878.

und Gewerbetreibende bei ihr über Beamte und Gelehrte behaupten. Gill führt die Höflichkeit, mit welcher Fremde in Szetschuen behandelt werden, auf den geringen Einfluß zurück, welchen diese Klassen bei der Bevölkerung haben. Auch drängt diese Bevölkerung offenbar auch nach anderen Seiten als denen, wo Mantze oder Sifan wohnen. Mc Carthy fand auf seiner Reise von Tschinkiang nach Bhamo, in Kweitschau eine von Einwanderern aus Szetschuen gegründete neue Stadt, Tsunifu, neben der ältern gleichen Namens. In Jünnan trifft man überall Hausirer aus Szetschuen.

Der ebengenannte Missionär giebt in seinem Reisebericht (Proceedings R. G. Soc. 1879, I) auch einige Daten über Jünnan, welche einiges Licht werfen auf die interne Kolonisationsarbeit der Chinesen. In den Schandörfern um Momein fand er zahlreiche, aber arme chinesische Einwanderer, deren Elend in scharfem Gegensatze stand zu der Behäbigkeit der altansässigen Schan. Unter den letzteren sind nur wenige des Chinesischen mächtig. In Lauting fand er zahlreiche ansässige Chinesen sowie chinesische Beamte. Auf seinem Wege durch Jünnan begegnete er manchen Spuren einer einst größern Einwanderung aus der Provinz Kiangsu und speciell aus Nanking. Den Dialekt der Bevölkerung von Yung-tschang fand er fast übereinstimmend mit dem von Nanking. In der That wird diese bedeutende Handelsstadt des westlichen Jünnan von einigen mit dem Namen „Klein-Nanking" belegt, und Mc Carthy wurde versichert, daß in ihr und ihrer Nachbarschaft zahlreiche Auswanderer aus Kiangsu sich niedergelassen hätten.

Andererseits fand Margary kleine Karawanen der Schan, welche auf ihren Ponies Salz verfrachten, bis nach Jünnanfu hinab und in Talifu sieht man sie häufig. Den Gebrauch lebhaft farbiger Kleider fand er in Jünnan allgemeiner als sonst in China und führt ihn auf das Beispiel der grelle Farben liebenden Schan zurück.

Nach Dupuis (Voyage au Yun-Nan. Bull. Soc. Geogr. Paris 1877 II, 1 seq.) besteht die Bevölkerung von Jünnan im Süden und Südosten etwa zu $^1/_{10}$ aus Chinesen, welche aber die besten Ländereien an sich gebracht haben, so daß ein Theil der Eingeborenen sein Getreide bei ihnen kaufen muß, wofür mit Arbeitstagen gezahlt wird. Unter den letzteren herrschen die Stämme der Pai-y und Tën-Laos vor, im Innern der Provinz die schwarzen und weißen Lolos, aber die Mannigfaltigkeit der Stämme ist überall in Jünnan sehr groß und alle sind sie durchsetzt von chinesischen Kolonien aus verschiedenen Theilen des Reiches. Die Eingeborenen suchen zum Theil sich von denselben ebenso wie von einander abzusondern und bei einigen ist der einzige Mann, der Chinesisch versteht, ein chinesischer Sekretär zur Vermittelung des amtlichen Verkehrs mit den Landesbehörden. Ein Theil der einheimischen Bevölkerung ist offenbar bei der Eroberung Jünnans durch die Chinesen über die Grenze gedrängt worden. So traf Dupuis (Voyage au Yun-Nan. Ebendaselbst II, 52) in dem nordöstlichen Winkel von Tonkin zwischen Songka und Jünnan einen Kleinkönig, der von einer Anzahl von Stammeshäuptern anerkannt wurde und der behauptete, ein Abkömmling der vorchinesischen Herrscher von Jünnan, ja sogar der legitime Herr aller eingeborenen Stämme von Jünnan, Kweitschau und Kwangsi zu sein. Seine Residenz heißt Shuien-tian, und Dupuis hatte oft in Jünnan von ihm sprechen hören. Aehnliche Kleinkönige giebt es mehrere zwischen den Grenzen von Jünnan und Annam. Dieselben waren an Tonking tributär bis zur Eroberung dieses Landes durch die Annamiten. Seitdem sind sie unabhängig. Im nächsten Abschnitt werden noch mehrere von diesen kleinen Fürsten zu nennen sein, deren Erhaltung, allerdings in sehr engen Grenzen der Selbständigkeit, zu den Grundsätzen der chinesischen Politik gehört. Zu denselben Grundsätzen gehört auch die Abschließung anderer Mächte oder überhaupt der Fremden von dem Verkehr mit derartigen nicht ganz unterworfenen Völkern oder halbselbständigen Vasallenstaaten. So wurde z. B. auch den englischen Missionären Riley und Mollman, welche Ende 1879 das Lololand von Ngo-mi-schan in Szetschuen aus besuchen wollten, der Eintritt in dasselbe von den chinesischen Beamten nicht gestattet, angeblich um sie vor Angriffen zu bewahren. Die dortigen Lolos sind nach den Schilderungen dieser Reisenden bisher weniger von der chinesischen Kultur beleckt als die meisten anderen nicht chinesischen Gebirgsbewohner.

Uebrigens ist die Provinz Jünnan sammt dem Südwesten von Szetschuen offenbar der noch am meisten eigenartige unchinesische Theil des Reiches. Außer ihrer peripherischen Lage hat dazu der Panthay-Aufstand am meisten beigetragen, welcher in vielen Gegenden zur völligen Vernichtung des chinesischen Elementes führte. Das ändert sich nur allmälig.

Als Margary 1874 Jünnan bereiste, begann sich diese reiche Provinz langsam von den Verwüstungen des Panthay-Krieges zu erholen. Handel und Wandel waren wieder in Gang gekommen und die Ruinen bevölkerten sich „wenn auch langsam, entsprechend dem trägen Gang chinesischer Unternehmungen". In den letzten Jahren ist in Folge des langdauernden Kriegselendes mit seinem unvermeidlichen Gefolge von Hunger und Krankheiten auch noch die Pest in Jünnan aufgetreten und richtete fürchterliche Verheerungen an (vergl. „Globus" XXXV, S. 191). Diese von der Natur sehr begünstigte Provinz soll allem Anschein nach nicht sobald zum Genuß der großen Vorzüge ihrer Lage und ihres Bodens gelangen.

Der ebengenannte Reisende (Journal of A. R. Margary, London 1876) fand auf der Grenze von Hunan und Kweitschau und in der letztern Provinz noch vielfältige Spuren der Verheerungen, welche der letzte große Aufstand der Miaotze in Anfang der 50er Jahre in seinem Gefolge gehabt hatte. Weite Strecken waren ganz verödet, Dörfer verlassen, Einwanderer aus Kiangsi und Szetschuen wohnten da und dort in elenden Strohhütten. Doch war schon damals die Kette der Schutzforts, jedes mit 5 Soldaten, die in Zwischenräumen von 5 Li erbaut waren, soweit vollendet, daß die friedlichen Einwohner ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen konnten. In Kweitschau waren die meisten Städte, die der Reisende passirte, zu Dörfern herabgesunken, und die Miaotze, welche aus ihren Bergen herabgestiegen und friedlich geworden waren, lebten unter den Ruinen, welche ihnen selbst ihr Dasein verdankten. Der wilde Blick, welcher Margary an die Mischlinge in Nordformosa, die Pepohwan, erinnerte, unterschied selbst die Frauen der Miaotze deutlich von den Chinesen. In den Gewölben der Städte von Kweitschau fand Margary fast immer nur Waaren aus Szetschuen, und wenn er fragte, was Kweitschau dagegen ausführe, pflegte man zu antworten: „Kweitschau erzeugt nichts." Salz und Gyps werden in Masse aus Jünnan eingeführt. Einwanderer aus dieser reichen und thätigen Provinz des Westens sind so häufig in Kweitschau, daß Margary erst, nachdem er Wochen in dieser letztern gereist war, eine Ahnung vom Vorhandensein eines eigenen Kweitschau-Dialektes erhielt. Uebrigens geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß auch vor dieser Periode verwüstender Einfälle der Bergvölker die Bevölkerung Kweitschaus hinter der der Nachbarprovinzen an Intelligenz, Bildung und Thätigkeit zurückstand. Die eingewanderten Chinesen hatten wohl etwas zu viel wildes

Miaotzeblut in ihre Adern übergehen lassen. Thatsächlich gilt ja der Kolonist von Kweitschau für träg, schwerfällig und dazu ist er noch „hoffnungslos im Opiumrauchen versunken“ (Margary). Der Nord- und Mittelchinese unterscheidet ihn von sich selbst als Tschung-tschia und hält ihn fast ebenso tief unter dem echten Bürger des himmlischen Reiches stehend wie den Miaotze. Dafür betheiligte er sich auch an den Aufständen des letztern und haßt den Chinesen nicht minder wieder.

Man darf wohl annehmen, daß bei der großen Bewegung, welche die Hungersnoth im Norden, die Heuschreckenplage und Ueberschwemmung im Osten und Südosten des Reiches in der Bevölkerung dieser mit am dichtesten bewohnten Provinzen hervorgebracht hat, auch diese noch nicht ganz kolonisirten Gebiete von den nicht nur Nahrung und Arbeit, sondern auch Boden suchenden Scharen derer betreten wurden, welche jenen Plagen zu entrinnen dachten. Einerseits fördern solche Heimsuchungen die Verschiebungen und Vermischungen innerhalb der Bevölkerung, und damit die Kolonisirung des Reiches, beziehungsweise Chinesisirung seiner Bevölkerung. Andererseits vermindern sie auch wieder durch die Sterblichkeit, welche sie erzeugen, die Volksdichtigkeit und damit die Anregung zur Auswanderung. Der Begriff Verödung ist ein sehr subjektiver, aber wenn man Schilderungen liest, wie sie Margary (a. a. O. S. 55), Sosnowski („Globus“ XXX, 173) von den verwüsteten und entvölkerten Strichen geben, möchte man glauben, daß in der Bevölkerungszahl des Reiches durch diese da oder dort fast alljährlich wiederkehrenden Geißeln Schwankungen von Dutzenden von Millionen vorkommen müßten. In seiner Arbeit über die ältere und verhältnißmäßig ruhigere Provinz Kwangtung und ihre Bevölkerung (Geogr. Mitth. 1878, S. 419) hat J. Nacken neuerdings wieder die Buntheit der Mischung betont, welche einer so alten, dichten, dabei doch ziemlich beweglichen und mit einer gewissen Nothwendigkeit durcheinandergewürfelten Bevölkerung eigen sein muß. Es giebt thatsächlich vier durch besondere Dialekte, zum Theil auch durch besondere Sitten und ein eigenes Stammesbewußtsein verschiedene Gruppen der Bevölkerung in dieser einen Provinz und dazu noch zwei Gruppen von Ureinwohnern, die Mandschu-Garnisonen und die Fremden. Jenen vier Gruppen weisen die chinesischen Geschichtsschreiber folgende Ursprünge zu: Als die Chinesen eindrangen, unterwarfen sie innerhalb der Grenzen dieser Provinz verschiedene wilde Stämme, wie die Lu, Liu und Wei, mit denen sie sich vermischten. Aus dieser Mischung gingen die Pun-ti oder Eigenerdigen hervor, die eigentlichen Cantonesen. Sie haben die besten Felder, bewohnen die bequemen Ebenen, sind in den Städten dem Handel und Handwerk ergeben. Zu ihnen wanderten aus Nordosten die Hakka oder Gastfamilien, welche auf bisher unbesetzten Ländereien von geringerer Güte sich niederließen. Sie sind mit der Zeit fast ebenso zahlreich geworden wie die Pun-ti und haben sich auch in den Besitz von besserm Lande gesetzt, während sie in den Städten sich meist mit den kleineren Gewerben begnügen. Alle Barbiere in Kwangtung, sagt Nacken, sind Hakkas. Als dritter Stamm sind die Hoklo aus Fukian (Hok-kien) längs der Küste hereingedrungen, wo sie als Fischer, Schiffer und Bauern sich ernähren. Als vierter erscheinen Einwanderer aus Kiangsi in den nördlichen Theilen der Provinz, wo in einem Distrikt, welchen im 15. Jahrhundert eine Seuche fast entvölkert hatte, dazu noch Leute aus Tschikiang angesiedelt sind. Als Ureinwohner gelten bei den Chinesen außer den bekannten Miaotze der Grenzgebirge auch die Tan-ka oder Bootbewohner, welche in der Zahl von etwa 40 000 auf Booten und Pfahlbauen im Canton-Flusse wohnen. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkler, ihre Statur kleiner, ihre Gesichtszüge gröber als bei den Chinesen.

Außer diesen festländischen Provinzen ist unter den zum Reiche unmittelbar gehörenden Theilen Chinas, welche noch in der Kolonisation begriffen sind, die einen Bestandtheil der Provinz Fukian bildende Insel Formosa (chinesisch Taiwan) mit in erster Linie zu nennen. Die Kolonisation schreitet dort rüstig vorwärts. Nach der friedlichen Beseitigung des japanesischen Zwischenfalles (1874) hat die chinesische Kolonisation ihre langsame aber stetige Arbeit auf Formosa neuerdings wieder aufgenommen. Ja, sie hat durch jene zeitweilige Besetzung einiger Punkte am Südende der Insel nur noch stärkere Impulse empfangen. Jedenfalls hat die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit welcher die Japanesen sich dort einen beträchtlichen bis dahin unabhängigen Landstrich unterworfen hatten, die Aufmerksamkeit der Chinesen gerade dahin gelenkt. Außerdem aber lehrte dieser Konflikt, daß die chinesische Regierung für diejenigen Völker, deren Herrschaft sie beansprucht, auch nach außen hin Verantwortung trägt. Um den Räubereien an den Küsten Formosas zu steuern, mußten endlich die Formosaner gründlich unterworfen werden. Seit 1876 kamen dort häufige Gefechte zwischen chinesischen Truppen und Eingeborenen vor. Jene, welche sonst vor den rücksichtslosen tagalischen Kopfabschneidern großen Respekt bekundeten, fühlten sich mit ihren neuen Hinterladern den Eingeborenen weit überlegen und räumten gehörig unter denselben auf, erlitten indessen im Sommer 1878 unter General Tsung dort einige Schlappen, welche zusammen mit dem Fieber ihre Armee auf die Hälfte zusammenschmelzen ließen. Erst nachdem im September desselben Jahres neue Truppen dahin gesandt worden waren, trat Ruhe ein. Seit einigen Jahren sind beständig einige chinesische Kanonenboote in den ostformosanischen Gewässern stationirt.

Auch die Verwaltung empfing einen starken Impuls durch die Lehre, daß man ein vielbegehrtes Land wie Formosa fest besitzen muß, wenn sich keine andere Hand darnach ausstrecken soll. Da das chinesische Besiedelungsgebiet auf dieser Insel sich beständig erweitert, wurde 1876 die Zahl der Beamten erheblich vermehrt. Die chinesische Bevölkerung Formosas schätzte P. Ibis 1875 („Globus“ XXXI, 149 f.) auf 3 Millionen, die der Eingeborenen auf 150 000 bis 200 000. Die Chinesen geben indessen für die erstere mehr als dreimal so große Zahlen. Im Laufe des Jahres 1877 brachte das Pekinger Regierungsblatt mehrere Berichte des Futai Ting-Jih-Chang, welche die Verbesserung des Steuersystems, des Verkehrs- und Kriegswesens der Insel im Auge hatten. Es gilt dieser Beamte für einen der besten unter den hohen Mandarinen. Leider verließ er noch im selben Jahre die Insel. Er beantragte schon Anfangs der 70er Jahre eine ganze Reihe „westlicher“ Reformen für die unter seiner Verwaltung stehende Insel, und es hatte eine Zeitlang den Anschein, als sollte Formosa das Corpus vile werden für officielle chinesische Experimente über europäische Verwaltungskunst. Eine Eisenbahn durch die ganze Insel von Nord nach Süd und eine unterseeische Telegraphen-Verbindung zwischen Futschau und Nord-Formosa wurden damals als Beispiele der Pläne genannt, mit denen er sich trug. Aber diese Dinge zeigten sich als zur Zeit nicht zu verwirklichen, und die 500 000 Dollar, welche der Futai für Eisenbahnzwecke angesammelt hatte, wurden 1878 in Tschili an die Hungerleidenden vertheilt. Immerhin besitzt aber Formosa in der 2 km langen Kohlenbahn von Kilung derzeit die einzige Eisenbahn auf chinesischem Boden, und außerdem 60 km Telegraphen von Taiwanfu bis

Takau. Dafür warf er sich auf die Reinigung des korrupten Beamtenstandes mit einer seltenen Energie und erzielte Bedeutendes in dieser Richtung. „Ting-Jih-Chang," sagt der englische Konsulatsbericht aus Tamsui für 1876, „ist in vielen Beziehungen ein hervorragender Mann und vor allem ein hervorragender Chinese. Die unaufhörliche Verfolgung, welche er seit seinem Amtsantritt der Beamtenkorruption jeder Art hat angedeihen lassen, findet wenig ihres Gleichen in der Geschichte des Landes." Durch die Ausbeutung der Kohlenlager von Kilung (Nordformosa) nach europäischen Grundsätzen und mit europäischen Maschinen hat er die Einnahmen der Insel in einer Weise gesteigert, welche die Aufhebung einer ganzen Anzahl von jenen kleinlichen Steuern erlaubte, in welchen die chinesische Verwaltungskunst eine wahrhaft komische Erfindungsgabe zeigt. Ein Bericht des Futai im Pekinger Regierungsblatt vom 31. Mai 1877 in dieser Hinsicht verdient als interessanter Beitrag zum chinesischen Besteuerungswesen verzeichnet zu werden. Es wird dort unter anderen die Aufhebung der Steuern auf Fischernetze, Taue, Bambusstöcke, Fischreusen verfügt; einige andere, „wenn auch kleine und lästige Steuern, welche wenigstens insofern gerechtfertigt erscheinen, als sie vom wirklichen Gewinn erhoben werden" und die in eine Linie zu stellen sind mit den Haselnuß- und Kastaniensteuern von Tschili, werden einstweilen noch beibehalten. Der Straßenbau nahm unter der Leitung dieses Beamten einen hohen Aufschwung. Den Anstoß dazu gab wohl hauptsächlich das seit der japanischen Invasion lebhafter hervortretende Streben der chinesischen Regierung, das ganze Formosa möglichst rasch sich zu unterwerfen. Mehrere neue Straßen von der Hauptstadt ins Innere eröffneten das letztere den Ansiedlern, welche amtlich zur Auswanderung nach Formosa aufgefordert und in Regierungsschiffen dahingebracht wurden. Ein eigener Auswanderungskommissär wurde aus der Zahl der höheren Beamten von Futschau ernannt. Diese wahrscheinlich nicht immer freiwillige Auswanderung wurde mit solcher Energie betrieben, daß der Assistant Protector der Chinesen in Pinang die Abnahme der Einwanderung nach den Straits unter anderen auf sie zurückführte. Eine große Zahl der Auswanderer wurde an die Süd- und Ostküste gebracht, wo ihnen die Regierung Land anwies. Ebendort wurde in der Kwaliang-Bucht eine neue Stadt an derselben Stelle angelegt, wo die Japanesen ihr Lager gehabt hatten.

Zugleich wurden die Mandarinen angewiesen, durch Freundlichkeit sich das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Der Mandarin von Long-Kiau, das die Japanesen besetzt gehabt hatten, hielt z. B. offenes Haus für die Eingeborenen, wo sie sich satt essen und ausruhen konnten. (P. Ibis, „Globus" XXXI, S. 199.) Leider sind seit 1878 einige von diesen Reformen in Formosa zum Stillstand gekommen, so vor allem die gehoffte „Transinsular-Eisenbahn". Auch die Kohlenwerke von Kilung und die Erdölwerke haben nicht die Fortschritte gemacht, zu welchen sie berechtigten, so lange sie unter Leitung von Europäern und Amerikanern standen. Ein britischer Konsularbericht für 1878 aus Taiwansu klagt, vielleicht etwas zu pessimistisch, daß der ganze Reformeifer für die 8 Millionen Dollar, welche er in wenigen Jahren verausgabt habe, nichts Dauerndes geleistet habe, als die Telegraphenlinie und einige kostbare Befestigungswerke. Indessen ist mindestens die sehr starke Hebung der wirthschaftlichen Leistung dieser vor 15 Jahren für den großen Handel fast bedeutungslosen Insel als unleugbare Thatsache zu bezeichnen, welche vielleicht zugleich den besten Maßstab giebt für den Fortschritt der chinesischen Kultur auf derselben. Der Haupthafen für den Verkehr zwischen Formosa und dem Festland ist Amoy (die größeren Kaufleute in Formosa sind vorwiegend aus Amoy) und die Konsularberichte von diesem Platze führen von Jahr zu Jahr größere Summen an für Aus- und Einfuhr Formosas. In der Regel sind die betreffenden Zahlen nicht genau specificirt, doch giebt z. B. der britische Konsularbericht für 1878 den Werth der aus Amoy reexportirten Waaren, die fast ausschließlich nach Formosa gehen, auf 1 151 798 Haikwan Taels = circa 6 900 000 Mark an, während der Fremdhandel der drei offenen Häfen in dem genannten Jahre genau 30 Mill. Mark umsetzte. Ein wenig löblicher, aber für die „Kolonie" bezeichnender Zug der chinesischen Händler in Formosa ist die geringe Reellität, welche sich hauptsächlich im Theehandel geltend macht. Der formosanische Thee hat in den letzten Jahren durch schlechte Mischung und Packung erheblich von dem Rufe verloren, den er besonders in Nordamerika besaß. In Europa hat er, wie alle Ulongsorten, wegen seiner Bitterkeit nie Fuß fassen können.

Die europäischen Reisenden, welche in den letzten Jahren Formosa besuchten, theilen manche Einzelheiten mit, welche die Fortschritte der chinesischen Kolonisation auf dieser Insel näher beleuchten. Arthur Corner fand 1876 auf einer Reise durch Formosa von Süden nach Norden die Chinesen überall in voller Arbeit. Die Ebene von Taiwansu ist jetzt ganz von Chinesen eingenommen und bildet den Brennpunkt der chinesischen Kultur auf Formosa. In der Nähe der erstern Stadt wurde das alte Fort Zealandia abgebrochen und aus seinen Steinen eine neue Küstenbefestigung unter Leitung eines französischen Ingenieurs erbaut. In der Nähe von Tarnin und Toapana setzten ihn die sehr gut angelegten terrassenförmigen Bewässerungsanlagen in Erstaunen. Bei Chip-Chip, einem ausschließlich chinesischen Dorf, waren chinesische Kulis beschäftigt einen Wald zu lichten, hatten aber ihre Steinflinten nahe bei der Hand liegen, um sofort jeden Angriff der Eingeborenen abwehren zu können. In der Ebene von Posia fand er die Mischlinge zwischen Formosanern und Chinesen in großer Zahl (H. J. Allen giebt in Proceedings R. G. S. 1877/78 5000 und daneben nur wenige Chinesen an); sie trugen sich völlig chinesisch, waren aber an entschieden malaiischen Zügen ihrer Physiognomie zu erkennen. Sie sind fleißig und ehrlicher als die Chinesen, gleichen ihnen aber nicht in der Geschicklichkeit, mit der sie den Acker bebauen. Die Chinesen nennen sie Pepauhoan oder Pepohuan (auch der Name Sekhuan, d. h. civilisirte Barbaren im Gegensatz zu den Wilden, Tschihuan, wird ihnen beigelegt) und sie wenden diesen Namen wohl auch selbst auf sich an. Manche von ihnen sind Christen. Den unvermischten Eingeborenen stehen sie ganz ebenso scheu oder feindlich gegenüber wie die Chinesen, und es würde nicht möglich sein, einen Führer in das Gebiet, das jene bewohnen, aus ihrer Mitte zu erhalten. Selten versteht einer noch die Sprache derselben und nur einige von ihnen geraubte oder zu ihnen geflohene Weiber dienen als Dolmetscherinnen. Ungemischte Eingeborene, welche von den Chinesen hauptsächlich durch Zufuhr von Branntwein korrumpirt wurden, und nun großentheils von denselben als Sklaven benutzt werden, fand H. J. Allen am See Tsui-sia-hai, d. h. dem See der Wassermenschen. Sie machten den Eindruck einer heruntergekommenen Race. Bullock giebt (Proceedings R. G. Soc. XXI) ihre Zahl zu 100 bis 200 Familien an. Fast alles Land um den See gehört jetzt den Chinesen. Wie groß die Scheu der Chinesen ist, sich ohne den drängendsten Zwang auf das Gebiet der Eingeborenen auszubreiten, zeigt Margary sehr gut in seinen geistvollen Briefen aus Formosa (The Journal of A. R. Margary. London 1876) an der Thatsache, daß sie selbst hier schon auf die höchsten Höhen, deren Bebauung unendliche Mühe

macht, mit ihrem Ackerbau vorgedrungen sind, trotzdem es nur einiger Energie bedürfte, um die Eingeborenen vom trefflichsten Thalboden zu verdrängen.

Einen Einfluß auf die inneren Wanderungen üben ohne Zweifel endlich auch die europäischen Ansiedelungen in den Vertragshäfen. Dieselben hatten von Anfang an eine große Anziehungskraft auf die chinesische Bevölkerung, welche nicht nur in den Noth- und Kriegszeiten sich mit Vorliebe in den Schutz der europäischen Reservationen flüchtet, sondern auch in gewöhnlichen Zeiten mit Begierde den bessern Verdienst aufsucht, den dieselben bieten. Ein Konsularbericht im preußischen Handelsarchiv (1880 II, S. 532) schätzte ihre chinesische Bevölkerung auf 5 190 000, wovon 1 600 000 auf Kanton, 920 000 auf Tientsin, 620 000 auf Futschau, 600 000 auf Hankau, 269 000 auf Schanghai, 260 000 auf Ningpo, 235 000 auf Taiwansu und Takau, 130 000 auf Tschinkiang, auf die übrigen 12 jeweils weniger als 100 000 entfallen.

Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

I.

Wenn sich ein Schriftsteller die Mühe nehmen wollte, ein Werk über die Ehe und Eheceremonien der verschiedenen Völker der Erde zu schreiben, das Buch müßte sehr interessant werden und würde zugleich eine Art Kulturgeschichte darstellen, da man aus den Umständen, unter und mit welchen bei einem Volke die Ehe geschlossen wird, auf den Kulturzustand desselben schließen könnte. In einem solchen Buche würde das Kapitel „Albanesen“ zu den anziehendsten gehören und aus diesem Grunde biete ich es den Lesern des „Globus“ als Monographie.

Da es in Oberalbanien Mohammedaner und Katholiken giebt, ist es selbstverständlich, daß nicht bei allen Schkipetaren die Ehen in gleicher Weise geschlossen werden und es ist daher nothwendig jede Religion getrennt zu behandeln.

1. Bei den Mohammedanern.

Die Mohammedaner betrachten es bekanntlich als religiöse Vorschrift sich zu beweiben, da Mohammed in einer Sure des Korans sagt: „Schließt mit jenen Weibern Ehe, die zu heirathen euch erlaubt ist.“ Demnach gehört ein alter Junggeselle bei den Mohammedanern zu den größten Seltenheiten; es sei denn, daß er zu arm ist, um eine Frau ernähren zu können. Der Scherijat (Religionsgesetz) erlaubt jedoch den Rechtgläubigen nur Frauen zu nehmen, welche folgende Bedingungen erfüllen: 1. Sie muß dem Islam angehören. 2. Sie muß entweder Jungfrau, oder Wittwe, oder rechtlich von ihrem ersten Gatten getrennt sein. 3. Sie muß die Geschlechtsreife erlangt haben. (In Albanien wird dafür ein Alter von 12 Jahren für genügend erachtet.) 4. Sie muß gut beleumdet und ihre sociale Stellung jener des Mannes gleich sein. Bezüglich des ersten Punktes nimmt man es jedoch in Albanien nicht so streng, denn es geschieht nicht selten, daß mohammedanische Schkipetaren Christinnen heirathen und diesen erlauben, ihrer Religion treu zu bleiben.

Im Koran findet sich unter anderm Unsinn auch folgende Stelle: „Der Ehebruch mit den Augen ist ein viel schwereres Verbrechen als jener de facto vollbrachte. Kein Mann darf das Gesicht eines Weibes sehen, das nicht seine Gattin, Mutter oder Schwester ist. Aber auch letztere darf er nicht ansehen, wenn ihn bei ihrem Anblick unlautere Gedanken beschleichen. Deshalb darf sich das Weib unter keinerlei Umständen vor einem Manne entschleiern und wenn ihr bei dem Anblick desselben unlautere Gedanken einfallen, hat sie die Augen niederzuschlagen.“

Nach diesem Gebote ist es selbstverständlich, daß der Bräutigam das Gesicht seiner Verlobten vor der Hochzeit nicht sehen kann und daher auch eine Heirath aus Liebe, wie bei uns, zu den Unmöglichkeiten gehört.

Es ist allerdings richtig, daß man es in manchen Gegenden des osmanischen Reiches mit dem Gebote des Korans nicht so genau nimmt. In Konstantinopel z. B. ist der Jaschmak so dünn und durchsichtig, daß er so viel wie gar nichts verbirgt und man jede Bekannte ohne Schwierigkeit erkennen könnte. Dagegen nehmen es viele Mohammedanerinnen wieder sehr genau, und es giebt sogar viele öffentliche Dirnen, die ihr Gesicht um keinen Preis entschleiern würden. Ob dabei nicht etwa der Umstand ins Gewicht fällt, daß die betreffenden Dirnen alt und häßlich sind, will ich nicht untersuchen. Soviel habe ich jedoch auf meinen Reisen im Orient entdeckt, daß gerade die alten Weiber ihre Mumienzüge sorgfältig versteckt halten, die jungen Mädchen jedoch gern „zufällig“ den Schleier lüften, und beide thun meiner Meinung nach recht daran. In manchen Gegenden, z. B. in Smyrna, werden die armen Frauen gezwungen, schwarze Drahtmaulkörbe zu tragen, die es absolut unmöglich machen, auf das Alter oder Aussehen der Trägerin einen Schluß zu ziehen; in Albanien hingegen begnügen sich die Vornehmen mit einem dünnen Stambuler Jaschmak; die armen Mohammedanerinnen verhüllen ihr Gesicht mit einem undurchsichtigen groben Leinentuche, in dem sich, weil enganschließend, bloß Nase, Lippen und Kinn abzeichnen. Die Mädchen nehmen (wie die deutschen Bauernmädchen bei Regen ihre Röcke) ein violett-weiß oder roth-weiß gestreiftes Tuch, das um die Hüften befestigt ist, über den Kopf und halten die beiden Ränder entweder mit den Händen zusammen, oder sie nehmen den Zipfel in den Mund, wenn sie die Hände benöthigen. Naht sich dann ein junger Franke, der ihnen gefällt und dem sie zu gefallen wünschen, so verstehen sie es mit meisterhafter Kunstfertigkeit den Zipfel kokett aus dem Mund gleiten zu lassen und sich mit dem Erhaschen des Flüchtlings so lange zu bemühen, bis der Franke vorbei.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Sache zurück. Da ein mohammedanisches Mädchen aus gutem Hause sich niemals öffentlich zeigt (bloß jene der ärmeren Familien kann man auf der Straße sehen und selbst deren Freiheit wird nach eingetretener Pubertät beschränkt), gehörte es zu den Unmöglichkeiten selbes zu verheirathen, wenn nicht die weiblichen Verwandten wären. Sobald der mohammedanische

Jüngling sein 18. Jahr erreicht hat, denkt gewöhnlich seine Mutter oder verheirathete Schwester (im Nothfall thut es auch eine alte erfahrene Tante) daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Wenn sie unter den ihr bekannten Familien kein Mädchen findet, das würdig wäre, ihre Schwiegertochter zu werden (was aber schwer glaublich), so hat sie das Recht, in das nächstbeste Haus zu treten, die Frau zu besuchen und zu fragen, ob heirathsfähige Mädchen vorhanden. Auf die bejahende Antwort läßt sich die Mutter dieselben vorstellen, und wenn ihr eine davon gefällt, beginnt sie die Hausfrau um ihre Verhältnisse auszufragen. Lauten die Antworten befriedigend, so theilt die Mutter ihrerseits der Hausfrau alles mit, was dazu dienen kann, die guten Eigenschaften ihres Sohnes in das richtige Licht zu setzen und ebenso die Ehre und die Vortheile, welche eine Heirath des Mädchens mit ihm böte. Wenn die Hausfrau davon überzeugt ist, folgt sie der Einladung der Mutter, besucht diese, sieht sich durch das vergitterte Haremsfenster den Sohn an, und wenn sie von dem Gehörten und Gesehenen befriedigt ist, giebt man sich gegenseitig das Eheversprechen. Weder Sohn noch Tochter werden dabei gefragt. Da sie sich gegenseitig nicht kennen, ist es ihnen ganz gleichgültig und verlassen sie sich in dieser Beziehung ganz auf den Geschmack und das Urtheil ihrer respectiven Mütter.

Selbstverständlich darf kein gesetzliches Ehehinderniß bestehen. Solche aber sind: 1. wenn der Bräutigam schon vier rechtmäßige Frauen hat; 2. wenn die Braut vor Zeugen erklärt, daß sie nicht freiwillig die Ehe eingehen wird. Doch hat zu einer solchen Erklärung (die überhaupt nur äußerst selten abgegeben wird) bloß eine majorenne Braut Berechtigung. Eine minorenne hat keinen Willen; 3. wenn eine der vier oben angeführten Bestimmungen des „Scherijat“ nicht vorhanden; 4. wenn es bekannt ist, daß Braut oder Bräutigam wahnsinnig, hinfällig (resp. impotent) oder mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist; 5. wenn die zu Verheirathenden Verwandte sind.

Bezüglich des letztern Punktes hat man jedoch in Albanien ganz eigene Ansichten. Die beiden Familien dürfen seit Menschengedenken nicht mit einander verwandt gewesen sein. Die Verwandten selbst der Amme sind von der Ehe in der betreffenden Familie ausgeschlossen. Auf dem Lande und in den Bergen heirathen die Mitglieder mancher Stämme oder Barjaks niemals unter sich, weil sie behaupten von gemeinsamen Vorfahren abzustammen. In den Städten dürfen die beiderseitigen Familien niemals mitsammen verschwägert gewesen sein, wobei auch die Verwandten der eingeheiratheten Weiber mit einbezogen sind. Wenn ein Mohammedaner mehrere Frauen nimmt, so dürfen dies niemals Schwestern sein, noch Nichten einer seiner Frauen oder auch Verwandte von Weibern, mit denen er illegitime Verhältnisse unterhalten hat. Also auch niemals Verwandte seiner Odalisken, Kadinen und als Konkubinen benutzten Sklavinnen.

Ist alles in der Ordnung, so wird der Vermählungstag bestimmt und die Ehe vor dem Kadi abgeschlossen. Er befragt das Brautpaar um seine Zustimmung und fleht dann den Segen des Himmels auf dasselbe herab. Es ist auch gestattet per procura zu heirathen: nur muß in diesem Falle der abwesende Theil durch zwei Zeugen vertreten sein (selbstverständlich mohammedanische), und wenn er minderjährig, durch seinen Vormund. Als solcher gelten der Vater, Bruder oder Onkel für den Mann, der Herr für den Sklaven, die Mutter für das Mädchen. Doch verdient bemerkt zu werden, daß bloß bei dieser Gelegenheit die Mutter als Vormund gilt; sonst kann sie niemals diese Stelle bekleiden.

Nachdem der Kadi sein Gebet herabgeleiert, wird der Ehekontrakt unterzeichnet. In demselben ist die Summe festgesetzt, welche der Bräutigam für seine Frau zahlt, sowie die Mitgift, welche letztere mitbekommt; diese besteht jedoch lediglich in einer Ausstattung, d. i. Kleidern, Wäsche, Schmuck, selten Geräthschaften.

Nachdem der Kontrakt unterfertigt, drücken sowohl der Kadi wie auch die Beistände und Vormünder ihre Siegel bei und die Ehe ist gesetzlich vollzogen. Der Bräutigam hat das Recht, seine Frau von diesem Augenblicke an zu sich zu nehmen, sobald es ihm beliebt. Sollte ihn die Ehe jetzt gereuen, so steht es ihm frei, sich von ihr sogleich wieder scheiden zu lassen, bevor sie sein Haus betreten; in diesem Falle hat er ihr bloß die Hälfte der stipulirten Summe zu zahlen. Jedoch kommt derlei selten vor, da ein solcher Fall unzweifelhaft die Blutrache Seitens der Verwandten der Verschmähten nach sich ziehen würde.

Der Hochzeitszug, welcher die Braut in die Wohnung ihres jungen Gatten geleitet, ist gewöhnlich (besonders bei Reichen) imposant. Die Gäste, deren oft bis zu mehreren Hundert eingeladen werden, sind sämmtlich in ihren prächtigsten Kostümen erschienen. Da wird das Auge von dem Glanze der blitzenden Waffen, der mit funkelndem Golde besetzten bunten Gewänder förmlich geblendet. Sämmtlich sind die Geladenen auf ihren besten prachtvoll aufgezäumten Pferden erschienen und tummeln sich jetzt vor dem Hause. Ein weißer Zelter mit kostbarem Geschirr ist dazu bestimmt, die Braut zu tragen. Diese wird dicht verschleiert in den Sattel gehoben, die Musikanten beginnen einen ohrenzerreißenden Lärm, die Reiter stoßen übermüthige Rufe aus und bemühen sich, ihre Reiterkunststücke zu zeigen, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung. Auf jedem freien Platze wird Halt gemacht und der Braut zu Ehren das Dscherib-Spiel aufgeführt. Während des Marsches bilden die Freunde des Bräutigams den Vortrab, jene der Braut den Nachtrab.

In der Mitte befindet sich die junge Frau, im Sattel durch zwei ihrer Verwandten festgehalten. Ein Diener führt den Zelter. Hinter diesem marschiren die dudelnden Musikanten und die „Sänger“, mit gräulichen Stimmen um die Wette brüllend. Entsetzt fliehen alle Passanten und drücken sich scheu an die Häuser, um nicht niedergeritten zu werden.

Vor der Wohnung des Bräutigams angekommen, wird die Braut sorgfältig vom Pferde gehoben und von den Weibern in das Brautgemach geführt. Von den Gesängen, welche während des ganzen Zuges gesungen werden, hat v. Hahn eine Uebersetzung gegeben, welche ich mir hier zu citiren erlaube. Wenn die Braut abgeholt wird, singen die Verwandten: „Möge Dein Weg glücklich sein, Aeltester der Geladenen! Wende Dich rechts; wenn Du eine schöne Gattin bringst, mögen Dir Süßigkeiten und das Backwerk, welches man Dir darbieten wird, Deinem Herzen süß sein. Bringst Du jedoch eine häßliche und ungestaltete Frau, so seien Dir die Süßigkeiten bitter.“

Unterwegs, wenn schon die Braut geführt wird, singt man: „Die Gattin ist unterwegs; sie ist eine sich öffnende Nelke. Die Gattin steht vor dem Thore; sie ist eine duftende Nelke. Die Gattin ist im Hofe; sie ist eine aufgeblühte Rose. Die Gattin ist auf der Stiege; ihre Stirn ist weiß wie Jasmin. Die Gattin ist schon im Saale; ihr Hals ist geneigt wie eine Lilie. Vergieße keine Thränen, o Gattin! — O ich habe schon genug geweint, mein Gatte, denn ich mußte meinen Vater verlassen und werde niemals zu ihm zurückkehren!“

Wenn sodann die Begleiter der Braut sich zurückziehen,

wird gesungen: „Haltet, meine Brüder, haltet! Die Gattin hat euch einen Auftrag zu geben. Wartet noch ein wenig! Grüßet mir meinen Vater und meine Brüder! Haltet, haltet! Grüßet mir meine Mutter und meine Schwestern! Sagt ihnen, daß mein Herz sie niemals vergessen wird. Haltet, haltet! Sagt ihnen, daß der Abendwind ihnen stets die Gebete überbringen wird, welche ich für sie zum Himmel senden werde. Haltet, haltet!"

Sobald die Gattin bei dem Gatten angekommen ist, wird gesungen: „Du bist verloren; was suchst Du, Gattin? — Die Thür des Gatten! — Was giebst Du mir, Gattin, wenn ich sie Dir zeige? — Nett gefaltete und schöngestickte Hemden, mein Gatte! — Für diese danke ich Dir nicht, o Gattin! denn ohne Dich darum zu fragen, werde ich sie Dir nehmen!"

Einmal verheirathet wird die Frau die Sklavin ihres Mannes. Denn der Koran sagt: „Die Frauen müssen ihren Pflichten nachkommen, aber auch die Männer nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit sich ihnen gegenüber betragen. Doch kommt stets dem Gemahl die Herrschaft über die Frau zu." Der Koran geht in Bezug auf das eheliche Leben in die genauesten Details ein. Alles ist geregelt, so daß der Mann niemals im Zweifel über seine Rechte und Pflichten sein kann. Der Koran verpflichtet ihn zur Ernährung seiner Frau; er muß sie kleiden und beherbergen und mindestens zweimal monatlich seiner Gattenpflicht nachkommen, widrigenfalls ihn die Frau beim Kadi verklagen und dazu verhalten lassen kann. Seine Weigerung wäre Scheidungsgrund.

Hat der Mann mehrere Frauen, so ist jede derselben berechtigt, ein eigenes Gemach zu beanspruchen. Wenn er der einen Gattin ein Geschenk macht, müssen auch die anderen auf Verlangen dasselbe erhalten und der Gemahl darf niemals der einen Frau etwas abschlagen, was er der andern gewährt hat. Diese lästigen Bestimmungen mögen nicht wenig dazu beitragen, daß die Vielweiberei im Orient nur bei den sehr Reichen vorkommt und die Anderen sich weniger rechtmäßige Frauen nehmen, dagegen mehr auf Sklavinnen halten und sich noch lieber — leider sehr allgemein! — mit Knaben abgeben.

Ich habe oben eines Scheidungsgrundes erwähnt. Solcher giebt es indeß mehrere. Ehebruch zählt selbstverständlich auch dazu, obwohl der Albanese in diesem Falle die Scheidung schneller und kürzer durch einen Pistolenschuß oder Messerstich besorgt. Schlechte Behandlung und beständiger häuslicher Hader begründen ebenfalls das Gesuch um Ehescheidung. Wenn der Gatte verreist oder verschollen ist und nicht innerhalb einer vom Kadi bestimmten Frist zurückkehrt, hat die Frau das Recht Scheidung zu verlangen. Ebenso kann eine Scheidung stattfinden, wenn der Mann nachträglich findet, daß seine Frau hinkt (so zwar, daß sie weder gehen noch stehen kann), blind oder mit Geschwüren behaftet ist. Auch wenn sie verrückt, unfruchtbar, ja selbst wenn sie übermäßig dick ist, kann der Mann Scheidung verlangen. Nur muß es gleich nach dem Entdecken dieser Eigenschaften geschehen. Die Frau darf ihrerseits Scheidung beanspruchen, wenn der Gatte impotent, verrückt oder allzu dick ist. Sollte sie jedoch dies nicht gleich thun, verliert sie ihren Anspruch auf die vom Manne zu zahlende Mitgift. Diese muß jedoch der Mann ganz zahlen, sobald die Scheidung auf seinen Wunsch erfolgt. Nach dem Koran hat auch der Mann das Recht, seine Frau zu verstoßen. Nach der Scheidung darf sich der Mann sofort wieder verheirathen; die Frau jedoch erst vier Monate und zehn Tage später. Ebenso lange muß auch die Wittwe mit der zweiten Ehe warten. Die Ehescheidungen sind in Albanien gar nichts Seltenes, doch finden sie meist bei kinderlosen Paaren statt.

Wenn ein Kind geboren wird, so begnügt sich die Behörde mit der einfachen Anzeige der Eltern, da keine Dokumente über dieses Ereigniß ausgestellt oder sonstige Akte aufgenommen werden. Das Kind ist legitim, sobald es der Vater als solches betrachtet. Doch haben seine Erben das Recht, die Legitimität zu bestreiten, sofern sie beweisen können, daß die Mutter vor weniger als sechs Monaten vor Geburt des Kindes in das Haus des Gemahls gekommen. Illegitim ist auch jedes vor der Hochzeit geborene Kind, selbst wenn es der Vater anerkennen wollte. Ebenso hat ein zehn Monate nach dem Tode des Gatten geborenes Kind keinen Anspruch auf Legitimität. Die Kinder von Sklavinnen werden frei und erbberechtigt, wenn der Vater (der indeß selbst frei sein muß) sie dazu erklärt. Originell und erheiternd ist die Bestimmung des Gesetzes: „Wenn ein Mann sich in der Eile vergreift und irrthümlich die Frau oder Sklavin eines Andern für die seinige haltend sie schwängert, so wird das Kind frei und erbberechtigt." Darnach scheint es, als ob solche sonderbaren „Versehen" und „Irrthümer" nicht so selten wären.

Außer der Beschneidung sind die Kinder auch dem Rasiren des Kopfes unterworfen, das am siebenten Tage nach der Geburt stattfindet.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

II.

Wenn Jokohama dem Fremden, der den Boden Japans hier zum ersten Mal betritt, fast unausbleiblich wie ein Bild der traurigsten Monotonie und grauen Nüchternheit erscheinen wird, so bietet ihm Tokio dagegen eine schwer zu bewältigende und immer von Neuem überraschende Fülle des verschiedenartigsten Beobachtungsstoffes dar. In den heterogenen Theilen, aus denen die gewaltige Hauptstadt besteht, spiegeln sich die Hauptphasen der wechselvollen neuern Geschichte des japanischen Reiches wieder. Seitdem im 12. Jahrhundert die Entwickelung eines mächtigen Vasallenthums der Kriegsfürsten begonnen hatte, war das Land mit nur kurzen Unterbrechungen der Schauplatz fortgesetzter Kämpfe zwischen den einzelnen Daïmios oder Vasallen. Die Gewalt des in seiner Hauptstadt Kioto residirenden Mikado, des „direkten Nachkommen der Sonnengöttin", war in stetem Abnehmen begriffen, der Herrscher selber in seiner geheiligten Zurückgezogenheit gar oft ein Spielball seiner kämpfenden Lehnsfürsten. Da gelang es gegen das Ende des 16. Jahrhunderts dem tapfern Ijejasu, einem der mächtigsten unter den Daïmios, alle streitenden Parteien zu besiegen und die eigentliche Herrschaft über das Reich an sich zu reißen. Er nahm den alten Titel der Lehnsfürsten, Sei-i-Schogun (Feldherr gegen die Barbaren), wieder an und kennzeichnete dadurch seine Absicht, die auf der alten religiösen Fiktion begründete Oberhoheit des Schattenmikado aufrecht zu erhalten. Unter ihm und seinen Nachfolgern,

dem stolzen Geschlechte der Tokugawa, folgte nun eine lange Zeit ersehnten Friedens und mächtigen Aufschwunges für das Land. Diese unumschränkte Machtstellung der Schoguns und die daneben fortdauernde Scheinregierung des Mikado hat die Veranlassung zu der so lange bei uns verbreitet gewesenen irrigen Vorstellung von dem dualistischen Regierungssystem Japans gegeben, von dem gleichberechtigten Nebeneinanderbestehen eines „geistlichen und eines weltlichen Kaiserthums". Wie man sieht, hat ein derartiges System nie bestanden: dem Namen nach haben vor dem Beginn der sogenannten historischen Dynastie, d. h. von dem 6. Jahrhundert v. Chr. an bis herab auf den jetzigen Herrscher des Landes, den 123. Nachkommen der Sonnengöttin, die Mikados unverändert die höchste Regierungsgewalt in Händen gehabt und der Schogun (oder Taikun) ist nie etwas anderes gewesen als ein Vasall. Zur Hauptstadt des Schogunats wurde Jedo gewählt; und in dieser Wahl wie in allen anderen Maßnahmen seiner kräftigen Regierung bewies Ijejasu sich als einsichtsvoller fähiger Herrscher. Die kolossalen Bauten, die er begann und seine Nachfolger beendeten; die gewaltige Burg mit den starken, 80 bis 100 Fuß hohen Umfassungsmauern, den tiefen Gräben und steilen Wällen; die zahlreichen in größerer und geringerer Entfernung die Burg umgebenden Festungen und feudalen Schlösser der Daïmios; die langen finsteren barackenartigen Gebäude, in denen die Samurai, die Kriegerscharen der einzelnen Fürsten, untergebracht wurden: alle diese Bestandtheile der alten „Regierungsstadt" Jedo erzählen heute noch von der vergangenen Größe des alten abgeschlossenen Japan und von der Tokugawa-Dynastie, vergangene Größe erst seit 12 Jahren; denn noch nicht länger ist es her, seitdem der Schogun sich in das Privatleben zurückzog, und der damals erst siebenzehnjährige Mikado, von einer großen Partei Unzufriedener aus den höchsten Schichten des Volkes veranlaßt, aus seiner geheiligten Verborgenheit hervortrat, die Zügel der Regierung ergriff und die meist willig dargebotenen Lehnsgüter der Daïmio für die Krone einzog. Er konnte die veränderte Stellung, die er in Zukunft dem Lande gegenüber einzunehmen gedachte, nicht besser kennzeichnen, als er es durch die Verlegung seiner Residenz aus dem Palasttempel von Kioto nach der östlichen Hauptstadt Jedo that, die sich unter dem Schutze der Schoguns und begünstigt durch das rege Treiben der verschwenderischen Lehnsfürstenhöfe zu der volkreichsten und wichtigsten Stadt des Landes entwickelt hatte. Nicht weniger als 125 Dörfer der ehemaligen Umgegend waren schon in den Bereich der stets wachsenden Stadt hineingezogen worden, und wenn auch jetzt die bisher in Jedo stationirt gewesenen Samuraï der einzelnen Fürsten entlassen wurden und zum großen Theil sich in die Provinzen zerstreuten, so behielt die neubenannte Hauptstadt Tokio doch immer noch über eine Million Einwohner. Von den sieben Städten des Reiches (Jokohama, Tokio, Kobe, Osaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate), in denen heute Ausländer unter gewissen Beschränkungen sich niederlassen und Handel treiben dürfen, hat Tokio am meisten den Charakter einer Zukunftsstadt angenommen. Die Zahl der Häuser von europäischer Bauart wächst von Jahr zu Jahr, ohne daß die Stadt dadurch zu ihrem Vortheile verändert würde; denn das feine Gefühl und richtige Verständniß, welches die Japanesen in ihrer eigenen Kunst fast immer das Rechte und Zweckentsprechende treffen läßt, wird ihnen leider untreu, wo es sich um Nachahmung fremder Vorbilder und Aufnahme fremder Erzeugnisse handelt. Bis auf den monumentalen Prachtbau der technischen Hochschule und noch einige andere unter den öffentlichen Gebäuden weisen die „Bauten der Neuzeit" in Tokio, das Residenzschloß des Mikado nicht ausgenommen, den nüchternsten „Kasernenstyl" oder auch den in Amerika beliebten „Styl der billigen Villa" auf. Und bei dem konservativen, stereotypirenden Charakter alles japanischen Kunstbetriebes liegt die Gefahr nahe, daß diese falsche Geschmacksrichtung, die durch die mehr als fragwürdigen Leistungen europäischer und amerikanischer Architekten hier ins Leben gerufen worden ist, von jetzt an die einheimische Baukunst beherrschen wird. Zum Glück aber giebt es auch in Tokio noch ganze Stadttheile, die durch den fremden Einfluß äußerlich kaum verändert erscheinen; und wenn auch die langen Reihen der niedrigen ungestrichenen Holzhäuser nichts weniger als imposant oder schön aussehen, so harmoniren sie doch besser mit dem eigenartigen Volksleben, das sich in den Straßen der Stadt bewegt. Die Geschäftsstadt des alten Jedo ist heute noch der am dichtesten bevölkerte Stadttheil; über einen der zahlreichen Kanäle, welche den Straßenverkehr entlasten, führt hier die berühmte Nippon-Baschi-Brücke, das geographische Centrum des Reiches, von dem aus alle Entfernungen bemessen werden. Große Magazine und feuerfeste Speicher mit hohen grauen Ziegeldächern geben diesem Theil der Stadt ein verhältnißmäßig großartiges Ansehen; von den zahllosen Läden Tokios befinden sich die hervorragendsten in diesem Quartier. Auf den Kanälen drängen sich die hochbeladenen Boote; schwerbepackte Lastpferde, mit den üblichen Strohschuhen an den Füßen, Wagen und Karren, von Menschen gezogen, Lastträger und Arbeiter, die mit dem Auf- und Abladen, dem Ein- und Auspacken der verschiedensten Waaren beschäftigt sind, erfüllen die Straßen vom Morgen bis zum Abend mit einem lauten Leben, das an die geräuschvollsten Straßen von New York und Liverpool erinnert. Die verschiedenen anderen Stadttheile — Tokio besteht aus 1400 Straßen — sind meist durch ausgedehnte Gärten, Parks, Begräbnißplätze und Tempelhaine, ja in einigen Fällen auch durch Felder von einander getrennt und lassen dadurch deutlich erkennen, wie hier einst viele Ortschaften zu einem großen Ganzen zusammengeflossen sind. So breitet sich denn auch die Stadt über ein unverhältnißmäßig großes Terrain aus, das man im Ganzen nur aus der Vogelperspektive überblicken könnte. Was man von einer der benachbarten Höhen zu sehen vermag, sind immer nur einzelne Theile: verstreute dichtgebaute Massen grauer Häuser, zahlreiche waldartige Baumpartien, Gruppen von kleinen Tempeln mit geschweiften Dächern, dann wieder zwischen Gärten sich hinziehend eine Reihe ehemaliger Landhäuser, die jetzt inmitten der Stadt liegen; die Anhöhe, auf der das von hohen Tannen und Kryptomerien überragte gewaltige Mauerwerk der Burg steht; ausgedehnte Gartenanlagen mit Theehäusern darinnen; die großen Tempel von Schiba, Asakusa und Ujeno; einzelne Blicke von Kanälen und breiten Gräben mit steilen Böschungen, europäische Gebäude, die durch ihre Farbe und ihre vielfenstrigen Fronten das Auge auf sich ziehen. Das Einzige, was dem Beschauer in diesem Bilde imponiren kann, das sind eben die ungeheuren Entfernungen zwischen den einzelnen Punkten und das dichte Menschengewimmel in einigen Stadttheilen, dessengleichen auch keine andere Stadt Japans aufzuweisen hat.

Die meisten der heute noch im Dienste der japanischen Regierung stehenden Ausländer leben in Tokio, wo sie in ihrer Eigenschaft als Beamte auch außerhalb der engen Grenzen des traurigen Fremdenstadttheils Tsukij wohnen dürfen. In Tsukij befindet sich außer einer Anzahl von Handelshäusern und einer großen Niederlassung von christlichen Missionären, die hier, wie im ganzen Japan, mit

wenig Erfolg arbeiten, auch das Gesandtschaftsgebäude der Vereinigten Staaten. Die Politik der Reserve, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit so vielem Glück in ihren Beziehungen zu Japan befolgt hat, findet auch in dieser freiwilligen Zurückhaltung einen leicht verständlichen Ausdruck. Die deutschen, russischen, italienischen und englischen Gesandtschaften haben sich innerhalb des einst geheiligten Raumes der „Regierungsstadt" des alten Jedo niedergelassen, wo auch die Mehrzahl der alten feudalen Schlösser heute zu Regierungszwecken verwendet wird.

In dem Hause des englischen Gesandten fand Miß Bird die freundlichste Aufnahme und jede nur mögliche Unterstützung in ihren Reisevorbereitungen. Es handelte sich für sie zunächst darum, einen brauchbaren, zuverlässigen und des Englischen einigermaßen kundigen Diener für die Reise ausfindig zu machen; aber wenn sich auch eine Menge von Bewerbern in allen Stadien der Europäisirung zu diesem Posten meldeten, so reichte ihr Englisch selten bis über die Beantwortung der Frage nach ihren Lohnansprüchen hinaus, die sie regelmäßig mit einem geläufigen „Twelve dollars a month" beantworteten; ihre Reiseerfahrungen aber beschränkten sich auf die großen Straßen nach den vielbesuchten Heiligthümern und Städten. Während so die Abreise sich von einem Tage zum andern verzögerte, benutzte Miß Bird den unfreiwilligen Aufenthalt zu gründlicherer Besichtigung der Wunder von Tokio.

Unter den 3000 Bauwerken, die in der Hauptstadt allein dem Schinto- und dem Buddha-Kultus geweiht sind, nimmt der Tempel von Asakusa die erste Stelle ein. Derselbe ist der Verehrung der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit, der „tausendarmigen Kwannon", gewidmet. Im Großen und Ganzen sind die buddhistischen Tempel Japans in Form und Ausführung alle einander gleich; sie haben sämmtlich den einfach oder doppelt überdachten Thorweg, in dessen Seitennischen grellbemalte Figuren stehen; den gepflasterten Tempelhof mit einer größern oder kleinern Anzahl von Steinlaternen; amainu oder himmlische Hunde, die, aus Stein gehauen, auf steinernen Postamenten stehen; offene oder von einem Dache überwölbte Steinsarkophage für das geweihte Wasser; dann mehrere Stufen, die zum eigentlichen Tempel hinaufführen, einen Portikus, der sich als Veranda rings um den Tempel fortsetzt; die hölzernen Wände des Tempels, die auf steinernem Fundament ruhen, sind nach außen gewöhnlich mit starken, lackirten oder auch ungestrichenen Brettern bekleidet, nach innen aber mit dünner schön geglätteter und in Mustern zusammengefügter Täfelung von dem Holze der Retinospora obtusa belegt. Das unverhältnißmäßig schwere Dach, das in der bekannten Form ausgeschweift ist, hat entweder eine Deckung von seltsam geformten und künstlich aufgelegten Ziegeln, oder von mit Gold verzierten Kupferplatten; bei einigen Tempeln ist es auch mit saubergearbeiteten Schindeln gedeckt. Die quadratische oder längliche Halle im Innern ist durch ein Gitter von einem erhöhten Platze mit zwei Altären und einem Schreine getrennt, in dem sich ein Bildniß Buddhas oder der Gottheit, der der Tempel geweiht ist, befindet. Einige stereotype Zierrathen und ein Weihrauchbrenner sind ebenfalls in allen Tempeln vorhanden; die weitere Ausschmückung sowie die Art der Symbole und Idole hängt von der Sekte ab, welcher der Tempel angehört, sowie auch von dem größern oder geringern Reichthum ihrer Anhänger und der Phantasie ihrer Priester. Die breite Straße, die von Ost-Tokio nach dem ehemaligen Dorfe Asakusa führt, ist stets von Fußgängern und Fuhrwerken, die zum Tempel gehen oder von dort kommen, überfüllt. Hier ist auch der Endpunkt einer der wenigen Omnibuslinien der Stadt, einer Neuerung, die sowohl in Bezug auf die elenden kleinen Pferde als auch auf die schlechten Wagen fast alles zu wünschen übrig läßt. Am Ende dieser Fahrstraße schon zeigt sich die Nähe eines „Gotteshauses" in der hier üblichen Weise an: Restaurants, Theehäuser, kleine Theater, wo die Geischas, d. h. Tänzerinnen und Sängerinnen, für die Unterhaltung sorgen, laden die Pilger zu ihren mehr oder weniger unschuldigen Freuden ein. Ein gepflasterter Fußweg führt von hier nach dem Haupteingange, einem zweistöckigen, dunkelroth gemalten Thore mit doppeltem Dache. Auch auf beiden Seiten dieses Weges ziehen sich Reihen von Buden hin, in denen vorzugsweise Spielzeug, Tabak und Rauchutensilien und die künstlich geschnitzten oder reichverzierten Haarnadeln der Frauen verkauft werden. Näher am Tempel nimmt der Inhalt der Buden einen andern Charakter an. Rosenkränze, kleine, im Aermel oder Gürtel zu tragende Götzenbilder, Amuletbeutel, vor allen Dingen aber Abbildungen des fröhlich aussehenden Daikoku, des Gottes des Reichthums, der der populärste von allen japanischen Hausgöttern ist, und zahlreiche ähnliche Dinge werden feilgeboten. Täglich ist in Asakusa Festtag, und täglich strömen viele Hunderte von Männern, Weibern und Kindern hier zusammen, um die Hülfe der Göttin zu erflehen oder an einem der zahlreichen anderen hier vorhandenen Schreine zu beten. An den großen Festtagen des matsuri jedoch, wenn der heilige Wagen der Göttin nebst verschiedenen heiligen Symbolen ausgestellt und nach religiösen Aufführungen und Tänzen in feierlicher Procession zum Meere gebracht wird, zählen die Gläubigen, die sich hier versammeln, nach Zehntausenden. Die beiden verzerrten gigantischen Figuren, das männliche und das weibliche Princip der chinesischen Tempel, stehen auch hier als Thorhüter am Eingange, der eine roth, mit weit geöffnetem, der andere grün, mit festgeschlossenem Munde. An dem Gitter, das sie umschließt, hängen eine Anzahl von Strohsandalen, Votivgaben von Leuten, welche die Stärke der in den Muskelpartien besonders ausgearbeiteten kolossalen Gestalten erlangen möchten. Von dem Dache des Haupteinganges, das auf einer Anzahl runder Säulen ruht, hängen mehrere, zehn Fuß lange Papierlaternen herab; die große Tempelhalle besteht aus einem nicht mit Matten belegten äußern und einem durch ein Gitter abgetheilten innern Raume, in den man nur gegen eine kleine Bezahlung Einlaß erhält, wenn man in größerer Abgeschlossenheit beten oder auch die Priester für sich Gebete sprechen lassen will.

Der Lärm, die Unordnung und das fortwährende Kommen und Gehen in dem äußern Raume wirken auf Jeden, der zum ersten Male hierher kommt, fast betäubend. Das unaufhörliche Klappern der Holzschuhe, welche die Japanesen außerhalb des Hauses unter den Füßen zu tragen pflegen, das Hin- und Herschwirren von zahllosen Tauben, die unter dem Thordache nisten, das Läuten der Gebetglöckchen vermischt sich mit dem Schall von dumpfen Trommeln, dem eintönig kreischenden Gebet der Priester, dem leisen Murmeln der anderen Beter und dem gelegentlichen lauten Lachen und Sprechen der Andächtigen. Verkäufer von Amuleten und Rosenkränzen hocken überall auf dem Boden; ein unterhaltendes Studium aber gewähren die Votivgaben, die hier rings an dem Gitter aufgehängt sind. Neben zahlreichen staubigen Haarzöpfen von Männern und Frauen, die als Gelübde für Kranke dargebracht zu werden pflegen, sieht man hier Dankopfer der verschiedensten Art für Gebetserhörung sowie auch große, zum Theil rohe, grellbunte Bilder, auf denen irgend eine durch die Göttin bewirkte wunderbare Errettung aus großer Lebensgefahr dargestellt ist. Eines dieser Bilder, das besonders in die Augen fällt, zeigt eine Dampferexplosion auf dem Sumidagawa, bei der 100 Men-

schen ums Leben gekommen sind und der dankbare Stifter des Bildes allein gerettet wurde. Der heiligste Raum des Tempels, der Hochaltar, der Schrein mit dem Bilde der Göttin, u. s. w., ist durch ein grobes Netz aus Eisendraht abgeschlossen; in diesem Allerheiligsten stehen die großen Leuchter, kolossale Lotosblumen aus vergoldetem Silber, heilige Bücher, seltsame Geräthe aus lackirtem Holz, Glocken, Gongs und Trommeln und der ganze übrige Symbolapparat der buddhistischen Religion, die für die Gebildeten und Wissenden ein System der höchsten Moral und Metaphysik, für die Massen aber ein Wust abergläubischen Bilderdienstes ist. In dem trüben, durch Weihrauchdunst noch verdüsterten Raume innerhalb des Netzes sieht man die Priester mit den kahlgeschorenen Häuptern, mit reichen Gewändern bekleidet, geräuschlos über die weichen Matten um den Altar schreiten, auf dem der Schrein der Göttin steht; sie zünden die heiligen Kerzen auf den großen Leuchtern an, indem sie Gebete murmeln und die kleinen ringsum hängenden Glocken berühren. Ein großer Kasten, der vor dem Gitter steht, ist zur Aufnahme der Opfer der Gläubigen bestimmt, und fast unaufhörlich ertönt das leise Klingen der hineinfallenden Kupfermünzen. Verschiedenartig wie die bunte Menge, die hier zusammenströmt, ist auch ihre Weise zu beten; bei den einen besteht das Gebet in einem nachdrücklichen Wiederholen unverstandener Worte in einer fremden Sprache; bei den anderen im Erheben und Aneinanderreiben der Hände, im Auf- und Niederbewegen des Kopfes, Abzählen des Rosenkranzes u. s. w. Nur wenige, die wirklich von Leid bedrückt sind, zeigen etwas wie Andacht oder werfen sich in inbrünstigem Gebete zu Boden. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren mehrere von den großen Götterbildern, die über und über mit kleinen, fest anklebenden Papierkugeln bedeckt sind, von denen auch Hunderte in dem umgebenden Drahtgitter stecken. Wer eine Bitte an die Gottheit zu richten hat, schreibt dieselbe auf ein Stück Papier, oder, was noch wirksamer ist, er läßt sie von einem Priester aufschreiben, zerkaut dann den Zettel und spuckt ihn gegen das Götterbild. Hat er gut gezielt, geht die Kugel durch das Gitter und klebt an dem Bilde fest, so gilt dies für ein gutes Omen; bleibt sie im Gitter stecken, so findet das Gebet keine Erhörung.

Rings um den Tempel der tausendarmigen Kwannon liegen noch zahlreiche kleine Heiligthümer und Schreine zerstreut; einige derselben gehören dem Schintokultus an, der ursprünglichen Religion Japans, einem fast jedes ethischen Gehaltes baaren Bilder- und Ahnendienste, der lange Zeit durch die höhere buddhistische Lehre ganz in den Schatten gestellt und durch das vereinte Bemühen der Schoguns und der Buddhapriester schließlich mit derselben vermischt worden war. Bei dem Beginne des neuen régime wurde der Schintoismus mit seinem Glauben an die göttliche Abstammung und Gottgleichheit des Herrschers wieder zur Staatsreligion erhoben; doch vertrug sich das alte verrottete Glaubenssystem so wenig mit den Fortschritten der Regierung auf der eingeschlagenen Bahn, daß schon wenige Jahre später (im Jahre 1877) die mit so vieler Feierlichkeit inaugurirte Staatsreligion stillschweigend wieder in den Hintergrund verwiesen und eine Behörde für die Verwaltung aller Kultusangelegenheiten eingesetzt wurde.

Der weite Tempelgarten von Asakusa, mit seinen Wundern von zu Figuren verschnittenen Bäumen, den als Gemälden gezogenen Blumenbeeten und Miniaturlandschaften, ein Prototyp der japanesischen Gärtnerkunst, ist vom Morgen bis zum Abend von einer auf- und niederwogenden Menschenmenge bevölkert. Der lebhafte Natursinn der Japanesen, deren Hauptvolksfeste in dem Bewundern der frühjährlichen „Kirschenblüthe", des „Iris- und Päonienflors", der „Lotos- und Chrysanthemumblüthe" bestehen, zeigt sich auch hier wieder vereint mit der harmlosen Freude an den bunten Sehenswürdigkeiten und kindlichen Belustigungen, welche die in dem Garten aufgestellten Buden wie auf unseren Jahrmärkten darbieten. Aber welch ein Unterschied zwischen der Volksmenge auf unseren Märkten und diesen still und gesittet umherwandelnden Gruppen des japanischen Volkes. Man sieht sich unwillkürlich nach einigen der 6000 in Tokio stationirten Polizeibeamten um, die diese ihrem Vergnügen nachgehende Menge so im Zaume halten. Aber es ist von keiner Beaufsichtigung die Rede, und wie man das Volk hier erblickt, so findet man es im ganzen Japan wieder: in der Oeffentlichkeit stets gesittet und höflich; auch in der größten Volksmenge während des Tages nur selten ein Betrunkener zu sehen oder ein lautes Wort des Streites zu vernehmen. Ein genaueres Bekanntwerden mit den japanischen Zuständen belehrt den erstaunten Fremden aber nur zu bald, daß man nach diesem ernsthaft-anständigen Verhalten durchaus nicht auf besondere sittliche Reinheit, Mäßigkeit oder ähnliche Tugenden schließen darf. — Nach strenger Landessitte dürfen Männer und Frauen hier auf den Straßen und an öffentlichen Orten nie neben einander gehen; unter den Gruppen der Weiber, deren kleine schwächliche Gestalt oft unter der Last eines auf dem Rücken in den Falten ihres Obergewandes hockenden Kindes gebückt ist, sieht man nur selten eine anmuthige Erscheinung. Die abscheuliche Mode des Schwarzfärbens der Zähne, des Ausreißens der Augenbrauen, der dicke weiße Puder auf dem Gesichte, die scharlachroth bemalten Lippen und nicht zum wenigsten die ungünstige hinderliche Tracht stimmen mit unseren Begriffen von Schönheit nicht überein. Das Untergewand oder kimono, das von Männern und Frauen getragen wird, muß bei den letzteren so eng nach vorn zusammengezogen werden, daß es die freie Bewegung hindert und nur ein mühsames, leichtgebücktes Gehen erlaubt. Die ungeschickte Fußbekleidung der hohen Holzsandalen und die den ganzen Rücken bedeckende, abstehende Schleife des breiten Gürtels verbessern den Anblick nicht. In den niederen Volksklassen unterscheidet sich die Tracht der Männer nur wenig von der der Weiber; oft genug erkennt man die beiden Geschlechter nur durch die verschiedene Anordnung des Haars. Merkwürdig alt und ernsthaft sehen die Kinder aus, in ihrer derjenigen der Erwachsenen vollständig gleichen Tracht; die Knaben mit glattrasirten Köpfen, auf denen nur drei kleine Haarbüschel stehen bleiben, die Mädchen mit den kunstvollen „Chignons" und Haarpolstern ihrer Mütter.

Am 10. Juni endlich konnte Miß Bird Tokio verlassen und ihre Reise nach dem Norden antreten. Es war ihr zu guterletzt gelungen, sich in der Person eines achtzehnjährigen Burschen von ungewöhnlich kleiner Statur und einem mit Vorliebe zur Schau getragenen Ausdruck größter Dummheit auf dem häßlichen Gesichte einen Diener zu engagiren, der in der Folge alle Befürchtungen über seine Unbrauchbarkeit glänzend zu Schanden machen sollte. Der Reisepaß, der ihr von der Regierung ausgestellt worden war, und der dem Ausländer eine Tour ins Innere nur „aus Gesundheitsrücksichten oder zum Zwecke botanischer oder anderer wissenschaftlicher Forschungen" gestattet, war in diesem Falle besonders liberal gehalten; er schrieb der Reisenden nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die einzuhaltende Route vor, sondern gab ihr volle Freiheit, das ganze Land nördlich von Tokio zu durchstreifen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
GLOBUS
Band XXXIX. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

II.

Fort Kock nahmen Veth und seine Genossen zum Ausgangspunkte für verschiedene Ausflüge, darunter einen nach Manindjoe. Der Weg dahin führt zunächst in das breite tiefe Thal des Batang Masang, dessen senkrechte Thalwände überall von der Jahrhunderte langen Wirkung des Wassers auf den vulkanischen Boden zu erzählen wissen. Der immerhin ziemlich geräumige Engpaß, „Büffelloch“ (Karbuwengat) genannt, bietet dem Wanderer nicht immer genügenden Raum. Damals, als Veth ihn besuchte, war nichts leichter, als den Fluß zu durchwaten; aber zur Regenzeit füllt der geschwellte Strom die ganze Senkung und unterbricht dadurch den gesammten Verkehr zwischen Fort Kock und den nördlich davon gelegenen Gebieten. Weiterhin kommt man in eine enge, starkgeneigte Schlucht, Namens „Pantar-Loch“, und dann auf das Plateau von Matoea. Dort hatten die Eingeborenen während der Padrikriege drei Verschanzungen errichtet, von denen die Holländer verschiedentliche Male zurückgetrieben wurden, bis endlich im Jahre 1834 der Oberstlieutenant Bauer die Stellung überrumpelte. Bei dem Kampong Matoea theilt sich der Weg: rechts geht es nach Bondjol, einem Dorfe, welches bei der Eroberung der Südwestküste von Sumatra eine große Rolle gespielt hat, und weiter nach der Sektion Rau des Padangschen Oberlandes; links nach dem See Manindjoe. Von welch' unsäglicher Pracht ist hier die Landschaft! Kaum bemerkten die Reisenden tief unter sich den See, als sie rasch die Pferde anhielten, erstaunt über den sich ihnen bietenden Anblick. Wahrhaft phantastisch erscheint das ruhige, klare Wasserbecken in seiner Umrahmung von bewaldeten Bergen, deren senkrecht abstürzende, wilde Abhänge sich in dem



van Hassett.

azurnen Gewässer spiegelten. Mehr gleitend als schreitend gelangten die Pferde nach dem Kampong Maniudjoe, der am Seeufer liegt, hinab.

Der Rest des Tages verlief in angenehmster Weise: das nahe Gewässer bot den Reisenden die Erquickung eines kalten Bades und das gastliche Haus des Kontroleurs van Delden eine trefflich besetzte Tafel. Ein Spaziergang nördlich vom See folgte; man kam durch die Schlucht des Batang Antokan, durch welche der See Abfluß nach der Westküste hat, bis Lubu-Basoeng und Fien. Am nächsten Morgen kehrten sie nach Fort Kock zurück. Ein nicht weniger interessanter Ausflug war derjenige nach dem nahen Dorf Kota Gedang, welches in Anbetracht seines Gewerbefleißes der reichste und ansehnlichste Ort des Padangschen Oberlandes ist. Dort werden die schönen und kostbaren, mit Goldfäden durchwebten Gewänder gefertigt; auch die Goldschmiedekunst, welche wahrhaft bewundernswerthe Stücke erzeugt, hat dort ihren Hauptsitz, und außerdem liefert das Dorf eine sehr große Zahl einheimischer Beamten.

Zwei Flüsse entspringen auf dem Plateau von Agam und auf den umliegenden Bergen, nämlich der Batang Masang und der Batang Agam. Da Fort Kock auf einer Hügelkette liegt, welche das umliegende Land ein wenig überragt und auf der Grenzscheide beider Stromgebiete liegt, so genießt man von dort eine prächtige Aussicht über das ganze Plateau. Die Gegend ge-



Haus eines Häuptlings in Padang.

hört zu den am besten angebauten und am meisten bevölkerten des Padangschen Hochlandes. Kampongs und Reisfelder bedecken nicht nur die Ebene, sondern ziehen sich an den Abhängen des Singalang und Merapi weit hinauf. Namentlich letzterer Vulkan ist von mächtiger Wirkung; selten kann man einen schönern Anblick genießen, als an einem heitern Abend von der Gallerie des Residentenhauses aus, wenn sich der Mond in seiner ganzen tropischen Pracht über der schwarzen Bergmasse erhebt und die Ebene mit seinem silbernen Lichte übergießt, das in so scharfem Gegensatze steht zu den dunkelrothen Rauchsäulen, die aus dem Vulkane aufsteigen, und dem gelben Lichte der aus dem Krater ausgespieenen weißglühenden Steine.

In solcher Weise verstrich Veth und seinen Gefährten eine höchst interessante Woche in Fort Kock, das sie erst am 20. Oktober verließen. In einem Wagen schlugen sie den Weg nach Paja-Koemboeh ein. Zuerst führte derselbe östlich durch die Ebene von Agam und dann hinab in das Thal des Batang Agam, der etwas nördlich von der Straße sich seinen Weg durch eine enge Schlucht gebahnt hat. Dort angelangt stiegen die Reisenden aus, um zur Linken einen Pfad einzuschlagen, der sie in einer Viertelstunde vor eine Grotte in dem Kalkfelsen führte. Sie ist nicht sehr groß, verdient aber einen Besuch wegen der Lichteffekte, welche das durch mehrere Oeffnungen eindringende Sonnenlicht darin hervorbringt. Dann ging es zu Wagen nach Paja-Koemboeh, der größten und schönsten Ortschaft im Padangschen Oberlande, 23 Paal von Fort Kock entfernt. Die als L Kotas bekannte Gegend, deren Hauptort Paja-Koemboeh ist, gehört gleichfalls zu den

reichsten und bevölkertsten der Padangschen Hochlande. Der Sonntagsmarkt (pasar) ist berühmt wegen der großen Zahl von Neugierigen und Käufern, welche dort zusammenströmen, und durch den großen Umsatz, welcher dabei stattfindet. Einst galt der Ort für so wichtig, daß die Niederländische Handelsgesellschaft dort eine Agentur errichtete. Dieselbe machte allerdings sehr schlechte Geschäfte und wurde bald nachher wieder aufgehoben; aber vielleicht lag der Grund davon darin, daß sie ihre Geschäftsräume am Sonntage, d. h. gerade dem Markttage, zusperrte.

Obwohl nur 500 m hoch gelegen, ist Paja-Koemboeh wegen seiner gesunden Luft berühmt. Es ist dort eine Gesundheitsstation errichtet worden, in welcher sich oftmals Beamte und Privatleute mehrere Wochen lang aufhalten, um sich von chronischen Dysenterien zu befreien.

Das Thal des Batang Sinamar, der von Nordwesten herabkommt, wird hier breiter; nachdem er den Batang Arau aufgenommen, vereinigt er sich unterhalb Paja-Koemboeh mit dem Batang Agam, fließt dann nach Südosten am Vulkan Sago hin nach Lintau und Boea und ergießt sich südlich von diesen beiden Provinzen in den uns bereits bekannten Batang Ombilin. Die Reisenden verweilten einen Tag, um die vom Arau in den röthlichen Kalkfelsen gewühlte tiefe Schlucht, in welche sich zahlreiche Bäche als Wasserfälle hinabstürzen, zu besuchen, und fuhren dann weiter nach dem circa 12 Paal entfernten Alaban, das am Abhange



Brücke über den Batang Masang.

des Sago liegt. Dort stiegen sie zu Pferde und ritten nach dem 15 Paal weiter hin liegenden Boea. Der Weg führte an den dicht mit Wald bedeckten Abhängen des Sago hin; leider aber verdeckten Regen und Nebel die ohne Zweifel sehr schöne Landschaft vollständig — nicht zehn Schritte weit konnten sie sehen.

In Boea trafen sie leider den Kontroleur van Swieten nicht zu Hause; doch hatte derselbe dafür gesorgt, daß es ihnen an Obdach und Nahrung nicht fehlte. Das Thal des Sinamar, welches zwischen dem Sago und den östlich ihm gegenüberliegenden Bergen nur eine schmale Spalte ist, wird bei Boea wieder breiter und bildet eine weite Ebene, inmitten derer sich auf einer Erhöhung das Haus des Kontroleurs erhebt. Prächtig ist der Anblick, den von dort aus gesehen der Sago und die anderen umliegenden Berge gewähren. Einst war auch diese Ebene blühend und reich; als sie aber in den sogenannten Padri-Kriegen zum Herde des Widerstandes ward, verlor sie einen großen Theil ihrer Einwohner, während die übrigbleibenden verarmten. Seitdem sind 35 Jahre verflossen, ohne daß der alte Wohlstand wieder eingekehrt ist.

Am 30. März überschritten sie den Marapalm, einen südlichen Ausläufer des Sago, um Fort van der Capellen zu erreichen. Auch dieser Berg war damals der Schauplatz heftiger Kämpfe; die Bewohner von Lintau und Boea hatten sich dort verschanzt und brachten 1832 den Holländern eine schwere Niederlage bei, wobei dieselben vier Kanonen verloren. Etwas oberhalb der Straße liegen noch die Ruinen einer kleinen Bastion, welche einen prächtigen Blick über die Provinz Tanah-Datar und die umliegenden Berge ge-

währt, und von wo man selbst die meisten Gipfel im Innern der Insel erkennen kann. Ein steiler Abstieg führt von dort in die Ebene hinab, wo sie um 1 Uhr Mittags das Fort van der Capellen erreichten. Ein halbes Dutzend alter Freunde und Bekannte machten ihnen den nur kurzen Aufenthalt daselbst überaus angenehm. Allein schon am nächsten Morgen ging es weiter nach den Goldminen am Ombilin, und zwar in Gesellschaft des Civilingenieurs Reinier D. Verbeek, der selbst die Bearbeitung eines der Lager leitete. Bis zum See Singkarah ist die Straße vortrefflich; bald aber mußte man links auf einen beschwerlichen Pfad einbiegen, welcher noch vor Kurzem, ehe die große Straße längs des Sees eröffnet worden war, die einzige Verbindung zwischen Singkarah und Tanah-Datar gebildet hatte. Dieser schlechte Weg zieht sich durch unermeßliche Djoear-Wälder, welche jetzt die Stelle einstiger Kaffeepflanzungen einnehmen. Früher wurde nämlich durch Regierungsbefehl der Djoear für den einzigen Baum erklärt, der im Stande sei, den Kaffeepflanzen den nöthigen Schatten zu gewähren. Der Baum aber erfüllte seinen Beruf nur allzugut und hat seine Schützlinge bis auf den letzten Strauch erstickt.

Nach Ueberschreitung des Ombilin führte ein sehr rauher Weg unsere Gesellschaft auf ein Plateau, welches den Singkarah-See im Osten begrenzt und fast ganz mit Ilalang und Büffelgras bewachsen ist. Dort genossen sie Verbeek's Gastfreundschaft und besuchten Nachmittags die Mine, welche früher von Malaien bearbeitet worden und dann eingestürzt war. Verbeek hatte den Stollen wieder geöffnet, in der Hoffnung, auf tertiäre Flußablagerungen zu stoßen, die von den Eingeborenen noch nicht ausgebeutet wären; aber er sah leider bald ein, daß nicht unzureichende Instrumente die Leute zum Einstellen der Arbeit veranlaßt hatten, sondern der Ertrag derselben nicht lohnte. So gab denn auch der Ingenieur einige Monate nach Veth's Besuch die Weiterarbeit auf und versuchte sein Glück an anderen Stellen.



Haus des Chatib Negri in Soepajang.

Am nächsten Morgen begleitete sie Verbeek an den Rand des Plateaus und wies ihnen den Weg nach dem Ufer des tief zu ihren Füßen liegenden Singkarah Sees. Der Anblick des weiten Wasserbeckens war prächtig. Die waldbedeckten Berge der Barisan-Kette am jenseitigen Ufer, welche etwa 1000 m über den See ansteigen, spiegelten sich in dem klaren Wasser ebenso scharf wieder, als sie sich von dem Blau des Himmels abhoben. Rutschend und gleitend trugen die an solche Pfade gewöhnten Pferde ihre Reiter den Abhang hinab bis auf die Straße, welche dieselben einige Tage zuvor, als sie von Solok nach Padang-Pandjang gingen, passirt hatten. Solok aber vermochten sie an demselben Tage nicht mehr zu erreichen, da der angeschwollene Soemani die Brücke fortgerissen hatte. Sie blieben also in Singkarah, wurden am nächsten Tage mittels eines Flosses über den Strom gesetzt und fanden dann in Solok ihr Gepäck und ihre Instrumente, welche sie von Padang aus dorthin gesandt hatten. So konnten sie denn ohne Zaudern an die letzten Vorbereitungen für ihre Reisen durch den Süden der Residentschaft Ober-Padang gehen, welcher einstweilen

den eigentlichen Schauplatz ihrer Erforschungen abgeben sollte. Dazwischen führten sie noch kürzere Ausflüge aus, so nach dem 14 Paal gegen Osten entfernten Siloengkang, welches durch seine einheimische Schule (soerau) und seine mit Gold durchwirkten Sarongs sich einen Namen erworben hat. Eine andere interessante Exkursion ging nach Kota-Baroe, welches von Solok eine Stunde in der Richtung nach Padang entfernt ist. Dort findet sich eine warme Quelle, deren Wasser sich in ein Becken ergießt, das von einem „Wariginboom" beschattet wird. Merkwürdiger aber noch ist die Menge von Kalongs (riesige Fledermäuse), welche dort anzutreffen sind. Mächtige Koebangs, die gänzlich ihrer Blätter beraubt waren, waren statt dessen an ihren obersten Aesten mit Hunderten dieser Säugethiere, die an ihren Hinterfüßen hingen, bedeckt; ebenso fast alle Kokospalmen des Dorfes. Erst bei Sonnenuntergang fliegen sie oft stundenweit fort, um sich auf Fruchtbäumen zu äsen, kehren Morgens zurück und schlafen über Tags in der beschriebenen Stellung.

Am 16. April verließen sie Solok nach Südosten und begaben sich nach ihrer ersten Station Soepajang, wo ihnen Chatib Negri in seinem Hause das Erdgeschoß einräumte. Unweit des Ortes finden sich Goldlager, die man als Minen bezeichnet, obwohl sich die Ausbeutung auf einfache Gallerien beschränkt, welche die Eingeborenen in den Berg graben, um auf die das anstehende Schiefergestein



Thal des Pelangki.

durchziehenden Quarzadern zu kommen. Der Quarz wird gestoßen, durch Waschen das Geröll entfernt, dann die größeren Goldstücke mit der Hand herausgesucht und der Rest auf die gewöhnliche Weise nochmals gewaschen. Diese Art der Gewinnung ist ziemlich anstrengend und dabei wenig lohnend; doch zweifelt Veth nicht, daß ein mit besseren Geräthschaften, in wissenschaftlicher Weise und mit europäischem Gelde unternommener Betrieb wesentlich günstigere Erträge abwerfen würde.

Erst zu Anfang Mai waren die Geschäfte der Expedition in Soepajang und Umgegend so weit beendet und die Gesellschaft so vollzählig, daß sie ihre Reise nach entfernteren und unbekannteren Gegenden fortsetzen konnte. Sie bestand aus vier Europäern: van Hasselt, seit mehreren Jahren Civilbeamter auf Sumatra als Haupt, zugleich mit linguistischen und ethnologischen Untersuchungen betraut; Snelleman als Zoologe; Veth als Geograph und Geologe und van Hussum, ein ehemaliger Soldat, der sich als Jäger angeschlossen hatte. Das eingeborene Gefolge bestand aus einem Aufseher über die Träger, einem Schreiber, einem Koche, einem Bedienten, einem Reitknechte und 25 Kulis; außerdem wurden vier Pferde für den persönlichen Gebrauch der Reisenden mitgenommen.

Früh am 8. Mai wurde aufgebrochen. Zuerst kreuzte man die ganz mit Sawahs bedeckte Ebene von Soepajang bis zum Kampong Siroekam; weiter brachte sie ein Zickzackweg an dem Abhang eines steilen kahlen Berges bis in eine Höhe von circa 1000 m und dann ging es stetig auf dem Kamme entlang. Tief unten wälzte, so weit das Auge reichte, der Batang Lowas seine schäumenden Wogen, und

ab und zu zeigte sich ein prächtiger Blick auf die gegenüberliegenden Berge. Zuletzt ging es einen waldigen Hang hinab nach dem Nachtquartier Ajar-Boesoek, wo die Kulis erst viel später eintrafen: noch nicht an einander und an ihren Aufseher gewöhnt und unzufrieden über die nicht ganz gleichmäßige Vertheilung der Lasten, deren Gewicht 20 kg nicht überschreiten darf, hatten sie sich erst unendliche Zeit gezankt, ehe sie zum Aufbruch sich entschließen konnten. Einige Uebung in der Behandlung der Leute führte bald dahin, dergleichen Unzuträglichkeiten, welche anfangs mehrfach vorkamen, ganz zu vermeiden.

Am folgenden Morgen führte der Weg an der Nordseite eines mit Urwald bedeckten Berges hin, den Beth aus Unkenntniß des einheimischen Namens als „Berg der Mitte" bezeichnete, weil er die Wasserscheide zwischen den zwei Hauptflüssen Mittel-Sumatras, dem Koeantan und dem Batang Hari, bildet. Nach 4 bis 5 Stunden Marsches, während deren sie den ersten rothen Affen und einen von den Hunden aufgejagten Hirsch zu Gesichte bekamen, erreichten sie das Dorf Ringkiang-Loeloes am Flusse Pelangki, wo sie einige Tage zu bleiben gedachten und sich deshalb in einem europäisch gebauten Hause einquartierten, welches ein eingeborener Aufseher eines Regierungs-Kaffee-Magazins bewohnte. Von dort aus überschauten sie das schöne, grünende Thal des Pelangki bis dorthin, wo es der Boekit (Berg) Talie abzuschließen scheint. Am 13. Mai folgten sie dem Flusse aufwärts, nahmen im Weiler Moeara ein noch unvollendetes Haus für sich und ihr Gefolge in Beschlag und statteten dann noch dem circa ³/₄ Stunden entfernten Dorfe Sabit-Ajer am gleichnamigen Flusse einen Besuch ab. Dasselbe liegt auf einem steilen, ganz isolirten Hügel, wie früher die meisten Ortschaften Sumatras, welche außerdem noch mit Lehmmauern, Bambupalissaden oder Dornhecken gegen Handstreiche feindlicher Dörfer geschützt wurden. Diese Kirchthurmsfeindschaften haben aber mit der Einsetzung holländischer Verwaltung ein Ende genommen, und die Eingeborenen bauen heutigen Tages ihre Wohnungen an möglichst bequeme und angenehme Plätze. In Folge dessen verschieben sich die Bevölkerungscentren allmälig; z. B. siedeln die Bewohner von Sabit-Ajer unmerklich nach Moeara über, so daß ihr ursprüngliches Dorf bald ganz von der Erde verschwinden wird. So war das unfertige Nachtquartier der Expedition in Moeara die zukünftige Wohnung des Ortsvorstehers von Sabit-Ajer, welcher nur auf deren Vollendung wartete, um dorthin überzusiedeln.



„Passantenhuis" oder Fremdenhaus in Silago.

Nach einer schlechten Nacht wurde am folgenden Morgen die Reise am Pelangki entlang fortgesetzt und nach einem steilen Aufstiege die Paßhöhe des „Berges der Mitte" (1245 m) erreicht. Auf der andern Seite ging es ebenso steil nach dem Flusse Sibanang-Banang hinab, der weiter abwärts Sikia heißt, den Goemanti aufnimmt und in den Batang Hari mündet. Bei dem Dorfe Grabak, wo übernachtet wurde, sah Beth zum ersten Male eine Tigerfalle. Diese Bestien scheinen dort ziemlich häufig zu sein, wodurch die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Kühen und Büffeln erklärlich wird. Die Falle ist ein enger, aber hoher Käfig aus starken, mit spanischem Rohr verbundenen Baumstämmen, dessen Fallthür sich schließt, wenn das Thier sie passirt hat. Als Köder dient eine Ziege oder ein Hund. Manche Fallen haben auch zwei Thüren, die zu gleicher Zeit sich senken, so daß der Tiger weder an den Köder noch ins Freie gelangen kann. Von Grabak erreichte man das nur eine Stunde entfernte Datar, malerisch gelegen an einer Stelle, wo das meist enge Thal etwas breiter wird und ein den Fluß um 30 m überragendes Plateau bildet. Ringsum Reisfelder und darüber ein bis mehr als 1000 m ansteigender Kranz von Bergen, welche bis zur Spitze mit Urwäldern bedeckt sind und insgesammt von der 1900 m hohen majestätischen Spitze des Goenoeng-Soengiri überragt werden.

Am 20. Mai bewegte man sich auf einem höchst schwierigen Pfade nach Osten, um den Mamoen, einen andern Zufluß des Batang Hari, zu erreichen. An Reiten war nicht zu denken; war es doch selbst mit Schwierigkeiten verknüpft, die Pferde am Zügel zu führen. Als der Fluß glücklich gefunden war, mußte man ihn noch elf Mal überschreiten, ehe man Loeboe-Taras, den ersten bewohnten Ort seit Datar, erreichte. Die Kulis mit dem Gepäcke langten aber erst am folgenden Tage um Mittag an. Der folgende

Marsch ging südwärts nach Silago, wo sie im „negrihuis“ oder „passantenhuis“ abstiegen, einer Art Gasthaus für reisende Beamten, welches von den Eingeborenen unterhalten wird. Daneben befindet sich unter einem offenen Schuppen ein „taboe“, d. h. ein ausgehöhltes und mit einem Ziegenfelle überspanntes Stück Baumstamm, eine



Taboe in Silago.

Pauke, welche bei Festlichkeiten, Unglücksfällen oder dergleichen kräftig geschlagen wird, um die Bewohner herbeizurufen, und deren dumpfer Ton auf sehr weite Entfernungen hin gehört wird.

Da ihnen Silago für 5 bis 6 Wochen als Hauptquartier dienen sollte, so richteten sie sich in dem Passantenhuis nach Möglichkeit wohnlich ein.

Die Ehe in Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

II.

Bei den katholischen Malissoren.

Bei den Malissoren haben sich noch die lächerlichen Hochzeitsceremonien der katholischen Städter bis auf den heutigen Tag erhalten, während diese sich in dieser Beziehung schon mehr den fränkischen Anschauungen angepaßt haben. Noch vor einem Decennium hielten sie jedoch ebenso fest an den althergebrachten Gebräuchen, wie die Malissoren.

Sowie früher in Montenegro, so herrscht auch jetzt noch bei den Malissoren die Unsitte, die Kinder schon in der Wiege zu verloben und unter keiner Bedingung von diesem Verlöbniß abzuweichen. Die Geistlichkeit sträubte sich stets gegen diese Unsitte und bot alles auf, die Ehe von der beiderseitigen Zustimmung des Brautpaares abhängig zu machen, aber bisher konnte sie noch keinen vollständigen Erfolg erringen, wenngleich es anzuerkennen ist, daß jetzt schon viele Familien sich des Verlobens in der Wiege enthalten. Die Geistlichkeit ging sogar gewaltsam vor, indem sie sich an die

Behörden wandte und auf Ungültigerklärung der Verlobungen in der Wiege und Rückerstattung der bereits gezahlten Summen drang. Die Folge davon war indessen bloß ein verstärktes Wüthen der Blutrache, die nunmehr in einen förmlichen Krieg zwischen den einzelnen Dörfern ausartete. Ebenso eiferte die Geistlichkeit gegen die in vielen Dörfern und Stämmen häufigen Mischehen zwischen Mohammedanern und Katholiken, eine ganz überflüssige Agitation, da in den albanischen Mischehen beide Theile ihre Religion unbeirrt ausüben dürfen.

Da die Malissorinnen unverschleiert gehen (auch die mohammedanischen), wäre es dem Jüngling leicht möglich, eine Liebesheirath zu schließen, wenn er nicht schon durch das „sezess" (Treueversprechen, Verlobung) gebunden wäre, welches seine Eltern für ihn in der Wiege gegeben. Ein solches Verlöbniß wird aber von den Malissoren als unverletzlich betrachtet. Wollte sich das einmal verlobte Mädchen an einen Andern verheirathen, so hätte dies die Blutrache Seitens der Familie des Verschmähten gegen jene der abtrünnigen Braut und ihres Mannes zur Folge. Ist schon dieser Umstand sehr fatal, so wird die Lage eines Mädchens noch verhängnißvoller, wenn ihr Bräutigam keinen Gefallen an ihr findet. Neben anderen unsinnigen Gesetzen haben nämlich die Malissoren auch eines, welches anordnet, daß die Kinder einer Familie nur in der Reihenfolge ihres Alters heirathen dürfen. Dadurch wird es zur Unmöglichkeit, ein jüngeres Kind zu verheirathen, so lange noch dessen ältere Geschwister unvermählt sind. Wenn nun ein Jüngling seine Verlobte durchaus nicht heirathen will, so bleibt ihm, um der Blutrache vorzubeugen, nur das Mittel, auszuwandern oder einen mehrjährigen Urlaub zu nehmen. Beides ist aber für die Familie seiner Braut verhängnißvoll, denn so lange nicht sichere Kunde vom Tode des Verschollenen eingetroffen ist, darf die verlassene Ariadne und demnach auch ihre jüngeren Geschwister nicht heirathen.

Die Mädchen bekommen in Albanien überhaupt keine Mitgift, sondern bloß eine Ausstattung. Letztere besteht aus Wäsche, gestickten Kleidern, Juwelen und dergleichen und ist durch Gesetze nach den Vermögensklassen genau festgesetzt. An dem Bräutigam ist es, für seine Frau deren Familie einen Kaufschilling zu entrichten, der zwischen 300 bis 4000 Piaster (45 bis 600 Mark) beträgt. Stirbt der Bräutigam, bevor er sein Ehegelöbniß erfüllen konnte, so steht es seinem Bruder frei, dessen Braut zu heirathen, ohne dieselbe oder deren Familie um Erlaubniß zu fragen. Er muß dann jedoch 150 Piaster mehr zahlen, als sein Bruder sich zu zahlen anheischig gemacht hatte.

Es ist selbstverständlich, daß die Verlobung für ungültig erklärt wird, wenn sich nachträglich die Existenz eines gesetzlichen Ehehindernisses herausstellt. Ein solches ist hauptsächlich nahe Verwandschaft. Ueber diese haben indeß die Malissoren ähnlich ausgedehnte Begriffe, wie die Mohammedaner. Sie gehen dann oft so weit, den ganzen Stamm für Verwandte anzusehen. Die Škreli, Hotti und das Barjak Gjoani suchen sich daher ihre Frauen stets bei anderen Stämmen.

Wenn der Bräutigam den Kaufschilling für die Braut entrichtet hat, schickt er seinen Vater, diese abzuholen. Gewöhnlich geschieht dies, wenn sie das 12. bis 14. Jahr erreicht hat. Sie älter werden zu lassen ist gefährlich, da, wie erwähnt, ihre jüngeren Geschwister nicht eher heirathen dürfen, bevor sie nicht an den Mann gebracht ist.

Der Vater des Bräutigams bringt auch der Braut den „Dunti", d. i. das Hochzeitsgeschenk, mit. Er hat schon einige Tage vorher ihre Eltern von seiner Ankunft avisirt. Diese findet stets an einem Donnerstag statt, da die Hochzeit nur an einem Montag zulässig ist.

Der Dunti besteht aus einem eleganten Kistchen, das verschiedene Toilettegegenstände, den „Selman", Schuhe, gelblederne, goldgestickte Babuschen (Pantoffeln), Zuckerbrod, Kaffee und andere Kleinigkeiten enthält. Der Selman ist das Diadem, welches die christlichen Albanesinnen auf dem Kopfe tragen. Es besteht aus einem mit Seide überzogenen und mit Korallen, Perlen und Stickereien besetzten Holzgestell.

Zwei der nächsten Anverwandten des Bräutigams überbringen den Dunti. Bei der Thür des Hauses der Braut werden sie von deren Familie erwartet, begrüßt und in das Empfangszimmer geleitet, wo der Dunti auf einen Tisch oder Kasten niedergesetzt wird. Im Augenblick, da dies geschieht, rufen alle Anwesenden: „Por heir!" d. i. zum Wohlsein![1]) Nachdem dies geschehen, werden die Ueberbringer eingeladen, sich auf dem Ehrenplatze niederzulassen, der ihnen den ganzen Tag über reservirt bleibt. Die Verwandten der Braut hingegen stehen gelangweilt in feierlichem Stillschweigen umher. Der unvermeidliche Kaffee, Rosensyrup, Raki, Mastix, Bäckereien und dergleichen machen zweimal die Runde. Ueberhaupt bietet die Familie der Braut Alles auf, den Dunti-Ueberbringern durch Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit eine gute Meinung von dem Tone beizubringen, der in dem Hause der Braut herrscht.

Nachdem man sich mehrere Stunden auf diese Weise und durch fade beglückwünschende Redensarten gelangweilt, werden endlich die Gäste hinauskomplimentirt.

Nach deren Entfernung setzen sich die speciellen Bekannten und Verwandten der Braut, welche sämmtlich eingeladen werden, zu einem Gelage zusammen, das die ganze Nacht hindurch währt. Es wird da renommirt, gesungen, getanzt und musicirt, vornehmlich aber gegessen und getrunken, denn alle Albanesen sind besondere Freunde von Schmausereien und Gelagen. (So wie vordem auch die Montenegriner.)

Die gleichen Schwelgereien finden um dieselbe Zeit im Hause des Bräutigams statt, der seine Freunde und Verwandten zu sich geladen hat.

Wenn der Morgen graut, ziehen sich die Männer zurück und bloß die Weiber bleiben zum Schwatzen beisammen.

Andern Tags, d. i. Freitag, wird die Braut von ihren Freundinnen gewaschen, gebadet, gekämmt und geschminkt, kurz so schön als möglich gemacht. Die arme Braut muß sich widerstandslos und schweigsam kneten, treten, abreiben und malen lassen, denn Haare und Augenbrauen dürfen keine andere Farbe als schwarz aufweisen. Andere weibliche Verwandte stellen die Ausstattung zusammen und beschäftigen sich mit den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten.

An diesem wie an dem vorhergehenden Tage durchläuft ein junger Mann die Straßen und besorgt die Einladungen; und zwar Donnerstag für Rechnung des Bräutigams, Freitag für jene der Braut. Da er von jedem Eingeladenen einen bis zwei Piaster erhält, und die Zahl derselben bei Vornehmen oft fünf bis sechs Hundert beträgt, so hat der Schreier eine ganz hübsche Einnahme zu verzeichnen. Seine

[1]) Ueber den Gesang, welcher während der Ueberreichung des Dunti angestimmt wird, entnehme ich der Hecquard'schen Uebersetzung Folgendes:

„Weißer Flachs, weißer als das Trinkwasser (dieses sah ich immer nur sehr schmutzig gelb! S. G.), N. N. (der Bräutigam) schickt den Dunti in einem vergoldeten Kästchen. O weh! sagt der Gatte, meine Kleider sind noch beim Schneider! Lauft, lauft, sagt ihm, daß er sich spute und da wir Gevattern sind, wird er sich beeilen und sie mir umsonst machen."

Einladung lautet: „N. N. verheirathet sich und bittet euch, Montag mit dem ganzen Hause zur Hochzeit zu kommen.“ Soll bloß der Hausherr allein erscheinen, muß dies eigens bemerkt werden.

Samstag darf sich die Braut etwas erholen und für die Quälereien stärken, die ihrer an den folgenden Tagen harren.

Sonntag kommen wieder die Freundinnen, welche die Braut am Freitag gewaschen haben, und schmücken sie abermals auf das Beste. Je reicher die Familie, desto größer der Luxus, welcher in den Brautkleidern entfaltet wird. Ist die Familie arm, so leiht sie sich Kleider und Schmuck von reichen Nachbarinnen, denn am Hochzeitstag darf der Braut nichts mangeln. Sobald die Toilette beendet, wird die Braut in das Empfangszimmer geführt und den Frauen des Hauses vorgestellt. Diese begucken das Mädchen von allen Seiten und suchen Mängel an der Toilette zu entdecken, ob deren die freiwilligen Zofen zu schelten wären. Die Braut hingegen darf kein unschönes oder tadelndes Wort vernehmen.

Abends treten dann der Vater und die Brüder ein. Sofort muß sich das Mädchen ihnen zu Füßen werfen, wohl oder übel Thränen vergießen und schluchzend um Verzeihung für alle seit der Geburt begangenen Unarten bitten. Die Braut wird unter tröstlichen Versicherungen aufgehoben, dagegen verlangt es die Sitte, daß jetzt sämmtliche weibliche Verwandte in ein Geheul mit obligatem Thränenvergießen ausbrechen, seufzen und schluchzen. Dadurch soll der Schmerz angedeutet werden, den alle über die bevorstehende Trauung empfinden.

Das Gejammer muß eine volle Glockenstunde dauern. Sobald diese abgelaufen, verstummt wie mit einem Zauberschlage jedes Gewinsel, sämmtliche Anwesende greifen in die Tasche, ziehen ihre Schnupftücher, schneuzen sich und trocknen die Thränen. Ohne weitern Uebergang werden wieder alle lustig und stimmen Gesänge an [1]).

Am nächsten Morgen (Montag, dem eigentlichen Hochzeitstage) rücken sämmtliche Eingeladenen vor die Häuser der beiden Brautleute. Jeder bringt sein Hochzeitsgeschenk mit, das für den Gemahl in einer Oka ($2^1/_4$ Pfund) Zucker und einer Oka Kaffee, für die Braut jedoch in einem Seidentuche und einem Goldstück besteht. Gewöhnlich wird ein Dukaten gegeben, doch schenken nähere Verwandte oder Reichere auch einen Napoleon oder eine türkische Lira, Aermere oder bloße Bekannte einen halben oder Viertelnapoleon. Vierfache Dukaten können sich bloß Geldprotzen erlauben. Die Braut wählt sich die schönsten Goldstücke zur Herstellung von Stirn- und Halsketten aus und verwendet den Rest zur Ergänzung ihrer Ausstattung. Von den Seidentüchern behält sie sich auch bloß soviel, als ihr gefällt, die anderen verkauft ihr Gemahl später heimlich. Dasselbe thut er auch mitunter mit dem Kaffee, wenn er mehrere Centner von diesem erhalten hat; dagegen läßt er sich durch den Zucker die Bitterkeiten des Ehestandes versüßen.

Beim Morgengrauen ist bereits die Braut geweckt worden. Ihre Freundinnen besorgen wieder ihre Toilette, schmücken sie heraus und schminken sie frisch. Bei Sonnenaufgang muß jedoch das Opfer mit der Toilette fertig sein. Es wird sodann in das Empfangszimmer geführt, wo man es in eine Ecke stellt. Hier muß nun das arme Mädchen gleich einer Marmorstatue bis gegen Mittag stehen bleiben. Seine Augen hat es züchtig auf den Boden geheftet, seine Arme über die Brust gekreuzt, deren Wogen so viel als möglich verbergend. Rechts und links stehen zwei Weiber als Wache, während die übrigen Weiber auf den längs den Wänden laufenden Ottomanen und Polsterbänken sitzen und starr die Braut angaffen, um zu kontroliren, ob sich diese „anständig“ (d. i. regungslos) verhält.

Das ist übrigens noch gar nichts! Auch während der ersten drei Tage nach Eintritt in die Wohnung ihres Gemahls muß die junge Frau vom Morgen bis zum Abend in dieser Weise gleich einer Bildsäule im Winkel stehen, sie darf sich weder regen, noch sprechen, noch die Augen erheben, noch einschlafen. Niedersetzen darf sie sich bloß zum Speisen, bei welcher Gelegenheit sie den Blicken der anwesenden Frauen durch einen Schleier entzogen wird. Doch will es der Anstand, daß ein gut erzogenes Mädchen nicht ißt, es sei denn, daß man es mit Gewalt dazu nöthigt. Der ganze Unsinn soll den Zweck haben, den Schmerz der jungen Gattin über das Verlassen des Vaterhauses auszudrücken. Die ganze Komödie wird mit tiefem Ernst behandelt und aufgeführt, da die Eingeladenen die Erziehung der Braut nach ihrem Verhalten bei diesem Martyrium beurtheilen.

Während die Braut im Empfangszimmer „winkelsteht“, lassen es sich die Gäste in den anderen Gemächern, im Hof und vor dem Hause wohlsein. Die Musikanten kratzen ihre Instrumente, daß diese vor Schmerz laut aufheulen, worin sie von sogenannten „Sängern“ unbarmherzig unterstützt werden. Die geistigen Getränke machen natürlich wiederholt die Runde. Bloß die Frauen stecken leise flüsternd die Köpfe zusammen, sich mit dem Ausrichten der Nachbarinnen beschäftigend und häufig durch einen Schluck Kaffee oder Schnaps die trockene Kehle anfeuchtend.

Endlich schlägt es zehn Uhr, ein Albanese zeigt sich, der ein Maulthier mit sich führt und vor dem Hause Halt macht. Der Bräutigam hat beide geschickt, die Ausstattung seiner Frau abzuholen; diese ist in einer großen, plump mit Blumen und Verzierungen bemalten Kiste eingeschlossen. Unter Weihwasserbesprengung und Gebetherableiern wird der Koffer auf das Maulthier geladen, welches sich unter dem donnernden „Per-heir“-Rufe der Gäste wieder in Bewegung setzt.

Sobald das Maulthier mit seinem Schatz zum Bräutigam zurückgekommen, schickt dieser seinen Vater mit den geladenen Gästen ab, die Braut zu holen. Dem Zuge voran wird ein weißer Zelter mit prächtiger Aufzäumung geführt. Vor dem Hause der Braut angelangt, stellen sich alle in Schlachtordnung auf. Der Hausherr schickt einige seiner Verwandten oder Freunde mit Rosensirup, Raki, Mastix, Bäckereien und dergleichen hinab, um die neuen Ankömmlinge entsprechend zu bewirthen. Diese lassen sich nicht erst bitten, sondern langen tapfer zu, so daß oft eine volle Stunde damit vergeht.

Endlich erscheint die Braut, geführt von zwei Freundinnen. Sie wird wie ein Stück Holz auf den Zelter gesetzt, denn sie muß Gliedersteife affektiren (so will es der Anstand); dann setzt sich der ganze Zug in Bewegung. Voran marschiren die Gäste des Bräutigams, dann folgt die Braut, zu deren beiden Seiten zwei Verwandte reiten, von denen sie an den Armen im Sattel festgehalten wird; dann folgen die Musikanten und Sänger, den Schluß bilden die Gäste der Braut. Letztere muß sich vor dem Verlassen des väterlichen Hauses und bei jeder Straßenecke dreimal

[1]) Nach Hecquard's Uebersetzung lauten diese: Senkt euch, ihr Berge, senkt euch, damit der Mond hervorkommen und diesen schönen Abend beleuchten kann. Unsere Braut wurde durch die Mutter unterwiesen. Sie sagte ihr: „Meiner Treu, theure Tochter, achte und liebe deinen Schwiegervater.“ — „Meiner Seele, theure Mutter, sei ruhig, ich werde ihn achten und lieben, denn er ist es, welcher mir einen so schönen und guten Jungen zum Gemahl giebt.“

verneigen, um dem Heim ihrer Kindheit das letzte Adieu zu sagen.

Vor dem Hause des Bräutigams angelangt, wird die Braut von den sie bereits erwartenden Frauen des Hauses aus dem Sattel gehoben und in das Brautgemach geleitet. Als wohlerzogenes Mädchen darf sie sich jedoch nur mit Gewalt dorthin ziehen und stoßen lassen. Im Brautgemach nimmt sie auf einem schwellenden Kissen Platz, um sie herum gruppiren sich die nächsten Verwandten. Es wird Kaffee herumgereicht, worauf sich die Gäste der Braut zurückziehen. Deren Aeltester giebt noch vorher folgende Erklärung ab: „Bis hierher gehörte sie uns und Gott; von jetzt an und in der Zukunft gehört sie aber euch und Gott, welcher über sie wachen möge."

Die Gesänge, welche während des ganzen Zuges angestimmt wurden, sind dieselben, welche ich schon oben für die mohammedanischen Heirathen citirt habe. Nur einmal kommt darin eine Abweichung vor, indem der Aelteste aufgefordert wird, sich zu bekreuzen.

Nach der Entfernung der Verwandten der Braut begiebt sich der Zug zur Einsegnung in die Kirche, oder, da es nicht viel Kirchen in den Malissoren-Dörfern giebt, in ein eigenes Gemach, in dem ein Altar errichtet worden ist. Religiöse Malissoren haben übrigens beständig einen Hausaltar, vorausgesetzt, daß es ihre Räumlichkeiten gestatten. Gewöhnlich befindet sich der Traualtar in dem Brautgemache. Der Ceremonie wohnen bloß die Familienmitglieder bei. Zuerst tritt die Braut vor den Altar und kniet daselbst nieder. Dann wird der Bräutigam von seinen zwei Beiständen, scheinbar mit Gewalt, hereingeschleppt und zum Niederknien gezwungen. Seine Beistände, eine Kerze in der Hand, stehen neben ihm. Vorerst liest der Priester eine Messe, dann wendet er sich an die Braut, welche er dreimal fragt, ob sie gesonnen sei, den neben ihr knieenden Bräutigam zu ehelichen. Die Sitte will es, daß die Braut, welche den ganzen Tag über die Lippen nicht öffnen darf, auch jetzt stumm bleibt und wie bisher den Holzklotz spielt. Die zustimmende Antwort wird daher gegeben, indem die Kranzjungfer nach der dritten Frage der Braut mit Gewalt den Kopf tief hinabstößt. Hierauf wird der Bräutigam befragt; ihm ist es gestattet, die Antwort selbst durch ein entschiedenes, kräftiges „Popo!" (Ja, ja) zu geben.

Nach Beendigung der Trauung entfernt sich der Gemahl, um sich für die ausgestandene Pein durch ein Glas Schnaps zu entschädigen. Die arme Braut muß jedoch noch verweilen und sich von den nunmehr eingelassenen Weibern besingen lassen. Sei sie auch noch so häßlich, ihre eingebildeten Reize werden da enthusiastisch verhimmelt, ohne daß sie sich über diese drastische Ironie gekränkt fühlen darf.

Nachdem auch dies überstanden, setzt man sich zur Tafel und zwar die weiblichen Gäste in dem einen, die männlichen im andern Zimmer. Wenn die Zahl der Gäste sehr groß ist, müssen selbstverständlich mehrere Zimmer, oft auch noch der Hof und Garten in Anspruch genommen werden. Die Gäste sitzen dabei zu zehn bis zwölf an viereckigen Tischen. In der Mitte der männlichen Tafeln befindet sich der Bräutigamstisch, dessen Ehrenplatz der Gemahl einnimmt; ihm zur Seite sitzen der Pfarrer und die Beistände. Der Gemahl erscheint übrigens erst zum Dessert, wenn die Schnapsflaschen aufgefahren werden. Die Beistände stoßen ihn dabei mit Gewalt vor sich in das Zimmer, nöthigen ihn zum Niedersetzen und stopfen ihm scheinbar gegen seinen Willen die Bissen in den Mund. Aus eigenem Antrieb zu essen, fällt keinem anständigen Bräutigam ein. Das Gleiche geschieht im andern Zimmer bei den Weibern mit der Gattin. Nach der Tafel beginnen die Männer zu spielen, rauchen, tanzen und scherzen; die Weiber geben sich dem beseeligenden Tratsch hin, wobei natürlich die Kaffeeschale unaufhörlich klappert.

Bei Anbruch der Nacht wiederholt sich das Gelage. Gegen Mitternacht wird dann die Braut in ihr Gemach geleitet und der Gemahl hiervon heimlich benachrichtigt. Er benutzt einen günstigen Moment, da alles mit den Schwelgereien beschäftigt ist und sich um ihn nicht kümmert, um sich heimlich und ungesehen fortzuschleichen. Er stiehlt sich in das Gemach seiner Braut, bleibt daselbst einige Stunden und kehrt dann in den Kreis seiner zechenden Freunde zurück, seine Abwesenheit mit der Nothwendigkeit nach dem Wetter zu sehen und dergleichen entschuldigend. Auch an den folgenden Tagen hütet er sich gehörig, beim Besuchen seiner Gattin gesehen oder beim Verlassen ihres Gemaches ertappt zu werden, da dies für ihn eine große Schande wäre. Wenn daher bei armen oder zahlreichen Familien das neue Ehepaar nicht sein eigenes Gemach hat, ist es Sitte, daß sich die Neuvermählten bis zur Geburt des ersten Kindes nur heimlich an abgelegenen Orten sehen.

Die ersten drei Tage nach der Hochzeit muß die Frau, wie schon erwähnt, im Winkel stehen, ohne sich rühren oder sprechen zu dürfen. Wenn die Weiber des Morgens das Brautgemach betreten, finden sie bereits die junge Frau in dieser Stellung. Nur muß sie sich noch mit den Händen das Gesicht bedecken, als ob sie sich schämte. Diese drei Tage sind von tödtlicher Langweile und Pein für die arme Frau, denn sie muß die Besuche aller Weiber über sich ergehen lassen und dabei die Statue vorstellen. Von weit und breit ziehen nämlich die neugierigen Weiber herbei, um sich die Braut anzusehen. Kein Mann darf sich dabei im Hause blicken lassen und dem Gemahl ist es überlassen, sich im Freien oder wo er sonst will herumzutreiben. Erst mit dem dritten Tage haben die Komödien ihr Ende erreicht und tritt die Frau in ihre häuslichen Rechte ein.

Ein Jahr nach Geburt eines Kindes — bei manchen Stämmen schon kurze Zeit danach — wird dieses getauft, bei welcher Gelegenheit ihm der Pathe den Kopf scheert. Dabei geht es drei Tage lang lustig zu. Die abgeschnittenen Haare werden nebst dem Pathenpfennig während dieser Zeit in einem Beutel aufbewahrt und nach drei Tagen verbrannt. Das Pathenkind wird der „Heilige Johann" genannt.

Erwähnt sei noch, daß der Mann kein Recht auf das Eigenthum seiner Frau hat, bestehend aus den Geschenken, die sie vor und nach der Heirath von ihren Verwandten bekommen hat. Er darf sie züchtigen, aber nicht mißhandeln, denn die geringste sichtbare Verletzung würde eine Klage seiner Frau zur Folge haben. Die Pleknte müßte ihn dann zu einer starken Geldstrafe verurtheilen.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

III.

Die ersten drei Tagereisen bis nach dem etwa 90 engl. Meilen entfernten Nikkô wurden zu Kuruma zurückgelegt auf der belebten, breiten, aber stellenweise in sehr schlechtem Zustande befindlichen Straße, die von Tokio nordwärts durch die Ebene von Jedo führt. Auf beiden Seiten dieses Weges ziehen sich meilenweit in fast ununterbrochener Folge gartenumgebene Häuser hin, deren offene Fronten einen ungehinderten Einblick in das häusliche Leben und die Beschäftigungen ihrer Bewohner gestatten. Besonders zahlreich sind die Tschajas oder Theehäuser vertreten, die, wenn auch oft kaum etwas anderes als ein niedriger Holzschuppen mit einer mattenbelegten Erhöhung auf der einen und den einfachsten Kochvorrichtungen, meist nur einem am Boden angezündeten Holzkohlenfeuer, auf der andern Seite des offenen Vorraums, doch für alle des Weges Kommenden eine ebenso große Anziehungskraft zu besitzen scheinen, wie die mehrstöckigen, mit Fahnen und bunten Lampen geschmückten und stets reich besuchten Tschajas der großen Städte. Auch Miß Bird's Kurumaläufer, die den Weg bis Nikkô ohne Ablösung machten, unterbrachen ihr gleichmäßiges Traben durch häufige Ruhepausen in diesen Theehäusern, wo jeder Gast, ehe er den mattenbelegten Raum betritt, auf dem polirten Holzrand desselben niedersitzen und sich die Füße in der lackirten Schale waschen muß, die ihm von einem der bedienenden Mädchen entgegengebracht wird. Eine zweite Dienerin bringt dann das tabakobon, ein kleines viereckiges Brett aus lackirtem Holze mit einem Kohlenbehälter und Aschenbecher aus Bambus oder Porcellan — denn die Japanesen, und besonders die Männer und Frauen der niedern Klasse, sind fast ausnahmslos leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie aus ganz kleinen nur drei bis vier Züge gewährenden Thonpfeifen rauchen —, eine dritte endlich setzt das zen neben ihn, ein etwa 6 Zoll hohes Tischchen, auf dem eine Theekanne und zwei Becher von der Größe unseres Kinderspielzeuges stehen. Der japanische Thee giebt, wenn man ihn richtig behandelt, d. h. wenn man die Blätter nicht länger als eine Minute im Wasser läßt, ein aromatisches, wohlschmeckendes und ebenso erfrischendes wie anregendes Getränk von hell strohgelber Farbe, das ohne Zuthat von Zucker oder Milch genossen wird. Auch die gewöhnlichen volksthümlichen Delikatessen der Japanesen — verschiedenartiges Zuckerwerk, getrocknete Fische, eingesalzene Früchte und Gemüse, darunter besonders der Daikon oder Gartenrettig (Raphanus sativus), gedörrte Dattelpflaumen und die beliebten mochi, kleine ungebackene Kuchen aus Reismehlteig — werden hier verkauft. Die Hauptspeise der niederen Volksklassen, der auf die einfachste Art zubereitete, d. h. nur in Wasser weichgekochte, Reis, ist in den Tschajas gewöhnlichen Ranges zu drei bestimmten Stunden des Tages warm zu haben; in den Zwischenzeiten genießt man ihn kalt oder erwärmt ihn sich durch Aufgießen von heißem Thee. Vor dem am Boden kauernden Gaste sitzt dann eine Dienerin, die dem Speisenden aus einem großen eimerartigen Gefäße seine Reisschale so lange immer von Neuem füllt, bis er Einhalt gebietet. Der durchschnittliche Reiskonsum der unteren Klassen soll sich pro Kopf und Tag auf etwa 2 englische Pfund (etwas über 900 Gramm) belaufen; doch ist diese Angabe wahrscheinlich etwas zu hoch gegriffen.

Von der wichtigen Rolle, welche die Reiskultur in Japan spielt, empfängt man schon bei der Reise durch die Ebene von Jedo ein deutliches Bild. Auf meilenweit in die Runde ist das ganze Land hier nur ein großer künstlicher Reissumpf, aus dem wie Inseln die Dörfer mit ihrer Umgebung von Bäumen und die trockneren Stellen hervorragen, auf denen Weizen, Zwiebeln, Hirse, Bohnen und Erbsen gezogen werden. Dazwischen finden sich auch vereinzelte größere und kleinere Teiche, in denen neben der schönen Nelumbo nucifera auch eine Art Sagittaria kultivirt wird, deren Samen resp. Wurzelknollen eine beliebte Speise abgeben. Ganz ausnahmsweise nur werden hier Ochsen oder Pferde zur Bestellung der Felder verwendet; dafür aber hat die unablässige angestrengte Arbeit der Menschen auch den Erfolg, daß man nirgend etwas von Unkraut sieht, und daß der stets überreich gedüngte Boden regelmäßig zwei, oft auch drei Ernten im Jahre gestattet. Scharen von Männern, die der Mehrzahl nach nur mit einem Maro oder Lendentuche bekleidet waren, wateten jetzt überall knietief in den übelriechenden Sümpfen, denn man befand sich gerade in der Zeit des Versetzens der jungen Reispflanzen. Je weiter man nach Norden kommt, desto mehr verliert sich der monotone Charakter der Landschaft; die Reisfelder werden etwas seltener, bewaldete Hügel zeigen sich in der Nähe; in der Ferne aber ragen mächtige Berge empor. Die großen am Waldrande liegenden Ackerbaudörfer tragen alle den Anstrich einer gewissen Wohlhabenheit; große Scheunen mit geschweiften Dächern, schöne Thore, die durch die 2 Fuß breiten und oft über 20 Fuß hohen glattgeschnittenen Hecken führen, mit denen die wohlhabenden Grundbesitzer hier ihre Gehöfte umgeben, bieten reiche Abwechselung für das Auge. Als einen auffallenden Mangel in dem Landschaftsbilde aber muß jedem europäischen Reisenden das Fehlen alles Viehs auf dem Felde und in den Gehöften auffallen; Weideländereien sind nirgends vorhanden, da man weder Schafe noch Rinder zieht, und so sind Hühner, die allein um des Eierertrages willen, nicht zum Schlachten, gehalten werden, und elende Hunde von schlechter Race fast überall die einzigen Hausthiere.

Das erste Nachtquartier in Kasukabe bot, ebenso wie das zweite in der großen Stadt Totschigi, ehemals dem befestigten Sitze eines Daimjo, einen Vorgeschmack von den mannigfachen Widerwärtigkeiten, die von einer Reise durch Japan untrennbar sind. Auf die ungesunde, einem europäischen Magen nur schwer zusagende Nahrung, auf den Ueberfluß an Flöhen und Mosquitos und den fast vollständigen Mangel an brauchbaren Pferden war Miß Bird durch die Erzählungen ihrer Freunde in Tokio schon vorbereitet; nach einigen unliebsamen Erfahrungen fügt sie zu der Liste der Schattenseiten einer japanischen Reise noch die schlechte Luft und den Mangel an einem abgeschlossenen Aufenthaltsraum in den Gasthäusern (Jadoja) hinzu.

Die Jadoja bessern Ranges ist meistens ein großes zweistöckiges Gebäude, in dem an den vielbesuchten Straßen oft weit über hundert anspruchslose Reisende Aufnahme finden. Das Erdgeschoß wird zum großen Theil durch das Daidokoro, die geräumige offene Küche, eingenommen, in der eine Schaar von Dienern und Dienerinnen, oft dreißig

und mehr an der Zahl, ihr geräuschvolles Wesen treibt. Das obere Geschoß, zu dem eine steile Stiege, häufig auch nur eine Leiter aus dunkelpolirtem Holz hinaufführt, besteht in der Regel aus einem einzigen weiten Raum mit alkovenartigen Nischen an den beiden schmalen, mit einer Gallerie an den offenen Längsseiten. Je nach Bedürfniß und Wunsch kann dieser Raum durch Einschieben großer papierbeklebter Holzrahmen, die in korrespondirenden Rinnen im Fußboden und in den Deckenbalken laufen, in mehrere kleinere Gemächer verwandelt werden. Außer diesen fusuma genannten Tapetenwänden giebt es noch die sogenannten schodschi, d. h. Rahmen, die mit durchscheinendem Papier beklebt sind und an Stelle der Fenster eingeschoben oder auch gelegentlich zur Abtrennung noch kleinerer Räume, als durch die fusuma möglich ist, wie Schirme aufgestellt werden. Die Fußbodenmatten oder tatami, welche die einzige Einrichtung eines solchen Gemachs bilden, sind oft eines der kostbarsten Besitzstücke des Hauseigenthümers. Ein sehr feines, weiches, zwei bis drei Zoll dickes Gewebe, von fast weißer Farbe und von einem dunkelblauen Rande eingefaßt, werden sie immer in einer bestimmten Größe (ungefähr 2 m Länge auf 1 m Breite) hergestellt, nach der man sich bei der Anlage der Innenräume eines Hauses richtet. Leider bietet diese schöne Bodenbekleidung, die kein Japanese je mit unsauberen Füßen oder gar mit Schuhen betreten wird, ein stehendes Obdach für Millionen von Flöhen, die im Verein mit Mosquitos den gegen solche Plagen noch nicht abgehärteten Reisenden den Aufenthalt zu einer Art von Tortur machen können. Und zu dieser am Schlafe hindernden Plage kommt noch das Gefühl persönlicher Unsicherheit, wenn bei Tage und bei Nacht nicht nur die zahlreichen Löcher und Risse, die sich oft in den Tapetenwänden befinden, ohne Unterlaß von neugierig hineinstarrenden Augen belagert sind, sondern auch die Wände immer und immer wieder bei Seite geschoben werden, um der zudringlichen Dienerschaft, neugierigen Fremden, schwer abzuweisenden Tänzerinnen und Sängerinnen oder den blinden Leuten, die ihre Dienste zum Schampuiren anbieten, Eingang zu gewähren. Bis weit in den Morgen hinein herrscht in einer vielbesuchten Jadoja ein wahrer Höllenlärm; Gesang und Gekreisch mischt sich mit den Tönen chinesischer Trommeln und der landesüblichen Saiteninstrumente, des samisen und des koto; auf der einen Seite hört man dazu wohl in dem Nebengemache stundenlang mit gellender Stimme buddhistische Gebete recitiren, auf der andern das wüste Geschrei und das unaufhörliche Plätschern einer Gesellschaft Badender; und froh kann man noch sein, wenn nicht, wie es Miß Bird in Totschigi widerfuhr, die trennenden Zwischenwände mitten in der Nacht umgeworfen werden, und man zum unfreiwilligen Zeugen einer wüsten Scene ausschweifender Lustigkeit gemacht wird. Von der Straße herauf erschallt das eigenthümliche Pfeifen der blinden Schampuirer und das laute Klappern des Wächters, der zum Zeichen seiner Wachsamkeit mit zwei großen Hölzern aneinanderschlagen muß. Rechnet man zu diesen Störungen noch die widrigen Gerüche, die theils auf schlechte häusliche Einrichtungen, nach denen z. B. die Dünger- und Abfallgrube unmittelbar neben dem Eingange des Hauses angebracht wird, theils auf die strengen und nichts weniger als lieblichen Düfte vieler japanischer Speisen, des beliebten Daikon vornehmlich, sowie auf das Qualmen der primitiven Lampen und Kerzen zurückzuführen sind, so kann man sich eine Vorstellung von einem Nachtquartier in einer großen Jadoja machen. Freilich giebt es fast in jedem größern Orte eine ganze Reihe von Häusern, die durch ihre Schilder ebenfalls als Herbergen gekennzeichnet werden, und auf deren ruhige reinlich gehaltene Gänge, weiße Matten und schöne Wandgemälde oder kakemonos der Fremde, der eine unruhige Nacht in einer schmutzigen Jadoja zugebracht hat, mit einer Art von Neid blickt. Auf die Frage, weshalb man nicht lieber hier eine Unterkunft gesucht habe, erhält er dann regelmäßig zur Antwort, daß diese schönen Häuser, durch deren untere, oft von einem zierlich überbrückten Wasserlauf durchströmte Halle man einen weiten Garten mit Blumen und Fontänen erblickt, sämmtlich Kaschitsukeja oder verrufene Häuser seien.

In den Dörfern hinter Totschigi ist fast jedes Haus von einer kleinen Pflanzung von Theesträuchern umgeben, deren Blätter jetzt gerade gesammelt und zum Trocknen auf Matten ausgebreitet wurden. Allenthalben erblickt man auch die Anzeichen von Seidenzucht in den ausgedehnten Maulbeerkulturen und in den vor den Häusern auf großen flachen Schüsseln in der Sonne ausgelegten weißen und gelben Kokons. Die häusliche Textilindustrie scheint in dieser Gegend eine wichtige Rolle zu spielen; vor fast allen Häusern saßen hier die Frauen: die jüngeren mit dem Weben eines schmalen Baumwollstoffes, die älteren mit Spinnen beschäftigt; und in jedem Dorfe sah man gefärbtes Baumwollgarn, das zum größten Theil aus England importirt wird, in großen Quantitäten zum Trocknen aufgehängt. Die hierzu verwendete Farbe ist ein einheimisches Indigo, das von dem Polygonum tinctorium gewonnen wird. Unter den Weibern, die man mit Spinnen und Weben, mit dem Einsammeln des Thees oder mit Gartenarbeit beschäftigt sah, waren nur wenige, bei denen nicht auf dem Rücken in den Falten des Gewandes ein kleines Kind gekauert und mit klugen schwarzen Augen über die Schulter der Trägerin hinweg geschaut hätte. Auch die Mehrzahl der kleinen Mädchen, die an der Straße spielten, war in der nämlichen Weise, oft ersichtlich weit über ihre Kräfte, belastet. Zahllose Dörfer, überfüllte Häuser und in allen große Schaaren von Kindern jeden Alters zeigen hier überall ein ungewöhnlich reich bevölkertes Land an.

Nach Nikkô, dem ehemals berühmten Wallfahrtsorte, wo die beiden größten Schoguns Ijejasu und Ijemitsu begraben liegen, führen zwei großartige Baumalleen, die wohl kaum ihres Gleichen in der Welt haben dürften. Sie sollen zum Andenken der beiden Heldenfürsten von einem Manne gepflanzt worden sein, der zu arm war, um eine bronzene Laterne an ihren Schreinen zu stiften; und man kann sich in der That kein herrlicheres Denkmal vorstellen, als diese stattlichen Reihen von über 100 Fuß hohen Kryptomerien, deren Stämme bis 30 Fuß Umfang haben und erst 50 bis 60 Fuß über dem Boden sich zu verzweigen anfangen. Aus der Ferne durch ihre pyramidenförmige Krone den Cedern gleichend, erscheinen die Kryptomerien durch das Aufplatzen ihrer röthlichbraunen Rinde zu schmalen Längsstreifen meist noch höher, als sie in Wahrheit sind. Die erste Allee, welche die große Straße von Oschiu-kaido einfaßt, hat eine Länge von 50 engl. Meilen; die von Reiheischi-kaido dagegen ist nur 30 Meilen lang. Bei dem von einem klaren Strome durchflossenen Bergdorfe Imaitschi vereinigen sich diese beiden Wege, und von hier aus führt dann die Allee immer bergauf noch bis zu dem acht Meilen entfernten Heiligthume. Die Landschaft zu beiden Seiten der mächtigen Baumgänge ist unvergleichlich schön. Große schneebedeckte Berggipfel überragen die hügelartigen Vorberge, häufig gekrönt von Schintotempeln, die inmitten schattiger Gehölze stehen, und zu denen man auf einer breiten Flucht von Steinstufen emporsteigt. Das Unterholz in dem Walde besteht zum großen Theil aus roth- und weißblühenden Azaleen; goldene Weizenfelder und ausgedehnte Flächen, auf denen der in dieser Gegend

vielfach angebaute Hanf sein zierliches Grün zeigt, umgeben die Dörfer, an deren Eingange sich hier meist ein hohes Gerüst mit großen, lauttönenden Glocken erhebt. Kleine heilige Schreine, vor denen Blumen und an Stäben befestigte Lappen und Papierstreifen als Opfergaben dargebracht sind; Steinbilder Buddha's und seiner Jünger, zum Theil arg verwittert oder auch umgefallen, aber auf den Gesichtern der meisten noch der charakteristische Ausdruck glückseliger Ruhe und Weltabgeschlossenheit erkennbar; verfallene Tempel aus lackirtem Holze, deren kleine Glöckchen der leiseste Windhauch erklingen macht, sind überall zwischen den Dörfern längs der Straße zu sehen. Je höher der Weg an den Vorbergen des Nantaisan-Gebirges emporsteigt, desto üppiger wird die Vegetation; jeder Stein ist mit dichtem Moose bedeckt, die Wegränder sind durch Protococcus viridis und mehrere Marchantia-Arten grün gefärbt. Der Wald zieht sich bis zu dem Gipfel der schroffen Felsen hinauf, zwischen denen Hunderte von größeren und kleineren Bächen hinabströmen. An dem Gebirgsdorfe Hatschiischi endigt der für Kurumas befahrbare Weg; wer weiter ins Land eindringen will, muß zu Fuße gehen, sich tragen lassen, oder zum Reiten auf den übelberufenen Packpferden sich entschließen. Das Dorf Hatschiischi besteht nur aus einer steilen Straße, die mit ihren von hohen, weit überhängenden Dächern bedeckten Holzhäusern, den großen Stufen, in denen sie ansteigt, der über das Ganze verbreiteten warmen Färbung und der umgebenden großartigen Bergscenerie eine gewisse Aehnlichkeit mit einem malerischen Schweizerdorfe hat. Und noch mehr wird man an die Schweiz erinnert, wenn man, das Dorf zu Fuß hinaufschreitend, überall künstliche Holzschnitzereien und seltsam geformte Körbe aus dünnem Holz und Grasgeflecht zum Kaufe für die den Wallfahrtsort besuchenden Fremden ausliegen sieht. Die Straße selber sowie das Innere und Aeußere der kleinen Häuser zeichnen sich durch fast ängstliche Sauberkeit aus; ebenso ist auch die große Jadoja des Ortes ein Muster an Reinlichkeit und Ordnung. Trotzdem blieb Miß Bird ihrem Vorsatze treu, für den beabsichtigten mehrtägigen Aufenthalt in einem Privathause ein Unterkommen zu suchen. So setzte sie ihren Weg noch etwas weiter fort bis zu dem auf der andern Seite des Heiligthums am Fuße des Berges belegenen Dorfe Irimitschi. Zahllose terrassirte Steige führen hier durch den dunklen Bergwald zu den Tempeln und heiligen Gräbern empor, die, geheimnißvoll von einem dichten Haine von Kryptomerien und Tannen umgeben, auf der Höhe stehen. Ueber die um diese Jahreszeit durch häufige Regengüsse zu einem reißenden Strome angeschwollene Daijagawa, die mächtig brausend in einer Felsschlucht herabstürzt, führt die berühmte heilige Brücke oder Mihaschi, ein 80 bis 90 Fuß langes, etwa 20 Fuß breites Bauwerk aus dunkelroth lackirtem Holze, das auf gemauerten Seitenpfeilern und steinernen Querträgern ruht. Im Jahre 1636 erbaut, durfte diese Brücke allein von den Schoguns, den Gesandten des Mikado und von zwei alljährlich zu den heiligen Schreinen wallfahrenden Pilgerzügen benutzt werden. Auch heute sind ihre beiden Zugänge durch Gitterthore verschlossen, und man gelangt zu dem am andern Ufer liegenden Irimitschi auf einem weiter unterhalb über den Strom führenden Steg.

Das Haus, in dem die Reisende durch die geschickte Vermittlung ihres Dieners Ito Aufnahme fand, gehörte einem in guten Verhältnissen lebenden Manne, dem sein Amt als Leiter der Festmusiken an den Schintoschreinen, eine halbe Sinekure, hinreichende Muße ließ, um sich fast unablässig mit der Verschönerung seines Hauses und Gartens zu beschäftigen. So war denn auch diese am Fuße des Berges, etwas abseits von dem malerischen grauen Dorfe Irimitschi belegene Heimstätte ein vollkommenes japanisches Idyll. Von dem Berge, der an seinem obern Theile mit reichem Baumwuchse, am untern mit blühendem Azaleengesträuch bedeckt ist, strömt ein Bach herab, der durch das Haus geleitet und im Garten von zierlichen Bambusstegen überbrückt und zu kleinen Kaskaden verwendet ist. Das ganze innere Holzwerk des Hauses, eines mit zwei Veranden versehenen zweistöckigen Pavillons, ist schön polirt und mit reichem Schnitzwerk versehen. An der polirten Wand des einen Seitenalkoven hängt ein kakemono, ein auf weißer Seide gemalter Zweig röthlicher Kirschblüthen, das Werk eines berühmten, in der Satsuma-Rebellion gefallenen Künstlers, der ausschließlich Kirschenblüthen gemalt hat. Von gutem Geschmack zeugt die auffallend sparsame Verwendung von Zimmerschmuck in allen japanesischen Häusern, wo ein einziges Wandgemälde, ein kleines Kabinetschränkchen mit vergoldeten und schönbemalten Thüren, eine zierliche weiße oder bunte Vase von schöner Form, die an die Wand gehängt und mehrmals am Tage neu gefüllt wird — d. h. niemals mit mehr als einer Blume oder einem einzigen Blüthenzweige —, von entschieden größerer Wirkung sind, als die bei uns beliebte reichliche Entfaltung von dekorativen Kunstprodukten. Nicht, als ob die wohlhabenden Japanesen nicht auch reiche Schätze an derartigen Kunstwerken besäßen: aber ein richtiges, und wenn man will raffinirtes Schönheitsgefühl läßt sie diese Schätze immer nur einzeln und in häufig abwechselnder Auswahl zum Schmucke ihrer Wohnräume verwenden. Auch die Kura oder das neben dem Wohngebäude liegende feuerfeste Vorrathshaus von Miß Bird's Wirth beherbergte eine große Sammlung von Kostbarkeiten aller Art: wunderbare alte Lack- und Porcellanarbeiten, alte reichverzierte musikalische Instrumente u. s. w. Der einzige religiöse Schmuck im Hause war hier das kamidana oder das „Gottesfach", ein kleines Fach, auf dem ein hölzerner Schrein von der Form eines Schintotempels steht, der die Gedächtnißtafeln mit den Namen der verstorbenen Verwandten enthält. Jeden Morgen wird ein Zweig Immergrün und zwei kleine Schalen, die mit Reis und Sakó (Reiswein) gefüllt sind, jeden Abend eine brennende Lampe davor aufgestellt.

Das Dorf Irimitschi besteht aus etwa 300 Häusern, die in drei bergaufgehenden, terrassirten Straßen gebaut sind. In der Mitte jeder Straße läuft ein rascher Bergbach in einer steinernen Einfassung, der hier wie überall für die Kinder des Dorfes der Hauptsammelplatz ist und den größeren Knaben Gelegenheit zur Aufstellung von allerhand Wasserrädern bietet, deren künstliche Ausführung oft von nicht geringem technischen Verständniß zeugt. Regelmäßig um sieben Uhr Morgens leert sich die Straße von den Kinderschaaren, die durch den Schall einer Trommel nach dem in europäischem Style gebauten Schulhause gerufen werden, wo sie einstweilen noch in ungewohnt-unbehaglicher Weise auf Bänken und an Tischen sitzen müssen, während sie in der Häuslichkeit nur das Liegen und Kauern auf den Matten kennen. Der strikte Gehorsam, an den die japanesischen Kinder von früh auf gewöhnt sind und der auch das ganze spätere Leben hindurch das Verhältniß der Kinder zu den Eltern charakterisirt, macht dem Lehrer leichte Arbeit. Fast traurig ernsthaft und alt sehen die langen Reihen der aufmerksamen über die Bücher gebeugten Kindergesichter aus; ein Eindruck, zu dem freilich die kahlgeschorenen Köpfe der Knaben und die Haartracht der Mädchen das Ihrige beitragen. Die Erlernung der chinesischen Schriftzeichen, die neben dem einfachern Sylbensystem der Japanesen immer noch unentbehrlich ist, nimmt unverhältnißmäßig viel

Zeit und Mühe in dem Gange des Unterrichtes fort; und, wie das kaum anders sein kann, sind es doch immer nur wenige Schüler, welche die Schwierigkeiten derselben wirklich bemeistern. Die Elemente der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften sowie Arithmetik, Geographie und Geschichte werden jetzt in allen Dorfschulen gelehrt. An Orten, wo sich noch keine von der Regierung eingerichteten Schulen befinden — denn von einer auf 5 000 000 Köpfe geschätzten schulpflichtigen Bevölkerung sind einstweilen nur wenig über 2 000 000 in den neuen Schulen untergebracht —, pflegen sich seit lange schon die wohlhabenderen Familien zusammenzuthun und gemeinsam einen Lehrer für ihre Kinder zu halten, an dessen Unterricht sie die Kinder der Aermeren umsonst theilnehmen lassen. Der Lehrer in Nikkô, der von der Regierung angestellt war und zu der achten Klasse der dreizehn verschiedenen Stufen von Lehrern gehörte, war trotzdem mit seinem Gehalt allein auf freiwillige Beiträge der Einwohner und auf das Schulgeld angewiesen, das je nach dem Vermögensstande der betreffenden Eltern in unserm Gelde zwischen 5 und 35 Pfennigen monatlich für jedes Kind betrug. Für fünfstündigen täglichen Unterricht (von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags) bezog er ein Monatsgehalt von etwa 20 Mark.

Die heilige Sage der Polynesier[1]).

α Im August des vorigen Jahres kehrte Adolf Bastian von seiner letzten Reise um die Erde zurück, und bereits im November konnte der fleißige Gelehrte das Manuskript des vorliegenden 300 Seiten starken Bandes abschließen. Wie bei allen Werken staunen wir auch hier wieder über die Fülle des Gebotenen, über die unerschöpfliche Menge der herbeigezogenen Parallelen, über die stupende hier zu Tage tretende Gelehrsamkeit, bei welcher es selbst dem Fachmann, welcher mit den hier behandelten Dingen vertraut zu sein glaubt, oft schwindlig wird.

Bastian ist von einem heiligen Feuereifer beseelt, für die Ethnographie „in der zwölften Stunde“ noch zu retten, was zu retten ist, das Material aufzuspeichern, aus dem dereinst mit Hülfe der Induktion die Wissenschaft vom Menschen auferbaut werden kann, denn daß unsere lebende Generation trotz rastloser Thätigkeit davon noch etwas schaue, daran zweifelt er mit Recht. Es geht uns hier wie Mose, wir können nur einen Blick in das gelobte Land thun, ohne es selbst zu erreichen, was aber nicht abhalten darf kommenden Geschlechtern vorzuarbeiten. Bastian, ein glücklicher Entdecker auf unserm Gebiete, dessen rastlose Thätigkeit die Räume des ethnographischen Museums in Berlin schon mit so manchem Schatze bereichert hat, gelangte auch auf seiner letzten Reise zur Hebung neuer Kostbarkeiten, welche uns zum ersten Male einen tiefen Einblick in das religiöse Wesen der Südseevölker gestatten. Hundert Jahre sind jetzt verflossen, seit Cook der zweite Entdecker Neuseelands wurde und die Sandwich-Inseln fand; diese hundert Jahre haben gereicht, um die einheimische Bevölkerung beider Inselgruppen zusammengenommen auf etwa 100 000 Seelen zu reduciren; von den eigentlichen religiösen Ideen der Urbewohner haben wir aber trotz eines hundertjährigen Verkehrs mit denselben nur geringe Bruchstücke kennen gelernt, wir sind ahnungslos an großen Schätzen vorübergewandelt, wir haben sie nicht gehoben, trotzdem aus ihnen „der Gedankenkreis Polynesiens, einer der wunderbarsten, der von dem Menschengeist auf der Erde geschaffen ist“, sich hätte rekonstruiren lassen. Dahin sterben die letzten Träger der alten unverfälschten Traditionen; ehe sie aber auf immer den Mund schließen, zwingt an zwei wichtigen, von einander entlegenen Stellen der glückliche Reisende sie noch zum Reden. Sie enthüllen das lange mit priesterlicher Heimlichkeit gewahrte Mysterium und es wird uns möglich, einen mehr als flüchtigen Blick in die religiösen Vorstellungen der Südseevölker zu thun.

Im Nachstehenden vermögen wir Eigenes nicht zu bieten, müssen vielmehr uns darauf beschränken, dem Leser einen kurzen Bericht über den Inhalt des Werkes zu geben, der hoffentlich ausreicht, um einen Begriff von der hohen Wichtigkeit des Buches zu geben, das für Kosmogonie und Theogonie der Polynesier ganz neue Anschauungen eröffnet.

Wie in der alten Welt, so bewahrten auch in Polynesien die Priestergilden mit emsiger Eifersucht die Geheimnisse der Religion, und der Reisende drang nur in den seltensten Fällen in das Mysterium ein. Die Missionäre, den heimischen Priestern gegenüber auf feindlichem Standpunkte stehend, versuchten nur in den seltensten Fällen den Schleier zu lüften; viele arbeiteten systematisch an der Austilgung der alten Traditionen, gerade wie in Yukatan und Mexiko die Dominikaner einst die kostbaren Bücher verbrannten. So besaßen wir eigentlich nichts weiter als „hier und da auf den verschiedenen Inselgruppen unterschiedungslos aufgeraffte und willkürlich durcheinandergewürfelte Mythen.“ Vom tiefern Gehalt war dagegen nichts vorhanden.

Tangaroa, Taaroa oder Kanaloa ist der Schöpfer bei den Polynesiern. In seinem weit verbreiteten Kultus erscheint er in verschiedenen Masken; so weilt auf Raiatea seine Schöpferkraft in einer Muschel, anderwärts tritt er als Schildkröte auf und erneuert sich durch Abwerfen der Schale oder er schwebt in einem vom Winde umhergetriebenen Ei. Die Schiffszimmerleute von Tonga, deren Schutzgott er war, übertrugen auf ihren Seefahrten seinen Dienst an andere Küsten; in Neuseeland schreitet er als Spukgespenst über die Wogen. Seine schöpferische Thätigkeit auf den Markesas schildert ein erst kürzlich bekannt gewordener Sang:

Im Anfang der Raum und Gefährte,
Der Raum in des Himmels Höhe
Tanaoa erfüllte, durchwaltet den Himmel
Und Mutuhei schlingt drüber sich hin.
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,
Nichts Lebendes in Bewegung.
Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,
Eine finstere, schwarzdunkelnde Nacht.
Tanaoa war's, der die Nacht beherrscht
Aus Tanaoa hervor Atea (das Licht) entsprang
In Lebenskraft schwellend, mächtig und stark,
Atea war's nun, der den Tag beherrscht &c.

Ueberall in Polynesien beginnen die Kosmogonien mit dem Begriffe der Po, in welchen Räumliches und Zeitliches verbunden ist. Aus diesen Urnächten treten die Welten ins

[1]) Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Von Adolf Bastian. Leipzig. Brockhaus 1881.

Dasein und die Götter hervor, die Atua fauna po, die nachtgeborenen Götter, im Gegensatz zu den jüngeren niederen Göttern, welche durch Heroen in die Menschen übergehen. Po, räumlich und zeitlich gedacht, umfaßt das Ganze, die Keime und gesetzlichen Vorbedingungen für die künftige Schöpfung. Es ist die causa absoluta prima Spinoza's. „Wo immer wir den Gedankengang in ungestörter Fortbildung der kosmogonischen Theorie antreffen, gelangen wir, seiner Leitung folgend, früher oder später zu solch allumfassend Zeit und Raum durchwaltender Nacht, in deren Dunkel nichts weiter unterschieden werden kann, als letzten Abschluß, in phönizischen, assyrischen, indischen, hellenischen Theogonien, den milesischen und pythagoräischen Philosophien und so in Polynesien."

So viel im Allgemeinen. Speciell bringt Bastian die Kosmogonien von Neuseeland und Hawaii ans Licht. Während bereits nach Trollope die Literatur über Neuseeland „einige tausend Bände umfaßt" (!), ist der spekulative Inhalt der Glaubenslehre der Eingeborenen bis jetzt ein verschlossenes Buch gewesen. Mythen freilich erzählte man genug, aber ein tieferer Einblick in die Weltanschauung ist nirgends gewährt. Bastian traf nun, „von einem gütigen Geschick geleitet", mit mehreren Männern zusammen, die tiefer als andere in das Wesen der Maori eingedrungen waren, mit Judge Manning, dem Verfasser der „Pakeha Maori", mit John White, welcher in die Geheimnisse des Priesterordens eingeweiht ist und der ein Werk über die Neuseeländer vorbereitet. Ihm verdankt Bastian die Mittheilungen über deren Kosmogonie und Theogonie. Auch hier beginnt die Schöpfung mit dem Po, der Urnacht, mit cyklischen Kreisungen von Nachtperioden; in diesen manifestirt sich zuerst das Kore, das Nichtsein, und damit scheidet sich die Nacht, Te-Po, als bestimmter Zeitraum ab. Nach ungezählten Perioden erwacht Te Rapunga, das Sehnen, das sich in Waia oder Fortdauer der ersten Sehnsuchtsregungen zur Sehnsucht ausbreitet; in der Folge macht sich Te Kukune, die Empfindung, bemerkbar, die in Te Pupuke, der Ausbreitung, erstarkt. Als Folgewirkung beginnt ein erstes Pulsiren des Lebens, Te Hiriri oder Luftschnappen, und hieraus emanirt Te Mahara, der Gedanke, fortentwickelt zu Te Hinangara, dem Geisteswirken. Jetzt entspringt Te Manako, der Wunsch, welcher sich auf Wananga, das heilige Geheimniß oder große Lebensräthsel, richtet. In verzückter Anschauung des Versenkens über die umgebenden Wunder entfaltet sich Te Ahua, der Glanz der Glorie, und damit als schöpferischer Liebesgott Te Atamai, die Zeugungskraft der Liebe, die in materielle Schöpfungen niedersinkt, wodurch Te Whiwhia, das Festhalten am Dasein, hergestellt ist, durchdrungen von Ravea, der freudevollen Wollust, und somit ist dann eine bestimmte Gestaltung gegeben in Hoputu, dem Aufrichten, belebt durch Hau-Ora, dem Lebensathem, und jetzt fluthet Atea, das Weltall, im Raume, gespalten durch Geschlechtsdifferenz in Rangi und Papu, Himmel und Erde. Wir haben also nach einander in diesem philosophischen Produkte kannibalischer Wilden:

1. Das Nichtsein,
2. Die Urnacht,
3. Das Sehnen,
4. Fortdauer des Sehnens,
5. Empfindung,
6. Ausbreitung,
7. Pulsiren des Lebens,
8. Der Gedanke,
9. Geisteswirken,
10. Der Wunsch,
11. Das große Lebensräthsel,
12. Der Glanz der Glorie,
13. Die Zeugungskraft,
14. Festhalten am Dasein,
15. Wollust,
16. Gestaltung der Form,
17. Lebensathem,
18. Das Weltall,
19. Himmel und Erde.

„Wir stehen hier vor einer neuen Welt im Geisterreich, vor der Welt eines Ideenkreises, der fast ein Viertel unseres Globus räumlich gerechnet umfaßt und von dem wir dennoch so gut wie nichts wissen."

Nachdem Bastian nähere Erläuterungen zu dieser Maori-Kosmogonie geliefert, giebt er uns die in ihrer Kraft und Großartigkeit dem biblischen Bericht kaum nachstehende Schöpfungssage der Maori oder, wie sie einheimisch bezeichnet wird, die Geschichte der Söhne des Himmels und der Erde, welche „seit Jahrtausenden" wörtlich von Priester auf Priester überliefert wurde. Sie ist allegorisch, doch ist die Bedeutung der Allegorie dem gemeinen Volke nie mitgetheilt worden und heute auch unter den Priestern zum größten Theile verloren.

Ebenso glücklich war Bastian auf Hawaii, „wo das ursprüngliche Geistesleben bereits ganz in dem neuen und mächtigern (europäischen) Ideenkreis verschwommen" ist und wo eine ethnologische Sammlung hawaiischer Geräthe, wie sie das dortige Museum besitzt, ebenso angestaunt wird, wie bei uns. Selten nur hört man noch von einem alten Kahuna reden, der die Traditionen der Vorfahren bewahrt hat, er ist wie ein Märchenerzähler und „kundiger Mann" bei uns. Auf dem Kultusministerium fand Bastian indessen das bereits benutzte, aber in seiner ganzen Bedeutung nicht erkannte Manuskript David Malos, eines der ersten Bekehrten und von den Missionären im Schreiben Unterrichteten, in welchem dieser Mann seine Kenntniß über das alte Hawaii niederlegte. Dieses war der eine Schatz, den unser Reisende ausbeuten konnte, den zweiten fand er beim Könige Kalakaua selbst. „Da der König, wie er sagte, sich den Riten priesterlicher Weihe unterzogen hatte, um ungehinderten Zutritt zu den Geheimlehren zu erhalten, so eröffnete sich in den Stunden, die mir wiederholt für längere Gespräche gewährt wurden, eine Reihe neuer Einblicke in das polynesische Geisterleben." Alte Manuskripte, niedergeschrieben als die Schreibkunst auf Hawaii eingeführt wurde, dienten als Grundlage der Gespräche. Von „Skalden und Barden" im Gefolge der Könige verfaßt, verknüpfen sie die Genealogie der Könige durch Heroen und Götter mit der Theogonie der Inseln. Eines dieser alten, bei hohen Festen recitirten Tempelgedichte, im ἱερος λόγος der Priester, aus dem Anfange des Jahrhunderts stammend, fand Bastian ganz und intakt. Er durfte es benutzen, kopirte es theilweise und fand, daß der neuseeländischen Kosmogonie entsprechend auch hier die Schöpfung mit der Entstehung einer neuen Welt aus dem Schattenreflex einer vergangenen beginnt, das ganze vom Po umhüllt, aus welcher die Erscheinungen hervortreten. Demgemäß beginnt der erste Vers:

Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer
Aus Makaliis mächtigem Wolkenschleier,
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künftiger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Tiefen (Wurzeln) des Abgrundes,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen
Weit aus den Fernen der Sonne, aus den Fernen der Nacht.

Wir müssen hier abbrechen. Die weitere Entwickelung mit ihren zahllosen Einzelheiten, mit der Summe philosophischer Parallelen, die Bastian herbeizieht, muß studirt, mühsam studirt werden. Das hier Excerpirte vermag aber nur einen schwachen Abglanz zu geben von der wichtigen Gabe, welche für die geistige Geschichte der Menschheit der verehrte Verfasser uns in seinem neuesten Werke darbietet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem officiellen Werke: „Die Bergwerksproduktion Rußlands 1878“ wurden in ganz Rußland gewonnen: (in Pud = 16,38 kg) Gold 2572, Silber 699, Platina 126, Blei 85 281, Kupfer 214 702, Zink 283 398, Zinn 156, Gußeisen 25 397 279, Eisen 16 607 674, Stahl 5 378 750, Stahlschienen 3 376 506, Eisenguß 3 238 289, Steinkohlen 154 034 302, Naphta 15 324 167, Petroleum 6 285 133, Schwefel 29 971, Alaun 3600, Chromeisenstein 955 367, Kochsalz 47 678 528 Pud ꝛc. Münzen wurden geschlagen für 48 740 854 Rubel.

Die Zahl der Arbeiter betrug in den Bergwerken und Hütten (abgesehen von der Salzgewinnung) 282 319. Dampfmaschinen waren in Betrieb 971, durch Wasserkraft betrieben 1964, die mechanische Kraft (ohne die beim Goldbergbau benutzte) repräsentirt 64 364 Pferdekräfte. Von dem eigenen Bedarf Rußlands deckt die Produktion an Eisen 69, an Stahl und Stahlschienen 45, Kupfer 27, Zink 49, Steinkohlen 58, Kochsalz 82, Kerosin (Petroleum) 73 und an Schwefel 6 Procent.

— Nach der von der russischen Telegraphenverwaltung kürzlich herausgegebenen Uebersicht über ihre Thätigkeit im Jahre 1878 hatte das russische Telegraphennetz am 1. Januar 1879 folgende Ausdehnung:

	Werst Linien	Werst Leitungen	Stationen
Staatstelegraph	70 356	134 405	979
Eisenbahntelegraph	18 943	40 578	1347
Engl.-indischer Telegraph	3 407	7 290	53
Alands-Kabel	92	92	—
Andere Privattelegraphen	481	610	53
Militärpolizeiliche Telegraphen	361	361	102
Zusammen	93 640	183 336	2534

Der Zugang 1878 betrug bei den Staatstelegraphen 3815 resp. 5293 Werst und 44 Stationen, bei den Eisenbahntelegraphen 1184 resp. 1960 Werst, 116 Stationen, Telegraphen von Privatgesellschaften 112 resp. 378 Werst und 53 Stationen.

Asien.

— Ueber die Ernte im Zerawschan-Gebiet schreibt die „Turkest. Ztg.“: Die Ernte von 1880 ist weit besser als die von 1879, was zur Folge hatte, daß seit Mitte Juni der Preis des Weizens von $8^{1}/_{2}$ bis 9 Rubel für das Batman (8 Pud = 130 kg) auf 5 Rubel sank. Nicht eben so gut war der Ertrag auf Feldern ohne Bewässerung. Der schneereiche Winter und das regnichte Frühjahr versprachen zwar auch hier eine gute Ernte, und es waren deshalb in allen Wolosts alle irgend zur Aussaat geeigneten Felder besäet worden, aber die Trockenheit seit Mitte (Ende) April gestaltete diesen Theil der Ernte schlecht, ausgenommen im Wolost Pendshekent, wo der Regen länger anhielt und der Höhenlage wegen die Hitze geringer war. Wasser gab es 1880 im Zerawschan-Gebiete hinreichend; nirgends wurde über Mangel daran geklagt. Neben dem reichen Schneefall am Oberlauf des Flusses hat die Herrn Shishemski zu dankende gute Einrichtung der Bewässerungsanlagen und die regelmäßige Speisung der Kanäle hieran einen wesentlichen Antheil.

Buchara hat 1880 mehr Wasser erhalten als im Vorjahre, wie die regelmäßigen Beobachtungen beim Austritt der Gewässer in das Gebiet des Chanats und auch die Aussagen der Bucharen beweisen.

Die Anpflanzung von Bäumen ist in dem ganzen Gebiete kräftig gefördert worden; in allen mit Wasser versehenen Wolosts gedeihen die Pflanzungen gut, selten sieht man abgestorbene Exemplare. Dank den Bemühungen des als Gärtner für den Bezirk kommandirten Herrn Newjeski gab die im Herbst 1879 begonnene Einführung von Korkulme, weißer Akazie, chinesischer Esche (Ailanthus) und der Gleditschen auf den nicht bewässerbaren Stellen völlig zufriedenstellende Resultate. Die Anpflanzungen dieser Bäume befinden sich zwischen Samarkand und Kara-tübe, sowie auf den Vorbergen vor dem Passe von Schahrisabz; auf den letzteren sind etwa 45 Tanapen Land mit den genannten Bäumen bepflanzt; ihr Gedeihen, so schließt der Bericht, läßt hoffen, daß auch die Bewaldung der unbewässerten Höhen nicht bloß eine Chimäre bleibt.

— Auf einer herbstlichen botanischen Exkursion in den Tiën-Schan, von der er am 6. Oktober n. St. zurückkehrte, ging Herr Fetisow von Pischpek aus durch die Alexander-Kette an den Susamir, dann auf Ketmen-tübe, Kara-su, den See Kara-kul und schließlich über den Paß Dawan hinab in die Schlucht von Maily (Ferghana); er verweilte drei Tage in Audidshan und trat von dort aus den Rückweg an. Bis Ketmen-tübe verfolgte Fetisow dieselbe Straße, dann aber wandte er sich nach dem Dokus-toran und von da über den Paß Tschernandy zum Flusse Dshumgal, dem er bis zu seinem Ursprunge folgte; dann erstieg er den Paß von Kyzart, ging von da hinab zum Flusse Kötschkar und endlich über den Paß von Schamsi zurück nach Pischpek. Die Reise ergab eine gute Ausbeute an Gewächsen und Samen. Südwestlich von Ketmen-tübe in den Bergen von Tschitschikty traf er prächtige Ahornbäume mit sehr großen platanenartigen Blättern; die Stämme hatten bei einigen Exemplaren einen Umfang von $2^{1}/_{2}$ Arschin (1,78 m). Diese Bäume trifft man von der Grenze des Kreises Tokmak bis in den Kreis Andidshan und auch auf dem Dokus-toran. Unterhalb des Passes Tschemandy erregten reiche Mineralquellen mit eisenhaltigem Wasser Fetisow's Aufmerksamkeit. Weiter abwärts nach dem Flusse Dshumgal zu fand er zahlreiche Spuren von Steinkohlen und Jaspis.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

III.

Kaum war die Reisegesellschaft in Silago angelangt, so empfing sie dort einen unheimlichen Besuch, der zum Glück während des ganzen übrigen Verlaufes der Expedition der einzige seiner Art blieb: als sie bei brennender Lampe und lebhaft plaudernd beim Abendbrote saßen, schlich sich ein Tiger in eine kleine anstoßende Hütte (pendopo), packte den dort liegenden Hund und verschwand mit demselben.

Von Silago aus unternahmen sie mehrere Ausflüge, so am 7. Juni südlich nach Padang-Jlalang, am 8. südwestlich nach Simauoeng (Simawung), welches sie wegen des schlechten Zustandes der Wege indessen nicht an demselben Tage noch zu erreichen vermochten. Sie mußten am Flusse Sibelaboe übernachten, wo sie eine kleine Hütte vorfanden, welche sie mit den großen Blättern der Salo-Pflanze so weit vergrößern konnten, daß sie allesammt zur Nacht, wo es mit Strömen vom Himmel herabgoß, darunter Obdach fanden. Am nächsten Tage erreichten sie nach einem steilen Auf- und Abstieg gegen Mittag den Sikia, der wegen seiner heftigen Strömung und seiner Tiefe schwer zu passiren war. Vielfach ging das Wasser den Reisenden bis an den Hals. Nur mit Hülfe zweier Eingeborenen erreichten sie das andere Ufer und schließlich Simauoeng, welches nur aus zwei gerade unbewohnten Hütten bestand; die Einwohner befanden sich in anderen Behausungen inmitten ihrer Felder, so daß die Reisenden genügende Unterkunft fanden. Sie hatten zuerst beabsichtigt, dort 24 Stunden zu verweilen, damit sich die Träger ausruhen könnten, und dann nach Alahan-Tiga, eine Tagereise weiter stromab gelegen, zu gehen. Als aber am nächsten Morgen der Strom so geschwollen war, daß er unpassirbar geworden, verfielen sie auf den unglücklichen Gedanken, aus Bambus ein Floß zu bauen, auf welchem am dritten Morgen acht Personen Platz nahmen, während die Kulis mit dem Gepäcke zu Lande marschirten. Sehr bald wurden sie gewahr, daß sie der Strömung völlig preisgegeben waren und kein Mittel besaßen, ihr Fahrzeug zu lenken. Gleich hinter der ersten Biegung liefen sie so stark auf einen Felsen auf, daß zwei Mann in den Strom geschleudert wurden; dem einen gelang es noch, schwimmend das Floß wieder zu erreichen, der andere dagegen mußte nach Simauoeng zurückkehren und von dort den Landweg einschlagen. Das Floß aber wurde weiter geführt, bald gegen mächtige Steinblöcke, bald an überhängende Baumstämme streifend, hier festsitzend, dort an einer Felswand scheiternd, bis es zuletzt zwischen zwei Klippen hängen blieb und verlassen werden mußte. Mit Axthieben mußten sich nun die Reisenden einen Pfad durch das Gestrüpp am Ufer bahnen; nachdem sie sich dann mit durchnäßtem Zwieback gestärkt, blieb ihnen nichts anderes übrig, als einfach den zahllosen Windungen des Flusses zu folgen. Von ihm abzuweichen war unmöglich, weil man dann sofort in ein unentwirrbares Dickicht gerieth, wo an Fortkommen nicht mehr zu denken war. Um 1 Uhr Mittags hatten sie ihr gescheitertes Floß verlassen, vier Stunden später aber noch nicht die geringste Spur menschlicher Thätigkeit bemerkt, außer

einer längst verlassenen Goldmine. Die eingeborenen Führer tummelten sich vergeblich, um noch vor Anbruch der Nacht Alahan-Tiga zu erreichen; denn gegen 6 Uhr bezog sich plötzlich der Himmel und es begann zu regnen. Eiligst wurde nun ein Lager hergerichtet; etwa 1½ m über dem Boden wurde eine Bambusstange an zwei Bäumen befestigt, sechs Pfähle dagegen gelegt und dieselben mit Aesten und Blättern bedeckt. An drei Seiten war diese Hütte zwar offen, aber sie schützte doch gegen den Regen. Da der Boden ganz durchweicht war, legte man darauf einige Bambus neben einander und bedeckte sie mit Zweigen und Laub. Gegen 7 Uhr hörte es zwar auf zu regnen; aber alles war dermaßen durchnäßt, daß es unmöglich war ein Feuer anzuzünden. Aus einer Hand voll Reis bestand das Abendessen; dann legte man sich nieder zum Schlafen. Aber Legionen von Muskitos, Blattwanzen und anderm Geziefer ließen es schwer dazu kommen, abgesehen von dem Froste, der die völlig durchnäßten Reisenden schüttelte. Am nächsten Morgen aber trafen sie schon nach 1½ Stunden auf ihre Kulis, welche sich aufgemacht hatten, sie zu suchen, erreichten bald darauf Alahan Tiga, wo sie den Rest des Tages der wohlverdienten Ruhe widmeten. Den ganzen folgenden Tag marschirte man ostwärts bis Sibelaboe am gleichnamigen Flusse, wo sie sich in kleinen, aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Booten einschifften. Dieselben heißen bidoek, sind 8 m lang, 0,8 m breit und 0,27 m tief ausgehöhlt; außer den beiden lenkenden Eingeborenen vermag jedes drei Menschen und etwas Gepäck zu fassen. Diese Fahrt auf dem ruhigen Flusse, unter dem Schatten des dunklen Gebüsches, das ab und zu von den jungen rothen Blättern des Kassienbaumes unterbrochen wird, war höchst angenehm. Gegen 10 Uhr erreichten sie den Sipotar, fuhren denselben aufwärts bis Padang-Ilalang, wo sie am nächsten Morgen eintrafen, und kehrten von dort nach Silago zurück.



Brücke über den Goemanti.

Einige Tage später gedachten sie einigen nicht unter holländischer Botmäßigkeit stehenden Stämmen am Batang Hari einen Besuch abzustatten. Zu Fuße begaben sie sich an den Mamoen und fuhren denselben in fünf etwas größeren Booten, als den eben beschriebenen, hinab. Die Nacht verbrachten sie in Kota-Baroe, dem letzten holländischen Dorfe, und erreichten um Mittag des folgenden Tages die Einmündung des Mamoen in den Batang Hari, welcher dort schon eine Breite von mehr als 100 m hat. Hier erfuhren sie indessen von vorausgesandten Eingeborenen, daß Bagindo Ratoe, Radschah von Sigoentoer, ihnen das Betreten seines Gebietes untersagte und sie selbst mit Gewalt zurückzutreiben drohte. Sie beschlossen also, diesen Tag und die folgende Nacht in einem Hause an der Mündung zu verweilen und erhielten während dieser Zeit den Besuch des Radschah von Soengei-Kamboet, der ihnen gern geholfen hätte, es aber aus Furcht vor seinem mächtigern Nachbar nicht zu thun wagte, sondern sie sogar bat, so schnell wie möglich umzukehren.

Als Veth am nächsten Morgen gerade mit Photographiren beschäftigt war, sandte derselbe Radschah die Meldung, daß Bagindo Ratoe mit 200 Mann unterwegs sei, die Fremden zu vertreiben. Dieselben mußten also sofort aufbrechen. Sie fuhren den Batang Hari aufwärts und übernachteten in dem fast verlassenen Dorfe Loeboe-Oelang-Aliëng, setzten am nächsten Tage ihre Reise bis an die Mündung des Sipotar fort und folgten demselben bis zum Sibelaboe, wo sie unter einem Schuppen übernachteten. Am dritten Tage erreichten sie dann auf schon betretenen Pfaden ihr Standquartier Silago. Erst gegen die Mitte des Juli verließen sie dasselbe endgiltig und siedelten weit nach Nordwesten nach Sidjoendjoeng über. Von dort machten sie verschiedene Ausflüge, um das Land zwischen den Kohlenfeldern am Ombilin und dem Zusammenflusse des Batang Hari und seines nördlichsten Nebenflusses Pangean kennen zu lernen und zu sehen, ob sich dort eine Eisenbahn anlegen ließe, welche den Transport der Kohlen an die Ostküste erleichterte. Nachdem diese Forschungen abgeschlossen waren, kehrten sie auf verschiedenen Routen nach Soepajang zurück und waren am 8. August wieder alle in Alahan Pandjang versammelt.

Dieses Dorf liegt auf einer Hochebene von 1500 bis 1600 m Höhe über dem Meeresspiegel; selten wird dort,

selbst um Mittag, die Hitze unerträglich. Da sich außerdem dort ein europäisches Haus befand, welches nur zum kleinern Theile von dem Koffiemantri, dem eingeborenen Aufseher über die Kaffeepflanzungen, bewohnt war, so hielten sie die Gelegenheit für günstig, dort einen längern Aufenthalt zu nehmen, ihre Tagebücher in Ordnung zu bringen und sich etwas von den ausgestandenen Mühseligkeiten zu erholen.

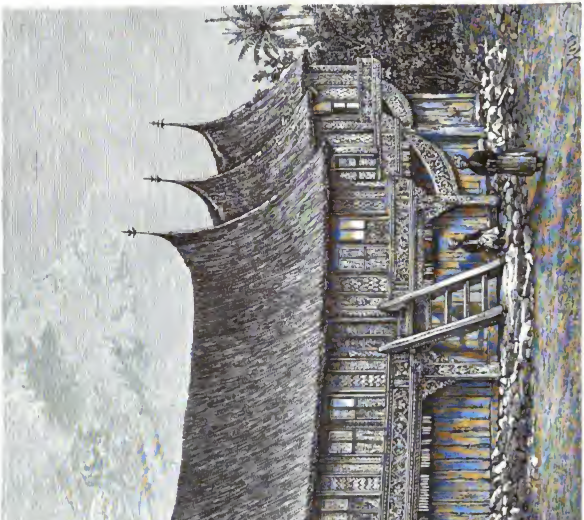
Jener Weg von Soepajang nach Alahan Pandjang bietet herrliche Aussichten, namentlich von der Paßhöhe auf die ganze Ebene. Noch schöner ist der Blick, wenn man durch das Dorf Alahan Pandjang geht, die im malaiischen Style erbaute Brücke über den aus dem Danau di Atas (See von Alahan Pandjang) entspringenden und hier noch unbedeutenden Goemanti überschreitet und an der gegenüberliegenden Bergkette hinaufsteigt. Auf der einen Seite erblickt man dann die südliche Hälfte des Sees und die hier über 2000 m hohen Barisan-Berge, auf der andern tief unten das Dorf mit seinen niedlichen, ja, im malaiischen Geschmacke gesprochen, schönen Häusern. Nach Südosten hin erhebt sich die Bergkette, welche den Goemanti vom Batang Hari trennt; bis hoch hinauf sind ihre Abhänge mit Gräsern und Alalang (Imperata Königii) bedeckt, während Wald den Gipfel krönt. Das sind Weideplätze für die hier zahlreichen Kühe und Büffel, unter denen allerdings Tiger große Verwüstungen anrichten. Namentlich die Kühe fallen ihnen leicht zur Beute, während die Büffel, sobald sie die Nähe des Raubthieres merken, sich zusammenzuscharen pflegen und so den gemeinsamen Feind abwehren. Noch während der Anwesenheit der Expedition tödtete ein Tiger in der Nähe des Dorfes von 14 jungen Kühen 8 Stück auf einmal.



Der „Balei“ in Alahan Pandjang.

Um auf die Häuser von Alahan Pandjang zurückzukommen, so findet sich dort, wie in jedem einigermaßen ansehnlichen Dorfe, ein „Balei“, eine Art Gemeindehaus, wo sich die Vorsteher zur Besprechung der Angelegenheiten des Dorfes versammeln und Reisende übernachten können. Manche derselben sind sehr reich mit Schnitzwerk verziert; dasjenige von Alahan Pandjang war zwar einfacher, aber doch ein schönes Muster derartiger Gebäude. Auch sonst besitzt der Ort sehr schöne Häuser, deren Skulpturen zwar grob sind, aber mit ihrer bunten Bemalung doch einen angenehmen Eindruck hervorbringen. Ebenso sind die Reisscheuern, welche sich vor den Häusern befinden, und der schon oben erwähnte Taboe-Schuppen mit Schnitzwerk geschmückt. Letzterer liegt vor den Häusern der angesehensten Bewohner. Veth benutzte seinen dortigen Aufenthalt dazu, sowohl diese verschiedenen Arten von Gebäuden als auch Eingeborene zu photographiren.

Der erste Ausflug, welchen sie von dort aus unternahmen, galt der Besteigung des Goenoeng-Talang, eines 2540 m hohen Vulkanes, der alle umliegenden Berge überragt. Sie ritten am 29. August um 2 Uhr Nachmittags in Gesellschaft von 18 Trägern ab und befanden sich schon nach zehn Minuten auf der Höhe der Hügelkette, welche den größten der vier Talang-Seen, den Danau di Atas, umgiebt; man konnte denselben von dort oben ganz übersehen, ebenso wie den majestätisch im Hintergrunde aufsteigenden Vulkan-



Ein Haus in Alahan Pandjang.

kegel. Der Weg folgt nun dem Kamme jener Hügelkette, so daß man zur Linken den See, zur Rechten die Ebene von Alahan Pandjang und dahinter die Oeffnung des breiten Goemanti-Thales überblickt. Jenseits des länglichen Sees, dessen Ufer nur von Farnkräutern und Gräsern bedeckt sind, steigen die bewaldeten Höhen der Barisan-Kette empor. Da das im Südosten liegende Gebirge, welches den See von der Quelle des Batang Hari trennt, gleichfalls niedrig ist, so sieht man auch das Thal dieses letztern Flusses, die dasselbe einschießenden ansehnlichen Berge und am Horizonte die mächtige Spitze des Korintji.

Der Weg überschreitet zuletzt die Wasserscheide zwischen dem Danau di Atas und dem Danau di Bawah, welch' letzterer etwas niedriger liegt. Ringsum einförmige Wüste und Einöde, nur unterbrochen von zwei „lapau" oder einheimischen Gasthäusern. Plötzlich zeigt sich unten der Spiegel des Sees, von steilen bewaldeten Bergen umgeben, und geradeaus an seiner Nordseite der Ausfluß des Batang Selasoe, der weiter abwärts Batang Soemani heißt und durch den Singkarah-See fließt. Durch diese Spalte erblickt man in der Ferne den Goenoeng-Merapi. Der Weg führt in einer Höhe von 60 bis 100 m über dem See entlang; in der Mitte seiner Längserstreckung liegt der „lapau" Pasar-Rebaa, wo sie sich halb mit Gewalt und gegen den Willen des Besitzers einquartierten.

Um 7 Uhr des nächsten Morgens stiegen sie den den



Haus mit Reisscheunen in Loeboe.

See im Westen begrenzenden Berg hinan und erblickten eine Stunde später den dritten See, den Danau di Talang, zu ihren Füßen. Derselbe ist kleiner als die beiden anderen, rings von Waldbergen umgeben, aber trotz seiner düstern Umgebung von imposantem Anblick. Der Weg umzog ihn im Süden und Westen und erreichte nach kurzem Anstieg eine Hütte, deren Bewohner als Führer dienten. Tief unter derselben liegt als letzter, kleinster und höchster der vier Seen der Danau Kete. Schon von hier genoß man eine prächtige Aussicht auf den Gipfel des Talang.

Nun folgte ein mehrstündiger langsamer Marsch durch Wald; dann folgte man eine Stunde lang einem trockenen Bachbette bis zu einem kleinen Plateau, über welchem zur Rechten der eigentliche Gipfel ansteigt. Geradeaus lag eine Spalte, aus welcher beständig Wasser und schwefelige Dämpfe entweichen, zur Linken etwas tiefer ein Platz, der zum Nachtlager geeignet erschien. In $^3/_4$ Stunden war derselbe erreicht und, da sich in der That dort Wasser fand, machten sich die Kulis an die Herstellung einer Hütte. Während dessen erklomm Veth den noch 300 m höhern Gipfel und kam noch zeitig genug um eine gute Aussicht zu haben; bald darauf hüllte Nebel alles ein, und er mußte eilen, das Lager wieder zu gewinnen. Dort hatte die Kälte die Kulis so vollständig demoralisirt, daß die Reisenden selbst das zum Feuer nöthige Holz sammeln mußten.

Am folgenden Morgen wurde die ziemlich mühsame Ersteigung wiederholt, diesmal jedoch unter ungünstigen Verhältnissen, da Nebel und Wolken jede Aussicht verhüllten. Um drei Uhr begann es sogar zu regnen, so daß man wieder zu der Hütte hinabstieg und dort wieder eine naß-

kalte Nacht zubrachte. Der dritte Tag ließ sich günstiger an, da um 8½ Uhr das Wetter sich aufhellte. Zwar trat kein Moment ein, wo der ganze Horizont klar gewesen wäre; allein abwechselnd zeigte sich bald dieses, bald jenes Stück des Panoramas, das an ganz klaren Tagen von hoher Schönheit sein muß.

Betritt man den Gipfel, so erblickt man zuerst, soweit das Auge reicht, ein wirres Durcheinander von wilden Bergen, Thälern, Seen und in der Ferne zunächst in unbestimmter Weise das Meer mit seinen Inseln. Bald aber ruht der Blick auf den drei Seen Danau di Atas, Danau di Bawah und Danau di Talang, hinter denen sich nach Südosten zwei Flußthäler öffnen, links das des Goemanti, rechts das des Batang Hari, welches der Korintji abschließt. Im Südwesten erheben sich die keineswegs verächtlichen Gipfel des Barisan, und weiter rechts zeigt sich der Ocean mit seinem felsigen Archipel und schroffen Küsten. Genau im Westen liegt Padang mit dem Apenberg und der inselbedeckten Rhede, davor einige Gipfel der Barisan-Kette und dahinter die großen Inseln Batoe, Mentaweh und Pageh draußen im Meere. Dreht man sich immer weiter nach rechts (Norden), so sieht man den Singalang-Berg, der in dieser Richtung die Barisan-Kette abschließt, und dahinter den Ophir; gerade im Norden zeigt sich ganz in der Nähe die Ebene von Solok mit ihren Dörfern, deren dunkelgrüne Obstbäume und Espen sich scharf von den gelbgrünen



Der Danau di Talang.

Reisfeldern abheben. Am Singkarah-See endet die Ebene; hinter diesem schönen Wasserspiegel, etwas rechts von Singalang, steigt der Merapi auf, weiter rechts der leicht kenntliche Sago, und zwischen diesen beiden Bergkolossen die Berge von Bondjol und Rau. Vor dem Sago liegen mäßig hohe, aber schroffe, fast unzugängliche Sandsteinberge, zwischen denen reiche Kohlenlager eingebettet sind. Dicht dabei unterscheidet man leicht die Kalkfelsen Boekit-Poetoes und Boekit-Benting, vor welchen sich die fruchtbaren Ebenen von Soepajang und Siroelam ausdehnen. Läßt man das Auge immer weiter nach rechts schweifen, so trifft es auf das wasserscheidende Gebirge zwischen dem Batan Hari und dem Korantan, einer riesigen Mauer, wenn man vor ihr steht und sie überschreiten will, von hier oben gesehen aber klein und unbedeutend. Jenseits derselben mag sich dann die Phantasie die unabhängigen Fürstenthümer, die sumatranische Ostküste und den Ocean vorstellen; das Auge aber kehrt zu näherliegenden Dingen, vor allen zu jenen drei Seen zurück, auf welchen es ganz zu Anfang schon geruht hatte. Man hat vom Talang aus keine großartige Aussicht auf schneegekrönte Gipfel, wie vom Faulhorn oder anderen Schweizer Bergen; dafür aber beherrscht der Berg eine völlige Rundsicht, ohne daß sich die Dinge, wie z. B. auf dem Brocken, in der Unendlichkeit verlieren.

Am 1. September gegen Mittag traten sie den Rückweg nach Alahan Pandjang an, und zwar über den Danau Kete, wo sie einige der dort sich aufhaltenden wilden

Enten, die übrigens den europäischen sehr ähnlich waren, erlegten. Auch zwei Schlangen fielen ihnen dort zur Beute und wurden in den Flintenröhren heimgebracht.

Von Alahan Pandjang aus machte Veth theils allein, theils in Gesellschaft von van Hasselt noch eine Reihe anderer Ausflüge. So besuchte er das schöne Thal des Goemanti, soweit es bewohnt war, und überschritt die wilden öden Berge, welche dasselbe von Silia trennen; zweimal ging er nach Nordosten an den Abhängen des „Berges der Mitte" in 1800 bis 2000 m Höhe, das eine Mal von Alahan Pandjang nach Ringkiang Loeloes, das andere Mal von Talang-berboenga am Goemanti nach Sabit-Ajer. Dann umzog er den Danau di Atas im Süden und überstieg die Barisan-Berge, um die Quelle des Batang Hari



Der Gipfel des Talang.

zu suchen; auf der andern Seite des Gebirges kam er in das üppige, ganz von Kaffeepflanzungen bedeckte Thal des Batang Bajang, der auf der Westküste mündet. Auch erforschte er die Berge zwischen dem Goemanti und Batang Hari, kurz er suchte nach Kräften seine geographische und geologische Kenntniß der Umgebung zu erweitern, wobei es an reichen landschaftlichen Genüssen nicht fehlte. Alle diese Wanderungen aber mit ihren Mühen, Entbehrungen und Reizen zu schildern, würde zu weit führen und gäben doch nur ein einförmiges Bild, trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Einzelheiten und Reiseerlebnisse.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

IIIa.

Die Grenzgebiete und Vasallenreiche. (Mongolei. Dsungarei und Ost-Turkestan. Tibet. Vasallenstaaten zwischen China und Tibet.)

China beherrscht politisch das innerasiatische Hochland- und Steppengebiet zwischen den Grenzen Rußlands und Indiens. Die Aufgabe dieser Beherrschung wird als eine einzige betrachtet und ist demgemäß dem Li Fan Yüan zugewiesen, welches wir etwa als „Reichsamt der mongolischen Angelegenheiten" bezeichnen könnten. Nach Mayers (The Chinese Government, 1878, p. 22) ist es bezeichnender Weise wohl auch „Kolonialamt" genannt worden. Auch in diesen Gebieten ist allerdings die kolonisirende Thätigkeit des Volkes die Hauptstütze der Oberherrschaft seiner Regierung über die meist nomadischen Gewohnheiten huldigenden Völker. Insofern ist dieser Name höchst berechtigt. Bis in dieses Jahrhundert wurden übrigens auch die Beziehungen zu Rußland von dieser Stelle aus geleitet.

Was zunächst die Mongolei betrifft, so zerfällt diese für die chinesischen Regierungsmänner unter der jetzt herr-

schenden Dynastie in zwei sehr ungleiche Hälften. Die eine umfaßt die sogenannten „Inneren Mongolen“, welche wieder in 49 Banner getheilt werden. Diese bewohnen die Grenzstriche längs der Mandschurei und Chinas bis gegen Tibet. Die Ordos-Mongolen gehören zu ihnen. Dagegen werden zu der folgenden Abtheilung „Wandernde Hirten“ gerechnet, die im Gebiet der Inneren Mongolen nomadisiren, weil ihnen der Uebergang zum Ackerbau durch ihre chinesischen Oberherren verboten ist. Die andere Abtheilung, welche als die der „Aeußeren Mongolen“ bezeichnet wird, umfaßt die Chalchas-Mongolen und die West-Mongolen oder Kalmüken. Die Chalchas zerfallen in vier Abtheilungen mit zusammen 83 Bannern. Die Hauptstadt der östlichen Chalchas ist Urga, die der westlichen Uliassutai, wo die chinesischen Statthalter residiren, unter welchen die vier Khans der Chalchas ihre Stämme regieren. Jeder Khan hat jährlich acht weiße Pferde und ein weißes Kameel dem Kaiser als Tribut zu verehren. Die Kalmüken oder Oelöt wohnen südlich und westlich von den Chalchas bis in die Ili-Gegend und zum Kukunor. Zu ihnen gehören die von Sining aus regierten Mongolen des Tangutengebietes und die von Alaschan.

Die gesammte mongolische Bevölkerung wird in Gruppen von zehn Familien getheilt, welche unter Dekurionen stehen, welche ihrerseits wieder Glieder einer militärischen Hierarchie bilden. Die Spitzen dieser letztern hat man in den drei militärischen Generalstatthaltern zu sehen, welche in Civilsachen den Generalgouverneuren von Tschili beziehungsweise Kansu unterstellt sind. Sie residiren in Jehol, Kalgan und Urumtsi. Außerdem giebt es höhere Militärs, die über einheimische Regenten gesetzt sind mit Titeln wie Militärgouverneur, kaiserlicher Agent und dergleichen in Urga, Uliassutai, Ili, Tarbagatai, Yarkand, Turfan und anderen Orten [1]).

Hoch wichtig wie die militärische und politische Unterwerfung der Mongolen durch China zweifelsohne für die Geschichte Asiens und Europas gewesen, wird sie doch übertroffen von den Folgen der kulturellen Unterwerfung dieser einst in beiden Erdtheilen gefürchtetsten Völker. Diese bricht ihre wilde Kraft viel gründlicher als jene. Wir werden im Nachfolgenden aus den in den letzten fünf Jahren über den Fortgang dieser auf Einwanderung, Ackerbau und Handel der Chinesen sich gründenden Unterwerfung zu uns gelangten Nachrichten ein Bild chinesischer Kolonisation zu entwerfen haben, welches kaum einen andern Schluß zuläßt, als daß die „friedliche Vernichtung“ der Mongolen ihr letztes Ziel sein muß. Geschichtlich folgenreicher tritt die chinesische Kulturarbeit nirgends auf als hier.

In Bezug auf das Vordringen der chinesischen Kolonisten in der Mongolei ist zunächst als bemerkenswerthe Kundgebung ein Bericht vom Mandschu-General in Jehol zu verzeichnen, welcher in der Pekinger Staatszeitung vom 14. November 1876 erschien. Es wird darin beklagt, daß „Squatters“ (wir wissen kein entsprechendes deutsches Wort) die kaiserlichen Jagdgründe überrannt haben, wo an einzelnen Stellen ganze Dörfer entstanden sind. Gleichzeitig wird allerdings zugegeben, „daß das Unheil jetzt nicht mehr zu bessern ist, da es mit dem kaiserlichen Wohlwollen unvereinbar sein würde, die Leute wegzujagen, welche ihr Land nun seit einigen Jahrzehnten innehaben.“ Leider haben sich aber, wie man weiter aus dem Bericht ersieht, diese widerrechtlichen Ansiedler noch etwas mehr zu Schulden kommen lassen als die Besitznahme kaiserlichen Landes. Sie haben nämlich das Werk ihrer Vorgänger in ausgiebigstem Maße fortgesetzt, indem sie die Hügel ihrer Wälder beraubten, und fahren also fort, jene Schädlichkeiten über die südöstliche Mongolei heraufzubeschwören, welche mit der Entwaldung in einem ohnehin so excessiven Klima unvermeidlich verknüpft sind.

Dieses Squatterthum ist nun freilich keineswegs neu, sondern die widerrechtliche Einwanderung der Chinesen in die Mongolei ist eine Jahrhunderte alte Thatsache. Die diesseits der öden Gobi-Steppe nach der chinesischen Grenze zu wohnenden Mongolen, die Tzachar-Mongolen, sind daher durch Mischung mit Chinesen und durch Aneignung chinesischer Sitten und Gebräuche äußerlich bereits ganz chinesenartig geworden. Prschewalski bezeichnet sie als „Bastarde, welche weder die mongolische Geradheit noch die chinesische Arbeitsamkeit besitzen“. Die Mischlinge heißen Erlidsy, d. h. mit zwei Lebern begabte; sie werden von den Chalcha-Mongolen ebenso gehaßt wie von den Chinesen und gelten als unzuverlässig und diebisch. Wenn diese Mongolen auch insofern noch ein nomadisches Leben führen, als sie in Filzjurten wohnen und von ihren Herden sich nähren, mit denen sie von Weide zu Weide wandern, so hegen sie doch in der Regel nicht mehr jene begeisterte Liebe für die Freiheit des Steppenlebens wie ihre von diesen chinesischen Kultureinflüssen weniger berührten Brüder im Norden. Uebrigens sind sie ja auch politisch sehr eng mit China verbunden, indem ihre acht Banner eine Art Militärgrenze im Dienste des chinesischen Staates herstellen. Daß ihr mongolischer Charakter indessen noch immer deutliche Unterschiede vom chinesischen zeigt, beweisen in sehr interessanter Art die ganz verschiedenen Ergebnisse der Thätigkeit der Missionäre bei den einen und den anderen. In Sijinsa und einigen anderen Orten des mongolisch-chinesischen Grenzgebietes unterhält die Propaganda seit einigen Jahren Missionen, welche wenig Erfolg bei den zäh an ihrem buddhistischen Aberglauben hängenden Mongolen, beträchtlich mehr aber bei den viel indifferenteren Chinesen finden, welche vor allem den unentgeltlichen Schulunterricht und die Unterweisung ihrer Kinder in allerlei Handfertigkeiten zu schätzen wissen. Aehnlich sind auch die Mongolen von Alaschan chinesisirt. Mit besonderer Beziehung auf sie sagt Prschewalski (Reisen in der Mongolei. 1877, S. 202): „Der Einfluß der Chinesen auf die Mongolen ist immer derselbe. Man kann ihn eher als einen demoralisirenden, denn als einen civilisirenden bezeichnen. Meinem Dafürhalten nach giebt es nichts Ekelhafteres als einen chinesisirten Mongolen, der immer seine früheren guten Eigenschaften einbüßt und dafür nur schlechte Angewohnheiten annimmt, welche mehr der Natur des faulen Nomaden entsprechen. Bei einer solchen Ausgeburt findet man weder die mongolische Geradheit noch den chinesischen Fleiß, wenngleich ein so umgestalteter Mongole auf seine Stammesgenossen immer mit Verachtung herabschaut.“ Politisch scheint indessen Alaschan weniger eng mit China zusammenzuhängen als die Nordmongolei. Dem Fürsten des Landes, welcher in Dyn-juan-in (chinesisch Wa-jan-fu) residirt, ist kein chinesischer Beamter zur Seite gesetzt, doch hatte er (1871) eine Frau aus dem Hause des chinesischen Kaisers und pflegte häufig nach Peking zu reisen. Er ist in seinen Sitten ganz chinesisirt und raucht Opium. Dafür sind chinesische Kaufleute hier wichtige Personen, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß Prschewalski bei seiner ersten Audienz in der Fanse des Fürsten außer diesem selbst nur noch einen reichen chinesischen Kaufmann fand. (Es erinnert dies an die einflußreiche Stellung der chinesischen Kaufleute in Birma, wo man ihnen ebenfalls bei Hofe begegnet.) Nach Prschewalski's Angaben scheint nur wegen der Dun-

[1]) Eine ausführliche Darstellung des chinesischen Verwaltungsapparats in der Mongolei findet der Leser in dem obengenannten Werke von W. F. Mayers: The Chinese Government. Shanghai 1878.

ganen-Unruhen zur Zeit seines Aufenthaltes in Alaschan eine starke chinesische Kriegsmacht dort gestanden zu haben. Chinesische Ansiedler sind übrigens über das Land hin zerstreut und wohnen sogar ziemlich dicht in der Nähe des Gelben Flusses. Im Süden von Alaschan findet man sie nicht, da dort das Land entschieden wüstenhaft ist, aber Dadschin, eine hart an dieser Wüste gelegene Grenzstadt in Kansu, hat rein chinesische Bevölkerung und Garnison.

Im Ordoslande ist die Zahl der Chinesen groß im Norden und überall längs dem Gelben Flusse. Die meisten fruchtbaren Strecken sind in ihrem Besitze, aber auch minder fruchtbare, welche für die Mongolen sogar als Weideplätze keinen großen Werth hatten, haben sie mit ihrem sprichwörtlichen Fleiß und Geschick zu befruchten und anzubauen verstanden. Hier findet man überall ihre Kaufläden und Gasthäuser. Sie herrschen hier politisch ebenso unbeschränkt, wie in Urga oder Kobdo, wenn sie auch ihre Macht wie überall klugerweise nur indirekt ausüben. Chinesen sind bereits die Fährleute, welche bei Bantu den Verkehr über den Gelben Fluß mit dem Ordoslande unterhalten. Chinesische Ansiedler wohnen dicht am Ufer des Urgun-Noor und in den nahen Thälern, soweit dieselben fruchtbar sind. Sie bauen unter anderm auch Mohn zur Opiumbereitung und haben in der hiesigen mongolischen Bevölkerung das verderbliche Opiumrauchen allgemein verbreitet. In der innern Mongolei ist, wie andere chinesische Sitten und Unsitten, auch diese noch nicht so weit verbreitet. Am Tabasan- und am Kusuptscha-See gewinnen sie Salz, welches neben den Erzeugnissen der Viehzucht den einzigen bemerkenswerthen Gegenstand der Ausfuhr aus dem Ordoslande bildet, und welches sie über den Fluß nach den benachbarten chinesischen Provinzen bringen. Bantu und Düntschu, jenes am Nord- und dieses am Westrande des Ordoslandes, sind volkreiche Städte mit Garnisonen, welche von Generalen befehligt werden. In Bantu fand Prschewalski unter anderen eine Gießerei, wo eine Masse jener eisernen Schüsseln verfertigt wurden, welche für die Mongolen wie die Chinesen dieser Gegenden eines der unentbehrlichsten Küchengeschirre darstellen.

Das Ordosland wird von den Chinesen in drei Fürstenthümer Tung-Kung, Tschung-Kung und Si-Kung (Ost-, Mittel- und West-Reich) getheilt und jedes dieser Ländchen wird unter chinesischer Oberherrschaft von eingeborenen Fürsten regiert. Diese vereinigen sich jährlich mit den ähnlich abhängigen Fürsten der nördlicheren Grenzländer von Mao-Min-Ngan und Targan-Pei-Li zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten und haben sich alle drei Jahre nach Peking zu begeben, um dem Kaiser zu huldigen. Diese Fürsten thun wenig oder nichts, um ihre mongolischen Unterthanen und Landsleute vor den Uebergriffen der massenhaft aus Schensi herüberdringenden Chinesen zu schützen, welche unter allerlei Vorwänden das fruchtbarste Land in Besitz nehmen. Im Gegentheil, sie nehmen nicht selten eine Steuer an Getreide oder Geld von den Chinesen, welche dadurch das Recht erwerben, den nomadischen Mongolen zu depossediren. Wie überall sind auch hier die Nomaden im Kampf, aber in einem zuletzt immer wieder nachtheiligen Kampf gegen die langsam vordringenden, aber um so zäher an der Scholle festhaltenden chinesischen Ackerbauer. Dieses Ringen zweier Kulturen, die von Völkern getragen werden, welche sich hassen, bricht oft genug in hellen Flammen aus. So berührte Abbé David (Bull. Soc. Géogr. Paris 1875. I, 163) auf seiner Reise im Ordoslande ein wüstes, von beiden verlassenes Gebiet, wo in einem Kampfe zwischen den den Boden innehabenden und den zu seiner Bebauung herbeigekommenen Chinesen 40 Menschen gefallen waren. Dieser Streit schwebte damals vor dem kaiserlichen Gericht zu Kuku-Choto, wo in solchen Fragen fast immer die Chinesen durch ihr Geld und ihre List die Partie gewinnen. Man begreift, daß unter solchen Umständen den Mongolen das Nomadisiren schwer genug gemacht wird, und nicht selten lassen sie ihre Viehherden fahren, um gleich ihren Feinden dem Ackerbau sich hinzugeben. Aber es ist doch nur eine kleine Zahl, die das thut. Dieselben nehmen dann mit der neuen Beschäftigung auch neue Sitten, natürlich die chinesischen, an, wie sie sich denn auch mit wenig Abweichungen chinesisch tragen.

Von diesen Streitigkeiten giebt Abbé David eine charakteristische Schilderung (a. a. O. S. 167) aus dem Fürstenthum Mao-Min-Ngan, dessen Herrscher damals den chinesischen Einwanderern gegen eine bestimmte Steuer sein Land vollständig übergeben hatte. Diese waren bereits im Begriff, sich steinerne Häuser zu bauen, für welche sie sich eine der besten Lagen des Landes ausgewählt hatten. Vergebens protestirten die Mongolen, welche den Boden bis dahin besessen hatten; die Chinesen beriefen sich auf ihre vom Fürsten erworbenen Rechte. Um aber den Mongolen zu zeigen, daß sie es ernst meinten, schossen sie von Zeit zu Zeit ihre Gewehre in die Luft ab. In allen diesen Fällen behalten die Chinesen am letzten Ende Recht. „Vergebens," sagt David, „kämpfen die trägen Nomaden Mittelasiens gegen die überquellende Bevölkerung Chinas an. Dieses Land entvölkert sich von Tag zu Tag durch das Elend und durch die große Menge der ehelosen Lamas. Die Chinesen sind berufen es wieder zu bevölkern, indem sie die Reste der mongolischen Bevölkerung in sich aufnehmen."

Kulturell viel selbständiger sind die Nordmongolen noch bis heute. Zwar wird auch die Nordmongolei von Urga durch einen aus Peking gesandten Statthalter (Mandschu) regiert, welchem pro forma einer aus der Reihe der Hochadeligen des Landes zur Seite gesetzt wird; und ebenso sind die mongolischen Khane, welche mit den Rechten regierender Fürsten ihre Aimakate verwalten, chinesischen Beamten untergeordnet, welche ihnen zur Seite stehen. Auch ist ohne Zweifel die Pekinger Regierung mit Eifer darauf bedacht, sich durch den thatsächlichen Besitz Urgas, dieser heiligsten der mongolischen Städte, denselben Einfluß auf die innerasiatischen Nomaden zu wahren, welchen sie durch eine ähnliche „moralische" Oberherrschaft in Lhassa auf die Tibeter ausübt. Ohne Zweifel beeinflußt sie die Wahl des Kutuchta, dieses mongolischen Dalai Lama, in hervorragendem Maße und soll sich, nach Gerüchten, welche Prschewalski erwähnt (Reise in der Mongolei 1877, S. 10), unter Umständen sogar des Giftes bedienen, um allzu begabte Kutuchtas, die ihr gefährlich werden könnten, aus dem Wege zu räumen. Aber in der Bevölkerung dieser Gegenden ist noch wenig chinesischer Einfluß zu verspüren. Sie kleidet sich zwar in chinesische Stoffe (auch die gewöhnliche Kleidung besteht in der Regel aus dem blauen chinesischen Baumwollenzeug) und trinkt chinesischen Ziegelthee, welcher auch ihre Münze bildet, aber sie bewahrt die rohe ehrliche Einfachheit des Hirten. Die Chinesen, von denen nur Beamte und Kaufleute vertreten sind, bewohnen in oder vielmehr bei Urga eine eigene Stadt, welche den Namen Maimatschin, d. h. Handelsstadt, führt. Sie liegt vier Kilometer östlich vom eigentlichen Urga. Da die Chinesen gesetzlich keine Familien bei sich haben, überhaupt sich nicht fest ansiedeln dürfen, leben sie mit Mongolinnen zusammen.

Ein großer Theil der Thätigkeit der chinesischen Kaufleute von Urga besteht in der Vermittelung des chinesisch-russischen Landhandels, welcher allerdings die Mongolen allein nicht gewachsen sein würden. Beiläufig sei hier ein-

geschaltet, daß dieser Handel seit Jahren, soweit er über Kjachta geht, in Abnahme begriffen ist, und zwar größtentheils wegen der geringeren Mengen von Thee, die seit der Benutzung des Seeweges nach dieser Seite ausgeführt werden. 1877 führte Rußland nach China über Kjachta für 4 127 301 Rubel Waaren und Geld aus, während es auf demselben Wege aus China für 11 745 828 Rubel einführte. Außerdem wurde noch ein Betrag von ungefähr $1^1/_3$ Mill. Rubel von Chinesen durch Transbaikalien nach Irkutsk und anderen Orten gebracht. Unter den russischen Ausfuhren sind Webwaaren am stärksten vertreten, daneben Pelzwerk, dann Saissi-Silber, Gold und russisches Papiergeld. Unter den Einfuhren ist der Thee mit nahezu 11 Mill. Rubel der einzige bedeutende Gegenstand, und zwar findet sich darunter für 4 Mill. Ziegelthee. Russisches Papiergeld, europäische Trilliche und chinesische Kleinwaaren machen den unbedeutenden Rest der Einfuhren aus. Kjachta selbst hat schon 1862 die Zollstätte verloren, welche ihm einst eine so große Bedeutung verlieh, während dagegen Maimatschin die seine behalten hat. Mit der Verlegung der Zollstätte nach Irkutsk hat sich dagegen die Zahl der Chinesen in Transbaikalien ungemein vermehrt. Nach Angaben sibirischer Zeitungen schrieb London and China Telegraph, Nr. 873, 1880: „Es giebt, wie es scheint, kein Dorf, keinen Weiler, welcher in seiner Bevölkerung nicht mindestens einige Chinesen zählt, und doch sind es noch nicht 20 Jahre, daß dieselben zum ersten Male ins Land kamen. Dieselben können sich mit den Juden in der Kunst der Ausbeutung ihrer Nebenmenschen messen. Sie kaufen das Gold, welches die Arbeiter in den Bergwerken entwenden, und sind zu jedem unehrlichen Handel gern bereit.“ Weiter heißt es, daß sie in der Regel die vorgeschriebenen Steuern nicht zahlen und daß unter ihnen als Kaufleute verkleidete Lamas seien, welche die Buräten dem Christenthum abwendig zu machen streben.

Die für diese Handelskolonien wichtige Verbindung zwischen der russischen Grenzstation und Kalgan beziehungsweise Peking ist bei dem Rückgange des Handels keine sehr lebhafte. Von Posten unterhält die russische Regierung eine monatlich dreimalige Briefpost und eine monatlich einmalige Packetpost, während die chinesische Regierung eine eigene Postverbindung von Kalgan nach Urga unterhält. Von der Station Sairussu auf der Straße Kalgan-Urga zweigt eine Poststraße nach Uliassutai ab. Der Personenverkehr bedient sich auf diesen Straßen nicht der Kameele, sondern der chinesischen zweirädrigen Karren, vor welche Kameele gespannt werden. Stärker scheint der Verkehr auf der Straße Dolon-Noor-Kalgan zu sein, denn Dolon-Noor (Lama-Mjao bei den Chinesen) ist nicht bloß ein wichtiger Platz für den chinesisch-mongolischen Handel, welcher hauptsächlich Vieh, Wolle und Felle gegen Ziegelthee, Baumwollstoffe und Tabak umsetzt, sondern es giebt auch das Salz, welches in einem Steppensee nördlich von Dalai-Noor gewonnen wird, Anlaß zu regem Verkehr. Nach Prschewalski findet sich in Dolon-Noor eine Gießerei, wo Götzenbilder aus Eisen und Erz für den mongolischen und tibetanischen Bedarf gegossen werden, und chinesische Dörfer und Gasthäuser finden sich genug auf dieser Strecke. Unter manchen minder wichtigen Gegenständen der Ausfuhr aus der Mongolei nach China spielen auch junge Hirschgeweihe eine große Rolle. Sie kommen sowohl aus der nördlichen als der westlichen Mongolei, selbst aus Alaschan, wo der Fürst die Hirschjagd verboten hat, in Menge nach Kalgan. Als Prschewalski im Muni-Ulla-Gebirge jagte, gelang es ihm nicht, einen einzigen Hirsch zu erlegen, weil die Mongolen der Gegend die Hirschjagd wegen dieser jungen Geweihe ohne jede Schonung betreiben. Dieselben nehmen im Arzneischatz der Chinesen eine der ersten Stellen ein. Ihren medicinischen Aberglauben wissen übrigens die Chinesen zu eigenem Vortheil den Mongolen gehörig einzuimpfen, sie setzen hundert verschiedene Arzneimittel für theures Geld an dieselben ab. Eine der größten Plagen der Reisenden in diesen Gegenden bezieht sich auf das beständige Verlangen der Mongolen nach Arzneien. Sowohl A. David als Prschewalski wurde durch dasselbe überall gequält, wo die chinesischen Trödler dieses Bedürfniß in den Mongolen erweckt hatten.

Ueber die Zahl der chinesischen Ansiedler in der Nordwest-Mongolei und die Fortschritte ihrer dortigen Kolonisationsarbeit sind wir sehr wenig unterrichtet. Seitdem Ney Elias 1873 (Journal Roy. Geograph. Society 1873, p. 130) seine Beschreibung von Kobdo und Uliassutai gegeben hat, in welcher er jener 4000, dieser 6000 Einwohner zuweist (ein nicht großer Theil dieser Zahlen dürfte auf die chinesischen Soldaten und Kaufleute entfallen), ist zwar diese Gegend nicht selten besucht worden, aber die Lage der daselbst wohnenden oder wandernden Chinesen hat Niemand zum Gegenstand eines eingehendern Berichtes gemacht. Noch weniger ahnen wir, wie groß die Zahl der dort angesiedetten Chinesen sei. Pewtsow reiste 1878 im letzten Theil seines Weges von Kobdo nach Kuku-khoto, welches die Chinesen Kwei-hwa-tscheng nennen, durch ein von Chinesen dicht besetztes Gebiet. Doch lag diese Strecke größtentheils schon im Gebiet der „inneren Mongolen“. Der Handel mit Sibirien über Kobdo und Uliassutai, wo russische Agenten stationirt sind und russische Kaufleute wohnen, soll sich in den letzten Jahren erheblich vergrößert haben; aber seit 1878 die Kuldschafrage schärfer hervortrat, legten die chinesischen Behörden demselben Hindernisse in den Weg.

Die Ehe in Oberalbanien.

Von Spiridion Gopčević.

III.

Bei den katholischen Städtern.

Früher waren bei den katholischen Städtern dieselben Gebräuche üblich wie bei den Malissoren. Jetzt hat man schon einen großen Theil der lächerlichen und für die Braut peinlichen Komödien abgeschafft.

Die Malissorinnen gehen sämmtlich unverschleiert, daher ist dem Bräutigam die Möglichkeit geboten, seine Auserkorene wenigstens vorher schon zu sehen. Anders bei den Städtern. Hier zwingt die erbärmliche Eifersucht der

entarteten Krämerseelen das Weib zum Tragen des lästigen Jaschmaks. Zudem bleibt es hinter Schloß und Riegel und darf bloß beim Kirchgange sich öffentlich zeigen. Dies gilt von den Frauen. Was die Mädchen betrifft, so ist ein solches aus gutem Hause nach vollendetem zwölften Jahre für jedermann unsichtbar. Aus diesem Grunde gehört es auch zu den Unmöglichkeiten, daß ein Jüngling seine Zukünftige vor der Trauung zu sehen bekommt. Die Ehen werden daher gleichwie bei den Mohammedanern durch Uebereinkunft der beiderseitigen Eltern geschlossen.

Nach vollendetem 18. Jahre denkt des Jünglings Mutter daran, ihm eine passende Frau zu suchen. Sie wählt entweder selbst oder beauftragt damit eine Freundin. Sind die beiderseitigen Eltern über die abzuschließende Ehe einig geworden, so bekommt die Vermittlerin Seitens der Braut ein Geschenk. Die Abmachung erfolgt entweder schriftlich (sejess) oder in Gegenwart von Zeugen. Der Jüngling schickt dann durch zwei Verwandte dem Mädchen einen Ring, einen Rosenkranz und andere Kleinigkeiten, durch deren Annahme die Braut ihre Zustimmung bezeugt.

Gewöhnlich ein Jahr nach der Verlobung findet die Hochzeit statt. Den genauen Zeitpunkt zu bestimmen wird den Eltern des Bräutigams überlassen. Doch müssen diese zum mindesten einen Monat vorher die Anzeige machen, um der Familie des Mädchens Zeit zum Herstellen der Ausstattung zu geben. Das Weitere ist wie bei den Malissoren. Nur ist zu erwähnen, daß beim Abholen der Braut aus dem Elternhause diese in den ungeheuerlich geschmacklos-plumpen, rothen Mantel (Japandsché) der Scutariotinnen gehüllt und so dicht verschleiert ist, daß sie einem Zuckerhute gleicht. Wenn sie die Treppe herabkommt, wird sie gleich einer Hinfälligen unter den Achseln gestützt. Die anderen Weiber entfalten rechts und links Seidentücher und stellen dadurch eine Mauer her, welche die Braut bis zum Besteigen des Pferdes den Blicken der Anwesenden entzieht.

Eine weitere Abweichung findet bei der Trauung statt. Sobald nämlich die Braut niederkniet, wird sie entschleiert, was einen Ausbruch stürmischen Entzückens der Anwesenden über die Schönheit der Braut zur Folge hat, auch wenn diese ein Modell abstoßender Häßlichkeit wäre. Nach der Ansicht der Scutarioten kann nämlich eine Braut niemals häßlich sein. Von dem Gesang, der dabei angestimmt wird, theilt Hecquard nachstehende Uebersetzung mit:

Wie schön sie ist, die Gattin! Gott schütze sie!
Ihre Stirn ist breit und erhaben! Gott schütze sie!
Ihre Augenbrauen gleichen dem Regenbogen! Gott schütze sie!
Ihre Augen sind weit wie die Kaffeeschalen! Gott schütze sie!
Ihre Wangen sind roth wie Karmin! Gott schütze sie!
Ihr Mund gleicht einer kleinen vergoldeten Büchse! Gott schütze sie!
Ihre Lippen gleichen den Kirschen! Gott schütze sie!
Ihre Zähne gleichen den Perlen! Gott schütze sie!
Ihr Teint ist weiß wie Milch! Gott schütze sie!
Ihre Taille ist schlank wie eine Cypresse! Gott schütze sie!

Trotz dieses schönen Gesanges ist oftmals der Gatte über seine neue Lebensgefährtin wenig erbaut. Denn wenn sie auch fingerdick geschminkt ist, läßt sich manchmal das abstoßend Häßliche ihrer Züge nicht vertuschen. Der unglückliche Gemahl darf aber dann keine Miene verziehen, denn wenn er jetzt protestiren wollte, müßte diese Schmach Seitens der Verwandten der beschimpften Braut blutig gerächt werden. Bloß in dem Falle, daß diese hinkend, bucklich oder einäugig wäre, hat der Gatte Anspruch auf eine Geldentschädigung; denn bei dem habsüchtigen Krämergesindel von Schkodra gleicht Geld alle Unebenheiten aus.

Die Schmausereien nach der Trauung sind dieselben wie bei den Malissoren. Originell ist jedoch das Weitere.

Um 11 Uhr Nachts wird die junge Gattin in das Brautgemach geleitet, woselbst sie die Frauen entkleiden und in das Bett legen. Dann entfernen sie sich, nachdem sie das Gesicht der Frau mit einem Schleier verhüllt und sorgfältige Zimmervisitation gehalten, um sich zu überzeugen, daß sich kein Neugieriger versteckt hat.

In den Speisesaal zurückgekehrt blinzelt die eine Frau den Beiständen des Gemahls verständnißinnig zu. Diese verstehen und suchen ihn auf. Wenn sie ihn gefunden, theilen sie ihm mit, sie hätten ihm etwas zu zeigen, einen Fehl in der Hausthür oder dergleichen; er möge hinauskommen. Mit der harmlosesten Miene folgt der Gatte und wird von den Beiständen zum Brautgemach geleitet. Vor dessen Thür angelangt meint der eine: „Halt, ich muß Dir etwas sagen.“ Der Gemahl blickt ihn unbefangen an und bleibt stehen. Der andere Beistand öffnet heimlich die Thür, und ehe es sich der „arglose“ Gatte versieht, wird er in das Brautgemach gestoßen und hinter ihm zugesperrt.

Nachdem er vergeblich einige Augenblicke lang „hinaus“ verlangt, fügt er sich resignirt in seine „unfreiwillige“ Gefangenschaft, und da er das Bett gewahrt, verfällt er auf die Idee, er könne nichts Klügeres thun, als sich zur Ruhe zu begeben.

Gesagt, gethan — oder vielmehr nicht gethan. Denn sich dem Bette nähernd, stößt er einen Schrei der Ueberraschung aus, da er darinnen ein „schlummerndes“ Mädchen erblickt.

Er lüftet den Schleier und die Galanterie erfordert es, daß er, sei seine Frau auch noch so häßlich, über ihre Schönheit in Entzücken geräth und sie laut lobpreist. Dann fragt er sie: Wer bist Du? Wie kommst Du hierher? Was machst Du? Was willst Du hier? rc.

Die Gemahlin muß sich schlafend stellen, den Athem an sich halten und darf keinen Laut von sich geben.

Der Gemahl nimmt Bonbons vom Tischchen und schiebt einige seiner Frau in den Mund, nachdem er sie gefragt, ob sie solche wünsche und keine Antwort erhalten, dann legt er sich zu ihr. Jetzt erst scheint die Gattin plötzlich aus dem Schlummer zu erwachen; sie erschrickt über die Kühnheit des „fremden“ Mannes und setzt sich kräftig zur Wehre. Doch darf sie dabei keinen Laut ausstoßen noch ein Wort sprechen.

Wenn das Mädchen wohlerzogen und der Mann schüchtern ist, wird sein Angriff nicht nur in dieser, sondern auch in den beiden darauf folgenden Nächten siegreich abgeschlagen. In diesem Falle preisen die Weiber laut die Tugend und den Heldenmuth des Mädchens. Uebrigens bestimmt die Sitte, daß die Gattin niemals länger als drei Nächte Widerstand leisten darf.

Bei Tagesanbruch stiehlt sich der Gemahl ungesehen davon und die Frau stellt sich in den Winkel. Des Tags über hält sich der Gatte in seiner Bazarbude auf, wo er von seinen Freunden und Bekannten aufgesucht und beglückwünscht wird. Er muß ihnen dafür Tabak und Kaffee reichen.

Zwei Wochen nach der Hochzeit wird die Frau von zwei Freundinnen wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, bei welchem sie 8 bis 14 Tage verweilt. Der Gemahl geleitet sie hin und nimmt am selben Tag an der Mittagstafel Theil, kehrt jedoch Abends in sein Haus zurück. Erst am Abend vor der Rückkehr seiner Frau begiebt er sich wieder zu seinem Schwiegervater.

Um 2 Uhr Nachmittags wird die Frau wieder von den Freundinnen in Empfang genommen und in ihren Hochzeitskleidern in das Haus ihres Gemahls zurückgebracht. Die Sitte will es, daß die Frau jetzt Traurigkeit heuchelt, häu-

fig sehnsüchtige Blicke nach dem Elternhaus zurückwirft und laut erklärt, daß sie dasselbe den Süßigkeiten des Ehestandes vorziehe. Umgekehrt hat sie vorhin, da sie wieder in das Elternhaus gebracht wurde, Freude und Ungeduld heucheln müssen. Wie man sieht, ist Alles bei den Hochzeitsceremonien der Albanesen eitel Komödie und Heuchelei!

Zu Hause angekommen, zieht die Gattin die bis dahin getragenen gelben Mädchenpantoffeln aus und bekleidet sich mit den Frauen-Babuschen. Dies ist ein Zeichen, daß sie von jetzt an das Haus regiert, soweit dies natürlich in das Ressort der Frau fällt.

IV. Bei den Mirediten.

Die Mirediten haben viel einfachere Hochzeitsceremonien als ihre Landsleute; auch bei ihnen werden die Ehen auf Befehl des Vaters geschlossen, wenn der Sohn das 18. Jahr erreicht hat. Da die Mädchen und Frauen der Mirediten unverschleiert gehen, kann der Vater selbst seinem Sohne eine passende Braut suchen. Hat er eine solche gefunden, setzt er sich mit deren Vater ins Einvernehmen.

Ist dieser mit der ihm angebotenen Kaufsumme einverstanden, so wird zur Verlobung geschritten. Gewöhnlich beträgt jene 500 bis 1500 Piaster (75 bis 225 Mark), bei besonders vornehmen Familien steigt jedoch der Betrag zu 4000 Piaster (600 Mark). Dies ist aber schon der äußerste Preis, der für ein Mädchen gezahlt wird.

Nachdem der Kaufschilling festgesetzt, sendet der Vater des Jünglings der Mutter des Mädchens einen in ein Tuch gewickelten Ring[1]. Nimmt sie ihn an, so gilt die Verlobung als besiegelt. Der Braut einen Dunti zu geben, ist nicht üblich.

Bezüglich der Ehehindernisse sei bemerkt, daß erstens kein Nichtmiredit eine Mireditin heirathen darf. Zweitens gilt Stammesgemeinschaft und drittens Verwandtschaft als Ehehinderniß. Nun gehen auch bei den Mirediten die Begriffe von Verwandtschaft so weit, daß die Barjaks Kušneni, Oroši und Spaši nicht unter sich heirathen dürfen, sondern die Weiber aus den anderen Barjaks beziehen müssen. Eine eigenthümliche Sitte verlangt es bis in die neueste Zeit, daß die Häuptlinge der Mirediten ihre Frauen aus vornehmen türkischen Familien raubten und gewaltsam tauften. Auch die Fürstin Marcella, Prenk's Mutter und Bib Doda's Wittwe, ist die geraubte Tochter eines Begs von Kruja, was sie nicht hindert, heute die frömmste Katholikin zu sein.

Die Heirathen finden stets am Tage des Schutzpatrons des betreffenden Barjaks statt. Solche sind: für Oroši Šin Leš (Alexander); für Kušneni San Stefano; für Fandi Šin Marku (Markus), für Spaši Šin Kola (Nikolaus), für Dibri S. Michael.

Am Donnerstag vor diesem Festtage versammeln sich alle Bekannten des Bräutigams in dessen Hause, wo sie auf Rechnung des Vaters bis Montag zechend und schmausend verweilen.

[1] Bei sehr armen Familien thut es auch ein Apfel.

Samstag setzen sich zwölf festlich gekleidete Freunde des Bräutigams nach dem Hause der Braut in Bewegung und holen sie im Triumphe ab. Sie wird aber nicht zuerst in das Haus ihres Zukünftigen, sondern gleich direkt in die Kirche gebracht. Bloß wo eine solche fehlen sollte, kommt die Braut gleich in das Haus des Verlobten. Dabei trägt sie ihre besten Kleider, den schönsten Schmuck und ist tief verschleiert. Von der Mutter oder Schwester wird sie sodann zum Altar geleitet.

Obwohl, wie schon erwähnt, die Mireditinnen keinen Schleier tragen, finden es doch die beiderseitigen Eltern selten der Mühe werth, die Verlobten schon früher einander zu zeigen. Daher sehen sie sich gewöhnlich erst bei der Trauung zum ersten Male. Wenn dann die Braut entschleiert wird und dem Jüngling mißfällt, kann er sich allerdings weigern, den Ehestand einzugehen, nur muß er dann die Blutrache riskiren, wenn es ihm nicht gelingen sollte, vorher den Sturm zu beschwören. Indeß kommen solche Fälle fast nie vor.

Die albernen Brautquälereien der Nordalbanesen finden in Mittelalbanien nicht statt; doch muß sich die Braut während des Festes abseits bei den Frauen halten und bei dem Vorbeigehen des Gatten oder eines seiner Verwandten ehrerbietig erheben. Dadurch zeigt sie den Respekt, welchen sie ihrem Manne und dessen Familie schuldet.

Am Montag Abend (oder wenn das Fest mehrere Tage dauern sollte, am Abend des letzten Tages) wird die junge Frau in das Gemach ihres Gemahls gebracht.

Nach dem ersten Monate darf sie, wenn sie will, einen 2- bis 4wöchentlichen Urlaub nehmen und diese Zeit im Elternhause zubringen. Ebenso hat sie das Recht vom Gatten zu verlangen, daß er ihr jährlich zu gleicher Verwendung ein paar Wochen Urlaub ertheilt.

Ehemals geschah es häufig, daß die Ehen erst nach der Geburt des ersten Kindes kirchlich eingesegnet wurden; doch hat der Widerstand der Kirche diese Sitte zum Verschwinden gebracht.

Bemerkenswerth erscheint noch, daß die Mirediten über die Mädchenehre ganz sonderbare Begriffe haben. So z. B. würde ein Mädchen, das mit einem fremden jungen Manne im Gespräch betroffen wurde und sei es das harmloseste gewesen, für entehrt gelten und keinen Mann mehr finden. Auch eine Wittwe findet keinen Mann mehr; es müßten denn ganz besondere Umstände obwalten.

Ein eigenthümliches Mittel haben außerdem die mireditischen Mädchen, wenn sie der Ehe mit einem Verhaßten entgehen wollen, ohne Blutrache gegen ihre Familie heraufzubeschwören. Sie geben dann nämlich ihre Absicht kund, „Mann“ werden zu wollen. In diesem Falle bringt der Pfarrer nach der Messe zur öffentlichen Kenntniß, daß die Jungfrau N. N. von nun an den (männlichen) Namen Džon, Gjergj, Dod 2c. (oder welcher ihr sonst gefiel) annehme und daher künftig als „Mann“ zu betrachten sei. Sie kleidet sich dann in männliche Gewänder, nimmt die Waffen ihrer Verwandten und streicht als „Mann“ umher. Nur muß sich dieser neue Mann in Acht nehmen, bei seinen Herumstreifereien nicht — schwanger zu werden, denn dies hätte seinen Tod zur Folge.

Wein und Weinbereitung im Kaukasus.

Von W. Keßler.

I.

Wer zu Lande von Westen her den Küsten des Pontus entlang nach den wunderbaren Ländern zieht, welche die Riesenmauer des Kaukasus gleichsam vor dem kältern und unfreundlichern Westen und Norden abschließt, dem fehlt es nicht an Gelegenheit, sich langsam und allmälig auch bezüglich der Weine auf das vorzubereiten, was ihn in Transkaukasien erwartet. Da kommen zunächst die ziemlich starken, durch ihren erdigen schweren Geschmack ausgezeichneten Weine der Krim, unter denen übrigens nicht zu verachtende Lagen und Jahrgänge sich finden. Dann kommen die Weine des Don; auf Steppenboden an den Ufern des gefeierten Flusses erwachsen, sind sie meist von dünner, theilweise etwas säuerlicher Beschaffenheit. Bekannt ist die Neigung derselben zu moussiren und in eine Art von Kwas überzugehen, die dann mit dem stolzen Namen donske schampanske (donischer Sekt) belegt wird.

Freilich giebt es auch wirklichen rationeller zubereiteten donischen Champagner, und auch die primitiveren Formen sind im heißen Sommer ein angenehmes, kühlendes Getränk; nur kann es nicht jeder Magen vertragen und Mancher hat schon nach diesem Genuß eine Beschleunigung des Stoffwechsels verspürt, welche ihm nichts weniger als erwünscht war. Da lobe ich mir die donischen Mädchen, vor allem die von Nowo-Tscherkask, das wirklich in dieser Hinsicht noch immer seinen alten Ruf bewährt. An kerniger Kraft und Schönheit sind sie den Weinen ihres Landes weit überlegen.

Weiter ziehen wir von den Gestaden des Don durch das endlose Steppenland am Kuban aufwärts, wo die Weinkultur längst verschwunden ist, bis zum Terek. Hier bildet die Gegend um Kislär den Mittelpunkt eines ziemlich ausgedehnten Weinbaues. Der rothe Wein von Kislär, ebenfalls Steppenwein, ist recht trinkbar, zumal wenn man sich an seinen etwas erdig-säuerlichen Geschmack gewöhnt hat. Aehnlich mögen die Weine sein, welche an der Westküste des Kaspischen Meeres gebaut werden. Wir aber steigen am Terek aufwärts über den Kamm des Kaukasus, um auf kürzestem Wege das Weinland Grusien zu erreichen. Das Thal der Aragua, der wir abwärts folgen, führt uns bald an das Ziel unserer Sehnsucht.

Wer nun übrigens voll von Mirza-Schaffy'scher Weinpoesie und voll Bodenstedt'scher Romantik zum ersten Mal die alten echten transkaukasischen Weine probirt, der wird nicht ohne bittere Enttäuschung sich von den harzigen herbfeurigen oder dickgerbstoffhaltigen Weinen abwenden und mit Sehnsucht nach leichterm „süffigerm" Getränk verlangen. Mit der Zeit indessen befreundet man sich auch mit diesen Weinen und lernt außerdem weitere Sorten kennen, welche dem europäischen Geschmack mehr zusagen.

Wenn man den Kamm des Suramgebirges, die Wasserscheide zwischen Rion und Kura, als Grenzlinie annimmt, welche Transkaukasien in einen kleinern westlichen und einen größern östlichen Theil zerlegt, so hat man auch bezüglich des Weinbaues eine scharf markirte Trennungslinie erhalten. Im westlichen Transkaukasien, vor allem den Küstenländern am Schwarzen Meer, tritt der eigentliche künstliche Weinbau völlig zurück. Nur am mittlern Rion, in der Landschaft Radscha, wird in nennenswerther Weise noch Wein gebaut; in allen übrigen Landschaften beschränkt sich fast die gesammte Bodenkultur auf den Anbau von Mais und Hirse.

Freilich war es nicht immer so. Aeltere Reisende wissen noch Wunderdinge von der Wein- und Obstkultur in Imeretien und Mingrelien zu erzählen. Aber neben den umfassenden Veränderungen in den politischen und socialen Verhältnissen der Länder, welche in wirthschaftlicher Beziehung keineswegs immer günstig gewirkt haben, sind durch Kalamitäten anderer Art die Vegetationsverhältnisse bedeutend verschlechtert worden. So haben in Mingrelien, wo einst Seide, Baumwolle und Wein in Fülle gebaut wurden, seit fast einem Vierteljahrhundert diese edlen Arten der Bodenkultur fast gänzlich aufgegeben werden müssen. Die Baumwolle verträgt die immer ungleicher und wechselvoller werdenden Jahrestemperaturen nicht mehr; Seidenzucht und Weinbau aber sind durch Pilzkrankheiten immer mehr reducirt, ja fast ganz vernichtet worden. Selbst der wilde Wein, der in den mingrelischen Wäldern so verbreitet ist, liefert seit jener Zeit nur noch selten normale Trauben, welche für die Weinbereitung brauchbar sind. Im benachbarten Gurien gedeihen diese wilden Trauben noch besser und werden überall gekeltert und ein angenehm schmeckender hellrother, allerdings nicht sehr haltbarer Wein daraus gewonnen.

Auch die Weine Imeretiens und der Radscha sind vorzugsweise leichtere Gewächse von röthlicher Farbe. Von besseren, sorgfältiger behandelten und deshalb länger haltbaren Weinen dürften die Keller des alten Knäs Eristaw auf der herrlichen stromumrauschten kleinen Halbinsel Barakoni am Rion wohl bei Weitem das Beste aufzuweisen haben.

Ganz anders und unvergleichlich besser steht es in dieser Hinsicht westlich des Suramgebirges aus. Hier ist die Heimath der altberühmten kaukasischen Weine und ihrer Kultur. Allen anderen Landschaften steht hierin Kachetien voran. Der kachetische Wein ist gewissermaßen der kaukasische Wein κατ' ἐξοχήν, er ist ohne Frage der älteste, berühmteste und ursprünglichste Wein des Landes. Der ganze Höhenzug, welcher das Thal des Alasan nach Süden und Südwesten von dem der Jora scheidet, ist mit Weinbergen und freundlichen Grusinerdörfern besetzt. Hier ist der Sitz des kachetischen Weinbaues, hier liegen auch die berühmten Weinberge der Familie Tschawtschawadse, vor allem das schöne Tinondali, durch den Ueberfall Schamyl's im Jahre 1854 und den Raub seiner schönen Bewohnerinnen in der kaukasischen Geschichte bekannt. Bei diesen größeren Besitzern, die sämmtlich in Tiflis eigene Niederlagen haben, trifft man im Ganzen sorgfältig behandelte edle Weine an, die unter Umständen dem alten Ruf des Kachetiners alle Ehre machen. Stark und feurig, dabei für Magen und Kopf gleich gut bekömmlich, entbehren sie jedoch meistens der Blume, des Bouquets, einer Eigenschaft, die man an abendländischen Weinen so sehr zu schätzen pflegt. Der weiße Kachetiner hat stets gelbliche Färbung, die zuweilen sogar ins Gelblichrothe übergeht; der rothe ist fast ähnlich wie manche oberitalienischen Weine, sehr dick und tanninhaltig, fällt schwer auf die Zunge, ist aber ebenfalls sehr gesund.

Um in „Kachetiner“ kneipen zu können, bedarf es erst längerer Uebung und Gewohnheit und es kann vor allen Dingen nur empfohlen werden, den orientalischen Gebrauch nachzuahmen und während des Trinkgelages stets etwas zu essen.

Eine zweite ebenfalls echt kaukasische Weinspecies ist der sogenannte Muchranski-Wein. Er trägt seinen Namen nach der Besitzung Muchran, welche Eigenthum der Familie Bagration ist und unweit des Araguathales im Bezirke von Duschett liegt.

Der Muchranski-Wein steht in Geschmack und Farbe etwa in der Mitte zwischen einem milden Rheinwein und einem weißen Burgunder; nur das größere Feuer beweist seinen östlichen Ursprung. Leider ist seine Produktion der Quantität nach ziemlich beschränkt, so daß er im allgemeinen Konsum mehr zurücktritt.

Unter den weinbauenden Völkern Transkaukasiens stehen, wie leicht zu denken, die Grusiner obenan, ebenso wie sie auch im Konsum ihrer Weine das Meiste leisten. Nächst ihnen haben die übrigens ungleich mäßigeren und nüchterneren Armenier die Weinkultur ziemlich fleißig betrieben, wo es ihre freilich meist zu hoch gelegenen Wohnsitze ihnen erlaubten. Auch der Tatar hat Weingärten, die er pflegt und bebaut; doch keltert er als Muselman selbstredend keinen Wein, sondern verwendet seine Trauben lediglich zum Essen. Ja, der streng nach den Vorschriften des Koran lebende Tatar geht in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er selbst den Ueberfluß seiner Weingärten niemals zur Weinbereitung auch an Andersgläubige abgiebt. An trocknen luftigen Orten aufbewahrt, halten sich übrigens die Weintrauben fast den ganzen Winter und bilden eine theils roh, theils in weiterer Zubereitung sehr beliebte Frucht.

Einen völlig neuen und höchst bedeutenden Aufschwung hat die Weinkultur in Transkaukasien durch die deutschen Kolonien genommen, die wohl unstreitig heute die bedeutendsten Weinproducenten des Landes sind. Namentlich Katharinenfeld und Helenendorf sind in dieser Hinsicht zu nennen; beide Kolonien verdanken gerade dem Weinbau hauptsächlich ihren beträchtlichen Wohlstand. Schon im Jahre 1868 betrug die Anzahl der Weinstöcke in den sämmtlichen Kolonien circa zwei Millionen und wurden 179 675 Tungen (etwa 718 000 l) Wein gemacht. Seitdem hat sich diese Produktion noch ganz erheblich gesteigert.

Von den Kolonisten werden die allerverschiedensten Traubensorten angebaut und demzufolge auch Weine von sehr verschiedener Beschaffenheit erzielt. In Helenendorf z. B. spielt neben der rothen und weißen Kachetinertraube und der durch eiförmig spitze, kolossal große Beeren ausgezeichneten Tatarentraube die schwarzrothe Isabellen- und Muskatellertraube eine bedeutende Rolle. Leider ist der hellrothe Isabellenwein meist nicht recht haltbar, sonst würden wir diesem herrlichen würzigen Wein unbedenklich die Krone unter den kaukasischen Weinen zuerkennen. Auch Katharinenfeld hat seine besonderen Specialitäten in Weinen, darunter eine milde weißgelbe Sorte, welche wie Oel die Kehle hinabrinnt und dem besten Chablis nichts nachgiebt.

Die meisten größeren Gasthäuser und viele Privatleute, namentlich Europäer, in Tiflis beziehen heute ihren Weinbedarf von den deutschen Kolonien, da sie auf diese Weise jedenfalls reeller bedient werden als von den Asiaten. Damit ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß man unter Umständen von Armeniern und Grusinern vorzügliche und preiswürdige Weine kaufen könnte, aber man wird selten auf eine gleichbleibende einheitliche Qualität rechnen können.

Wie die Preise aller Lebensmittel, haben sich auch die Weinpreise im Kaukasus in dem letzten Decennium ganz erheblich gesteigert. Während man noch vor 8 bis 10 Jahren die Tunga, also etwa 4 l, gewöhnlichen guten Weines um 15 bis 20 Kopeken kaufte, muß man heute mindestens 1 Rubel zahlen. Ja in den größeren Tifliser Gasthöfen wird heute kaum noch die Flasche gewöhnlichen Weines unter 75 Kopeken verkauft.

Besonders der letzte Feldzug von 1877/78 soll in dieser Hinsicht eine ganz enorme Steigerung der Preise hervorgerufen haben. Selbst in der kleinen Landschenke muß man heute 30 bis 40 Kopeken für die Flasche Wein zahlen. Unter diesen Umständen ist es leicht begreiflich, daß der Weinbau immer höhere Erträge bringt und namentlich die Kolonisten denselben mit stets wachsendem Eifer betreiben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Kungura im Gouvernement Perm, dicht beim Dorfe Banno, befindet sich eine Höhle, mit deren näherer Erforschung in prähistorischer Hinsicht der bereits durch mehrere anthropologische und archäologische Arbeiten bekannte Herr Jw. S. Poljakow von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg beauftragt war. Herr Poljakow, der den ganzen Sommer des Jahres 1879 zur Erforschung Inner- und Ostrußlands in anthropologisch-archäologischer Beziehung benutzte und dem wir die Entdeckung ganz eigenthümlicher Küchenabfälle, welche aus Knochen vom Mammuth und anderen Thieren bestehen, verdanken, untersuchte die Höhle im Juni 1879 in Begleitung des Bauern Romanowski, welcher bereits seit 40 Jahren den Besuchern derselben als Führer dient und mit ihrem Innern aufs Innigste vertraut ist.

Ohne uns hier mit einer eingehenden Beschreibung der Kungurer Höhle, wie sie Herr Poljakow in seinem unlängst erschienenen Reiseberichte [1]) giebt, zu befassen, bemerken wir nur, daß sie aus mehreren Sälen besteht, die durch enge Gänge mit einander verbunden sind, und daß sich in ihr mehrere Seen befinden und ein ganz mit Eis gefüllter Saal, weshalb er von den Bewohnern der Umgegend die „Brillanten-Grotte“ genannt wird. Bei den Verfolgungen, denen in Rußland diejenigen ausgesetzt waren (und theilweise noch sind), welche den Satzungen der herrschenden orthodoxen Kirche nicht folgen, war es sehr natürlich, daß die Verfolgten, die „Raskolniki“ (abgefallene Sektirer), in ihr Zuflucht suchten, um in diesem Verstecke ihren Kultus zu üben, ja sogar um zeitweise in ihm zu wohnen. Der vorhistorische Mensch hat in dieser Höhle nicht gewohnt; zum Mindesten haben diejenigen, welche sie bisher erforscht und beschrieben haben (Lepiechin, Kittari und zuletzt Poljakow), nicht die ge-

[1]) Anthropologische Reise durch das innere und östliche Rußland, ausgeführt im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Petersburg 1880. (Russisch.)

ringste Spur von demselben in ihr gefunden. Die niedrige Temperatur (0° C.), welche in dieser Höhle herrscht, das ewige Dunkel, das nur durch künstliches Licht verscheucht werden kann, mochte diese Höhle selbst für den primitiven Bewohner des westlichen Abhanges des Uralgebirges unbewohnbar; nichts unterbricht in der Höhle von Kungura die Todtenstille, in ihr giebt es keinen lebenden Organismus.

Der Besuch und die Erforschung der Höhle von Kungura veranlaßt Herrn Poljakow zu einer für den Ethnologen höchst interessanten Bemerkung. Diese Höhle erinnerte ihn nämlich „an das Bild, unter welchem sich die Ostjaken die ihnen nach dem Tode zugängliche Welt vorstellen. Indem die Ostjaken die Existenz von sieben Welten annehmen, von denen fünf höheren Wesen als Aufenthaltsort dienen, glauben sie, daß ihnen, den gewöhnlichen Sterblichen, nur zwei Welten zugänglich sind; die eine derselben ist diejenige, auf welcher sie leben, Noth leiden und mit der Natur und habsüchtigen Menschen, welche sich bereichern wollen, kämpfen, die andere eine noch schlechtere Welt: das ewig finstere Unterirdische, in das kein Lichtstrahl dringen kann. Aber hier befinden sich Seen und Flüsse. Die Ostjaken, welche in diese unterirdische Welt gelangen, leben zwar ebenso, wie auf dieser Welt, aber keiner spricht mit dem andern, jeder bewahrt ewiges Schweigen. Jeder besitzt das, was er auf der Oberwelt besessen hat, und deshalb wird den Verstorbenen ihre beste Habe mitgegeben, vom Renthiere, das geschlachtet wird, bis zur Kleidung und den Waffen; ja dem Verstorbenen wird manchmal sogar (wie ich in meinen Briefen und Berichten über meine Reise im Obigebiete erwähnte) Branntwein mit ins Grab gegeben. Da im Jenseits nichts angeschafft werden kann, senden die Verwandten des Verstorbenen ihm einen Vorrath von Kleidungsstücken nach. Diese Glaubensansicht der Ostjaken steht sichtlich in Verbindung mit der entlegenen vorhistorischen Epoche, als noch die Urbewohner Höhlen bewohnten, und kann wohl gar mit derjenigen Periode dieser Epoche in Verbindung gebracht werden, in welcher der Mensch sich noch keine recht verständliche Sprache geschaffen hatte."

So düster die Anschauung der Ostjaken über das Leben nach dem Tode, wie sie uns Herr Poljakow darstellt, auch sein mag, so lehrreich ist sie für den Alterthumsforscher; diese einfache Notiz dürfte manche Thatsache aufklären, die uns bei archäologischen Ausgrabungen bisher unerklärlich oder dunkel gewesen ist, und dürfte uns veranlassen, das Leben der vorhistorischen Menschen mehr, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, mit dem Leben der nordeuropäischen und nordasiatischen Völkerschaften, die ja noch jetzt in der Eisperiode, in der vorgeschichtlichen Zeit leben, eingehend zu vergleichen. Aus den alten Gräbern tönt uns die düstere Glaubensansicht der Ostjaken deutlich entgegen, und deshalb glauben wir nicht zu irren, wenn wir diejenigen, welche in den Steinsetzungsgräbern des östlichen Europa, wie wir im Mai 1878 zwei bei Slabowzewo im Mogiluoer Kreise geöffnet haben, für Finnen und nahe Verwandte der heutigen Bewohner des hohen Nordens Europas und Asiens halten.

Albin Kohn.

— Wie Prof. Dr. W. *Förster* in der Februarsitzung der Berliner Geographischen Gesellschaft mittheilte, wird die Berliner *Sternwarte* in nächster Zeit im Stande sein, angehenden *Forschungsreisenden* theoretische und praktische Unterweisung in der *astronomischen Beobachtung* zu ertheilen und die Kontrole und Verpackung der Instrumente zu beaufsichtigen. Es ist das ein Schritt vorwärts, der in England, Frankreich und Rußland schon vor längerer oder kürzerer Zeit gethan worden, und dessen hohe Wichtigkeit nicht zu verkennen ist. Leider wird aber auch *er* nicht allzuviel beitragen, unsere Karten fremder Erdtheile zu berichtigen; denn, wie es uns wenigstens scheint, liegt der Grund der Unzulänglichkeit neuerer Routenaufnahmen weniger in der Unkenntniß der Reisenden, als in ihrer oft vielleicht selbst verschuldeten Ueberbürdung mit den heterogensten Arbeiten. Wenn ein Einzelner nicht nur alles rein Praktische einer Expedition zu ordnen hat, sondern Tags über kartographisch thätig sein, Vierfüßer und Vögel schießen, Insekten und Reptilien fangen, Pflanzen und Gesteinsproben sammeln, Abends sein Tagebuch und Routier redigiren, die Pflanzen pressen, die Handstücke etikettiren u. s. w. will oder soll, so bleibt ihm wenig Lust, Kraft und Zeit, noch astronomische Beobachtungen anzustellen. Also Entlastung der Reisenden entweder durch Vertheilung der Arbeit auf mehrere, oder durch direkten Befehl, sich nur des Sammelns oder nur des Aufnehmens und astronomischen Beobachtens zu befleißigen. Zersplitterung der Kraft nutzt hier nichts; bei zu vielseitiger Arbeit leidet das eine unter dem andern, und wirklich Tüchtiges wird nur durch kluge Beschränkung erreicht werden. Die seiner Zeit vielgeschmähte Loango-Expedition ist ein Beispiel dafür, daß durch Theilung der Arbeit etwas Ordentliches zu erreichen ist — daß sie gerade an einem für das Eindringen in Afrika durchaus ungünstigen Orte sich niederließ, war nicht ihre Schuld.

— Die Ehre, als *Hauptstadt* des Schweizer Kantons *Tessin* zu fungiren, wechselte bisher alle sechs Jahre zwischen den drei Städten Lugano, Locarno und Bellinzona. Am 31. Januar dieses Jahres hat sich nun der Große Rath von Tessin zum letzten Male in Locarno versammelt. Vom 3. März ab wird dies stets in *Bellinzona* geschehen, welches von da an auch ständiger Sitz des Staatsraths oder mit anderen Worten Hauptstadt von Tessin sein wird.

— Professor Dr. *Franz Toula* hat im Spätsommer 1880 seine im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften 1875 begonnenen, aber seitdem durch die Kriegsereignisse unterbrochenen *geologischen Untersuchungen* im westlichen *Balkan* wieder aufgenommen und dieselben, von Georg Zlatarsky unterstützt, für das Gebiet zwischen der obern bulgarischen Morawa und der Wasserscheide zwischen Isker und Vid zum vorläufigen Abschlusse gebracht. In der kurzen Zeit von kaum vier Wochen hat er den Balkan sechsmal überschritten. Die Ergebnisse der Reise sind derartige, daß dadurch die Ausführung einer geologischen Uebersichtskarte des bezeichneten Gebietes möglich wird. Auch die Errichtung der *ersten binnenländischen meteorologischen Station* auf der *Balkan-Halbinsel*, und zwar im k. k. österreichisch-ungarischen Generalkonsulate in Sofia, ist eine Frucht dieser Reise.

(Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien 1881, I.)

— In Folge der Anfangs Februar dieses Jahres neuerdings eingetretenen *Ueberschwemmung* im *Kuban-Gebiet* (vergl. oben S. 125) müssen bis auf Weiteres alle Postsendungen nach Noworossijsk, Anapa, Sotschi, Suchumkale, Tuapse, Poti und Batum über Sebastopol zur See befördert werden.

Asien.

— Oberlieutenant G. Kreitner, welcher den Grafen Bela Széchenyi auf dessen bekannter Reise durch Indien, Japan, China, Tibet und Birma als Geograph begleitete, hat die Beschreibung seiner Fahrten unter dem Titel „*Im fernen Osten*" begonnen. Das Buch erscheint in circa 30 Lieferungen (à 50 Pf.) bei A. Hölder in Wien und soll 200 Original-Holzschnitte und mehrere Karten bringen. Die Bilder sind nach den vorliegenden Proben außerordentlich schön, Text und Karten aber versprechen viel Neues zu bringen, da die Expedition, wenn auch nicht das vorgesteckte Ziel, so doch Gebiete erreichte, über welche unsere Kunde überaus dürftig ist. Ueber Lan-tschou-fu, Su-tschou, Scha-tschan-wei ist in unserer Literatur fast nichts zu finden (Pjasetzki's eben in Rußland erschienenes Buch, welches diesen Weg beschreibt, soll ziemlich dürftig sein); eine kartographische Darstellung

jenes Gebietes gehört noch heute zu den größten Desideraten in der Geographie Chinas. Möge uns Kreitner's Werk darüber wie über vieles andere auf seiner langen Wanderung vom Rande der Gobi bis zum Irawadi Auskunft ertheilen!

— Alexander Sibiriakaw, der bekannte Förderer van Palarfahrten, welcher (wie wir auf S. 320 des vorigen Bandes mittheilten) selbst in seinem Schiffe „Oskar Dicksan" eine Fahrt nach dem Jenisei unternammen hat, hat sich mit demselben, durch die Eisverhältnisse gezwungen, in die Gyda-Bucht (zwischen den Mündungen des Ob und Jenisei) flüchten müssen und ist dart eingefraren. Der Dampfer ist auf 13 Manate verpraviantirt, sa daß van dieser Seite nichts zu befürchten steht. Sibiriakaw selbst hat das Schiff verlassen und ist zu Lande über Tobolsk glücklich nach St. Petersburg gelangt.

— In Zusammenhang mit der indischen Volkszählung steht ein kleiner Aufstand, welcher im Januar unter den Santal (vom Stamme der Kol, südwestlich von Calcutta, zwischen dem Ganges und dem Flusse Baitarni) ausgebrachen ist. Dach hat die Schnelligkeit, mit welcher englische Truppen zur Hand waren, die Eingebarenen, die überdies eine große Schen var Pferden haben, sehr erschreckt, so daß sie den Census-Beamten weiter keinen Widerstand leisteten. Es hatte sich nämlich unter den Santal des Maubhaan-Distriktes das Gerücht verbreitet, daß in der Nacht des 17., wa die Zählung stattfinden sollte, die Männer auf der Schulter, die Frauen auf der Stirn gebrandmarkt werden sallten; auch konnten sie nicht begreifen, warum die Zählung gerade zur Nachtzeit stattfinden sollte, und fürchteten, daß die Regierung irgend etwas Unheimliches im Schilde führe. Auch scheint das starke Anwachsen der Steuern in letzter Zeit ein Hauptgrund ihrer Unzufriedenheit gewesen zu sein. (Nach „The Mail.")

— Nach „Les Missions Catholiques" hat die chinesische Regierung auf Verlangen des Vicekönigs Li-hung-tschang in den Bau einer Telegraphenlinie von Peking nach Schanghai gewilligt. Dieselbe sall über Tientsin und längs des Kaiserkanals nach dem Jang-tse-kiang und weiter nach Schanghai gehen. Wenn nur nicht, wie schon öfters, die Sache der Regierung wieder leid wird!

— Mr. Baulangier ist am 13. Navember 1880 van Saigon nach den vielgerühmten Ratheisenerzlagern in Kambodja, welche bis 95 Prac. Eisen enthalten sallen, abgereist, um dieselben näher zu untersuchen.

Afrika.

— M. Tarry, Mitglied der französischen Transsahara-Kammission, sall südlich van Wargla die Ruinen einer großen Stadt, Cedrada genannt, entdeckt haben, welche der Wüstensand begraben hat. Dieselbe liegt im Wed Mia und dabei befinden sich zahlreiche Quellen, welche früher Tausende van Palmen bewässerten. Tarry möchte die Regierung veranlassen, dart Bohrungen vorzunehmen und eine Niederlassung zu gründen.

— Lucereau, ein junger Franzose, wurde zu Anfang Oktaber 1880 auf dem Wege van Harrar nach Schoa ermordet. Er sall für seine Unternehmung wenig varbereitet, auch bis an die Zähne bewaffnet gewesen sein, ein Umstand, welchem d'Abbadie varnehmlich sein Unglück zuschreibt. Nach ihm sallen europäische Reisende in jenen Theilen Afrikas nie eine Waffe bei sich tragen, wenn sie sicher sein wallen; er selbst hat diesen Grundsatz streng befolgt und hat ihm zu danken, daß er valle elf Jahre in jenen Gegenden unbehelligt sich hat aufhalten können.

— Nach den letzten Berichten, welche die „Church Missianary Saciety" aus Rubaga in Uganda d. d. 1. Juli 1880 von ihrem dartigen Missianar Pearson erhalten hat, ist König Mtesa, von dessen Sehnsucht nach christlicher Unterweisung Stanley einst nicht genug Rühmens machen kannte, zur Abwechselung wieder einmal und zwar in Falge eines Traumes zum Islam übergetreten. Vorher war er bekanntlich zum angestammten Heidenthum zurückgekehrt (s. „Globus" XXXVIII, S. 107 und 367). Im Ganzen ist er bis jetzt nach einander gewesen: Heide, Mahammedaner, Pratestant, Kathalik, Heide, Mahammedaner. Es sallte uns nicht wundern, wenn er binnen Kurzem, um die bisher befalgte Reihenfalge nicht zu verletzen, wiederum Protestant würde. Wenn es ihm nur nicht an einem Lehrer und Unterweiser fehlt, denn die Missionäre scheinen sich jetzt noch heftiger van Rubaga fart zu sehnen, als var einigen Jahren dahin.

— Der Sultan van Zanzibar hat dem erfolgreichen Afrikareisenden Joseph Thamsan eine vartheilhafte Stellung angebaten, welche demselben Gelegenheit zu Arbeiten von wissenschaftlichem Werthe verschafft und ohne Zweifel von ihm angenommen werden wird. Seine Hauptaufgabe, welche der Sultan ihm in jeder Hinsicht erleichtern wird, besteht in gealagischen Aufnahmen im Gebiete des Flusses Rovuma.

— Im Jahre 1880 hat Mr. Burnet 2607 Auswanderer nach der Kap-Kalonie gesandt, darunter 1205 Regierungs- und 1402 unterstützte Auswanderer. Erstere bestanden aus 149 Beamten, 497 Rekruten für die berittenen Kap-Schützen und 559 Ackerbau treibenden Ansiedlern, welche 88 Familien und 73 einzelne Männer umfaßten und zusammen ein Vermögen van 10 743 Pf. St. besaßen. Angenammen, daß diese Ansiedler insgesammt nur das geringste zuläßige Maß von Ackerland erwarben, sa belief sich dasselbe dach auf 32 000 Acres, wofür sie innerhalb einer bestimmten Zeit 16 000 Pf. St. und später eine dauernde, jedoch ablösbare, jährliche Rente von 1 Prac. ersterer Summe zu bezahlen haben. Die Zahl der unterstützten Auswanderer zeigte 1880 eine Zunahme van 63 Proc. gegen 1879 und von 800 Prac. gegen 1874; dieselbe hatte fast jede Klasse van Handwerkern und häuslicher Dienerschaft aufzuweisen.

— Van der Expeditian des französischen Hauptmanns Gallieni, welche im Frühling 1880 an Ahmadu, den Sultan van Segu am Niger, abgesendet und am 11. Mai von aufständischen Bambaras überfallen wurde und schwere Verluste erlitt (s. „Glabus" XXXVIII, S. 240), sind erst jetzt, nachdem man sie schon halb verlaren gegeben hatte, beruhigendere Nachrichten eingetroffen. Gallieni meldet von Nango am 25. Oktober v. J., daß sie vier Tage nach jenem Ueberfalle den Niger überschritten und in Nango, einen Tagemarsch van Segu entfernt, auf Ahmadu's Befehl gastlich aufgenammen wurden. Nach langen Verhandlungen gelang es ihm, das gegen ihn herrschende Mißtrauen zu beseitigen, und er hafft freien Handel und Schiffsahrt auf dem Niger bewilligt zu erhalten. Während der Zwischenzeit litten die jeder Arzenei beraubten Offiziere stark am Fieber, befanden sich aber Ende Oktober wahl. Sie sallten über Kaarta nach S. Louis heimkehren, sobald dieser durch die aufständischen Bambaras versperrte Weg frei wäre.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

IV.

Als Veth und seine Genossen ihre Obliegenheiten in Alahan-Pandjang erfüllt hatten, beschlossen sie nach Moeara-Laboe, einem 60 km entfernten Dorfe, wohin ein guter Weg führte, überzusiedeln. Ihr Gepäck sollte zur einen Hälfte von den Kulis, zur andern von einem pedati, einem zweiräderigen Büffelkarren, dorthin geschafft werden, während sie selbst, von zehn Trägern begleitet, einen weniger bequemen Weg einschlagen wollten, um einigen Goldminen einen Besuch abzustatten. Am 30. September Nachmittags brach man auf, stieg in das tiefe, mit Reisfeldern und Dörfern erfüllte Thal des Goemanti hinab, folgte demselben abwärts und quartierte sich zur Nacht in dem kaum fertig gewordenen Passantenhuis von Talang Berboenga ein. Dieses Dorf unterschied sich von den bisher besuchten dadurch, daß es nicht ohne jede Ordnung und Symmetrie gebaut war, sondern aus drei geraden einander parallelen und durch Quergäßchen verbundenen Straßen bestand. Dafür waren die Häuser schlecht gehalten und baufällig. Im nächsten Nachtlager verweilten sie länger, weil hinter demselben völlig wilde Gegend ihren Anfang nahm, und sie sich hier einen Führer verschaffen mußten. Die Pferde wurden von hier nach Alahan-Pandjang zurückgesandt, um auf der direkten Straße nach Moeara-Laboe geführt zu werden.

Am 3. Oktober erst ging es durch Urwälder, über verschiedene Zuflüsse des Goemanti und über Bergketten, welche jene von einander scheiden, nach der Ansiedelung der Goldgräber von Soengei-Pentoewan, die man aber erst am folgenden Tage erreichte. Dieser Tagemarsch war einer der längsten und mühsamsten, welche man bisher zurückgelegt hatte; es nahm daher die Reisenden nicht sehr Wunder, daß von den erst spät anlangenden Trägern zwei auf Nimmerwiedersehen ausgerissen waren. Am Morgen des 4. Okt. begegnete man auf Schritt und Tritt den Spuren ehemaligen Bergbaues, künstlich aufgeworfenen Erdhügeln von regelmäßiger Gestalt und von Menschenhand gegrabenen Löchern; auch deutete das Vorkommen von Fruchtbäumen darauf hin, daß sich hier einst eine blühende Ortschaft befunden hatte. Die Erschöpfung des goldhaltigen Geschiebes hatte ihren Untergang herbeigeführt.

Der bisher zurückgelegte Weg war gut im Vergleich zu demjenigen, der nun folgte; denn letzterer, der nach Moeara-Laboe führte, war vielleicht seit zwei Jahrzehnten nicht betreten worden, während auf dem andern die Goldsucher fleißig nach Soengei-Aboe wandern, um ihre Ausbeute dort zu verkaufen und ihre Bedürfnisse zu erwerben. So war denn der dritte Tagemarsch kurz, aber anstrengend. Steil ging es auf das Gebirge hinauf und ebenso steil auf der andern Seite hinab nach Soengei-Sapei. Dort fanden sie einen reizenden Punkt, wo ein kleiner Wasserfall in ein Becken fiel, das zum Bade wie geschaffen war. Sie verweilten dort den Rest des Tages, erreichten am nächsten die Ufer des Soengei-Doerian, stießen am fünften auf die Fährten einer Elephantenherde und kamen in das Thal des Batang-Hari.

Hier widerfuhr Beth das Mißgeschick, daß er sich von seinen Gefährten trennte und dieselben nicht wiederzufinden vermochte. Ohne Waffen und Nahrungsmittel bei sich zu haben, ohne Weg und Steg brachte er volle 36 Stunden in der Wildniß zu, ehe er mit Hülfe seines Kompas Moeara-Laboe im Thale des Seliti, eines südlichen Nebenflusses des Batang-Hari, müde, abgehungert, durchnäßt und mit zerrissenen Kleidern erreichte und bei dem dortigen Kontroleur Welsink gastliche Aufnahme fand. Seine Gefährten waren noch nicht eingetroffen, weshalb er am nächsten Morgen Eingeborene aussandte, um sie aufzusuchen, ihnen den richtigen Weg zu zeigen und sie über sein Schicksal zu beruhigen. Er selbst benutzte den Tag dazu, um die Umgebung des Ortes aufzunehmen.

Parallel mit der ganz Sumatra durchziehenden Barisan-Kette verläuft hier ein Längsthal, das gegen Südosten von dem höchsten Massiv der Insel, dem Pik von Korintje, abgeschlossen wird. Durch den nördlichen Theil desselben fließt der Batang Seliti von Nordwesten nach Südosten, durch den südlichen in umgekehrter Richtung der Batang-Pelake und B. Bangko, welche sich vereinigen und an dem tiefsten Punkte der ganzen Einsenkung in den Seliti ergießen, der dort nach Osten und Nordosten umbiegt und sich einen engen Ausweg durch das Gebirge bricht.

An dem Zusammenflusse liegt Moeara-Laboe, ein Dorf von junger Entstehung, während das gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Bangko gelegene Dorf Kota Baroe viel älter ist. Ersteres besteht aus den Wohnungen des Kontroleurs und einiger anderer Beamten, einem Kaffeemagazin und einigen wenigen Häusern von Eingeborenen. Diese liegen um einen Rasenplatz herum, auf welchem Palmen und zwei in und durch einander gewachsene Bäume stehen, ein langsano und ein waringin, deren durchaus verschiedenes Laub in höchst sonderbarer Weise durch einander gemengt erscheint. Zwei Tage nach Beth's Ankunft war hohes Fest, der letzte Tag des Ramadan-



Reisfelder im Thale des Goemanti.

Monates und das Neujahr der Eingeborenen. Fast die gesammte Bevölkerung der umliegenden Dörfer strömte nach Moeara-Laboe zusammen, um dem Kontroleur ihre Achtung zu bezeugen. Ueber 600 Frauen in ihren besten Gewändern und mit Goldschmuck angethan brachten Geschenke, die aus einem Kuchen, ein paar Händen voll Reis oder dergleichen bestanden, und empfingen dafür ein kleines Gegengeschenk. Ein Schauspiel voller Reiz und Abwechselung! Gegen zwei Uhr entfernte sich alles und nur die Häuptlinge blieben beim Kontroleur zum Mittagsmahle. Als auch das vorbei war, langten, um diesen Tag zu einem wahren Freudentage zu machen, auch Beth's verlorene Gefährten, van Hasselt und Snelleman, an. Auch sie hatten, nachdem Beth von ihnen getrennt war, den Weg verloren, waren mit vieler Schwierigkeit an den Batang-Hari gelangt und hatten dort den ganzen 8. Oktober zugebracht, um dem Führer Zeit zu lassen den Weg wieder aufzufinden und um ihren Gefährten wiederzutreffen; als beides mißlang, beschlossen sie am 9., als Beth sich schon wohlauf und munter in Moeara-Laboe befand, diesen Ort mit Hülfe des Kompas zu erreichen. Am nächsten Morgen trat man den Marsch an, nachdem man alles überflüssige Gepäck unter den Wurzeln eines mächtigen Baumes wohl verborgen und so die Kulis entlastet hatte. Der reißende Strom wurde mit Hülfe eines darüber gespannten Rotang (spanisches Rohr) gekreuzt, dann unter tausend Schwierigkeiten die gegenüberliegende steile Bergwand erklettert und gegen Abend in einer zufällig entdeckten Höhle das Lager hergerichtet. Am nächsten Morgen begegneten sie dann einem von Moeara-Laboe aus geschickten Truppe, der ihnen über Beth's Schicksal Gewißheit brachte und sie ihrem nicht mehr allzufernen Ziele zuführte. Es war das ein großes Glück für sie; denn ihre letzten Vorräthe waren am selben Morgen aufgezehrt worden und hatten nicht mehr als zwei Kartoffeln für jeden Kuli ergeben, während die Europäer leer ausgegangen waren.

Da die Wohnung des Kontroleurs nicht groß genug war, die ganze Gesellschaft aufzunehmen, so mietheten sie zwei leerstehende Häuser an dem pasar, dem rechteckigen, 150 m langen und 50 m breiten Marktplatze, der auf drei Seiten von schlecht gebauten Häusern umgeben war. Der Hauptnachtheil derselben war ihre ungenügende Helligkeit; so fing in Beth's Stube das nur 70 cm hohe Fenster unten

in gleicher Höhe mit dem Fußboden an, so daß das einzige Licht, welches auf den Tisch fiel, durch Ritzen und Spalten in Dach und Wänden kam. Dafür war allerdings das Fenster um so breiter; denn es nahm nebst der Thür die ganze Länge des Hauses ein. Die Thür ihrerseits war aber wieder so niedrig, daß man sie nur gebückt passiren konnte.

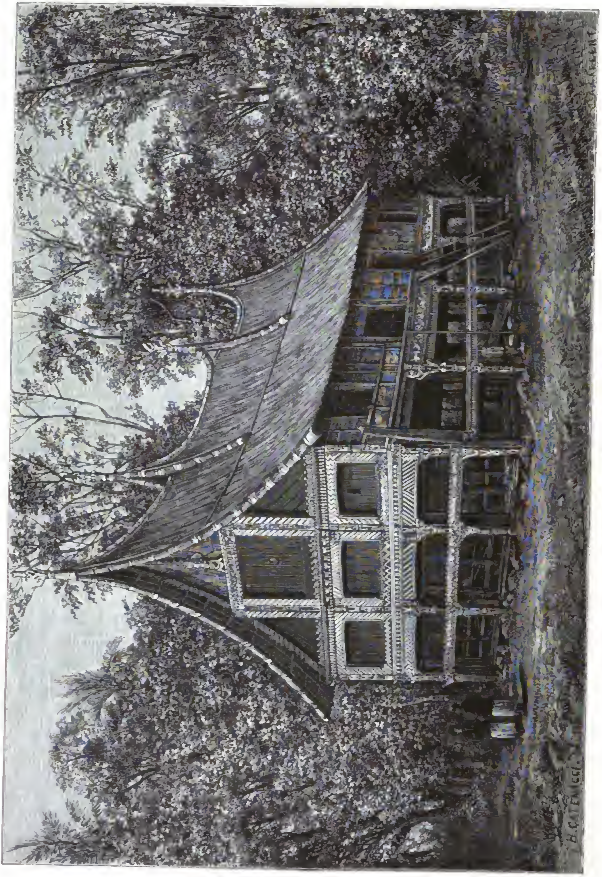
Am 2. November unternahmen Veth und van Hasselt eine Rekognoscirung durch die Landschaft XII Kota, die südlichste unter den Residentschaften des Padangschen Oberlandes, mit der Absicht, falls es anging, den Pik von Korintji, dessen Lokalname Goenoeng-Gedang ist, zu ersteigen. An dem ersten Tage war ihr Ziel Loeboe-Gedang, der zweite Kampong der Provinz, wo sie schon etwa 12 Tage vorher gewesen waren, um durch Eingeborene einen Weg nach dem Gipfel ausfindig machen zu lassen. Damals waren sie zu Fuße gegangen, weil man ihnen gesagt hatte, daß Pferde ihnen mehr zur Last als zum Vortheil sein würden, und hatten zwei Tage gebraucht, zugleich aber gesehen, daß der Weg nicht so schlecht war. Das zweite Mal ritten sie also und sparten dadurch einen ganzen Tag. Zuerst durchfuhrteten sie den Batang-Banglo und ritten durch Kota-Baroe, wo ihnen ein hübsches neues Haus auffiel, das Eigenthum eines Kaufmannes, welches eben aus den Händen der Holzschnitzer und Maler hervorgegangen war. Nun folgte eine Stunde lang eine wenig bewaldete und nur hier und da Reisfelder aufweisende Ebene. Große Strecken waren früher ebenfalls mit Reis bepflanzt gewesen, dienten jetzt aber Büffeln zur Weide; hier konnte man mehr als im übrigen Süden von Ober-Padang deutlich wahrnehmen, daß das Land einst viel blühender und stärker bevölkert gewesen ist, als heutzutage. Nun folgte Wald und der Weg begann zu steigen, blieb aber gut bis auf einige schlammige Stellen, wo Büffel und, den Fußspuren nach, auch Elephanten zu fielen pflegten. Die schlimmste Stelle kam erst, als man sich der Paßhöhe zwischen Banglo und Liki näherte; dort bedecken unzählige Pflanzenschichten den Boden, die Sümpfe sind tief und häufig, und der Regen der letzten Tage hatte das seinige dazu beigetragen, sie möglichst unpassirbar zu machen. Jenseits des Passes ging es steil hinab nach dem reißenden Wildbache Batang-Liki, der auf einer aus zwei neben einander gelegten Baumstämmen bestehenden Brücke überschritten wurde. An demselben führte der Weg entlang über mehrere Zuflüsse, deren hohe und steile Ufer den Pferden viel zu schaffen machten, bis zu einer von Reisfeldern bedeckten Ebene, welche zur Provinz XII Kota gehört. Dort passirten sie zuerst den Kampong Doerian-Tarong und eine halbe Stunde später befanden sie sich im „Negrihuisje“ des Dorfes Loeboe-Gedang, das außer den „Logirzimmern“ noch ein Kaffeemagazin unter seinem Dache barg. Da die Kulis, wie gewöhnlich, erst vierundzwanzig Stunden später eintrafen, so benutzten die Reisenden die Zwischenzeit, um nochmals Leute auszuschicken und einen Pfad auf den Gipfel des Korintji suchen zu lassen.



Palmen in Moeara-Laboe.

Am 4. November stieg man wieder zu Pferde und ritt am rechten Ufer des Liki aufwärts, der nach etwa 50 Minuten überschritten werden mußte. Die unbeladenen Fußgänger konnten eine aus Rotang hergerichtete Hängebrücke benutzen, die lasttragenden Kulis aber mußten den Fluß durchfuhrten und die Pferde durch die reißende Strömung hindurch geführt werden. Jenseits des kleinen Kampong Kota-Remba, gegenüber dem Punkte, wo sich der Liki in den Batang-Sangir ergießt, tritt der Weg in eine etwa eine gute halbe Stunde lange Ebene, die mit dem 2 bis 3 m hohen Ilalang-Grase bedeckt ist; dann wird das Thal sehr eng, und man muß fleißig klettern, um zwischen den Felsen vorwärts zu kommen.

Weiterhin bildet das Thal wiederum eine mit Gesträuch und einigen großen Bäumen bewachsene Ebene, jenseits deren der Fluß Sangir zu überschreiten war. Für Menschen war eine Brücke vorhanden, die Pferde aber und das Gepäck mußten auf einem Flosse hinübergeschafft werden, da der Strom zu tief war, um durchfuhrtet werden zu können. Die Bewohner des gegenüberliegenden Dorfes waren aber durch den ungewohnten Anblick der Pferde dermaßen erschreckt, daß sie anfangs alle Hülfeleistung verweigerten und erst nach längerem Zureden sich bewegen ließen, die Fähre zu lösen und über den Fluß zu kommen. Wieder folgte eine lange trockene



Haus eines reichen Kaufmanns in Kota Baroe.

Ebene, dann war ein Gebirgszug zu übersteigen, worauf man im Dorfe Loeboe-Melala Halt machte, um für die Pferde Gras zu schneiden, weil man im Bedar-Alam, dem Nachtquartier, wahrscheinlich keine Fourage antraf. Der Weg bis dorthin war völlig flach; zur Rechten dehnte sich die Ebene aus, soweit nur das Auge reichte: nur hier und da ein vereinzelter Hügel, aber am Horizonte keine Spur von Gebirge. Am linken Ufer des Batang-Sangir dagegen erhoben sich die Berge noch 200 bis 300 m über das Thal, wurden aber nach Norden hin, d. h. in der Richtung des Thales, zusehends niedriger.

Bedar-Alam ist bei Weitem der größte Kampong in der Provinz XII Kota, aber auch ebenso ärmlich wie die anderen. Die Häuser sind schlecht unterhalten; überall fehlen Bretter; altes Schnitzwerk sieht man fast gar nicht und die Umgebung der Häuser liegt voller Unreinlichkeiten. Auch hier beweist die Ausdehnung der Reisfelder und die Menge der Kokospalmen, daß der Ort einst bessere Zeiten gesehen hat. Von Lebensmitteln war dort fast nichts zu haben, so daß die Kulis von Loeboe-Gedang Reis holen mußten, was einen Aufenthalt von zwei Tagen verursachte. Am 7. November setzte man die Reise am Sangir abwärts fort bis Abei, welches, 9 bis 10 m über dem Flusse gelegen, an den drei landeinwärts gerichteten Seiten von einer Erdmauer nebst Graben umgeben ist. Der von derselben eingeschlossene Raum ist jedoch zum Theil von Rasenplätzen



Haus in Bedar-Alam.

und Baumgruppen bedeckt, in deren Schatten die kleinen verfallenden Häuser stehen. Auch hier ein Aufenthalt von zwei Tagen, um von Bedar-Alam Reis zu holen.

Am 10. verließen sie unterhalb Abei bei Doesoen-Tengah den Batang Sangir und stiegen in westlicher Richtung über die Berge nach dem Batang-Hari hinüber, den sie bei Soengei-Panoe erreichten, wo ihnen eine gut gehaltene Arena für Hahnenkämpfe auffiel, die, nach den sie bedeckenden blutigen Federn zu urtheilen, stark benutzt wurde. Von dort begaben sie sich nach Gasing, das weiter aufwärts am B. Hari liegt; doch erlaubten ihnen die steilen Kalkfelsen nicht, dem Flusse unmittelbar zu folgen, sondern zwangen sie zu einem weiten Umwege landeinwärts durch die Berge. Von da aus befuhren sie zu Boote den Batang Hari bis zur Mündung des Goemanti, wo einige Leute zur Herstellung eines Lagers zurückblieben, und diesen bis zur Mündung des Sikia. Ihres wohl hergerichteten Lagers sollten sie sich aber nicht erfreuen; denn gegen Abend begann es in Strömen zu regnen, und obwohl es später nachließ, so schwoll der Fluß in der Nacht dermaßen an, daß sie schleunigst auf höheres Land flüchten mußten. Der ganze Anwachs betrug zwar nur, wie sie am folgenden Morgen sahen, einen Meter; aber dadurch war der Strom doch an jener Stelle um das Vierfache breiter geworden. Am nächsten Morgen fuhren sie den Batang-Hari vier Stunden weiter hinauf, kehrten dann nach Gasing zurück und folgten dem Strome weiter abwärts, um das noch nicht besuchte Stück seines Laufes bis zur Mündung des Sipotar kennen zu lernen. Dasselbe liegt schon außerhalb der holländischen Besitzungen. Diese Fahrt ging in den beiden nächsten Ta-

gen ohne weitern Zwischenfall von statten; am dritten trafen die Reisenden schon wieder in Abei ein, von wo sie die Goldminen beim Kampong Telaki im obern Thale des Sangir besuchten. Es sind fünf Gruben von 10 m Tiefe, die zum Schutze gegen nachstürzendes Erdreich mit Balken ausgefüttert sind und drunten horizontal gegrabene Gänge haben. Das Edelmetall findet sich in Kieslagern, Porphyr- und Schiefergestein, welches große Eisenkieskrystalle einschließt. Die Gruben waren einige Zeit vorher verlassen worden und drohten damals einzustürzen; man wusch nur noch wenig Gold aus dem Bache, obwohl nach Ansicht der Expeditionsmitglieder diese Gewinnungsart noch ziemlich lohnend sein mußte. Dann kehrten sie nach Loeboe-Gedang zurück, nachdem ihre Exkursionen durch die XII Kotas im



Reisscheuern in Loeboe-Gedang.

Ganzen drei Wochen gedauert hatten. Hasselt reiste sofort nach Moeara-Laboe, während Veth die Zeit zum Ordnen seiner Aufzeichnungen und, soweit es das schlechte Wetter erlaubte, zum Photographiren benutzte. Der Ort Loeboe-Gedang ist seiner Bauart nach den Dörfern im Thale von Soengei-Pagoe ähnlicher, als denen der XII Kotas; nur sind die Häuser weniger groß und in schlechtem Zustande. Die Reisscheunen sind hier auch nicht, wie überall im Padangschen Oberlande, neben den Häusern, zu welchen sie gehören, errichtet, sondern stehen, wie in der Umgegend von Moeara-Laboe, alle an einer und derselben Stelle neben einander.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

III b.

Es möge gestattet sein, über die in meiner „Chinesische Auswanderung (1876)“ aus zufälligen Gründen nur berührte Geschichte der Kolonien im Ili-Lande, dem westlichsten Ausläufer der Mongolei, das man mit den Russen sich gewöhnt hat kurzweg als Kuldscha zu bezeichnen, einige rückgreifende Bemerkungen beizubringen. Als die Chinesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ili-Land eroberten, scheinen seine Vorzüge für den Ackerbau und die Kolonisation ihnen sofort eingeleuchtet zu haben, denn sie gingen mit besonderer Energie an die Kolonisation, welche in der That binnen Kurzem hier einen Mischmasch von Menschen schuf, wie er selten an einem Orte so künstlich zusammengebracht werden mag. Das Land soll fast menschenleer gewesen sein, und jedenfalls fehlte es nicht an Raum für die neu Hinzukommenden. Die Festungen Kuldscha und Bajandai erhielten zunächst mandschurische, fünf andere Festen chinesische Besatzung und aus Ost-Turkestan (Kaschgar, Yarkand, Turfan u. s. f.) wurden 6000 acker-

bauende Tatarenfamilien hierher gebracht, deren Zahl 1834 sich auf 8000 erhöht hatte, so daß sie vor dem 1865er Aufstande 39 000 Seelen gezählt haben sollen. Sie führten hier den Namen Tarantschen. Dann brachte man etwa 8000 Familien von den Stämmen der Schiba und Solonen (Tungusen) aus der nördlichen Mandschurei. Die Männer bildeten eine Art stehender Miliz und bebauten daneben das Land. Es waren also militärische Ackerbau-Kolonien; eine bei den Chinesen von Alters her beliebte Form der Kolonisation in Gegenden, wo unter schwierigen Verhältnissen Fuß gefaßt werden soll. Ihnen stehen die Mandschu nahe, welche als reguläres Militär hier stationirt sind, und von welchen 1862, als Radloff das Ili-Land besuchte, allein in der Festung Kuldscha 5000 Mann gestanden haben sollen (Geogr. Mitth. 1862, S. 255). Mandschu-Offiziere und Beamten führten die Verwaltung des Landes. Verbannte, Verbrecher aus den allerverschiedensten Provinzen des Reiches bildeten den Kern des eigentlich chinesischen Elementes, in welchem die Nordchinesen überwiegend vertreten gewesen zu sein scheinen. Zu den Verbannten gehörte wohl auch der größte Theil der später so gefährlich gewordenen Dunganen, d. h. mohammedanischer Chinesen aus den Nord- und Ost-Provinzen. Endlich gehörte derselben Klasse das verachtetste und gehaßteste aller Elemente dieser bunten Bevölkerung an, die Tschampans, Verbannte aus Süd-China, die sich ganz wie die Chinesen trugen, aber einen so eigenthümlichen Dialekt sprachen, daß selbst ihre chinesischen Landsleute sie nicht verstanden. Ueber die Zahl dieser verschiedenen Arten von Chinesen, zu welchen noch chinesische Beamte, Soldaten und Beamte gehörten, giebt Radloff (a. a. O. S. 252) einige annähernde Angaben. Er führt 17 800 Familien chinesischer und dunganischer Ackerbauer an, setzt aber hinzu, daß bei Weitem die größte Zahl die acht Städte bewohnt und daß die chinesische und dunganische Städtebevölkerung sich „bis über 100 000 Seelen" belaufe. Kuldscha schreibt er eine Bevölkerung von 80 000 zu, wovon wenigstens dreiviertel Chinesen und Dunganen seien. Zu allen diesen Völkern kamen nun einige Jahrzehnte nach der chinesischen Eroberung noch Kalmüken, die früher hier ansässig gewesen waren, nun aber mit Wohnsitzen in den Gebirgen der Grenzstriche verlieb nehmen mußten. Ein anderer Theil desselben Volkes war in Kuldscha und vielleicht auch in anderen Städten geblieben [1]).

In dieser Bevölkerung wütheten nun die Aufständischen ganz gräulich. Kuldscha wurde gänzlich zerstört, seine Bevölkerung ausgerottet und die Stadt nach dem 40 km weiter östlichen Alt-Kuldscha zurückverlegt, wo sie vor der chinesischen Invasion sich befunden hatte. A. Petzholdt, welcher wenige Wochen nach dem Einmarsch der Russen (1871) diese Trümmerstätten besuchte, hat im 7. Abschnitt seiner „Umschau im russischen Turkestan" (Leipzig 1877) eine Schilderung des damaligen Zustandes dieses Landes entworfen, welche oft ans Unglaubliche streift. Abgesehen von dem historischen Werth, sind diese Mittheilungen völkerkundlich interessant, indem sie gleichsam aktenmäßig die oft bezweifelte Gründlichkeit belegen, mit welcher diese Völker bei Ausbrüchen ihres Racen- und Religionshasses mit allem tabula rasa machen, was ihnen irgend feindlich gegenübersteht. Innerhalb 100 Jahren war dies die zweite große Metzelei im Ili-Lande, kleinerer Aufstände, die oft, wie der von 1827, sehr blutig waren, nicht zu gedenken. Nachdem beim Ausbruch der Rebellion 1865 fast alle Chinesen, friedliche wie waffentragende, von den Dunganen gemordet worden waren, geschah ihnen sechs Jahre später beim Aufkommen der Tarantschen das Gleiche. Petzholdt berichtet, daß 1871 in einer einzigen Juninacht, als die Russen im Anmarsche waren, 2000 Dunganen in und um Kuldscha hingeschlachtet wurden und daß die russischen Soldaten aus einem Wassergraben bei Kuldscha 500 Leichname zogen. Dabei war aber die chinesische Kultur, welche ja auch die der Dunganen gewesen war, hier offenbar viel tiefer eingewurzelt als in dem geographisch entlegeneren und ethnographisch fremdartigeren Altischar. Wenigstens fand Petzholdt nach all diesen erschütternden Ereignissen in Kuldscha eine wesentlich chinesische Stadt, chinesisches Geld, chinesische Waaren, chinesische Tracht und so fort. Aber freilich hatte die ganze Dunganen-, Chinesen- und Tschampanbevölkerung sich seit der Schätzung Radloff's (s. o.) fast auf $^{1}/_{10}$, nämlich auf 16 000, reducirt (Petzholdt a. a. O. 350). Ungefähr ebensoviel Sibo und Solonen giebt Wenjukow für Ende 1871 an (Russ.-asiat. Grenzlande), wiewohl nach dem erstern Reisenden die Dörfer dieser mandschurischen Stämme alle von Grund aus zerstört waren.

Diese Bevölkerung mochte im Jahre 1871, als Rußland sich gezwungen sah, das aufständische Ili-Land zu besetzen, um der Beunruhigung seiner Grenzen zu steuern, nicht mehr 100 000 erreichen (nach Petzholdt's Schätzung 70 000). Sie hatte jedenfalls außerordentlich abgenommen. Aber gewiß sind Angaben über die einst dichtere Bevölkerung, wie sie Ujfalvy im Bull. de la Soc. de Géogr. de Paris (1879, II) bringt, wo der Stadt Kuldscha 300 000 Einwohner, Baiandai 150 000, Tschimpansi 50 000 u. s. f. zugeschrieben werden, sehr stark übertrieben. Sie sind sicherlich aus chinesischen Quellen geschöpft, welche diesen westlichen Städten allen unglaubliche Dimensionen beimaßen. Veranschlagt doch Wells Williams in seinem „Middle Kingdom" nach ähnlichen Quellen den Umfang der Mauern von Yarkand zu 17 englischen Meilen! (Chapman spricht [„Globus" 1878, II, S. 98] von 1 deutschen Meile, was glaublicher klingt, und giebt ihr 20 000 Einwohner.) Doch giebt auch Dr. Regel in den Geogr. Mittheilungen 1879, S. 381, 100 000 als die Zahl der chinesischen Bevölkerung von Neu-Kuldscha „noch vor 17 Jahren" an. Nach den neuesten Angaben sind die Bevölkerungsverhältnisse folgende: Das Gebiet von 1035 Quadratmeilen, welches Rußland nach dem Vertrag von Livadia (1879) abzutreten gehabt hätte, besitzt 104 000 Bewohner, während das von ihm zurückzubehaltende Gebiet des Tekes-Thales deren 26 000 umfassen soll. Es wären dies 130 000 Einwohner für das ganze Kuldscha-Gebiet [1]).

Auch in dem chinesisch gebliebenen Theil der Dsungarei ist die Kolonisation allem Anschein nach seit jenen Kriegszeiten ins Stocken gerathen. In den letzten Jahren sind nur die Truppen in der angrenzenden Dsungarei erheblich vermehrt worden, und es wurden unter anderen bei Tschugutschak zwei neue Forts angelegt; ebenso schufen die Chinesen Befestigungen auf den Höhen des Tarbagatai. Den Sitz der obersten Militärbehörden der chinesischen Dsungarei, Schicho, nennt Dr. Regel „weniger eine Stadt als eine Reihe vereinzelter Ansiedelungen, Niederlagen, Bazare, Forts &c., mit 5000 bis 6000 Seelen." Es zerfällt wie die meisten Städte dieser Theile in eine chinesische und Eingeborenen-Stadt. Vor den Verhandlungen zwischen China und Rußland über Kuldscha sollen hier 20 000 Mann chinesischer

[1]) Vor der Besitzergreifung Kuldschas hatten sich 100 kirgisische und chinesische Familien bei Borochudsir auf russischem Gebiete angesiedelt, und bauten dort mit Erfolg Baumwolle. (Vergl. Petzholdt, Turkestan. Leipzig 1877, S. 122.)

[1]) Ujfalvy (a. a. O.) giebt für das Ili-Land 2813 Chinesen an, welche größtentheils in Kuldscha, Tschimpansi, im Suidun-Thal wohnen.

Truppen gestanden haben. Die Turkestaner Zeitung vom 22. Juni gab die Zahl der Truppen in Tschugutschak zu 1000 Tschampans, in Sarlytain ebensoviel und in Altam zu 500 an. 1879 gingen viele Klagen über Grenzverletzungen durch diese, wie immer, sehr undisciplinirten Bande durch die russischen Blätter. Der chinesische Gouverneur in Tschugutschak sollte einigen russischen Unterthanen die Ohren haben abschneiden lassen und die Grenzstriche sollen ebenso radikal verwüstet worden sein, wie vor 1871. Der am 21. Januar 1881 endlich von Rußland und China geschlossene Vertrag dürfte, wie man fürchtet, beim Rückzug der Russen noch weitere Ausschreitungen gegen die von den Chinesen am meisten gehaßten Tarantschen bringen.

Man begreift daher sehr wohl, daß die Russen in diesem neuen und, wie es scheint, endgültigen Vertrag sich ein Stück Land zurückbehalten haben, um die mit ihnen das Territorium verlassenden Dunganen und dergleichen darauf anzusiedeln.

In Ost-Turkestan oder Altischar war die Lage der Chinesen vor dem Einmarsch ihrer Landsleute eine höchst traurige. Nur diejenigen unter ihnen, welche den Glauben Mohammed's angenommen, sich in tatarische Tracht gesteckt, und den Zopf abgeschnitten hatten, wurden von den wüthenden Fanatikern verschont. Um sie besser unter den Augen zu halten, wurden die meisten von ihnen nach den Hauptstädten gebracht, wo sie als „Yangi“ sich mit den niedrigsten Diensten ihr Leben fristeten. Bellew fand 1874 ihre zerlumpten Haufen an den Thoren von Yarkand wie sich in China die Armen um die Stadtthore zu drängen pflegen, wo sie von den Reisenden oder Thorwächtern für kleine Dienste ihre Pfennige empfangen. Doch gab es auch noch manche Gewerbe, in denen sie ihre Kunstfertigkeit bethätigten und für welche sie das Monopol behalten hatten, welches ihr Wissen und Können ihnen verschaffte. Das Uebergewicht ihrer Kultur war kaum erschüttert. „Alles in diesem Lande,“ sagte ein Einwohner von Artosch zu Bellew, „ist chinesisch: unsere Kleidung, unsere Sitten, unsere Geräthe und Speisen.“ Die Jadeit-Industrie, einst die originellste und werthvollste von Yarkand, war indessen ganz in Verfall gerathen, ebenso der Bergbau auf diesen von den Chinesen so hochgeschätzten Stein. Forsyth sah bei Jakub Beg eine große Sammlung desselben. Auf dem chinesischen Markt kam jetzt von dieser Seite nur noch das, was die russischen Kaufleute an verarbeitetem Jadeït im Lande aufkauften. Ueberhaupt entwickelte sich der Handel mit Rußland, der unter der Herrschaft der Chinesen nur in schwachen Anfängen vorhanden gewesen, nach dem Sturze derselben ganz erheblich. Auch die Engländer suchten von diesem Ereigniß Gewinn zu ziehen. Die indische Regierung gründete 1866 einen Markt in Palampur, um die Entwickelung des Handels mit Kaschgar und Yarkand über Klein-Tibet zu fördern. 1868 machte Shaw seine Reise nach Kaschgar und Yarkand, welchem 1870 ein Gesandter des Atalik Ghazi an den Vicekönig von Indien folgte. Noch in demselben Jahre ging von Indien eine Gesandtschaft unter Forsyth an den centralasiatischen Herrscher ab, welcher 1871 eine Gesandtschaft dieses an den Vicekönig folgte. 1871 schloß Baron Kaulbars in Yarkand einen Handelsvertrag für Rußland und 1873/74 ging wiederum eine englische Gesandtschaft nach Kaschgar. Mit der Besetzung des Landes durch die Chinesen hörten alle diese Vortheile auf und eine halbamtliche Gesandtschaft, welche 1880 unter Ney Elias aus Indien nach Yarkand ging, wurde von den chinesischen Behörden zwar freundlich aufgenommen, aber in allen Handelssachen mit leeren Versprechungen abgespeist.

In Kaschgar fanden Bellew und Forsyth noch einen Rest der chinesischen Truppen, etwa 3000 Mann, welche nach chinesischer Weise gekleidet und bewaffnet waren. Als ein weiterer unzweifelhafter Rest chinesischen Einflusses blieb die Sitte des Opiumrauchens im Lande, welches aber der Bevölkerung schädlicher geworden sein soll, seitdem dieselbe die beständige Regsamkeit und Beweglichkeit der Chinesen für die mongolisch-türkische Trägheit ausgetauscht hat. Der unter den Chinesen gestattete Genuß von geistigen Getränken sowie der damals sehr freie Verkehr der Geschlechter sind unter dem Einfluß fanatischer Priester verboten worden. Das Leben zur Zeit der Chinesenherrschaft war jedenfalls ein angenehmeres, verfeinerteres. Da allen Angaben nach auch die Verwaltung der Chinesen, welche großentheils in einheimischen Händen ruhte, keine drückende war, so versteht man den Ausruf jenes vorhin erwähnten Gastfreundes Bellew's: „Ich hasse die Chinesen. Aber sie regierten nicht schlecht. Damals hatten wir alles, heute nichts.“

Nachdem die Chinesen 1878 durch einen unverhofft raschen Feldzug, bei dessen Erfolgen übrigens die Bestechung der feindlichen Generäle und der Zwist im Hause Jakub Beg's keine kleine Rolle gespielt zu haben scheinen, sich Altischars wieder bemächtigt hatten, machten sie sich sofort von Neuem mit ihrer bekannten Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit an die Kolonisation des Landes. Die Grausamkeiten, zu denen sie sich dabei hinreißen ließen, riefen sogar, wie in dem Falle der beabsichtigten Verstümmelung der Kinder Jakub Beg's, den entrüsteten Einspruch europäischer Vertreter in Peking hervor. Aber was im Lande selbst geschah, kam natürlich nur gerüchtweise nach Europa. Sie hatten in kurzer Zeit einen großen Theil der mohammedanischen Bevölkerung getödtet, einen andern, vielleicht noch beträchtlichern durch Furcht über die Grenze getrieben, und ohne Zögern neue Befestigungen angelegt, von denen eine Anzahl der russischen Grenze zugekehrt ist. Die liberale Handelspolitik Jakub Beg's stellten sie sogleich ein.

Als im Juni 1880 Ney Elias und Godwin Austen aus Indien nach Yarkand reisten begegneten sie ganz menschenleeren Dörfern und vielen sonstigen Zeichen der Verarmung. Die Requisitionen der Chinesen lasteten schwer auf der Bevölkerung. Die chinesischen Besatzungen schildern sie als eine undisciplinirte und schlecht bewaffnete Bande. In ihrer Noth begann die Bevölkerung nach Indien auszuwandern.

Bemerkenswerth ist eine Schilderung, welche wir neuestens von einem der bis dahin wenigst bekannten Orte Mittelasiens erhielten. A. Regel, welcher im Sommer 1879 als der erste Europäer seit mehr als 100 Jahren Turfan besuchte, fand sowohl die chinesische wie die sartische Stadt sehr unbedeutend, nur von einigen 1000 Einwohnern bewohnt, von welchen die Mehrzahl Dunganen sind. Die mächtigen Ruinen des östlich von hier liegenden alten Turfan führen auf eine vor der chinesischen Besitzergreifung liegende Zeit zurück. Von Urumtsi, dem Sitze des Statthalters von Turfan, sagt er, man spreche von 30 000 Einwohnern, es habe jedenfalls 10 000. Er fand in der 2 km langen Bazarstraße eine Menge schön gebauter Läden mit der feinsten Auswahl chinesischer Waaren. Die chinesische Bevölkerung machte ihm jedoch den denkbar schlechtesten Eindruck; er nennt sie den „Auswurf der Chinesen, welcher allerdings meist aus notorischen Dieben und Mördern besteht“. Von der Zeit der Wiedereroberung her dauert hier der Handel mit Dunganenkindern fort und wurden Dr. Regel mehrere derselben angeboten. Die chinesische Landbevölkerung wird von dem Reisenden nicht besonders erwähnt, scheint aber in diesen Theilen nicht beträchtlich zu sein.

Kehren wir aus dieser südwestlichsten Ecke des Reiches

nach Osten zurück, so finden wir in der Provinz Kansu eine ähnlich wie die Tunganen chinesisirte Völkerschaft in den Dalden, welche jedoch nicht nur zum größten Theil chinesische Tracht und chinesische Sprache angenommen hat, sondern auch gleich den Chinesen gänzlich von Ackerbau lebt. Diese Bevölkerung betheiligte sich am Tunganen-Aufstande der 60er Jahre und wurde schrecklich decimirt. Als Soßnowski 1876 durch Kansu kam, fand er allenthalben am Wege die gräulichste Zerstörung und Verödung. Fast nur die Militärposten, welche zugleich Ackerbau trieben, brachten etwas Leben in dies graue Bild. (Vergl. „Globus" XXX, S. 155.) Die Dalden dürften verwandt sein dem in dieser Provinz am stärksten vertretenen Volke der Tanguten (chinesisch Si-Fan), diesem Nomadenvolk tibetanischen Stammes, dessen Erwerb die Viehzucht ist. Keines von den in enger Berührung mit Chinesen oder unter ihrer Herrschaft lebenden Völker hat sich so wenig von den chinesischen Gebräuchen angeeignet wie dieses. Einige wenige haben sich mit den Chinesen gemischt und sind sedentär und Ackerbauer geworden, aber dies ist eine Ausnahme. Sie regieren sich durch eigene Beamten, welche jedoch dem Statthalter von Kansu, der in Sining seinen Sitz hat, untergeben sind. Wirthschaftlich sind sie freilich ganz von den Chinesen abhängig, welche nicht nur die Steinkohlen und Salzseen ihres Landes ausbeuten, sondern auch die von den Tanguten gesponnene Yakwolle zu dem Tuche verweben, aus dem sie alle ihre Kleider fertigen, die den gewinnreichen Handel mit Rhabarber, dem Haupterzeugniß des Landes, betreiben.

Die bereits dem tibetanischen Grenzgebiete angehörenden Tanguten von Kuku-Nor sind nominell dem chinesischen Statthalter von Kansu untergeordnet, und werden gleich den Mongolen, unter denen sie leben, von einheimischen Häuptlingen regiert. Es hat keine praktische Bedeutung, wenn sie den Dalai-Lama von Tibet als ihren angestammten Herrscher bezeichnen. Das Gebiet ist in eine größere Anzahl von Choschunaten getheilt, die ihrerseits wieder von zwei dem Statthalter von Kansu direkt untergeordneten Wans regiert werden. Fünf Choschunate bilden die Provinz Tsaidam, welche ohne eigenen Herrscher von Siningfu aus unmittelbar regiert wird. Da dieses Land unwirthlich ist, wird es anders als zu Handelszwecken oder auf Pilgerreisen nach Lassa von Chinesen nicht besucht. Nur in der Nähe der Lamaserie von Scheibsen treiben Chinesen mit Tanguten vermischt Ackerbau. Aber westlich von hier fand Prschewalski auf seiner letzten Reise, wie man einer kurzen Notiz entnimmt, „rein chinesische Dörfer am Südrand der Gobi", und bei den chinesischen Beamten von Barkul und Hami freundliche Aufnahme. Dem Vordringen desselben Reisenden stellten sich aber 1880 die Tanguten in den Umgebungen des obern Hoangho feindlich entgegen, worin vielleicht die Hand der Chinesen von Siningfu zu erkennen.

Das Land zwischen Kuku-Nor, Küenlün und Himalaya, welches wir seit Marco Polo's Zeiten als Tibet kennen, während die eigenen Einwohner es Bodjul und die die Oberherrschaft über dasselbe innehabenden Chinesen Tsang oder Sitsang nennen, steht seit mehr als 200 Jahren in einem erst lockern, aber mit der Zeit, und vorzüglich durch die Feldzüge der Chinesen nach Tibet 1725 und 1750, sehr festgeknüpften Abhängigkeitsverhältniß. Ungefähr seit dem letztgenannten Jahre besteht die Form der tibetanischen Regierung, wie man sie heute kennt. Formell liegt sie in den Händen der zwei obersten Lamas, des Dalai-Lama und des Pandschen-Lama, denen vier Minister zur Seite stehen. Die Oberleitung aber liegt bei den zwei kaiserlichen Residenten, welche aus den höchsten Offizieren der Mandschu-Banner gewählt zu werden pflegen und die im Rang gleich stehen dem Generalstatthalter der benachbarten Grenzprovinz Szetschuen. Dieselben stehen unter dem Reichsamt der mongolischen Angelegenheiten, haben aber das Recht, in wichtigen Sachen unmittelbar an den Thron zu gehen. Die Verwaltung Tibets ist in einigen Beziehungen eng mit der Szetschuens verbunden; so hat diese Provinz die Soldaten für die Garnisonen Tibets zu liefern, während ihr Schatzmeister die Ausgaben der chinesischen Verwaltung in Tibet zu bestreiten hat. Diese Residenten sind die Oberbefehlshaber der chinesischen Garnisonen (circa 1500 Mann) sowie des tibetanischen Heeres; sie unterbreiten dem Kaiser die Ernennungen zu den wichtigsten Posten der weltlichen und geistlichen Hierarchie Tibets, vor allem der tibetanischen Minister, welche auf der dritten tibetanischen Rangstufe stehen. Eigentlich chinesische Beamte sind noch zwei kaiserliche Kommissäre vom Rang der Unterpräfekten, welche die chinesischen Interessen in Taschilumbo und Ngari vertreten, sowie ein Kommissär in Lassa. Außer den tibetanischen Angelegenheiten haben die Residenten in Lassa auch die Beziehungen zu Nipal zu unterhalten.

Da Europäer in das Innere Tibets seit Huc's (in ihren Ergebnissen so zweifelhafter) Reise nicht vorgedrungen sind, wissen wir über Zahl und Rolle der Chinesen im Lande selbst sehr wenig. Man entnimmt nur aus dieser oder jener Thatsache, welche gelegentlich erwähnt wird, daß dieselben als Kaufleute eine bedeutende Rolle spielen. Gill, der allerdings Tibet nur an der Grenze berührte, schildert in seinem „The River of golden Sand" (1880) die Chinesen als die „einzigen im Lande, welche Geld haben" und sagt, daß sie als Bankiers und Wucherer Zinsen nehmen, die einen europäischen Wucherer in Erstaunen setzen würden. Durch Tibet dringen sie bis nach Nipal vor. Als der Pundit Nain Singh nach Lassa kam, war z. B. eben ein von Nipal dahin gekommener Chinese unter der Beschuldigung verhaftet worden, ein englischer Spion zu sein.

Aber eigentliche Auswanderung findet von China nach Tibet nicht statt und ist bisher nicht beabsichtigt. Es sollen im Gegentheil, um dem Druck der Lamaherrschaft zu entgehen, neuerdings immer mehr Tibetaner nach China auswandern (Gill a. a. O.). Für die Zukunft scheint aber Tibet nicht minder vorherbestimmt zu sein, einen Theil des chinesischen Bevölkerungsüberschusses aufzunehmen, wie die Mongolei. In neuester Zeit hat zwar der wirthschaftliche Einfluß Chinas einige Einbuße erlitten, indem sich der Handel Rußlands mit Tibet bedeutend entwickelt und dem chinesisch-tibetanischen Handel Abbruch gethan hat. Nach einer Mittheilung des apostolischen Vikars für Westchina, M. Biet, hat der Handel von Tatsienlu in Folge dessen bereits abgenommen, und die tibetanischen Kaufleute brachten vor allem keine Wolle, weil, wie sie behaupteten, die Russen den doppelten Preis dafür zahlten. Sie bezahlten mit Rubeln, die schon auf dem Bazar von Tatsienlu Kurs haben. Indessen dürfte dies kaum als eine dauernde Erscheinung gelten, da China schon als der alleinige Inhaber der Nord- und Ostgrenze von Tibet einen Vorsprung vor Rußland hat, welchen die geschickten Kaufleute von Sining und Szetschuen mit der Zeit wohl besser auszunutzen wissen werden.

Wir wissen so gut wie nichts von den Handelsverhältnissen an der Nordgrenze von Tibet, über welche wir indessen genaueren Berichten aus der Feder des eben erst nach Petersburg zurückgekehrten Reisenden Prschewalski entgegensehen dürfen. Dieselben können jedoch kaum von irgend welcher Bedeutung sein, weil außer den jährlichen Lassa-Karawanen, welche über Kuku-Nor und Tsaidam gehen, sehr wenige Menschen diese Einöden durchziehen. Prsche-

walski sagt von der Strecke der Nordgrenze, welche er 1872 berührte, daß dort in einem Strich von 800 km überhaupt kein Mensch wohne.

Nach den Berichten des Pundit Nain Singh, welcher 1873/74 von Leh nach Lassa reiste, führen von Tibets Hauptstadt nur zwei gebräuchliche Wege nach Peking, wovon der leichtere, welcher zu allen (?) Jahreszeiten offen sein soll, der über Tsiambo und Bathang nach Szetschuen ist, während ein anderer, welcher im Sommer vorgezogen wird, über Nak-tschu-kha nach Tsaidam und dem Kuku-Nor und von da über Sining-Fu führt. Der letztere ist bei seiner hohen Lage und der Oede der Gebirge, die er durchzieht, sehr gefährlich und nicht selten gehen ganze Karawanen auf demselben zu Grunde. Man reist mit Yaks, welche als Reitthiere 30 km, beladen nur die Hälfte zurücklegen. Der Weg ist also ein sehr langer. Von Donkyr nach Lassa braucht man zwei Monate. Er ist übrigens von 1860 bis 1871 in Folge der Dunganen-Aufstände in Kansu, Schensi und so fort gar nicht benutzbar gewesen. (Vergl. die Mittheilungen über diesen Weg bei Prschewalski, Reise in der Mongolei 1877, S. 401.)

Verhältnißmäßig viel lebhafter ist der Verkehr zwischen China und Tibet über des erstern Reiches Westgrenze, beziehungsweise durch die chinesische Provinz Szetschuen. Ueber die für denselben am meisten in Frage kommenden Grenzstädte und Vasallenfürstenthümer liegen einige neuere Nachrichten vor. Gill fand in Lithang und der Umgegend 98 chinesische und 300 tibetanische Soldaten. Cameron (Geogr. Mittheil. 1879, S. 309) giebt Lithang 1000 Familien. Derselbe besuchte auch die Grenzhandelsstadt Yatschau, giebt aber keine näheren Mittheilungen über dieselbe. Der auf dem Wege nach Tibet liegenden Stadt Kiang-tschau weist er 15 000 Einwohner zu. In Atenze, einer chinesischen Stadt auf dem Wege von Talifu nach Bathang, fand er die chinesische Bevölkerung das Tibetanische besser sprechend als ihre Muttersprache. Desgodins fand 1877 in Lithang mehr Verkehr als in Bathang, aber hier wie dort herrschten trotz der ziemlich großen Chinesenstadt und der Garnison eigentlich die Lamas, gegen welche, wegen ihrer Bedrückungen 1874 sowohl die Chinesen als die einheimischen Nichtlamas sich erhoben hatten. Trotzdem damals einige der widerspenstigsten Lamas enthauptet wurden, hat sich ihr Einfluß nicht vermindert. In Holöm fand derselbe Reisende eine chinesische Garnison und eine aus Mischlingen beziehungsweise Tibetanern und Chinesen bestehende Schifferbevölkerung. Die Verwaltung hat ein Fu-Ye (niederer Offizier), der aus Tatsienlu gesandt wird. Hauptgeschäft derselben ist, die Pässe zu visiren, welche zu Reisen nach Tibet in Tatsienlu genommen werden müssen. Dieselben sind nur chinesischen Männern zugänglich, da chinesischen Frauen der Eintritt in Tibet verboten ist. Diese Bestimmung fördert natürlich erheblich die Mischung der Bevölkerung in den Grenzdistrikten, denn fast jeder Chinese hält sich eine Tibetanerin. In Olong-tsche fand Desgodins einen chinesischen Posten und ein großes chinesisches Gasthaus „für Mandarinen und andere hohe Reisende". In Tong-go-lo und Umgebung stammt die Bevölkerung von chinesischen Einwanderern ab, die sich zu 3/4 tibetanisirt haben. Manche Sitten und ihr Fleiß bezeugen ihre Abstammung. Außerhalb der Städte und der Grenzposten ist aber eine eigentlich chinesische Bevölkerung in diesen Grenzstrichen fast nirgends vorhanden. Es scheint von allen zu gelten, was Abbé Desgodins vom Gebiet von Bathang sagt: „die ganze Bevölkerung (wahrscheinlich 40 000 bis 50 000 Seelen) ist tibetanisch. Man trifft Chinesen oder Chinesenmischlinge nur in der Stadt Bathang, wo sie etwa die Hälfte der Civilbevölkerung ausmachen, und in den sechs Posten der Heerstraße" (nach Lassa). Die eingewanderte Mosso-Bevölkerung südlich von Bathang hat sich natürlicher Weise nicht chinesisirt, sondern ist in Sitte und Glauben und großentheils auch schon in Sprache tibetanisch geworden.

Ueber die politischen Verhältnisse dieser Grenzlandschaft hat der Abbé Desgodins in mehreren seiner werthvollen Beiträge zur Geographie von Tibet und Westchina, namentlich aber in einem Aufsatze „Notes sur le Thibet" im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (Jahrg. 1877, II, S. 429 f.) die einzigen genauen Mittheilungen gemacht. Das Land, welches die Chinesen Tschu-tui und die Tibetaner Dege nennen, und welches am obern Ya-lung-kiang, zwischen dessen Quellen im Süden des Kuku-Nor und seiner Südbiegung, gelegen ist, wird von einem König regiert, welcher thatsächlich China unterworfen ist, indessen seit 1863 auch „belle mine" den Tibetanern von Lassa macht, d. h. eine formale Abhängigkeit von denselben zugesteht. An demselben Flusse weiter abwärts liegt das Land Tschan-tui, welches die Tibetaner Nja-rong nennen. Es lag 1863/64 im Kampf mit dem Kleinkönig von Tatsienlu und den Tibetanern, worauf die Chinesen einschritten und so gefällig waren, es den Tibetanern zu überlassen. Das Land fühlt das Joch Lassas viel schwerer, als es das der Chinesen und seines angestammten Häuptlings gefühlt hatte. Südlich von hier folgt dann Tatsienlu (tibetisch Kia-la), wo unter chinesischen Mandarinen ein eingeborener Häuptling regiert. Dasselbe ist der Fall bekanntlich in Lithang und Bathang, welche beide von den Chinesen zur Provinz Szetschuen gerechnet werden.

Derselbe Missionär, unzweifelhaft der beste europäische Kenner dieser Gegenden, schildert das Verhältniß zwischen den einheimischen Häuptlingen und den Chinesen in dem Aufsatze „Le Territoire de Bathang" (Bull. Soc. Géogr. Paris 1876, II, 620) folgendermaßen: „Die einheimischen Herren sind in Bathang durch zwei Häuptlinge vertreten, welchen die Chinesen ohne Unterschied die Titel Tu-se (Häuptling) und Tu-Kuan (Häuptling des Lagers) beilegen. Der letztere Name erinnert an die Eroberung. Um ihnen beständig ihre vollständige Unterwerfung unter China ins Gedächtniß zurückzurufen, zwingt man sie, sich chinesisch zu kleiden; und wiewohl sie den Korallenknopf und die Pfauenfeder tragen, müssen sie doch in allen Fällen der Etikette den chinesischen Mandarinen den Vortritt lassen. Diese erwidern oft nicht einmal ihre Höflichkeiten. Zum Ueberfluß giebt ihnen China, um ihnen die Verwaltung zu erleichtern, einen Se-Ye zum Gehülfen, den sie bezahlen, dem sie aber zugleich den Vorrang zu lassen haben. Ihre Rolle ist also sehr beschränkt. Sie haben keine Autorität über die chinesische Bevölkerung und können Angelegenheiten, welche diese betreffen, nur als Ausführer empfangener Befehle behandeln. Was die Tibetaner anbetrifft, so können sie Prozesse derselben entscheiden, so lange es sich nicht um Angriffe auf das Leben handelt und insoweit die Betheiligten nicht vorziehen, sich an den chinesischen Richter zu wenden. Es liegt ihnen ferner ob, die Steuern einzutreiben, die Frohnden ausführen zu lassen, und sie haben das Recht, die tibetanischen Bezirksvorsteher zu ernennen. Immer bleibt aber ihre Hauptbeschäftigung, sich zu amüsiren und das Volk nach Möglichkeit zu quälen. In diesem Bemühen werden sie von den Ku-tsop, dem einheimischen Adel, unterstützt, aus dessen Mitte die vier Vorsteher der ländlichen Bezirke, die Offiziere, und die Zöllner genommen werden, welche den Zoll auf die Salzausfuhr erheben."

Ein weiteres kleines chinesisches Vasallenland liegt etwa zwei Tagereisen südlich von der Hauptstraße Bathang-Lassa

und zugleich südlich von den tibetanischen Posten Tschu-pan-to und Lali. Es heißt Pomi bei den Chinesen, Po-Yul bei den Tibetanern. Als Oberherrn erkennt es den Kaiser von China an und wird von dem dritten der Botschafter in Lassa regiert, welcher den Titel I-tsin trägt. Die lokale Regierung liegt in den Händen von vier eingeborenen Häuptlingen, die fast unabhängig von einander sind.

Ebenso wie an der Grenze von Szetschuen liegen auch einige Vasallenstaaten an der Grenze von Jünnan. Desgodins giebt in seinem Itinerar von Yerkalo nach Tse-ku (Bull. Soc. Geogr., Paris 1877, I, 176), eine Schilderung der Rechte und Pflichten des Vasallenfürsten von Ye-tsche, welcher 80 Taels Tribut an den Mandarinen von We-si zahlt, der sein unmittelbarer Vorgesetzter ist, im Kriege ein Kontingent, das er befehligt, nach We-si führte und so fort. Es giebt wenige Chinesen in seinem Lande, mit Ausnahme einer Anzahl, welche die Cypressenhaine ausbeuten, um Holz zu Särgen zu gewinnen, das sie in den Städten von Jünnan absetzen. Dieser Vasall ist seinerseits formaler Herr der Lissu am obern Lutze-kiang. Die westlich von Tse-ku zwischen Lan-tsan-kiang und Lutze-kiang wohnenden Lutze und Lissu sind nämlich entweder den Häuptlingen der Mosso oder unmittelbar den Chinesen unterworfen. Sie begnügen sich aber mit der Einsendung eines unbedeutenden Tributs, leisten Kriegsdienste nur soweit es ihnen gefällt und nur die den Mandarinen zunächst Wohnenden lassen sich zu Frohnarbeiten herbei. Dubernard, der im Bull. Soc. Géogr. de Paris (1875, II, 55 seq.) eine lebhafte Schilderung von ihnen entworfen hat, sagt: „Die Berührung mit Chinesen, Tibetanern und Mosso hat diese Wilden nicht zu civilisiren vermocht. Es ist bei ihnen gleichsam Ueberlieferung, alle 20 bis 30 Jahre einen Aufstand zu machen, den sie aber dann jeweils dem Mandarinen oder Häuptling vorher durch eine Art Kriegserklärung anzeigen." Die chinesischen Behörden haben bisher keine thatsächliche Herrschaft über diese Stämme gewonnen und die chinesischen Ansiedler von We-si leben in beständiger Furcht vor ihnen. Ueber Kämpfe mit weiter nördlich „zwischen Szetschuen und Kansu" wohnenden Bergstämmen erschien am 1. September 1880 ein Bericht des General-Statthalters der erstern Provinz in der Pekinger Zeitung. Dieselben werden darin als unabhängige Tibetaner bezeichnet. Zwei Truppenkörper aus Szetschuen und einer aus Kansu gingen gegen sie vor und nahmen ihren Häuptling gefangen, worauf die Häupter von 300 befestigten Dörfern dem Generalstatthalter ihre Unterwerfung anboten.

Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete[1].

I.

Die in Angola verbreiteten Gerüchte (s. „Globus" XXXVIII, S. 93), es sei Dr. Buchner vergönnt gewesen, schon nach kurzem Aufenthalt in der Mussumba des Muata Jamvo die Weiterreise anzutreten, haben sich nicht bestätigt. Vielmehr hat der Reisende, der am 11. December 1879 die Mussumba erreichte, fast ein volles halbes Jahr daselbst zubringen müssen, und als endlich die Stunde der Erlösung schlug, durfte er auch dann nicht wagen, den verlockenden Zug in das so nahe angrenzende, völlig unbekannte innere Becken des Kongo auf geradem Wege anzutreten. Aber wenn der Reisende auch in den unten folgenden Briefen unter dem unmittelbaren Eindruck seiner langwierigen Abgeschiedenheit von allem, was Kultur heißt, sehr begreiflicher Weise mehr die Schattenseiten dieser langen Halbgefangenschaft hervorhebt, so haben wir bei allem Mitgefühl, welches uns seine gewiß nicht immer beneidenswerthe Lage einflößt, doch auch vielfachen Grund, uns dieses etwas ausgedehnten Verweilens in der Hauptstadt des Lunda-Reiches zu freuen. Denn die Förderung der wissenschaftlichen Arbeiten, denen gerade Dr. Buchner in seltener Vielseitigkeit gerecht zu werden weiß, kann dabei nur gewonnen haben. Wenn auch die ethnographischen, botanischen, zoologischen und mineralogischen Sammlungen bisher noch nicht in Berlin eingetroffen sind, so genügt doch schon ein Blick in die bereits eingegangenen Verzeichnisse derselben, um sich zu überzeugen, mit wie großer Sorgfalt er der für einen Einzelreisenden so schwer zu lösenden Aufgabe des Sammlers obgelegen hat[2], und daß die in den Briefen vorkommende herbe Selbstkritik seiner Thätigkeit wohl in einem Augenblick des Unmuthes geschrieben und entschieden zu hart ist. Wenn ebenso die als beigelegt bezeichnete Karte leider in den eingegangenen Briefen nicht enthalten war, so lassen doch schon die in den Briefen mitgetheilten (von uns übergangenen) Zahlenwerthe kaum einen Zweifel daran, daß die astronomischen, topographischen und hypsometrischen Arbeiten Buchner's die gerade für diese Gegenden so dringend wünschenswerthe, zuverlässige Grundlage geographischer und kartographischer Kenntniß abgeben werden.

Daß der etwas ausgedehnte Aufenthalt seinen photographischen Bemühungen zu gute gekommen, beweisen die vorliegenden 60 zum Theil recht wohl gelungenen Aufnahmen, darunter verschiedene Porträts des Muata Jamvo, der Lukokessa und der Hauptwürdenträger sowie gegen 20 landschaftliche Ansichten. Höher noch ist der Vortheil anzuschlagen, der daraus unzweifelhaft den linguistischen Forschungen erwachsen sein muß, denen Buchner, wie frühere Briefe und auch die neu eingegangenen beweisen, verständnißvolles Interesse zuwendet, da sich gerade auf diesem Gebiete zuverlässiges Material nur durch gründliches Vertrautwerden mit dem sprachlich zu erforschenden Volke gewinnen läßt.

Briefe des Reisenden.

Mussumba des Muata Jamvo, 18. Febr. 1880.

Es ist dies innerhalb kurzer Zeit der dritte Brief von hier aus, den ich an Sie zu richten die Ehre habe. Hoffent-

[1]) Aus den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" Bd. 2, Nro. 4 auszugsweise abgedruckt.

[2]) So weist der bis Anfang Mai reichende Katalog des Herbars 194 auf dem Marsch von Malange bis Mussumba und 66 in Mussumba selbst gesammelte Pflanzen mit genauen Standortsangaben rc. auf, darunter 26 Proben von Bäumen, die auf den von dem Reisenden aufgenommenen Photographien vorkommen.

lich wird wenigstens einer an seine Adresse gelangen. Die beiden anderen waren datirt vom 17. Januar und vom 9. Februar; den erstern vertraute ich einem Bangala Nämens Kassandsch, den letztern einem Kakuata des Muata Jamvo an. Der jetzige soll morgen mit dem Bangala-Mbansa (= Soba d. i. Häuptling) Tengo abgehen.

Ich wiederhole hier, daß ich am 11. December in Mussumba angekommen bin, daß meine Gesundheit fortwährend vortrefflich ist, während meine Mannschaft viel an Krankheiten zu leiden hat, ebenso wie auch die einheimische Bevölkerung, und daß meine Arbeiten so gut vorwärts schreiten, als die Verhältnisse es gestatten.

Die Breite von Mussumba fand ich zu 8° 24′ 18,5″; von Längenbeobachtungen habe ich bisher nur zwei berechnet, nämlich eine Mondhöhengruppe, mit 1 Stde. 31 Min. 17,5 Sec. = 22° 49′ 22,5″, und Moon Culminating Stars mit 1 Stde. 31 Min. 19,2 Sec. = 22° 49′ 48″ als Resultaten [1]).

Das gegenwärtige Mussumba ist nun allerdings bereits wieder ein anderes als jenes, in welchem Pogge war, und liegt eine Tagereise weiter westlich; doch ist auch, wenn man dies in Anbetracht zieht, der Punkt auf der (?) Karte zu sehr nach Nordosten gerückt. Der gegenwärtige Platz heißt Kauenda, nicht zu verwechseln mit dem Kannibalenstamm der Alauända oder Mauanda (Plural von Kauanda), dessen Gebiet eine oder zwei Tagereisen nördlich von hier beginnt.

Morgen will ich die Lukokessa photographiren und sobald als möglich auch den Muata Jamvo. Derlei Zauberei stößt hier auf viel geringere Hindernisse als in Malange, wo die Neger weit mißtrauischer sind. Ich habe überhaupt niemals mit meinen Instrumenten Aergerniß erregt, habe sie überall ganz ungestört aufgestellt und damit observirt, als ob sich das von selbst verstände. Mit 100 Mann und 20 Gewehren (ich hatte deren ungefähr 60) ist in dem Theile von Afrika, den ich kennen gelernt habe, keine Gefahr.

Ich gebe nun noch nicht alle Hoffnung auf, von hier aus nach Nord oder Nordost eine wenn auch geringe Entfernung in das so nahe, geheimnißvolle Kannibalencentrum eindringen zu können, wenn auch Muata Jamvo eine dahin zielende Willensäußerung meinerseits abschlägig beschieden hat. Hätte ich eine Armee von 3 oder 4 Weißen bei mir, so würde ich mich um Muata Jamvo gar nicht kümmern und würde meine unzuverlässigen und feigen Träger, welche gegen meine Absichten mit den Eingeborenen intriguiren, einfach dorthin dirigiren, wohin ich wollte. So aber muß ich mich den Launen seiner Liliputmajestät anbequemen. Allem Anschein nach werde ich in etwa einem Jahr nach Malange oder Loanda zurückkehren müssen. Ich will dann über Musemvu und Kahungula Mudäba (es giebt auch einen Kahungula Madaba) westwärts reisen, und wenn meine Mittel ausreichen, über Muene Putu Kassongo und San Salvador die Küste zu gewinnen suchen. Ich habe für letztern Weg ein Itinerar, welches zwar noch etwas zweifelhaft ist, aber doch ein erhebliches Vordringen nach Norden verspricht. Beim Musemvu oder beim Nguo am Kassai, einem großen Lundafürsten, ist die einzig mögliche Stelle, an der Expeditionen, wie die bisher hier gewesenen, deutschen, nach dem Centrum durchzuschlüpfen Aussicht haben; dort verläuft auch die (allerdings einigermaßen unklare) Route Ladislaus Magyar's. Der Nguo war erst kürzlich hier und einer meiner häufigsten Besucher und wärmsten Freunde. Er hat mir dringend ans Herz gelegt, zu ihm zu kommen, und Andeutungen gemacht, daß er mich ins Land der Tuschilange (Sing. Kaschilange) bringen wolle, bei Muata Jamvo solle ich keine weiteren derartigen Versuche machen. Er ist aber eben auch ein Neger, das heißt ein lügnerischer Spitzbube, wie alle, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, obgleich einer von den weniger unverschämten.

Mit Muata Jamvo lebe ich auf ziemlich gutem Fuß. Er ist bisher nur dreimal bei mir gewesen und ich ebenso oft bei ihm. Seiner Unersättlichkeit setze ich gewöhnlich ein sehr entschiedenes „boät", die barsche Verneinungsform der Lundasprache, entgegen, und er und seine Boten sind jetzt bescheiden und selbst artig, nachdem ich ihre anfängliche Frechheit mit Grobheit erwidert habe. Mit den Geschenken rücke ich nur ganz allmälig heraus. Würde ich gleich alles auf einmal weggeben, so wäre ich jeglicher Mittel beraubt, noch weiter zu reisen. Einen Revolver erhält er erst, wenn ich eine gute photographische Platte von ihm habe. Den auch für Muata Jamvo bestimmten Revolver werde ich kaum überreichen können, denn er trägt zu sehr den Stempel eines Berliner Hoflieferanten, „theuer und schlecht", an sich, die Feder ist viel zu schwach und die 1000 Kartuschen sind jämmerlich unsolide gearbeitet, unter vier gehen drei nicht los. Vielleicht gelingt es mir, 100 Kartuschen neu zu füllen (welche entsetzliche Arbeit!); wenn nicht, werde ich einen meiner Lancaster geben müssen, obgleich ich selbst nur noch 350 Lancasterkartuschen habe.

Ueber die Qualität meiner 100 Malangeneger habe ich mich bereits in den früheren Briefen ausführlicher ergangen. Meiner Absicht, 50 Träger zurückzuschicken, tritt nun ein neues, unvorhergesehenes Hemmniß entgegen. Sie fürchten sich nämlich, allein zu gehen! So werde ich also sämmtliche hundert theuren Häupter weiter zu füttern haben. Das giebt schmale Kost, denn die Bohnenpflanzungen, die wir angelegt haben, werden erst in zwei oder drei Monaten Früchte tragen. Die Verabreichung von Ration auf das nur immer mögliche Minimum herabzudrücken (aber erst, nachdem mein ganzer Reichthum in dem diebessichern Magazin, vor dessen Thüren ich mit meinen treuen Schießwaffen schlafe, geborgen war), wurde mir auch dadurch zur Pflicht gemacht, daß die Träger jeglichen Ueberschuß, den sie ersparen konnten, zum Ankauf von Sklaven verwandten. Ich habe vor, am Lulua oder am Kassai die Rolle eines englischen Kanonenbootes zu spielen und sämmtliche Sklaven gewaltsam zu befreien.

Mussumba, 27. Februar 1880.

Während wieder alles in meinem Hause von Besuchern voll ist und wieder alles durcheinander schreit, kommt der Mbansa Tengo plötzlich vom Luisa zurück und sagt, daß er erst jetzt abreise.

Ich füge deshalb noch schnell den Muata Jamvo und die Lukokessa in Photographie bei. Meine Hoffnungen steigen. Meine Träger, wenigstens ein Theil, haben erklärt, daß sie mir nach Norden folgen wollen, wenn ich gut bezahle. Ich werde wahrscheinlich im Mai oder Juni über den Lulua zurückgehen und dann zwischen Lulua und Kassai nordwärts zu dringen suchen. Muata Jamvo glaubt dann, ich sei auf dem Heimweg, und bis er Nachricht vom Gegentheil erhält, bin ich schon weit. Einer eventuellen Erlaubniß seinerseits, die vielleicht zu erreichen wäre, traue ich gar nicht. Ich muß auf jeden Fall meine Sachen wie ein Dieb fortzubringen trachten, alles in Kisten verpackt unter der Bezeichnung „Eßwaaren für mich". Einheimisches esse ich deshalb, so lange ich hier bin, nur heimlich. Sonst geht alles gut.

[1]) Einer Notiz auf einer der eingesandten Photographien entnehmen wir, daß die Kipanga Muata Jamvos, also das eigentliche Centrum Mussumbas, $1\frac{1}{2}$ km nördlich vom Beobachtungsort, dem Hofe Dr. Buchner's, liegt.

Mussumba, 20. Mai 1880.

Ich beehre mich hiermit ganz ergebenst, meinen fünften und hoffentlich letzten Bericht von hier aus an Sie zu richten.

. . . .

Thätigkeit in Mussumba. Ich blicke auf meinen nunmehr beinahe sechsmonatlichen Aufenthalt in Mussumba mit wenig Befriedigung und viel Aerger zurück. Die sogenannte Freundschaft des Muata Jamvo (nirgends wird ein schöner Begriff schmählicher mißbraucht!) hat mir schweres Geld gekostet, ohne mir etwas Nennenswerthes einzutragen, und daß ich noch nicht gänzlich ausgeplündert wurde wie Pogge, war nur durch konsequent durchgeführtes schroffes Benehmen zu erreichen. Je mehr man dem habsüchtigen Häuptling giebt, desto mehr verlangt er. Davon habe ich mich so oft überzeugt, daß ich die Spieldose lieber in den Lulua werfe, weil sie mir unbequem ist, als an Muata Jamvo gebe, der dadurch nur wieder ermuntert würde, von Neuem zu betteln. Hätte ich sie gleich im Anfang gegeben, so wäre sie in kürzester Zeit ruinirt gewesen, und ich würde dann unaufhörlich mit der Zumuthung gequält worden sein, sie zu repariren. Was Mussumba an alten verrosteten Flinten, zerrissenen Sonnenschirmen, zerbrochenen Spiegeln, Gläsern und Tassen, schäbigen Uniformen und sonstigem europäischen Trödel besitzt, ist mir bereits insgesammt zum Auffrischen ins Haus geschleppt worden. Ich sollte Muata Jamvo ein Feldbett machen, ich sollte ihm ein Haus bauen, ein Löwenmonument aus Thon anfertigen, ich sollte für ihn Giftmischerei treiben, Arzneien gegen Pest, Zauber, Schlangen und Kriegsgefahr bereiten, ja sogar ein Paar Stiefel schustern und seine Tochter heirathen! Einmal überraschte er mich durch Zusendung mehrerer Schwerkranker mit der Weisung, daß für diese neben mir Hütten gebaut werden und daß sie so lange neben mir wohnen sollten, bis ich sie gesund gemacht hätte. Kurz, mein ganzer Aufenthalt hier war ein steter Kampf mit Zumuthungen von Seiten Muata Jamvo's sowohl als eines großen Theiles der hier wohnenden Ilolo.

Als ich noch hoffen zu dürfen glaubte, auf dem Wege der Erkundigung in die Geschichte, Sprache und Geographie des Lunda-Volkes einzudringen, hielt ich offenes Haus und war in Folge dessen oft Wochen lang tagtäglich von Neugierigen und Bettlern ununterbrochen belagert. Jetzt sperre ich mich ein und lasse fast niemand mehr vor. So ein Kilolo sitzt einem Stunden lang nebst Gefolge auf dem Hals, sieht mit großem Vergnügen zu, wie ich esse und trinke und rauche und schreibe, möchte alles sehen und mit seinen schmutzigen Fingern anfassen, möchte sämmtliche Zündhölzer anstreichen und bettelt beständig um alles Mögliche. Ich ertrage ruhig ihn und sein Gefolge und die übele Ausdünstung so vieler, niemals gewaschener Negerhäute, weil ich ihn um dieses und jenes ausfragen will. Aber es stellt sich fast ausnahmslos heraus, daß er absolut nichts weiß, oder er zieht es vor, statt ein wenig nachzudenken, mir die nächstbeste Lüge, die ihm gerade einfällt, zu sagen, und schließlich langweilt ihn das Ausgefragtwerden, er fängt an zu gähnen und empfiehlt sich. Ich habe dieses Mittel, lästige Besucher zu vertreiben, in der letzten Zeit mehrmals mit schleunigem Erfolg angewendet. Einen einzigen Kilolo kenne ich hier, der einigermaßen Bescheid über sein Vaterland weiß. Diesem, dem Schakambunsch, bezahlte ich jedesmal zwei Ellen für die Stunde Geographie, aber auch er bleibt jetzt aus, ehe ich die Liste sämmtlicher Ilolo des Lundareiches (es sind ungefähr 300, aber viele sind nicht bedeutender an Macht als unsere Großbauern) fertig habe; die schreckliche Arbeit des Nachdenkens ist auch ihm, dem intelligentesten von allen, zu viel geworden.

Von den bisherigen Muata Jamvo's besitze ich ungefähr sechs Reihenfolgen, von denen jede anders lautet, und es existiren in der Geschichte doch nur 13 vollgültige Muata Jamvo's. Der jetzige ist der vierzehnte. Außer Unkenntniß und Denkfaulheit ist an diesem Wirrwarr noch die Menge von Spitznamen Schuld, welche existiren, und auch in Bezug auf geographische Begriffe giebt es verschiedene Nomenklaturen. So werden zum Beispiel von den Ambakisten manche Oertlichkeiten anders genannt als von den Eingeborenen, ganz abgesehen davon, daß die Ambakisten die Lundasprache, welche ihnen zu rauh klingt, überhaupt anders aussprechen als die Lunda selbst und nach ihrem Geschmack zu verschönern suchen, indem sie namentlich die abgestoßenen Endvokale wieder anfügen. Tschiman lautet bei ihnen „Kimana“, Kayembe mu Guor „Kayembe mu Kulu“, Ruru „Lulua“, Ruémb „Luembe“, Ruis „Luisa“. Die Luba nennen sich selbst Márrubb, es giebt indeß auch ein anderes, ebenfalls Márrubb benanntes Volk im Osten. Den Namen Kauilla für Pogge's Mussumba kennt nicht ein einziger Lunda. Nur ein Ambakist, der schon mehrere Jahre hier lebt, behauptet, es hieße Kauilla, und ein solcher Kerl kann 100 Jahre hier leben, ohne daß es ihm auffällt, daß sein einmal adoptirter Name niemals gebraucht wird. Dagegen ist Pogge's Mussumba allgemein als Kapuek'a mash gleich „Blutstätte“ bekannt; auch Muata Jamvo, der diesen blutigen Namen verschuldet, nennt es so. Quisimeme ist ku Issuamäm gleich „am Issuamäm-Bach“, ich möchte die Schreibart Kuissuamäm vorschlagen. An Kabebe ist nichts zu mäkeln; der Bach, an dem es liegt, heißt nicht „Giba“, sondern Isshib oder Isshiba, übrigens ein sehr unbedeutendes Gewässer, über welches man ohne Mühe springen kann (er ist Ende der Regenzeit nur 2 Meter breit und 1 Fuß tief gewesen). Casserigi ist in Kashidish umzuändern; ersteres ist ganz Ambakka-Mundart, in welcher das r nicht bloß mit l, sondern auch mit d variirt.

(Es folgen Bemerkungen über die leider noch nicht eingetroffene Karte, welche hier übergangen worden sind.)

Wein und Weinbereitung im Kaukasus.

Von W. Keßler.

II.

Die Kultur des Weines steigt in Transkaukasien wohl bis zu 3000 Fuß Meereshöhe in den Thälern auf, bewegt sich aber vorwiegend in den Steppen und unteren Flußthälern bei etwa 500 bis 1000 Fuß Meereshöhe. Ebenso interessant als schwierig zu entscheiden ist die Frage, ob der Weinstock wirklich im Kaukasus und zumal in den

Küstenländern des Schwarzen Meeres seine eigentliche und ursprüngliche Heimath habe. Daß derselbe überall in den Waldungen etwa bis zu 1000 Fuß Meereshöhe als häufigstes Schling- und Klettergewächs mit theilweise uralten Stöcken vorkommt, ist bekannt. Hat man es nun hier mit wirklich wildem oder verwildertem Wein zu thun? So sehr der gegenwärtige Zustand für das erstere zu sprechen scheint, so nöthigen doch die eigenthümlichen historischen Kulturverhältnisse gerade dieser Länder zu großer Vorsicht im Urtheil über derartige Fragen. Wie viele mehr oder minder hoch entwickelte Kulturen haben hier geblüht und sind untergegangen! Fast alle großen Völkerbewegungen, alle Eroberungszüge haben hier nur zu deutliche und fühlbare Spuren hinterlassen. Alte Geographen und Reisende berichten zu verschiedenen Zeiten von der hohen Bodenkultur speciell Grusiens und der Länder am Pontus, die als ein Garten voll Wein und edler Früchte geschildert werden. Es fragt sich nun, ob das, was man heute als scheinbar wilde Gewächse findet, nicht Ueberreste jener alten Kultur sind, welche vielleicht dieselben noch weiter von Osten her bezogen hat. Wie Wallnußbaum und Spargel überall in den transkaukasischen Bergen in der Nähe alter Ruinen von Klöstern und Festungen wie wild wuchern und sich auch an Orten finden, wo heute kaum noch die Spur ehemaliger menschlicher Wohnsitze zu erkennen ist, so könnte auch die Weinrebe — allerdings in noch weit größerm Maße — von den Stätten ihrer ursprünglichen Kultur aus sich verbreitet haben und deshalb nur als verwildertes, nicht als wirklich von Natur wildes Gewächs anzusehen sein.

Diese hochinteressante Frage definitiv und mit wissenschaftlicher Schärfe zu entscheiden, halten wir heute kaum für möglich. Was nun die jetzige Art der Kultur der Weinrebe in Transkaukasien anlangt, so ist dieselbe durchweg Stockkultur. Nirgend findet man, ähnlich wie dies in Wälschtirol and Oberitalien der Fall ist, daß der Wein in Längsspalieren und in Laubgang ähnlicher Weise von Baum zu Baum fortrankend gezogen wird, obgleich die heiße Sonne Transkaukasiens eine solche größere Beschattung wohl als zulässig, vielleicht sogar als zweckmäßig, erscheinen ließe. Allerdings mag die Stockkultur, abgesehen von etwaigen anderen Vorzügen, den Vortheil bieten, daß die Bewässerung der Stöcke leichter und gründlicher erfolgen kann. Denn wie alle Bodenkultur, so ist ganz besonders das Gedeihen der Weingärten, zumal auf Steppenboden, in diesen Ländern von der möglichen genügenden Bewässerung abhängig. Ohne Wasser kein Wein, dies ist hier buchstäbliche Wahrheit!

Die übrige Behandlung der Weinstöcke unterscheidet sich nicht wesentlich von der allgemein gebräuchlichen, nur daß hier alles weit nachlässiger und primitiver betrieben wird. Von Düngen im Winter ist hier natürlich keine Rede; die spätere Bewässerung muß auch in dieser Hinsicht alles ersetzen. Auch das Beschneiden der Stöcke im Frühjahr wird von den Asiaten meist nur sehr nachlässig geübt, so daß ein solcher Weingarten mit dem wilden Geranke seiner Stöcke nur zu oft einen wildnißartigen Charakter trägt. Die deutschen Kolonisten haben auch in dieser Hinsicht einen sehr günstigen Einfluß auf den kaukasischen Weinbau ausgeübt und entschieden zeichnen sich ihre Weingärten vor denen ihrer Nachbaren durch die weit sorgfältigere Behandlung rühmlich aus.

In manchen Steppengegenden ist es nicht ohne Schwierigkeit, die erforderlichen Pfähle zum Aufbinden der Stöcke zu beschaffen, so wenig skrupulös man auch in der Auswahl des Holzmaterials ist. Man hilft sich in diesem Falle wie in der römischen Campagna durch die Verwendung des starken bambusähnlichen Rohres, welches längs den Flüssen wächst und auch namentlich von den Tataren zur Herstellung von Flechtwänden für ihre Sommerzelte benutzt wird. Selbstredend ist die Dauer dieser Weinpfähle keine sehr lange.

In den Weingärten wird zwischen den Reihen der Stöcke nicht selten auch noch einige Gemüsezucht betrieben. Namentlich Bohnen und Kartoffeln findet man hier vorzüglich gedeihend. Der mit dem Weinbau sehr gut zu vereinigenden Obstzucht wird dagegen noch viel zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet und meist sind Pfirsiche, Granatäpfel und Quitten die einzigen Früchte, welche halb wild in den Weingärten sich finden. Ebenso primitiv wie bei der Behandlung der Weingärten geht es bei der eigentlichen Weinbereitung zu. Die Weinernte, der „Herbst" nach schwäbischer Bezeichnung, fällt je nach Lage und Witterung in den September resp. Oktober. Bei den Asiaten, namentlich den Armeniern und ganz besonders dann, wenn der Weinbau des Ortes nur beschränkt ist und also in um so höherm Ansehen steht, ist die Weinlese ein förmliches Fest. Zu demselben eilen alle Angehörigen, wenn irgend möglich, auch aus größerer Entfernung nach ihrer Heimath; überall erschallt die allerdings nicht sehr melodische nationale Durná (d. h. Musik von Flöten, Geigen u. s. w.); Freudenschüsse werden abgefeuert, kurz es herrscht ein ähnlicher und vielleicht nicht weniger herzlicher Jubel als in manchen Gegenden Süddeutschlands beim „Herbsten". Die Trauben werden mit Messern abgeschnitten und in Körben oder auch den hier für alle Transportzwecke dienenden Sumken (Quersäcke, die hauptsächlich beim Reiten benutzt werden) nach der Kelter getragen. Diese besteht aus weiter nichts als einer an einem höhern Punkte des Gartens angelegten gemauerten und mit Kalk ausgeputzten, mehr oder minder großen und regelmäßigen Vertiefung. Von derselben laufen eine oder mehrere ebenfalls gemauerte Röhren nach den Stellen, wo die riesigen, zur Aufbewahrung des Weines bestimmten, nach unten zu schmäler werdenden Thongefäße, die sogenannten „Kufschinen", eingegraben sind. In diese Kufschinen läßt man die obigen Röhren einmünden. Die in die Kelter geschütteten Trauben werden nach uralter orientalischer Manier mit den Füßen zertreten. Meist übernehmen die stärkeren Männer dies Geschäft, welches bei einiger Dauer nicht unbeträchtliche Anstrengung erfordert. Der Saft fließt in den Rinnen direkt in die Kufschinen, in denen er gährt und alle weiteren Processe durchmacht. Nach der ersten Gährung werden diese Gefäße bedeckt und zugemauert, so daß der Wein erst bei seiner oft Jahre später erfolgenden Verwendung wieder das Tageslicht erblickt. Dann wird er mit Kupfergeschirren in Schläuche geschöpft, auch schließlich wohl die ganze Kufschine herausgenommen, gereinigt und einige Zeit der Luft ausgesetzt, ehe sie wieder benutzt wird. Bei den deutschen Kolonisten ist das ganze Verfahren ungleich reinlicher und rationeller. Hier werden die Trauben in hölzerner Kelter von Arbeitern mit langen schweren Stiefeln zerstampft; der Saft läuft in darunterstehende große Gährbottiche, in denen er seine erste, meist schon nach 1 bis 2 Tagen beendete Gährung durchmacht. Aus den Gährbottichen leitet man dann meist mit Zuhülfenahme von Gummischläuchen den Wein in größere oder kleine Fässer, aus denen er ferner beim Verbrauche in Gebinde oder Flaschen abgefüllt wird. Hier erfolgt auch der Transport ausschließlich in Fässern, während die Asiaten noch heute, wie bekannt, sich vorwiegend der Schläuche, der burdschuks, wie zum Transport aller Flüssigkeiten so auch des Weines bedienen.

Es giebt Burdschuks von allen Größen, je nach der dazu verwendeten Thierhaut; die kleinsten sind aus Ziegenfellen, die größten aus Büffelhäuten. Da diese Schläuche, deren Haarseite nach innen gekehrt ist, stets stark mit Naphta ein-

geschmiert sind, um sie geschmeidig und wasserdicht zu erhalten, so erhält der Wein hiervon jenen eigenen harzigen Beigeschmack, welcher dem Westeuropäer zuerst den Weingenuß im ganzen Orient fast verleidet. Mit der Zeit freilich gewöhnt man sich an diesen Pechgeschmack und es giebt Leute, welche später ungeharzte Weine kaum noch trinken mögen. Jedenfalls sind gesundheitlich die Burdschuk-Weine mindestens ebenso zuträglich als die in Fässern aufbewahrten.

Bei dem Mangel an fahrbaren Straßen in Transkaukasien und dem Vorherrschen des Transportes per Juck, d. h. auf dem Rücken von Saumthieren, werden die Burdschuks sich noch lange im Gebrauch erhalten, zumal bei dem hohe Satze der Arbeitslöhne die Herstellungskosten der Fässer recht beträchtliche sind. Freilich ist auch ein guter völlig dichter Burdschuk nicht gerade wohlfeil. Die Burdschuks größten Kalibers, welche eine enorme Quantität Wein fassen, werden übrigens auch per Achse transportirt, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, einen solchen noch genau die Gestalt des frühern Inhabers der Haut zeigenden Riesenschlauch schwärzlich und schmierig von roher Naphta auf einer mit 6 bis 8 Ochsen bespannten Arbe (der primitive ganz aus Holz bestehende westasiatische Wagen) transportiren zu sehen.

So primitiv und einfach es in vieler Hinsicht, wie wir gesehen haben, bei der Weinbereitung im Kaukasus hergeht, so würde man doch sehr irren, wenn man annähme, daß die Künste des verfeinerten Europas bezüglich der Verfälschung und künstlichen Behandlung der Weine im fernen Osten gänzlich unbekannt wären. Gerade das enorme Steigen der Weinpreise mag in dieser Beziehung verführerisch gewirkt haben. Und — der Wahrheit die Ehre — unter den Weinfälschern und Weinchemikern stehen leider wieder unsere Landsleute, die Deutschen, obenan. Sie verstehen es vortrefflich durch Beimischung geringerer Sorten eine gute werthvolle Marke zu „verlängern“, auch durch Zusetzen von Wasser und Zucker einen gar zu sauer und streng ausgefallenen Wein milder und mundgerechter zu machen; aber alles das möchte noch hingehen, wenn nicht auch Manipulationen konstatirt werden müßten, welche nahe an Giftmischerei grenzen. So wurden in dem Bodensatz eines rothen Helenendorfer Kachetiners nachweislich nicht unbeträchtliche Mengen des Samens vom Stechapfel (datura stramonium) gefunden, die vermuthlich dazu dienen sollten, einen ausgesprochenern pikantern Geschmack hervorzubringen! Diese Früchte hereindringender Civilisation und Kultur berühren den Liebhaber und Kenner kaukasischer Weine eigenthümlich; er möchte wieder zu den biederen Asiaten zurückkehren und von ihnen ausschließlich kaufen, aber leider haben dieselben, sonst so ungelehrig in Bezug auf gute und nützliche Dinge, diese verwerflichen Künste den Deutschen nur zu schnell abgelernt und suchen ihren Lehrern möglichste Ehre zu machen. Am sichersten und besten fährt man noch, wenn man von kleinen Weingutsbesitzern und Weinproducenten, sei dies nun ein Kolonist oder ein Asiat, direkt kauft. Der Wein, den man erhält, ist wenigstens sicher rein und kann bei geeigneter Kellerbehandlung unter Umständen sich zu einem recht angenehmen Getränk entwickeln.

Der Export kaukasischer Weine nach dem Westen wird wohl kaum jemals ernsthaft in Frage kommen. Nur die stärksten Sorten dürften unter Umständen überhaupt den weiten Transport ertragen; bei diesen aber würde der unumgängliche hohe Preis durch keine genügende Nachfrage gedeckt werden.

So werden denn wohl die Kaukasier mehr oder minder ausschließlich sich ihrer Weine erfreuen dürfen. Sie verachten die Gottesgabe auch wahrhaftig nicht und Deutsche, Russen und christliche Asiaten huldigen noch heute wie zu Bodenstedt's Zeit dem Princip:

Trinken macht weise,
Fasten macht dumm.

Uebrigens bieten die asiatischen Trinkgelage vielleicht noch das schönste und versöhnlichste Bild dieser Art dar, während bei den Europäern leider Gottes nur zu oft die häßliche und abschreckende Seite des Trinkens hervortritt.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Am Dienstag den 1. Februar hielt Sir Bartle Frere, der frühere Gouverneur des Kaplandes, vor der Society of Arts in London einen Vortrag über die industriellen Hülfsquellen Südafrikas. Den ersten Platz unter denselben wies er den Mineralien und unter diesen wieder der Kohle an. Letztere findet sich von der Nieuwveld-Kette bei Beaufort West in der Kapkolonie unter 32° südl. Br. an zu beiden Seiten des großen Küstengebirges bis mindestens zum Oliphants River unter 24° südl. Br.; außerdem weiß man, daß ausgedehnte Kohlenlager nordnordöstlich von Transvaal existiren und an verschiedenen Stellen im Thale des Zambesi und Rovuma zu Tage treten. Bis jetzt verhindert der Mangel an billigen Transportmitteln die Ausbeutung dieser Lager. Wird erst das Brennmaterial billiger, so wird auch Südafrika mit seinem Eisenbedarf nicht mehr auf fremde Zufuhr angewiesen sein, wie jetzt, sondern kann seine eigenen Erzlager, die nahe bei den Kohlenfeldern liegen, ausbeuten. Von Werth sind ferner die Mangan-, Kobalt-, Blei-, Kupfer- und Goldgruben.

Vor 14 Jahren wurde der erste Diamant in Südafrika entdeckt. Seitdem hat der Export derselben derartig zugenommen, daß in einem Jahre für 2 Mill. Pf. St. durch das Postamt in der Kapstadt gegangen sind. Auch über die Verhältnisse des Ackerbaues äußerte sich Sir Bartle Frere sehr günstig; viele Partien in Transvaal und längs der Küste eigneten sich besonders für Schafzucht. Die Flußsysteme böten die Möglichkeit, eine ausgiebige Bewässerung ins Dasein zu rufen. In den westlichen Distrikten ist die Straußzucht bereits ein namhafter Erwerbszweig geworden. Schließlich berührte er die Fischerei an den Küsten und die Möglichkeit, Büffel, Kameele, Elephanten und dergleichen zu züchten.

— Mit Lieferung 34 ist das Holub'sche Reisewerk „Sieben Jahre in Südafrika“ vollständig geworden. Dieselbe enthält außerdem drei Specialkarten nach Kompaßaufnahmen des Reisenden (Route im Ost-Bamangwato- und West-Matabele-Lande; die Viktoria-Fälle und der mittlere Lauf des Zambesi), deren Details annehmbar sind, wogegen es mißlich erscheint, ihren Positionen zu Liebe an den Aufnahmen ꝛc. eines Livingstone oder Mohr zu rütteln.

Das Buch ist reich an Jagdgeschichten und persönlichen Erlebnissen; eigentlich Geographisches ist weniger vertreten; als sein Hauptverdienst erscheinen die zahlreich eingestreuten ethnographischen Schilderungen, namentlich die über das Marutse-Reich. Kenntnisse und Erfahrung bringt Dr. Holub zu seiner neuen großartig angelegten Unternehmung einer Reise durch ganz Afrika sicherlich mit — möge ihm die Ausführung derselben beschieden sein und möge er selbst nicht zu vielerlei Gesichtspunkte dabei verfolgen, daß nicht eines dem andern schade.

— Ueber Savorgnan de Brazza's Marsch vom Ogowe zum Kongo, den wir bereits auf S. 96 d. B. erwähnten, liegen weitere Einzelheiten vor. Er brach von der von ihm gegründeten Station Maschogo am obern Ogowe auf und erreichte im Juli den Kongo zwischen den Mündungen seiner Zuflüsse Mpaka Mpama und Lawson, d. h. zwischen 2° und 3° südl. Br., im Gebiete Makokos, des Königs von Ubandschi. Die Entfernung von Maschogo bis dorthin betrug 12 Tagereisen; dazwischen liegt ein Plateau von 800 m Höhe, ein gesundes, reich bevölkertes Land. Wenn sich in das Telegramm Brazza's kein Fehler eingeschlichen hat, müßte der Kongo-Lauf an jener Stelle gegen Stanley's Karte um circa 2 Grad (!) nach Westen rücken. Brazza gewann die Gunst des Makoko und durfte ungehindert den Kongo hinabfahren. Am 3. Oktober gründete er in Ntamo Nkuna, wo ihm Makoko Land geschenkt hatte, eine Station, wo er vier Leute zurückließ, traf Anfang November in Mdambi Mdongo, Stanley's vorgeschobenem Posten (etwa 30 engl. Meilen oberhalb der Jlala-Fälle), mit letzterm zusammen und erreichte dessen Hauptlager Vivi am 12. November. Falls sich die neue Station in Ntamo Nkuna leicht verproviantiren läßt, ist von ihr manches zu hoffen; denn sie liegt recht eigentlich mitten im unbekannten Lande.

Australien.

— Daß die australischen Kolonien in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum ihres Bestehens rapide Fortschritte gemacht haben, beweist auch ihr Eisenbahnwesen. Am 3. Juli 1850 wurde der Bau der ersten Eisenbahn in Australien unternommen. Es war dies die 14 Miles lange Strecke von der City of Sydney westlich nach der Stadt Paramatta, welche aber erst am 26. September 1855 eröffnet wurde und anstatt 6000 Pf. St., wie kalkulirt war, 46 000 Pf. St. pro Mile gekostet hatte. Die erste Bahn, welche in Australien in Betrieb kam, gehört der Kolonie Viktoria und ist die $2^1/_2$ Miles lange Strecke von der City of Melbourne nach dem Hafen Sandridge. Sie wurde am 14. September 1854 eröffnet. Es folgte dann am 21. April 1856 die Kolonie Südaustralien mit der $7^1/_2$ Miles langen Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide. Gegenwärtig werden die australischen Kolonien nach allen Richtungen hin von Eisenbahnen durchzogen. Neu-Seeland steht oben an und hatte am 31. März 1880 insgesammt 1169 Miles in Betrieb, während 1394 Miles theils im Bau, theils projektirt waren. Es hat sich dadurch, wenn auch nicht ruinirt, so doch auf viele Jahre hinaus finanziell gebunden. In der Kolonie Viktoria waren am Schlusse vorigen Jahres $1182^3/_4$ Miles dem Verkehr übergeben und für den Bau von weiteren 485 Miles hatte das Parlament die Geldmittel bewilligt. Neu-Süd-Wales besaß 853 Miles fertiger Bahnen, 117 waren im Bau begriffen und für 678 die Geldmittel angeliehen. Süd-Australien hatte 677, Queensland 580, Tasmanien $172^1/_2$ und West-Australien 72 Miles in Betrieb. Gleichzeitig wurde in Queensland an 321, in Süd-Australien an $306^1/_2$ und in West-Australien an 59 Miles gebaut. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die australischen Kolonien am 31. December 1880 insgesammt $4705^1/_2$ Miles oder $1024^3/_4$ deutsche geographische Meilen Eisenbahnen im Betrieb hatten.

— Ein erster Versuch, Apfelsinen, welche in Australien in außerordentlicher Menge und Güte producirt werden, von dort nach England zu exportiren, ist geglückt. 643 Stück, in fünf Kisten verpackt, trafen bis auf 63, welche mehr oder weniger geschädigt waren, in vortrefflichem Zustande in London ein. Man wird in Zukunft diesen Export so leiten, daß die Waare in Europa zu einer Zeit eintrifft, wo es dort solche Früchte nicht giebt.

— Wennpleich die Goldfelder Australiens an ihrer frühern Ergiebigkeit sehr verloren haben, so werden doch noch immer dann und wann beträchtliche Klumpen Gold gefunden. So kürzlich am Black Hill bei Balarat in Viktoria in der Tiefe von 500 Fuß ein Goldstück, welches 300 Unzen wog und einen Werth von 20 000 Mark hatte.

— Ernst Giles ist von einer Forschungsreise, welche er im August vorigen Jahres von Mount Eba aus in 30° 50' südl. Br. und 135° 5' östl. L. Gr. nach Westen zu mit Kameelen unternahm, glücklich wieder bei Mount Eba eingetroffen. Näheres ist darüber noch nicht bekannt.

— Die Zollbarren sind zwischen Neu-Süd-Wales und Süd-Australien gefallen. Letztere Kolonie hat dafür an erstere jährlich 47 500 Pf. St. zu zahlen. Alle anderen Kolonien bleiben gegen einander gesperrt.

— Aus Sydney wurde den „Times" am 27. Januar gemeldet: „Ein Bushman Namens Skulthorpe telegraphirte aus Blackall, daß er das Grab des Forschungsreisenden Leichhardt entdeckt und das Tagebuch seiner ganzen letzten Expedition nebst anderen Reliquien aufgefunden habe. Skulthorpe weigert sich, irgend etwas von diesen Sachen vor seiner Ankunft in Sydney zu zeigen."

Nordamerika.

— Das „Événement" von Québec giebt eine Etymologie der beiden Namen Canada und Québec, welche man schon so oft und stets vergebens zu erklären versucht hat. Jacques Cartier, der erste Europäer, der dieselben anwendet, hörte sie aus dem Munde der Bewohner von Tadoussac und der Küsten von Labrador, die zu den Montagnais gehörten. In deren Sprache aber bedeutet Kanata, woraus Canada anerkanntermaßen erst entstellt ist, soviel als „Fremde"; Kepek aber, die Urform von Québec, heißt „steigt ans Land" oder „landet". Cartier selber erzählt, wie ihn die Wilden 1535 in der Gegend des heutigen Quebec freundlich empfingen, und ihn einluden, sich in ihre Mitte zu begeben, wobei sie ihm offenbar wiederholt die beiden Worte: „Kanata Kepek" (Fremde, landet!) zuriefen. Alle bisherigen Versuche, die Namen aus den Sprachen der Irokesen, Kri oder Mikmak zu deuten, sind vergeblich, weil diese Stämme niemals in der Gegend von Québec gewohnt haben. Der Autor der neuesten Erklärung ist Pater Arnaud, Missionär bei den Montagnais von Betsiamite, deren Sprache er aufs Genaueste kennt. Wir geben seine Deutung, wie wir sie gefunden (Le Tour du Monde Nro. 1046, Umschlag) und bemerken nur, daß es uns noch nicht aufgeklärt erscheint, wie Cartier dazu kam, die beiden ersten gehörten Worte sofort auf die Landungsstelle und das weitere Gebiet zu übertragen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

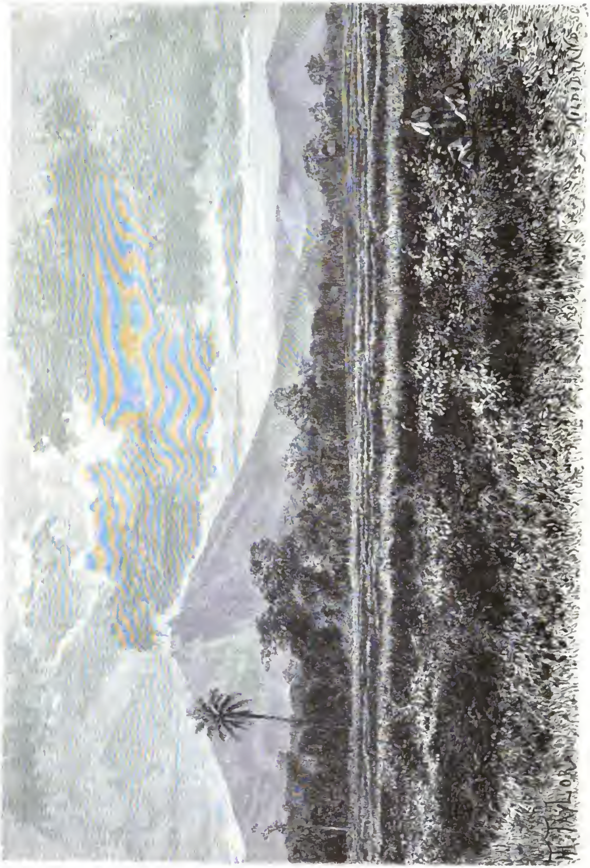
Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

V.

Während der 2½ Monate, welche die Expedition in Loeboe-Gedang zubrachte, hatte sie, wenige Tage ausgenommen, fast gar kein helles Wetter. Den einen Tag war der Himmel mit Wolken bedeckt und es regnete ein wenig bei angenehmer Temperatur; den nächsten erglänzte die Sonne und es war eine erstickende Hitze, in beiden Fällen aber hinderten die in der Luft suspendirten Wasserdämpfe den freien Ausblick auf die umgebenden Berge: Veth konnte den Pik von Korintji nicht im Ganzen zu sehen bekommen oder eine photographische Aufnahme von ihm machen. Trat jedoch auf Augenblicke günstiges Licht ein, um Personen zu photographiren, so gab es gerade dann gewiß nichts zu thun, da die Häuptlinge nach Moeara-Laboe gegangen waren, um den Kontroleur zu besuchen und ohne ihr Beispiel und ihre Unterstützung andere Einwohner nicht zum Sitzen zu bewegen waren. So vertrieb sich denn Veth die Zeit damit, „doerians" (Frucht von Durio zibethinus) essen zu lernen, deren unangenehmer Geruch — nach Jagor schmecken sie besser als der beste Crême und riechen schlechter als Knoblauch — den meisten Europäern einen unüberwindlichen Abscheu einflößt, mit dem Affen seines Koches zu spielen und mit anderen ähnlichen interessanten Beschäftigungen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der braune Affe oder Lampong (Inuus nemestrinus) der sumatranischen Westküste zum Pflücken der Kokosnüsse abgerichtet wird. Es ist höchst unterhaltend, zuzusehen, wie diese Thiere, an einer langen Leine, mittels welcher sie gelenkt werden, befestigt, die gewünschte Frucht suchen und dann mit den Zähnen und Nägeln so lange arbeiten, bis sie herabfällt. In der Nähe der Kampongs giebt es rothe und graue oder javanische Affen in Menge, welche ihre Unverschämtheit so weit treiben, bei hellem Tage Früchte aus den Gärten zu stehlen. Der Siamang (Hylobates syndactylus), ein großer schwarzer Affe mit langen Haaren, scheint hier weniger häufig zu sein oder macht sich wenigstens mit seinem Geheul nicht so bemerkbar. Kommt man in die Nähe solcher Thiere, so erheben sie sofort ein ohrenzerreißendes Geheul; von den höchsten, schärfsten Tönen gehen sie plötzlich zu den allertiefsten über; bald bellen sie wie Hunde oder schreien wie kleine Kinder, bald scheinen sie die Kunst eines Bauchredners zu treiben oder einen entfernten Freund herbeizurufen. Mitunter geht ihr Freudengeheul urplötzlich in trauriges Stöhnen über. Wenn man sie zum ersten Male hört, möchte man schwören, daß man an zwanzig Stück vor sich hat; sieht man aber näher zu, so bemerkt man, daß nicht mehr als ihrer drei oder vier im Stande sind, solchen abscheulichen Lärm zu verursachen.

Wenn man die Einwohner der Provinz XII Kota's nur ganz oberflächlich beobachtet, so scheinen sie von ihren Nachbaren in den übrigen Theilen des Padanger Oberlandes nicht sehr abzuweichen. Ihre Sprache ist ganz dieselbe; nur schnarren sie mehr und verschlucken mehr Buchstaben und selbst Silben, so daß man sie schwerer versteht. Lasten tragen sie auf eine andere Weise, nämlich nicht auf dem



Der Pik von Korintji.

Kopfe, wie jene, sondern auf dem Rücken. Auch ihre Kleidung ist dieselbe, nur die Haartracht eine andere, indem die Männer hier ihre Haare bis auf die Schultern herabwachsen lassen, dort sie aber kurz verschneiden. Das schöne Geschlecht nimmt in den XII Kota's sein Haar in einen Knäuel zusammen und umwickelt es mit einem Stück Zeug, während es in den anstoßenden Provinzen einen Zopf auf einer Seite des Kopfes flechtet. In ihrem Benehmen sind die Bewohner der in Rede stehenden Provinz weit angenehmer; ihre Weiber sind erstaunlich furchtsam und flüchten beim Anblick eines Europäers mindestens hundert Schritte weit.

Am 29. November kehrten sowohl van Hasselt und Snelleman als auch die zur Auffindung eines Weges abgeschickten Leute zurück; ihre Abwesenheit hatte 19 Tage gedauert, nach ihrer Rechnung aber nur 12, nämlich 4 Tage für den Aufstieg, 2 für den Abstieg, 3 für Nichtsthun, weil es regnete und neblig war. So fehlten selbst nach ihrer Rechnung noch 3 Tage, über deren Verbleib keine Auskunft zu erlangen war — nach der Rechnung Veth's aber deren 10. Sicher war nur, daß sie den Gipfel nicht erreicht hatten, obwohl sie bis dorthin, wo der Wald aufhörte, vorgedrungen zu sein behaupteten.

Am 1. December zeigte sich endlich der Pik vollständig klar und bot ihnen ein großartiges prachtvolles Schauspiel dar, wobei zu erinnern ist, daß Loeboe-Gedang kaum 500 m über dem Meere liegt, während der Korintji steil und plötzlich zu nahe 3700 m emporsteigt, und zwischen beiden Punkten sich nur niedrige Bodenanschwellungen befinden, welche die Mächtigkeit des Vulkans nur noch mehr hervortreten lassen. Nur zur rechten Hand zeigten sich noch einige Gipfel der Barisankette, welche aber wegen ihrer großen Entfernung durch den Pik von Korintji vollständig in den Schatten gestellt wurden.

Am 5. December brachen sie auf, im Ganzen 21 Personen, nämlich Veth und van Hasselt, der Koch, der Anführer der Kulis mit 16 seiner Untergebenen, der Häuptling Tara von Doerian-Taroeng mit zwei Dienern und zwei von den Pfadfindern. Mit Lebensmitteln hatten sie sich auf 14 Tage versehen. Der Marsch ging südwestlich bis zum Flusse Timboeloen, welcher kurz vor seiner Mündung in den Lili einen etwa 30 m hohen Sturz in eine finstere unzugängliche Schlucht thut, und dann am erstern Flusse nach Süden aufwärts. Anfangs war der Weg noch gut, da ihn die Einheimischen häufig beim Sammeln von Erzeugnissen des Waldes benutzen, und da es weder Bäume zu entfernen noch viel zu steigen gab, so legte man am ersten Tage ein ziemliches Stück Weges zurück und schlug das Nachtlager in 1045 m Höhe am Ufer des Timboeloen



Toeankoe di Sembah.

unter einem überhängenden Felsen auf. Der nächste Tag ließ sich schon schwieriger an: man kam auf Pfade von Elephanten und Nashörnern, und es gab manchen Baum zu beseitigen. Abends erreichte man in 2025 m Höhe die oberste Hütte, welche die Pfadsucher erbaut hatten, und es war nun klar, daß dieselben, wenn sie auch noch etwas weiter vorgedrungen sein mochten, doch die Baumgrenze gewiß nicht erreicht hatten. Während dieser beiden ersten Tage hatte man ziemlich gutes trockenes Wetter gehabt; am dritten begann es kurz nach Mittag zu regnen und man war gezwungen, in dem felsigen Bette des hier zahlreiche Kaskaden bildenden Timboeloen Halt zu machen. Die erreichte Höhe betrug 2450 m. Gegen Abend hörte der Regen auf und der Gipfel des Berges wurde wieder sichtbar. Von nun an aber wurde der Marsch viel schwieriger, weil in solcher Höhe die Elephanten- und Nashorn-Stiege aufhören, und weil das Dickicht, in welchem eine Art großer Farnkräuter mit biegsamen Stielen besonders häufig war, den Waldmessern und Aexten bedeutenden Widerstand darbot. Schon Vormittags geboten undurchdringliches Gestrüpp und unersteigliche Felswände den Reisenden Halt, und da sich obendrein Nebel herabsenkten, so mußte man wohl oder übel das Lager aufschlagen. Zwar machten sich Veth und zwei Führer auf, um einen Weg zu suchen, kehrten aber unverrichteter Sache zurück; am nächsten Tage jedoch fand Hasselt wenigstens weiter aufwärts in 2950 m Höhe einen gut gegen den Wind geschützten und mit Wasser versehenen Lagerplatz, wo man mehrere Tage zu bleiben beschloß und deshalb mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich eine Hütte errichtete.

Am nächsten Morgen machten sie sich muthig an die Erklimmung des Gipfels, dessen Anblick nicht mehr durch Bäume versperrt war, und den sie rasch zu erreichen hofften. Das Vorwärtskommen wurde aber durch die losen Steine, welche sich unter ihren Tritten lösten, sehr erschwert. Dieselben waren so spitz, daß die Eingeborenen mit ihren nackten Füßen kaum vorwärts kommen konnten, und daß es im höchsten Grade unangenehm war, sie mit den Händen oder Knien berühren zu müssen. Man war statt der erwarteten halben Stunde etwa schon die vierfache Zeit gestiegen, als man an einen großen, tiefen Krater gelangte, dessen Rand so schmal war, daß man kaum darauf Platz hatte, sich umzuwenden. Nach rechts hin stieg dieser Rand bis zu seinem höchsten Punkte an; aber es war wegen steil abstürzender Felsen den beiden Reisenden nicht möglich, von ihrem Standorte aus den Gipfel zu erreichen. Auch links waren die Aussichten nicht gut, und da man sich auf der niedrigsten Stelle des Randes befand so konnte man nur diejenige Seite des Panoramas, von welcher man gekommen

war, überschauen. Der Anblick des Kraters, aus dessen etwa 100 m tiefem Grunde sich Rauch und Dampf in Wirbeln erhob, war sicherlich ergreifend — aber das war auch alles, was man sah.

Mit vieler Mühe gelang es endlich Veth, auf dem Rande nach links hin sich vorwärts bewegend einen höhern Punkt zu erreichen, von wo aus er die ersten Reisfelder des Thales von Korintji und zugleich den gerade im Osten gelegenen schönen Bergsee Goenoeng-Toedjoeh erblicken konnte. Leicht ließ sich der vulkanische Ursprung dieses Sees erkennen, den mit Urwäldern bedeckte Steilwände umgeben, den nie ein Europäer vorher gesehen und dessen Vorhandensein nie jemand außerhalb Sumatras geahnt hat. Leicht erklärte sich Veth, wie seine hellblauen Gewässer sich durch die niedrigste Stelle des eine Strecke weit eingekerbten Kraterrandes einen Ausfluß gebahnt hatten und wie sie in das Thal Korintji sich ergossen hatten, wo sie erst einen hohen Wasserfall bildeten und dann sich in einer tiefen finstern Schlucht verloren, bis sie tief unten in weiter Ferne sich durch die Ebene schlängelten. Leider genoß Veth die prächtige Aussicht nur wenige Minuten. Kaum war van Hasselt ihm nachgeklettert, als Wolken alles verhüllten und sie den noch schwierigern Rückweg anzutreten zwangen. Immerhin hatten sie soviel erreicht, daß sie nun einen leichtern Weg nach dem Gipfel wußten, welchen sie am folgenden Morgen um $7^1/_2$ Uhr erreichten. Das Wetter war nicht ganz so klar, wie am vorhergehenden Tage; dafür aber konnten sie bis 11 Uhr verweilen, ohne von Nebeln eingehüllt zu werden. Vom ganzen Westen war nichts zu sehen; um so schöner aber war der Blick auf das Padanger Oberland. Gegen Norden begrenzten Talang, Merapi und Sagoe den Blick; davor zeigte sich der „Berg der Mitte“ mit all seinen Thä-



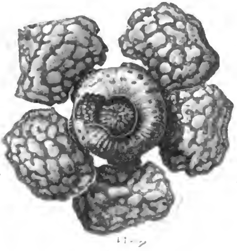
Rotang-Brücke über den Bangko.

lern und Abhängen und ganz vorn das Thal von Soengei-Pagoe und das des Sangir. Das Thal Korintji im Süden, welches die Reisenden nicht, wie sie gehofft, betreten sollten, war nur zum Theil sichtbar; was sie davon aber erblickten, entsprach den Vorstellungen, welche man sich meist von seinem Reichthume und seiner Bevölkerung macht, nicht ganz. Man überschaute den See Korintji und südlich von demselben den mächtigen Berg Goenoeng Rajah, den niedrigere Höhenzüge mit dem Patah Sembilan (gerade westlich vom Pik Korintji gelegen) verbinden.

Am nächsten Morgen versuchten sie noch ein drittes Mal ihr Glück mit der Ersteigung der höchsten Spitze, sahen sich aber schon halbwegs zur Umkehr gezwungen. Immerhin wurden sie für ihre Mühe durch die nun klare Aussicht nach Westen auf den Patah Sembilan und das Meer belohnt. Gern wären sie noch länger an ihrem Standorte geblieben, wenn sie nicht durch die Unwahrscheinlichkeit, daß es klareres Wetter würde, und den zunehmend schlechtern Gesundheitszustand ihrer Leute daran gehindert worden wären. Der eingeborene Häuptling nebst seinen Begleitern hatte sie schon verlassen, vier Kulis und ein Führer hatten wegen Krankheit hinuntergesandt werden müssen, und auch die übrigen litten stark von der Kälte und Feuchtigkeit, deren Einflusse sich übrigens auch die Europäer nicht ganz zu entziehen vermochten. So sagten sie denn ihrer Hütte, den Felsen und Kaskaden des Timboeloen Lebewohl, brachen noch um Mittag desselben Tages auf und langten um 3 Uhr des folgenden in Loeboe-Gedang an, von wo sie im Ganzen 10 Tage abwesend gewesen waren. Zukünftige Forscher werden, wenn sie Veth's Erfahrungen berücksichtigen, nur 4 bis 5 nöthig haben.

Die Freude über die gewonnenen Resultate wurde aber nur allzubald durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode getrübt, welcher ihren Freund und Reisegefährten, den

Marinelieutenant Schouw Santvoort, in Djambi ereilt hatte. Derselbe war zu derselben Zeit wie sie in Padang eingetroffen, um eine Rekognoscirungsreise quer durch Sumatra zu unternehmen, ehe er von Djambi aus mit dem dazu bestimmten Dampfer sich an die genaue Aufnahme des Batang-Hari machte. Zu diesem Zwecke war er Mitte März auf dem kürzesten Wege von Padang nach Bedar-Alam in der Provinz XII Kota's gereist. Von dort aus hatte er seinen Weg in Gesellschaft des Häuptlings von Soengei-Pagoe, Toeankoe di Sembah, fortgesetzt, welchen der Gouverneur der Westküste von Sumatra dazu veranlaßt hatte, weil er sich bei den unabhängigen Malaien im Osten einer besondern Achtung erfreute. So brach er am 4. April von Bedar-Alam nach Osten auf, überschritt noch am selben Tage die Grenze des holländischen Besitzes, erreichte nach einigen Tagen den Fluß Djoedjoehan, einen rechten Nebenfluß des Batang-Hari, und folgte demselben abwärts. Er durchkreuzte die noch ganz unbekannten kleinen Staaten Soengei-Koenjit, Indamar und Tandjoeng-Alam und erreichte am 10. die Grenze des großen Königreiches



Rafflesia Arnoldi.

Djambi. In Nantan-Ikir, welches von Djambi abhängig ist, konnte er durch Vermittelung seines Reisegefährten Toeankoe di Sembah ein Boot nebst Bemannung miethen, worauf jener nach den XII Kota's zurückkehrte. Er wurde zwar überall mit Mißtrauen und bösem Willen aufgenommen, überwand aber durch sein freundliches Wesen alle Hindernisse; nur am 15. April, als er sich an der Mündung des Djoedjoehan auf dem Gebiete des Sultans Taha, den die niederländische Regierung aus Djambi vertrieben hatte, befand, lief er ernste Gefahr und mußte sich vor den Eingeborenen versteckt halten. Am Abend des 19. April langte er in der Hauptstadt Djambi an, reiste von dort aus nach Palembang und Batavia und kehrte dann wieder dorthin zurück. Da der Batang-Hari aber noch zu niedrig war, mußte er den ganzen Monat auf die Erforschung seines Unterlaufes verwenden, und als dann endlich der lange erwartete Regenmonsun einsetzte, wurde er plötzlich in der Nacht des 23. December durch eine Kongestion dahingerafft.

Drei Tage nach Empfang dieser Trauerbotschaft begab sich Veth wieder nach Moeara-Laboe, was diesmal dadurch erschwert wurde, daß die Regengüsse der letzten Tage die meisten Brücken weggerissen hatten. Auch der B.-Bangko war, wie viele andere Flüsse, so geschwollen, daß es gefährlich war, ihn zu durchfuhrten. Der in der Mitte seines Bettes aufgerichtete Pfahl, welcher sonst die ausschließlich für Fußgänger bestimmte Rotang-Hängebrücke trug, war fortgespült worden und hatte den Steg ohne jeden Halt gelassen. Veth's Genossen, welche einige Tage später gleichfalls nach Moeara-Laboe kamen, um den Sylvestertag in Gesellschaft des Kontroleurs zu verleben, fanden die Ströme noch höher und die Straßen noch schlechter; als Beute aber brachten sie eine große Blume von 60 cm Durchmesser mit, in welcher Prof. Suringar in Leiden eine neue Species erkannte und die er ihrem Entdecker zu Ehren Rafflesia Hasseltii benannt hat. Die Blüthe ist dunkelrothbraun mit helleren Flecken, schlägt sehr in die Art des Champignon, hat sehr dicke Blumenblätter, aber weder Stiel noch Blätter und findet sich als Schmarotzer auf den Stämmen einiger Cissus-Arten.

Am 1. Januar 1878 begab sich Veth auf der großen Straße nach Soerian; dieselbe führt gegen Nordwesten im Thale des Seliti aufwärts, erst durch angebautes Land, dann durch Wald, der durch undurchdringliches Bambudickicht und prächtige große Farne ausgezeichnet ist, dann über eine unbedeutende Wasserscheide hinüber in das unmittelbare Gebiet des B.-Hari. 130 m über demselben, am östlichen Abhange der hier zu 1600 bis 1800 m ansteigenden Barisan-Kette liegt in 1000 m Höhe Soerian inmitten größerer Kaffeepflanzungen, bei deren Aufseher Veth gastliche Aufnahme fand. Neben dem Hause, das einen sehr schönen Blick auf die gegenüberliegenden Berge gewährt, liegt eine Wassermühle, welche den Kaffee enthülst, und große Speicher, deren Dächer sich vollständig öffnen lassen, so daß man Licht und Sonne nach Belieben hineinscheinen lassen und sie eben so leicht bei Nacht oder Regen schließen kann. Auch das nahe Lolo erzeugt vielen Kaffee; es sind dort etwa 390 Leute mit dem Anbau der Pflanze beschäftigt und die jährliche Ernte beträgt im Durchschnitte 900 bis 1000 Pikul oder 60 000 kg.

Am 13. trafen van Hasselt und Snelleman ein, wiederum mit einer unerfreulichen Botschaft: die Amsterdamer Geographische Gesellschaft hatte sich aus Mangel an Mitteln genöthigt gesehen, Snelleman in die Heimath zurückzuberufen, und dieser wollte noch im laufenden Monate von Padang abreisen. Von Lolo führte der Weg in das enge, schöne, nur spärlich bewohnte Thal des hier noch kleinen Batang-Hari hinab, an demselben aufwärts beim Dorfe Ajere Dingin vorbei und über die 1620 m hohe Wasserscheide nach dem See Danau di Atas hinab. Leider wurde der schöne Blick von der Höhe über den See und den jenseits aufsteigenden Goenoeng Talang gerade durch Regen gestört.

In Alahan Pandjang wurden die ganzen Sammlungen verpackt und zu den alten Kulis, deren Zahl nicht ausreichte, eine Anzahl neuer gemiethet. Am 20. Januar traten dieselben den Marsch nach der Küste nach Padang an: am nächsten Tage folgten ihnen die Reisenden, von denen Snelleman und Hasselt voraneilten, während sich Veth noch am Abhange des Talang etwas verweilte, um photographische Aufnahmen zu machen. Von dort stieg er in das Thal des Batang-Baroes hinab und erreichte über einen Ausläufer des Talang kletternd die neue Straße von Padang nach Solok bei dem Dorfe Loeboe-Selasie, welche er schon vor elf Monaten kennen gelernt hatte, und die in der Zwischenzeit so bedeutend verbessert worden war, daß man sie jetzt von dem einen Ende bis zum andern mit Karren und Wagen befahren konnte. Am selben Abend noch traf Veth in Padang ein, von wo

Snelleman am 26. Januar über Batavia nach Europa abreiste. Die beiden Zurückgebliebenen richteten sich in der Chinesenstadt in einem Hause, das ihnen der Kapitän derselben überließ, ein, und machten sich daran, ihre Tagebücher und ihre Beobachtungen zu ordnen, das Gepäck sorgfältig zu revidiren und alles für weitere Reisen in Ordnung zu bringen.



Scheunen zum Trocknen des Kaffees in Socrian.

So sehr sie auch in diesen Arbeiten durch die lärmenden Feierlichkeiten des chinesischen Neujahrs gestört wurden, so hatten sie dieselben doch zu Anfang März beendet und konnten am 7. März über Batavia nach Palembang im östlichen Sumatra abreisen, wo sie bald nach Mittag des 22. April eintrafen.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

IV.

Hongkong. — Macao.

Die Gesammtbevölkerung der englischen Kronkolonie **Hongkong** wurde bei der Zählung vom December 1876 auf 139 144 festgestellt, was gegen 1872 eine Zunahme von 17 159 bedeutet. Darunter sind 2849 Europäer und Amerikaner, die um 247 zugenommen haben. Der Rest ist mit Abzug der wenigen tausend Inder, Malaien, Armenier u. s. f. chinesisch [1]). Bei der rapiden Zunahme der chinesischen Bevölkerung ist es nicht erstaunlich, daß der europäische Stadttheil immer enger von chinesischen Häusern beziehungsweise Hütten eingeschlossen wird und daß man sich in Hongkong die Frage vorlegt, wohin es führen solle, wenn Hongkong immer weniger europäisch und immer chinesischer

[1]) Derselbe Census gab, beiläufig gesagt, für die Fremdenstadt von Schanghai neben 1673 Fremden 95 662 Chinesen an, was für letztere eine Zunahme um 20 000 seit 1870 bedeutet, für erstere um 7.

werde? Die Erscheinung hat tiefe Wurzeln: „Die Ausbreitung der Chinesenstadt an sich würde verhältnißmäßig unwichtig sein," schreibt der „London and China Telegraph" vom 3. December 1877, „wenn sie bloß Bezug hätte auf das Aussehen und den Komfort von Hongkong, obwohl selbst unter diesem Gesichtspunkt der Gegenstand Erwägung verdient und das vor allem in einem tropischen Klima. Aber unglücklicherweise ist sie nur ein äußerliches Zeichen einer tieferliegenden Schwierigkeit, die seit Jahren sich in Hongkong fühlbar machte. Alles scheint dort mit Beschleunigung in chinesische Hände überzugehen. Der Handel hat diese Bewegung so stetig innegehalten, daß die fremden Kaufleute aus einem Zweige ihrer Thätigkeit nach dem andern herausgedrängt worden sind, bis sie sich in vielen Fällen damit begnügen mußten, wenig mehr als Agenten der Chinesen zu sein. Aber nicht nur dies. Wir haben jetzt chinesische Dampfer-, Versicherungs- und andere Gesellschaften, durch welche bis dahin europäische Arbeitsfelder von den unermüdlichen und scharfsinnigen Chinesen eingenommen werden. Wie wohl Hongkong englische Kolonie ist, so wissen die Chinesen es dennoch mit ihrer Geschicklichkeit dahinzubringen, daß sie ihren Handel wesentlich in derselben Weise führen wie in anderen Städten. Die Macht ihrer Gilden ist in Hongkong ebenso groß wie in irgend einer chinesischen Stadt und macht sich nicht selten in sehr drückender Weise den Europäern fühlbar. Wir könnten einen Fall aufführen, wo das Haupt einer großen fremden Firma buchstäblich mit einer Strafe belegt ward von Seite der Stückgut-Gilde wegen eines Geschäftes, das dieselbe nicht billigte, und gezwungen ward dieselbe zu bezahlen unter Gefahr jede Möglichkeit zu weiteren Geschäften zu verlieren. So haben sie unter der Flagge eines chinesischen Hospitals Regierungsunterstützung für eine Einrichtung gewonnen, als deren Zweck wieder und wieder das Streben der Chinesen hervorgehoben ward, den Gesetzen der Kolonie sich zu entziehen, wenn immer sie wünschen, und eine Art von Protektorat über die chinesischen Einwohner der Kolonie herbeizuführen. In kleineren Dingen haben sie ähnliche Organisationen verschiedenster Art, Verbindungen von Händlern, Kulis, Dienern, Matrosen, Marktverkäufer und dergleichen, jede mit ihrem eigenen Gesetzbuch und jede mit dem Hauptziel, die Fremden von jeder Wettbewerbung mit ihnen auszuschließen und den größtmöglichen Gewinn aus allen herauszuquetschen, welche gezwungen sind, mit ihnen zu handeln. Kein Wunder, wenn die Fremden es schwer finden, in der einst blühenden Kolonie vorwärts zu kommen und daß das Vordringen der Chinesen mit Bedauern und nicht ohne einige Erbitterung betrachtet wird." Das um so mehr als sie sich gewisser Praktiken bedienen, welche weiße Geschäftsleute ihnen in der Regel nicht nachmachen mögen, wie z. B. die ausgedehnten Stempeldefraudationen, welche geradezu zu den Geschäftsgewohnheiten der weitaus meisten Chinesen gehören.

Als ein in besonders hohem Grade der Abhülfe bedürftiger Umstand wird die Thatsache bezeichnet, daß die meisten Chinesen nicht ihre Familien in Hongkong haben, sondern bloß der Geschäfte halber hier sich aufhalten, im Uebrigen aber vorziehen unter Gesetzen und Gebräuchen zu leben, welche ihnen mehr zusagen als die Regierung einer europäischen Kolonie. Die schlimmen Folgen, welche hieraus für Sicherheit und öffentliche Sittlichkeit entstehen, sind seit Jahren vergebens Gegenstand der Diskussion am Regierungstisch und in den Blättern gewesen: es ist auf gütlichem Wege nicht möglich eine Aenderung dieser Doppelstellung zu bewirken. Freilich wird eines der schlimmsten chinesischen Laster, das vielen anderen zu Grunde liegt, das Opiumrauchen, von der Regierung gefördert, welche das Monopol der Opiumbereitung 1879 wieder für 205 000 Doll. per Jahr gegen 132 000 in den Vorjahren verpachtete.

Bis 1865 herrschte in dieser Kolonie eine lässige Art der Behandlung der Chinesenangelegenheiten, welche zum Ergebniß hatte, daß die Unsicherheit der Personen und der Güter zu Wasser und zu Lande auf den Nullpunkt sank, und daß die Kolonie der Zufluchtsort wurde aller Verdächtigen und Uebeles im Schilde Führenden aus den Nachbarprovinzen und vor allem aus dem wegen seiner Unsicherheit stets übel berüchtigten Canton. Mit am meisten blühte die Falschmünzerei, welche geradezu in großem Stil als auf die Ausfuhr angelegtes Gewerbe betrieben ward. Man behauptet, daß bei der Einführung einer strengern Polizeiverwaltung durch Governor Sir R. Macdonnell (1865) nicht weniger als 10 000 übelberüchtigte Individuen, denen „der Boden zu heiß" ward, die Stadt verlassen hätten. Die chinesische Bevölkerung ward in diesem System soviel wie möglich unter Vormundschaft gestellt, das Waffentragen ihr und ihren Schiffen verboten und ebenso das nächtliche Verweilen auf den Straßen, alle öffentlichen Stellen bis zum Polizeidiener und Gefängnißwärter herab wurden nur mit Nichtchinesen besetzt, Prügelstrafen in ausgedehntestem Maße angewandt u. s. f. Zuerst suchte wieder der 1877 eingesetzte Governor Pope Hennessy eine mildere Form der Behandlung der Eingeborenen einzuführen, sah sich aber sehr bald schon genöthigt, seine diesbezüglichen Pläne zu vertagen, als dieselben einen heftigen Widerstand auf Seiten der ihre Sicherheit bedroht glaubenden Europäer fanden. Schon der Versuch, die Prügelstrafen für chinesische Verbrecher auf das Nothwendige zu beschränken, den Zwang der Nachtpässe für dieselben aufzuheben und ihre Gefängnisse mit chinesischen statt mit europäischen Wärtern auszustatten, zog dem Governor die Anschuldigung zu, daß er es leicht mit der Sicherheit der Kolonie nehme. In der That war in den vier Jahren von 1875 bis 1878 die Zahl der wegen schwerer Vergehen Verurtheilten von 786 auf 1196 und im Jahr 1877 die Zahl der Vergehen überhaupt um 842 gewachsen. Indessen wurden über die Folgen des unmenschlichen Auspeitschens der chinesischen Sträflinge ärztliche und richterliche Urtheile laut, welche erkennen ließen, daß hier schwere Mißbräuche sich eingeschlichen hatten und daß die Zumischung von etwas Menschlichkeit zu der bisherigen Strenge ein Gebot der Nothwendigkeit sei. Gegen die Anstellung von Chinesen als Gefängnißwärter und Polizeidiener wurde ihr geringeres Maß von Körperkraft, Gewandtheit und Entschlossenheit geltend gemacht. Dagegen wurde mit Beginn des Jahres 1880 ein wichtiger reformatorischer Schritt gethan, der übrigens in Singapur und Labuan schon früher gemacht worden war, indem ein Chinese, Ng Tschoy, zum Mitglied der Gesetzgebung der Kolonie ernannt ward. Auf der andern Seite wurde mit gerechtfertigter Strenge gegen gewisse Mißbräuche der Chinesen, vor allem die sogenannte Haussklaverei, vorgegangen als gegen die englischen Gesetze verstoßend. Es herrschte in 1879 eine wahre Manie des Kinder- und Mädchenraubs in Hongkong und der Umgebung („Das Verbrechen, sagte damals der Oberrichter von Hongkong Sir J. Smale, kommt periodisch über Hongkong wie die Fluth der Gezeiten; gegenwärtig sind wir in der Hochfluth des Weiber- und Kinderraubs") und manche der Geraubten blieben als Sklaven in Hongkong. Mit den in gesetzlicher Weise zu Sklaven gewordenen oder als solche geborenen — die Zahl beider ist in China überall beträchtlich — rechnete man auf die chinesische Bevölkerung Hongkongs von 140 000 nicht weniger als 10 000 Sklaven! Seitdem die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet wurde, wandten die Gerichte die gegen „Pressung" bestehenden Gesetze

mit größerer Schärfe an und es wurden seit Anfang 1879 allmonatlich mehrere Sklaven freigesprochen, welche nachweisen konnten, daß sie durch gewaltsame Entführung zu Sklaven geworden seien. Die Nummer der „Government Gazette" vom 4. März 1880 enthält auf nicht weniger als 35 Seiten Verfügungen und Urtheile in Fällen von „Menschenraub"! Durch die Verschiedenheit der Ansichten des Governors und des Attorney General über den Begriff Sklaverei in seiner Anwendung auf die chinesische Gesellschaft entstand ein Konflikt innerhalb der Kolonialregierung, welcher unter anderm beweist, wie schwer unsere Begriffe auf asiatische Verhältnisse anzuwenden sind. Unzweifelhaft ist der Verkauf der Kinder eine chinesische Institution, welche sogar nicht ungünstig wirkt, indem sie geeignet ist, dem Kindermord Abbruch zu thun; auch führt sie nicht unmittelbar zur Sklaverei, indem z. B. das Recht des Wiederverkaufes ins Ausland dem Eigenthümer eines solchen Sklaven nicht zukommt. Die britische Regierung scheint ihren Governor und Oberrichter in Hongkong dementirt zu haben, indem sie diese Einrichtung als eine nicht nach englischem Rechte zu beurtheilende bezeichnete. Besser als Gesetze kann jedenfalls die Privatthätigkeit hülfreicher Menschen gegen diese Sitte ankämpfen, und es wurde ein hoffnungsvoller Anfang in dieser Richtung mit der Gründung einer „Gesellschaft zum Beistand der Weiber und Kinder" gemacht, welche 1880 von Rev. Dr. Eitel in Hongkong ins Leben gerufen ward, und von der man hofft, daß die Chinesen der besseren Klassen sie mit der Zeit ganz werden in die Hand nehmen können.

Noch einige Worte über die Handelsstellung Hongkongs, welche ja nach dem vorher Gesagten zu einem guten Theile auf chinesischer Arbeit ruht. Hongkong hat mit der Zeit den größten Theil des früher in Canton betriebenen Handels an sich gezogen, so daß es heute unbestritten neben Schanghai den wichtigsten Platz für Handel der Westvölker mit China einnimmt. Der dortige Schiffsverkehr betrug 1879 die gewaltige Zahl von 28 778 mit einem Raumgehalt von 4 352 668 Tonnen. Davon waren 25 722 chinesische Dschonken und 3057 Schiffe europäischer Bauart. In allen 19 Vertragshäfen betrug der Schiffsverkehr in demselben Jahre 21 409 Schiffe mit 13 927 221 Tonnen, in dem verkehrsreichsten derselben, Schanghai, 4376 mit 3 062 682 Tonnen.

* * *

In Macao war es, wo der Kulihandel vom Anfang seines Bestehens an sich zur größten Blüthe entfaltete. Unter dem Schutze einer schwachen Regierung, welche auf keine andere Weise dieser Kolonie einige Einnahmen verschaffen konnte, als indem sie die Quellen gänzlich übersah, aus denen dieselben flossen, genoß er hier einer fast unbeschränkten Freiheit und es sind Portugiesen selbst, welche Zeugniß dafür abgelegt haben, daß lange Jahre hindurch die Menschenfänger und Kulihändler eine der einflußreichsten Klassen in Macao waren. Damals schrieb ein Sekretär des Gobernadors von Macao: „Die Herrschaft der Kanaille ist unbeschränkt; ich wage zu behaupten, daß kein Vertreter der Kolonie in die Kortes gewählt werden könnte, der sich nicht der Gunst der „Barracons" (Kuli-Gefängnisse) erfreute." Anfangs der 70er Jahre passirten 30 000 bis 40 000 Kulis jährlich durch die Barracons. Die gewöhnliche Karriere eines solchen Händlers war folgende: Er kaufte sich ein Haus mit festen Mauern und Thüren, eine genügende Anzahl von Revolvern oder Flinten und ließ die „Makler" wissen, daß er in der Lage sei „Waare" entgegenzunehmen. Diese letzteren, welche sich aus den niederen Klassen der Portugiesen und Portugiesenmischlinge und aus Leuten ungewisser Nationalität, zu einem kleinen Theile auch aus chinesischen Desperados zusammensetzten, begaben sich nun aufs Land und in die Nachbarstädte, von denen vor allem das menschenreiche Canton eine große Menge von exportfähigen, menschlichen Wesen lieferte, und es wurde da mit allen Mitteln der Ueberredung und Gewalt die erforderliche Zahl von Kulis zusammengepreßt. Diese Massen bestanden gewöhnlich 1. aus mit Gewalt Eingefangenen; 2. aus durch Ueberredung, falsche Vorspiegelungen und dergleichen Gewonnenen; 3. aus Bettlern, denen keine andere Hoffnung übrig blieb; 4. aus Spielern, Opiumrauchern, Dieben. Nicht selten schiffte sich zugleich mit dieser Gesellschaft noch eine Gruppe von Piraten ein, welche die Absicht hegte, die Schiffsmannschaft zu tödten und die kostbare Ladung an irgend einem Orte zum Verkauf zu bringen. Es war nur der Auswurf der Menschheit, der sich mit dieser Art von Handel beschäftigen konnte, denn derselbe setzte von Anfang bis zu Ende eine Verhärtung des Gemüthes voraus und nöthigte zur Ergreifung so vieler bald gewaltthätiger, bald schmutziger Mittel, daß sein Betrieb dem Gefühl des normalen Menschen gänzlich widerstreben mußte. Die lügenhaften Vorspiegelungen, welche dazu dienten, die Armen und Unwissenden zum Verlassen ihres Vaterlandes zu bewegen, die Gewaltthaten, welche angewandt wurden, wenn jene zur Erreichung des Zweckes nicht hinreichten, die Prämienzahlungen an willfährige Mandarinen und an die fachmäßigen Menschenfänger pro Kopf ihrer Opfer, die blutigen Mittel, welche nothwendig waren zur Niederhaltung der Aufstände in den Barracons und auf den Schiffen mußten ehrenhafte Menschen vor solcherlei Gewerbe zurückschrecken. Kein Zufall ist es daher, daß gerade Macao in so ausgezeichnetem Maße der Sitz derselben wurde, denn der moralische Stand dieser kleinen portugiesischen Kolonie ist schon längst ein tiefer, nachdem sie seit mehr als einem Jahrhundert für den ehrlichen Handel fast jede Bedeutung verloren hat und sich hauptsächlich von Schmuggel und Hazardspiel nährte. Der Kulihandel fand hier die natürlichen Wachsthumsbedingungen und schoß ganz von selbst auf, wie Brennesseln auf einem Schutthaufen. (Vergl. die Zahlenangaben über den Kulihandel von Macao und die Urtheile Hübner's über diese Stadt in meiner „Chinesischen Auswanderung" 1876, S. 66.) Man begreift, daß die chinesische Regierung nicht sehr entzückt ist über eine Nachbarschaft dieser Art. Es war daher nicht klug von der portugiesischen Regierung, daß sie sich im verflossenen Jahre plötzlich ein formelles Recht auf diesen historischen Fleck Erde zu erwerben suchte, welcher ihr nie von Rechtswegen zugehört hat. Bekanntlich gründeten die Portugiesen hier 1563 eine Handelsfaktorei, zu welcher sie 23 Jahre später noch ein kleines Stück Land (nach neuester Messung 0,21 deutsche Quadratmeilen mit 77 230 Bewohnern) erwarben; für dieses Land haben sie fast 300 Jahre lang eine Art Miethe von jährlich 500 Tael bezahlt, aber von 1848 an hielten sie das für überflüssig und unterließen es einfach. Im Frühling 1880 stattete der Vicekönig von Canton dem Gobernador von Macao einen Besuch ab, der Aufsehen erregte, und es wurde damals in Portugal allgemein geglaubt, daß derselbe Macao zurückgefordert habe, und in den Kortes von Lissabon wurde gelegentlich eines unbestätigten Gerüchtes von einer chinesischen Blockade Macaos sehr ernsthaft über die Vertheidigung des Platzes debattirt, und der Ministerpräsident hielt es der Mühe werth, einen interpellirenden Abgeordneten darüber zu beruhigen, daß Portugal nicht gesonnen sei, im Falle eines Krieges zwischen Rußland und China auf der Seite des erstern ins Feld zu ziehen. Immerhin gingen am 8. April Verstär-

kungen nach Macao ab, um es gegen einen etwaigen Handstreich zu sichern. Gleichzeitig scheint sich aber England mit Erfolg ins Mittel gelegt zu haben, um sowohl China als Portugal zur Beibehaltung des bisherigen Zustandes zu veranlassen, so daß die Macao-Frage heute auf dem alten Punkte steht.

Uebrigens betrug der Gesammtwerth des Ein-, Aus- und Durchfuhrhandels zwischen Portugal und seinen gesammten asiatischen Besitzungen 1877 nicht mehr als 147 673 Milréis, woraus man auf die geringe Handelsbedeutung schließen kann, welche Macao für das Mutterland besitzt.

Von Dr. M. Buchner's Expedition im Kongo-Gebiete.

II.

Meteorologisch habe ich leider nichts Nennenswerthes arbeiten können, obgleich viel Interessantes zu beobachten wäre, so die eigenthümlichen regelmäßig nach Sonnenuntergang mit dem Wechsel des Windes von Ost nach Süd und selbst West eintretenden Wolkenniederschläge (während der Regenzeit) und der ganz merkwürdige, innerhalb weniger Tage sich vollziehende Umschwung von extremer Feuchtigkeit in extreme Trockenheit. Hier im Innern beginnt der unangenehme, scharfe Kassibowind (Ost) bereits mit Sonnenaufgang, in Malange erst von 9 bis 11 Uhr; der dort regelmäßige Morgennebel fehlt hier gänzlich, auch ist hier merkwürdig wenig Thaufall. Im Ganzen habe ich von der größtentheils hier verlebten Regenzeit den Eindruck, daß es nicht mehr regnete als bei uns in einem regnerischen Sommer. Genaue Messungen fehlen mir allerdings, aber ich kann behaupten, daß mir niemals das Trocknen der Pflanzen in Papier mißlungen wäre, falls ich die Zeit zu größerer Sorgfalt gehabt hätte.

Geologisch ist in diesem reinen Erosionslande, abgesehen von höheren Problemen wie in Bezug auf Verwitterung, so viel wie nichts zu beobachten. Ueberall ist der Boden horizontal geschichtet, nirgends eine Versteinerung auffindbar. Bis zum Kuillu findet man überall nichts als Sandstein und Konglomerat, erst vom Kuillu an, also erst im Gebiet des Kassai, haben die Wasserläufe bis zur Urgesteinsunterlage und in diese hineingesägt. Hier ist dann in jedem Thal dieselbe Reihenfolge, oben die charakteristische (von der Küste bis hierher) ziegelrothe Thonerde, dann etwas Sandstein mit Eisenerz und Quarz, dann ganz unten die schönen klaren Granit- und Gneißplatten, Kuppen und Blöcke, häufig Riffe und Wasserfälle bildend. Ich habe von jedem Thal Gesteinsproben sehr niedlichen Formats den ethnographischen Sammlungen beigepackt: den bezüglichen Etiketten sind meine Zweifelsqualen anvertraut.

Bemerkungen zu den Photographien. Auch hier gilt dasselbe wie bei allen übrigen Resultaten meiner zu sehr zersplitterten Bestrebungen. Sie haben darunter gelitten, daß ich mir nicht Zeit genug zur Ausrüstung nahm und daß ich zu vieles treiben wollte. Die jetzt beinahe vollen sechs Monate hier sind mir verflogen ich weiß nicht wie; Muße habe ich niemals gehabt, aber beständig, nur mit Ausnahme der ersten hoffnungsreichen Zeit, das peinliche Gefühl, daß ich nur den hundertsten Theil von dem, was ich gern möchte, wirklich leisten kann.

Erst Mitte Januar ungefähr konnte ich ans Photographiren gehen. Ich glaubte anfänglich, eingedenk Pogge's Lehren, damit nur ganz allmälig und vorsichtig an die Oeffentlichkeit treten zu dürfen, jetzt weiß ich aber, daß die damals gefürchteten Gefahren durchaus nicht bestehen, und habe wenigstens das Eine erreicht, daß der nächste Photograph, den sein Unstern zu Muata Jamvo führt, sofort ohne Weiteres die Apparate auspacken und in Thätigkeit setzen kann. Die Photographie ist bereits Mode hier und wird wahrscheinlich von jedem künftigen Weißen verlangt werden.

Von den Hauptpersonen fehlen mir nur die beiden Hauptweiber Muata Jamvo's, die Moari und die Temena. Diese sollten zwar auch an die Reihe kommen, aber die Sache zog sich hin, Muata Jamvo wollte sich dafür bezahlen lassen, und jetzt ist es zu spät, mein Kollodium arbeitet nicht mehr. Am meisten Schwierigkeiten hat mir Muata Jamvo selbst gemacht. So oft ich ihn auch bat, mich nur bei gutem Tageslicht zu besuchen, so blieb er doch starrsinnig dabei, jedesmal erst am Abend gegen Sonnenuntergang zu erscheinen, und verstand sich dann gewöhnlich erst nach längerm Hin- und Herreden dazu, mir zu sitzen oder zu stehen. Einmal erreichte ich dies nur dadurch, daß ich ihm drohte, die verlangten und bewilligten acht Ellen wieder zurückzuziehen. Ueberraschend war mir das schnelle Verständniß der Porträts, welche in der Regel sofort erkannt wurden, obgleich bildliche Darstellungen in der Fläche nirgend üblich sind. Ich werde deshalb Muata Jamvo's und der Lukokessa Bildnisse als Talismane mit mir führen, auch jenes des Nguo, und möchte künftigen Reisenden der Gesellschaft, welche in diese Gegend geschickt werden, anrathen, sich gleichfalls mit solchen zu versehen.

Von Ansichten habe ich wohl so ziemlich das Wesentliche, was in Mussumba zu holen ist, freilich größtentheils in Platten, die dem Holzschneider viel Hingebung abverlangen, sie zu enträthseln. Es giebt hier nicht viel Mannichfaltigkeiten zu reproduciren. Sehr wünschenswerth wäre mir ein transportabler Thurm gewesen oder ein hohes Stativ aus drei schlanken Bäumen; ich war daran, etwas derartiges zu konstruiren, hatte aber nicht Zeit und Kraft genug dazu übrig, denn meine Neger sind kaum im Stande, eine Kiste ordentlich zuzunageln. Es ist entsetzlich, was für Zeit die geringsten Kleinigkeiten kosten. Meine anfänglich gehegte Idee, ein vollständiges Album anzufertigen, würde den doppelten Aufenthalt und dreimal so viel Kollodium, als ich hatte, erfordern. Erst jetzt bin ich orientirt, erst jetzt könnte ich eigentlich mit voller Sicherheit beginnen. Sehr gern würde ich noch Muata Jamvo und die beiden Hauptweiber sowie die Lukokessa und die Soanamulund, die Großsiegelbewahrerin des Reiches, nebst dem ganzen malerisch bunten Gesindel von Gefolge, die genannten Größen auf ihren von je 8 Mann getragenen Sänften hocherhaben, besitzen. So kamen sie nämlich das erste Mal vor mein Haus gezogen, mich feierlich zu besuchen. Sehr gern hätte ich auch ein großes „Tetama“ auf dem weiten Platze vor dem Njov, Muata Jamvo unter seinem

Reisesonnenschirm thronend und die Ilolo mit mehreren hundert Bewaffneten um ihn versammelt, dem ich beiwohnte, photographirt, aber damals jagten Sturm und Regen das ganze lebhafte Schauspiel auseinander, ehe ich meine Apparate in Thätigkeit setzen konnte. Wie in so vielen Dingen, muß ich auch hierin Entsagung üben. Jetzt allerdings, da es zu spät ist, möchte Muata Jamvo ein eigenes Tetama für mich zum Photographiren berufen.

Ich habe fast von allen Platten Abzüge genommen, von den meisten drei. Davon schicke ich je einen mit, zwei behalte ich bei mir, in verschiedenen Koffern verpackt. Auch von den Platten habe ich die gleichartigen getrennt in zwei verschiedene Kisten verpackt, welche zwei verschiedenen Trägern anvertraut werden sollen, denn zwischen hier und Malange sind gar viele Flüsse. Ich überziehe die Plattenkasten mit in Kautschuksaft, den ich mir in Flaschen kommen lasse, getränktem Zeug. Ich glaube, daß sich dieses Verfahren bewähren wird. Auch mein Boot habe ich mit natürlichem Kautschuksaft geflickt.

Letzte Nachrichten.

Linkes Ufer des Kahunguisch, ungefähr 8° 44' Süd. 22. Juni 1880.

Ich bin nun glücklich den Klauen Muata Jamvo's entronnen und am Kahunguisch. Muata Jamvo ließ ich schließlich sagen, wenn er jetzt noch mehr von mir wolle, müsse er mir schon mit Krieg kommen, dann würde ich aber auch schießen, übermorgen würde ich auf jeden Fall marschiren, und wenn er mich noch verabschieden wolle, müsse er das morgen thun. Und siehe da, er kam richtig zu der von mir bestimmten Zeit, verabschiedete mich, und die Lukokessa, welche ich gänzlich ignorirte, schickte mir noch einen großen Zahn nach. So ist es immer mit diesen Negern, denen gegenüber man nur mit einem guten Theil Selbstbewußtsein gut durchkommt.

Ueber den Lulua und hier beim Muiesch über den Kahunguisch wurde ich mit einer geradezu wunderbaren Schnelligkeit expedirt, obwohl meine Karawane mindestens 160 Köpfe zählt. Ich habe nämlich außer meinen 60 „Getreuen" noch 40 nach Malange zurückkehrende Träger und einige Ambakisten mit etwa 50 Sklaven, lauter Weibern und Kindern, bei mir. Diese elenden Wesen würden nur den Lunda in die Hände fallen, wenn ich sie in Freiheit setzte, und ihre Leiden würden von vorn beginnen. Das Fliehen steht ihnen frei, da ich keine Kette dulde, und die Ambakisten würden verhungern, wenn sie nicht von der Ration meiner Leute, ihrer Freunde, mitessen könnten. Vom Kassai ab muß dieses abscheuliche Anhängsel verschwinden, denn dort gedenke ich nach Norden abzuschwenken. Den Weg am Kahunguisch nach Norden kann ich nicht finden, der scheint ganz unter Sumpfschilf verborgen zu sein, und es macht mir schon Mühe genug, meine Karawane den geraden Weg zum Ngwo zu steuern. So waren wir heute 5 Stunden auf dem Marsch und haben nur 9 km zurückgelegt, fast $3^1/_2$ Stunde verloren wir durch Halten wegen Pfadsuchens und beim Passiren von acht kleinen Sumpfbecken. Das Vorwärtskommen in den Thalgebieten ist entsetzlich schwierig, und am Kassai wird es wahrscheinlich nicht anders sein. Quer über Savane und Thäler von Osten nach Westen ist das Reisen viel leichter. An Führer ist hier nicht zu denken, die Leute fürchten sich, von mir zu Sklaven gemacht zu werden und nehmen regelmäßig außer Sicht ihres Dorfes Reißaus.

Muene Tschikamb, 8° 35' S., 1. Juli 1880.

Ich schicke soeben die Leute nach Malange von mir weg. Ich selbst gedenke morgen oder übermorgen auf diesem, also rechtsseitigem, Ufer des Rusauseisch nach Norden zu gehen. Nach Malange gehen ab:

- 712 Pfd. Elfenbein;
- 2 Lasten ethnographischer Sammlungen;
- 2 Packete mit je einem Plattenkasten und ein 9 Pfd. schwerer zu einer Trompete zugerichteter Elfenbeinzahn, der aus Tukongo sein soll;
- 1 große Kiste enthaltend verschiedene Gegenstände, unter anderen das Herbar.

Ich schreibe dies bei einer echt afrikanischen Morgenkälte, zähneklappernd und steiffingerig. Muß schließen. Meine nunmehr gereinigte und gegliederte Expeditionsschaar zählt 51 Träger, 12 Gehilfen (kipessa), 5 Weiber, 1 Soba, 3 Diener.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

IV.

Nicht mit Unrecht sagt ein altes japanisches Sprichwort: „Wer Nikkō nicht kennt, darf das Wort kek'ko (herrlich, schön) nicht gebrauchen"; denn neben aller Schönheit einer großartigen Gebirgslandschaft, neben der überreichen Fülle der herrlichsten Vegetation treten dem Besucher des so hochgerühmten Ortes auch in den Wunderbauten der Tempel und Mausoleen gewaltige Kunstschöpfungen entgegen, die durch die Schönheit ihrer Formen und den Glanz und Reichthum ihrer Farbenzusammenstellungen jeden Beschauer zu staunender Bewunderung hinreißen. In ihrer ganzen Anlage sowohl als auch in der Ausführung den reinsten japanischen Stil aufweisend liefern diese glänzenden Bauwerke den Beweis, daß das lackirte Holz, allen hergebrachten Anschauungen der abendländischen Kunst zum Trotze, gar wohl ein Material sein kann, dessen sich die Architektur und die Skulptur mit erfreulichstem Erfolge bedienen können. Die Tempel mit ihren zahlreichen Nebengebäuden, die kostbaren Thore und Säulenhallen, die hohen Pagoden und endlich die aus gewaltigen Steinen kyklopisch aufgesetzten Gräberbauten vereinigen eine wahrhaft überwältigende Fülle von schönster Bronze-, Lack- und Holzbildhauerarbeit in sich. Wir dürfen uns hier leider auf keine Wiedergabe von Miß Bird's anziehender Schilderung dieser „Wunder Japans" einlassen, an deren Schluß sie sagt: „Alle diese Einzelheiten verschwinden mit jedem Tage, an dem ich mich weiter von Nikkō entferne, mehr und mehr aus meinem Gedächtnisse, und an ihre Stelle tritt ein buntes Gesammtbild: unübersehbare Massen von Gold und schwarzer und rother Lacki-

rung, hohe vergoldete Thüren, die sich geräuschlos öffnen, weite Hallen, auf deren weichen Matten jeder Fußtritt unhörbar verklingt, in deren Dämmerlicht die schräg einfallenden Sonnenstrahlen hier die reiche Arabeskenbemalung der Wände, oder die kunstvoll geschnitzten Blumen und Vögel des Getäfels, dort ein Stück der schön skulptirten Decke beleuchten; goldene Schreine, sechs Fuß hohe goldene Lilien, schwere wallende Vorhänge von Goldbrokat; Weihrauchduft und kolossale Glocken; Götter und Dämonengestalten, die mythischen Thiere, kirin, Drachen und howo; daneben Elephanten, Affen und Tiger, und zwischendurch in seltsamer Zusammenstellung Blumen und Bäume; goldene Schnörkel und dunkles Rankenwerk auf goldenem Grunde, lackirte Schirme und Pagoden und ein Wald von hohen Bronzelaternen; Priester mit kahlgeschorenem Haupte in Gewändern aus Goldstoff und Schintodiener mit schwarzen lackirten Priestermützen, und hell in der Sonne aufblitzendes Gold hier und dort, und einfach ernste Grabmonumente und eine Bergwand mit hohem Kryptomerienwalde, dessen tieffeierlicher Schatten von leuchtend rothen Azaleen erhellt wird."

Bot Miß Bird's zwölftägiger Aufenthalt in Irimitschi ihr so Gelegenheit zu eingehendem Studium japanischer Kunst, so benutzte sie alle ihr bleibende Muße zur Beobachtung des stillen, einförmigen Lebens im Dorfe. Von dem Fleiße und den mannichfachen Beschäftigungen der meist armen Dorfbewohner, von ihrem ruhigen gesitteten Verhalten, ihrer Liebe zu den Kindern, ihren bescheidenen Vergnügungen (dem eifrigen Lesen von Romanen und den abendlichen Besuchen der Nachbarn, wo man sich mit japanesischem Schachspiel, mit Produktionen auf dem samisen, mit Sakétrinken und barbarisch-klingendem Gesange die Zeit bis gegen Mitternacht zu vertreiben pflegt) entwirft die Reisende manch' anziehendes Bild. Am 24. Juni brach sie von dem freundlichen Orte auf, um sich, nicht auf der großen Straße, sondern auf einem Wege durch das Gebirge, nach **Niigata** zu begeben. Genauere Angaben über diesen Weg hatte sie trotz vielfacher Erkundigungen nicht zu erlangen vermocht, und so blieb der Reisenden nichts anderes übrig, als sich auf ihre für diese Gegend freilich auch ziemlich lückenhafte Brunton'sche Karte zu verlassen und die Gebirgstour, allen Warnungen zum Trotze, auf gutes Glück anzutreten. Schon wenige Stunden hinter Nikkô zeigte es sich, daß die Beschreibung in Bezug auf die Bergpfade nicht ganz übertrieben gewesen war. Nachdem man einen Ausläufer der Nikkôberge überschritten hatte, führte der schmale rauhe Pfad stundenlang bald an den schroffen Wänden, bald in dem schlammigen Grunde tiefer, schluchtartiger Thäler entlang, deren Vegetation eine fast tropische Ueppigkeit aufwies. Als besonders hinderlich erwiesen sich hier schon die Strohschuhe der Pferde, diese unbegreiflich plumpe und unpraktische Erfindung der Japanesen. Bei dem Hinauf- und Hinabklimmen lockern sie sich immer wieder und auf dem felsigen Boden zerreiben sie sich noch schneller als sonst schon. Die Thiere, deren Hufe durch die fortwährende Umhüllung mit der zolldicken Strohmatte weich und empfindlich geworden sind, fangen dann an zu stolpern, und der Mago oder Pferdeführer, der, einige Schritte voranschreitend, das Pferd am Stricke leitet, erklärt einen Stillstand der Kavallade für nothwendig. Derartige Aufenthalte zum Festbinden der Schuhe oder zum Ersatz der abgetragenen durch neue, die erst in Wasser eingeweicht werden müssen, kommen im Laufe eines Tages zu unzähligen Malen vor; und da während der sechs Tagereisen von Nikkô bis **Kurumatoge** nicht weniger als siebenzehn Bergpässe überschritten werden mußten, wurde die Geduld der Reisenden auf eine nicht ganz leichte Probe gestellt. Trotzdem aber und trotz der häufigen starken Regengüsse waren diese beschwerlichen Ritte doch nicht ohne ihre Reize. Die landschaftliche Schönheit des vorher noch von keinem Europäer besuchten **Kinugawathales** und die herrlichen Fernsichten von den Pässen und Berghöhen aus finden wohl nicht oft ihres Gleichen. Zwei Tage lang ging man das malerische Thal der Kinugawa hinauf, die, durch den Regen angeschwollen, in brausenden Kaskaden und Schnellen zwischen den Porphyrwänden ihres engen Bettes dahinschoß, dessen auf der einen Seite steilansteigende Ufer von dem herrlichsten Nadelwalde bedeckt sind, während die gegenüberliegenden breiten Hänge hier kleine Reis- und andere gutbestellte Felder, dort schönes Laubholz, vorzugsweise Kastanien und Ahorn, zeigen, unter dem eine Fülle blühenden Strauch- und Buschwerkes, Azaleen, Syringen, blaue Hydrangea, Clematis und Caprifolium, Farnkräuter, weiße und gelbe Lilien und verschiedene Irisarten den Blick erfreuen. Die schöne Wistaria, deren zähe Ranken in Japan überall verwendet werden, wo Hanfstricke nicht fest genug erscheinen, schlingt sich mit ihrem zierlichen Grün in anmuthigen Bogen von Baum zu Baum. Bald nach dem Verlassen des Kinugawathales überschritt man einen Paß von etwa 2500 Fuß Höhe und mit ihm die Wasserscheide des Landes; die zahlreich hier in vorzugsweise westlicher Richtung zu Thal strömenden Bäche gehörten ohne Zweifel dem Gebiete des **Schinanogawa** an, der sich bei Niigata in das Japanische Meer ergießt. Während das Land sich hier der Reisenden von seiner schönsten Seite zeigte, lernte sie bei dem Volke dieser Gegend Zustände kennen, die mit dem, was sie bis Nikkô von japanischem Leben gesehen hatte, kaum in Einklang zu bringen waren. Von der Unsauberkeit der meisten der am Wege liegenden Dörfer, von dem verfallenen Aussehen der Häuser macht man sich nur schwer einen Begriff: und bei dem Anblick der fast nackten, von Schmutz und Ungeziefer starrenden Bewohner, die in diesen schmutzigen, räucherigen Behausungen leben, muß man es sich immer wieder in das Gedächtniß rufen, daß man sich hier in dem civilisirten Japan befindet. Betrachtet man den unermüdlichen Fleiß dieser Leute, ihr von keinem Sonntage unterbrochenes Schaffen, ihren Ackerbau, der die Umgebung ihrer Dörfer in große Gärten verwandelt, und endlich ihre sparsamen und mäßigen Lebensgewohnheiten, so kann man sich die scheinbare Armuth und den sehr realen Schmutz, die nach unseren Begriffen immer mit Trägheit und Unordnung Hand in Hand gehen, kaum erklären. In allen diesen Dörfern war die Erscheinung der europäischen Reisenden ein bisher nie gesehenes Wunder. Stundenlang konnte eine oft nach vielen Hunderten zählende Volksmenge in strömendem Regen vor der Jadoja stehen, in der die Reisende übernachtete, um den wunderbaren Anblick zu genießen. In einem Dorfe brach das Dach einer Scheune unter der Last von 40 bis 50 Neugierigen zusammen, die hinaufgestiegen waren, um Miß Bird auf der Veranda vor ihrem Zimmer mit Messer, Gabel und Löffel essen zu sehen; mehrmals wurde sie für eine Chinesin oder für einen Mann, einmal sogar für einen Aino gehalten.

Außer dem unbehaglichen Gefühl, sich von so vielen ernsthaft und verwundert blickenden Augen angestarrt zu wissen, erfuhr die Reisende aber nirgends eine Belästigung von dieser still und, wie es ihr oft scheinen wollte, stumpfsinnig dastehenden Menge, und in einem Dorfe, wo ein Kind der vermeintlichen Chinesin ein beleidigendes Wort nachrief, stellte sich nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde schon der Polizeibeamte des Ortes ein, um ihre Verzeihung für dies Vergehen zu erbitten. Zu den Scharen der Neugierigen gesellten sich bald in allen Dörfern unzählige Kranke, die, nachdem Miß Bird erst einmal kleine Hausmittel aus

ihrer Reiseapotheke verabfolgt hatte, ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Geradezu erschreckend ist die Häufigkeit von Augen- und Hautkrankheiten, die man hier vorfindet; ein gesunder nicht von Ausschlag oder Geschwüren entstellter Körper ist unter Kindern wie Erwachsenen eine Seltenheit. Wenn die Stiche der zahllosen peinigenden Insekten, der Flöhe, Moskitos und Ameisen in vielen Fällen die erste Veranlassung zu derartigen Krankheiten geben mögen, so muß der größte Theil der Schuld doch der Unsauberkeit und den schlechten Einrichtungen in den Häusern zur Last gelegt werden. Der enge, durch die hölzernen andons oder Fensterläden hermetisch verschlossene Schlafraum, der, mit Tabaks- und Kohlendunst, mit allen möglichen schlechten Gerüchen erfüllt, die sämmtlichen Bewohner des Hauses in der Nacht vereinigt, die selten, eigentlich nie, gewechselten Kleider, die schädlichen Ausdünstungen des durch die Dünger- und Abfallgruben verunreinigten Bodens in den Häusern, wo die Matten oft nur einen Fuß hoch über dem feuchten Erdreich liegen, schlechtes Trinkwasser und vor allem durchaus ungenügende Säuberung des Körpers (Seife ist ein unbekannter Gegenstand) und in vielen Fällen ungesunde Nahrung, rohe oder halbgare gesalzene Fische und eingesalzene Gemüse: dieses sind wohl die Hauptgründe der traurigen Erscheinung. Auf Miß Bird's ernsthafte Ermahnungen zu größerer Reinlichkeit, zu Bädern und Waschungen wurde ihr überall die Antwort, daß man ja gewohnt sei, allwöchentlich ein warmes Bad zu nehmen — dabei dient aber ein vier Fuß hohes Faß, das gerade weit genug ist, um eine Person in kauernder Stellung in sich aufzunehmen, als Badewanne, und dasselbe Wasser, das in einer unvernünftig hohen Temperatur erhalten werden muß, wird in Privathäusern von sämmtlichen Familiengliedern, in den öffentlichen Badehäusern aber von vielen verschiedenen Gästen benutzt. Die Resultate dieses Verfahrens liegen auf der Hand.

Nachdem man die Stadt Tadschima und bald darauf auf einer Fähre auch den Fluß Arakai passirt hatte, kam man in eine weite, von bewaldeten Bergen eingeschlossene Ebene, deren Dörfer ein besseres Aussehen zeigten. Neben einer alles bisher Gesehene übertreffenden Mannigfaltigkeit der angebauten Feld- und Gartenfrüchte (Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Hanf, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen, Gurken, süße Kartoffeln, Eierpflanzen, Tigerlilien, eine Coleusart, deren Blätter wie Spinat gegessen werden, Lattich, ein kleiner gelber Chrysanthemum, dessen Staubfäden eine beliebte Delikatesse sind, und endlich Indigo standen hier dicht bei einander) wurde der chinesische Ginseng (Panax repens), das nindschin der Japanesen, besonders viel kultivirt. Diese Pflanze, die eine Hauptrolle in der chinesischen Pharmacie spielt, wird seit einigen Jahren in großartigem Maßstabe nach China exportirt, und wenn sie auch heute nicht mehr wie früher mit Gold aufgewogen wird, so gilt das Kilogramm immer noch etwa 80 Mark nach unserm Gelde.

Ueber die Pässe von Sanno und Itschikawa und durch eine unvergleichlich schöne Gebirgslandschaft, deren hohe Schneegipfel einen anmuthigen Kontrast mit den an südlichere Klimate erinnernden Magnolien, Bambus, tropischen Farnen und ähnlichen Gewächsen der Thäler bildeten, kam man in die weite fruchtbare Ebene, an deren südlichem Ende die bedeutende Stadt Wakamatsu, und nicht weit von ihr der große See Iniwaschiro liegt. In den zahlreichen Dörfern und Städten dieser Ebene wird vorzugsweise Papier- und Lackfabrikation betrieben. Die Broussonetia papyrifera, der Papiermaulbeerbaum, und der Rhus vernicifera, der Lackbaum, werden viel kultivirt; daneben auch Rhus succedanea, der Baum, welcher das vegetabilische Wachs liefert, mit dem Jeder, der Japan kennt, die Vorstellung von grünlichen, trübebrennenden und nur von Zeit zu Zeit aufflackernden Kerzen mit Papierdochten und von einem widerlichen Talggeruch verbindet. Die Stadt Bange, ein nicht unbedeutender Handelsort von 5000 Einwohnern, liegt mitten in ausgedehnten Reissümpfen; Malariafieber herrschten zur Zeit in so hohem Maße in der unsaubern Stadt, daß die Regierung schon eine Verstärkung von Aerzten aus der Hauptstadt hergesandt hatte. Man näherte sich jetzt dem Aidsugebirge mit seinen schroffen Felsengipfeln, Schneefeldern und Schneeschluchten — aber die Freude an der herrlichen Scenerie wurde durch das elende Aussehen der Gebirgsdörfer und die Armuth ihrer Bewohner getrübt. Erst wenige Tage zuvor hatte sich in dem malerisch gelegenen Nozogawa ein Mann erhängt, der nicht im Stande gewesen war, seine Familie zu erhalten, und von diesem Ereigniß wurde als von etwas ganz Natürlichem, häufig Vorkommendem gesprochen. Selbstmorde um der geringfügigsten Ursachen willen sind freilich in Japan so wenig selten, daß das neue Gesetzbuch auf den Versuch desselben zehnjährige Zwangsarbeit gesetzt hat. In zwei Dörfern dieser Gegend waren jetzt die Brunnen unbrauchbar, weil sich erst wenige Tage zuvor zwei Frauen hineingestürzt hatten.

Die letzte Strecke des Weges von Tsugata bis Niigata legte Miß Bird an Bord eines Transportschiffes zurück, das die Tsugawa hinabfuhr. Der Fluß, der zuerst zwischen hohen felsigen Ufern dahinströmt, die an die Ufer des Rheins erinnern, fließt in seinem untern breiten Laufe durch eine weite, stellenweise von Schneebergen begrenzte Ebene; Bambudickicht und schöner Laubwald bedecken hier seine Ufer und verstecken die zahlreichen dahinterliegenden Dörfer. Mehrmals zeigen sich Weinberge, in denen die Reben auf horizontalen Spalieren gezogen werden. Ein reges Leben herrscht auf dem Flusse, das, jemehr man sich Niigata nähert, auch um so mehr zunimmt. Vielbesuchte Theehäuser, aus denen Gesang und die Töne des samisen schallen, und niedrige, verfallen aussehende Holzbauten fassen ihn schon lange vor der Stadt auf beiden Seiten ein.

Von der Landseite gesehen macht Niigata, der offene Hafen und Haupthandelsort des westlichen Japan, die Hauptstadt der reichen Provinz Etschigo, einen wenig imposanten Eindruck. Und doch ist es eine Stadt von 50 000 Einwohnern, die sich durch größte Reinlichkeit und die zierliche Bauart ihrer mit den spitzen Giebelseiten nach der Straße gerichteten Häuser vortheilhaft vor den meisten anderen Städten Japans auszeichnet. Die regelmäßig angelegten Straßen sind von breiten Kanälen durchzogen, auf denen ein lebhafter Verkehr von Booten und Sampans herrscht; der neue Theil der Stadt, in dem sich neben den modernen Regierungsgebäuden auch verschiedene große Lehranstalten sowie ein vortrefflich eingerichtetes Hospital befinden, ist durch 300 große Laternen erleuchtet, in welchen das in Etschigo gewonnene Petroleum gebrannt wird. Als Hafenstadt hat Niigata heute nur geringe Bedeutung; es ist dem Handelsverkehr mit dem Auslande geöffnet, aber es fehlt ihm der Handel, und es fehlen auch die Niederlassungen der Ausländer. In den letzten zwei Jahren ist kein fremdes Schiff hier eingelaufen; zwei fremde (deutsche) Firmen sind hier nur vertreten, und von den 18 hier ansässigen Ausländern gehört nur der kleinste Theil diesen Firmen und den Missionsniederlassungen an; die meisten stehen im Dienste der japanischen Regierung. England hat wohl ein Vicekonsulat hier, doch betrachten die Beamten, die zu demselben berufen werden, den Aufenthalt hier nie als etwas anderes, als eine Uebergangsstufe. Der Grund, der aus diesem so günstig gelegenen Orte, dem natürlichen Ausflußpunkte für die Produkte des reichen Hinterlandes, einen so verlorenen Posten

gemacht hat, besteht in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Versandung des Hafens. Der hier mündende Schinano, der größte und wasserreichste Fluß Japans, führt, wie die meisten anderen Flüsse des Landes auch, große Massen von Sand und Geröll mit sich, und die schmale Durchfahrt in der großen Barre vor seiner Mündung hat heute nur noch eine Tiefe von sieben Fuß. Die Regierung soll schon seit lange mit Projekten zur Abhülfe dieser das Gedeihen der westlichen Provinzen hemmenden Zustände umgehen, hat sich bis jetzt aber immer noch durch die hohen Kostenanschläge der Sachverständigen zurückhalten lassen. Leider treten die Lebensfragen der Hafenverbesserungen und nothwendigsten Wegebauten immer in den Hintergrund, wenn es sich um Anschaffungen von Panzerschiffen und ähnlichem europäischen Spielzeug handelt, und so werden der Reis, die Seide, der Thee, Hanf und Indigo, das Gold, Kupfer, die Kohlen und das Petroleum der reichen Provinz gewiß für lange noch vermittels Lastpferden auf schlechtesten Wegen über das Gebirge nach Tokio geschafft werden; denn der durch Dschunken und kleine, außerhalb der Barre ankernde japanische Dampfer vermittelte Export aus Niigata ist nicht der Rede werth.

Das Klima von Niigata und des größten Theils dieser ganzen Provinz steht in unerfreulichem Gegensatze zu dem des Landes auf der andern Seite der Berge, das durch den Kuro Siwo gemildert wird. Hier frieren die Kanäle und Flüsse, selbst der rasche Schinano fast regelmäßig zu; das Jahr hat im Durchschnitt 32 Tage Schneefall, während des Januar und Februar liegt der Schnee oft drei bis vier Fuß hoch, und starke nordwestliche Winde herrschen während fast sechs Monaten an der ganzen Küste.

Da der Dampfer, den Miß Bird von Niigata nach Jesso zu benutzen gedacht hatte, erst in vier Wochen abgehen sollte, änderte sie ihren Plan dahin um, daß sie beschloß, ihre Reise in der begonnenen Art fortzusetzen und sich zu Lande nach der Tsugaru-Straße zu begeben. Das Wetter, das während ihres ganzen Aufenthaltes in der Stadt regnerisch gewesen war, änderte sich nicht, und so war der Weg durch die Centralgebirge Japans oft beschwerlich genug. Die Dörfer auf der ganzen ersten Strecke boten den schon bekannten Anblick der Armuth und des Schmutzes und aller möglichen, durch die Ungunst des Klimas noch verschärften Plagen des Lebens. Der Rauch in den Häusern, die zerrissenen Papierfenster, durch welche Wind, Kälte und Regen ungehinderten Eingang finden, die frierend um die hibatschi oder Kohlenbecken kauernden Gestalten mit dem leeren apathischen Blick in den Augen: das alles machte den traurigsten Eindruck. In diesen Bergdörfern existiren noch keine Schulen, auch keine anderen Aerzte als die Quacksalber der alten chinesischen Schule. Die Einwohner haben in dem Steuereinnehmer, der unerbittlich der Ernte auf dem Fuße folgt, bis jetzt nur die Schattenseiten des Fortschrittes, und noch keine einzige seiner Segnungen kennen gelernt.

Ueber den Paß von Utsu gelangte die Reisende in die schöne reichbevölkerte Ebene von Jonezawa, wo vorzugsweise Seidenzucht getrieben wird. Diese Ebene, an deren südlichem Ende die reiche Stadt Jonezawa, an deren nördlichem der vielbesuchte Badeort Akaju mit seinen Schwefelquellen liegt, ist einer der berühmten Gärten Japans, ein sorgsam angebautes fruchtbares und durch die Berge wohlgeschütztes Terrain, dessen Obstreichthum sprichwörtlich geworden ist. So ist denn auch die Straße hier in vorzüglichem Zustande, ebenso wie in der Ebene von Jamagata, durch welche der Weg der nächsten Tage führte. Trotz des Reichthums und der hohen Bodenkultur der Gegend schienen freilich die Telegraphendrähte längs des Weges in seltsamem Widerspruch zu stehen zu der Menge der nur mit einem großen Sonnenhute und einem Fächer „bekleideten“ Männer, zu den bis zum Gürtel nackten Weibern und ähnlichen noch nicht fortgeschrittenen Erscheinungen. Jamagata ist eine Stadt von 21 000 Einwohnern und Sitz der Provinzialregierung; es hat eine medicinische Schule und ein großes Hospital, seine Hauptbedeutung in den Augen des Volkes aber hat es durch die großen mit Dampf betriebenen Seidenspinnereien, die ausschließlich für den Export arbeiten, und durch das große Gefängniß, dessen Sträflinge in ihrer rothen, mit chinesischen Charakteren bedruckten Kleidung mit Wegebauten und Feldarbeit beschäftigt werden. Von dem nördlichen Theile der Ebene von Jamagata genießt man einen der schönsten Blicke Japans; den Blick nämlich auf den 7000 bis 8000 Fuß hohen schneebedeckten Tschokaisan, auf die Schneefelder von Udonosan und die malerischen Höhenzüge vor denselben. Die weitere Fortsetzung des Weges über Schindscho, Jokote und Schingodschi bot nicht viel Bemerkenswerthes. Schlechte Wege, schlechte Pferde, anhaltendes Regenwetter und körperliches Uebelbefinden bewogen Miß Bird zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Kubota, das sie, von Schingodschi aus zu Boot den Omono abwärts fahrend, erreichte. Dicht an der Mündung des Omono in das japanische Meer gelegen, ist Kubota, eine schöne und rein Japanische Stadt von 36 000 Einwohnern, die Hauptstadt des Akitadistriktes. Obgleich es früher die Festungsstadt eines Daïmio gewesen ist, hat es doch nichts von dem „lebendig-todten“ Aussehen an sich, das heute den meisten dieser Städte eignet. Sein Handel und seine Seidenindustrie sind großartig, und der Anblick der auf einem weiten Terrain ausgebreiteten Stadt mit ihren zahllosen Gärten und Baumreihen, ihrem breiten Strome, dem tiefblauen Meere auf der einen, dem hohen Taiheisanberge auf der andern Seite gewährt ein selten liebliches Bild. Ein großes, mit einer medicinischen Lehranstalt verbundenes Hospital und eine Normalschule, in der 700 Schüler im Alter von 6 bis zu 20 Jahren unterrichtet werden, befinden sich hier. Beide, von Europäern eingerichtete, jetzt ausschließlich von Japanesen geleitete Anstalten können in jeder Beziehung mit den besten derartigen Instituten Europas wetteifern.

Die näheren Angaben über den Landweg nach Aomori, die Miß Bird in Kubota zu erhalten gedacht hatte, konnten ihr auch hier wieder von Niemandem mitgetheilt werden; selbst auf dem Centralpolizei-Bureau des Distrikts ging die Kenntniß der Beamten nicht über einen Umkreis von wenigen Meilen hinaus: das „nördliche Bergland“ war ihnen unbekannt. Und unter ganz abnormen Verhältnissen sollte die Reisende dieses unbekannte Gebiet kennen lernen. Helles Wetter begünstigte die erste Tagereise bis Minato und das glänzende Matsurifest an diesem Orte, zu dem eine bunte, für japanesische Gewohnheiten merkwürdig fröhliche Menge von nah und fern zusammenströmte. Aber schon am Abend dieses Tages begann ein Unwetter mit Sturm und Regen, das mit kurzen Unterbrechungen die ganzen vierzehn Tage der Reise anhielt. Die in den Thälern am westlichen Abhange des Gebirges belegenen Dörfer waren in Sümpfe verwandelt, die Bergpfade kaum gangbar, die Ebene näher an der Küste fast überall von den ausgetretenen Flüssen überschwemmt. Mehr als einmal mußten die Aufenthalte in den überfüllten Jadojas, wo es wohl viel Kohlenfeuer und Rauch, aber nirgends einen trockenen Raum gab, ausgedehnt werden, weil eben an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Ueber Odaté, eine Stadt von 8000 Einwohnern, die in einem hügelumkränzten Thale an der Jonetsurugawa liegt, und über Schirasawa,

ein freundliches Gebirgsdorf, führte der Weg, der stellenweise knietiefer Sumpf war, zu einer schönen Bergstraße, die im Zickzack zu dem Paß von Jadate hinaufleitet. Ein Steinobelisk auf der Höhe des Passes bezeichnet die Grenze zwischen den Provinzen Akita und Aomori. Der herrlichste Kryptomerienwald bedeckt hier alle Berghänge, zahllose Bäche strömen zu Thal — aber der kurze Sonnenblick, der der Reisenden die schöne Berglandschaft in hellem Lichte gezeigt hatte, ging bald vorüber und Ströme mächtigen Regens ergossen sich, wie sie Miß Bird vorher nur in den Tropen kennen gelernt hatte. Große Bäume wurden entwurzelt, auf allen Seiten gab das Erdreich nach, und nur mit genauer Noth und unter größter Lebensgefahr kam man in dem Dorfe Ikarigasiki an, kurz bevor die über die mächtig angeschwollene Hirakawa führende Brücke hinweggerissen wurde.

Nach einem unfreiwilligen Aufenthalte von fünf Tagen in dem ganz von Wasser umgebenen Dorfe konnte die Reise endlich über Kuroischi, eine Stadt von 5000 Einwohnern, nach dem am Meere gelegenen Aomori fortgesetzt werden. Die außergewöhnlichen Naturereignisse hatten die lebhafte Phantasie und den Aberglauben des Volkes im höchsten Maße erregt, und so bot sich Miß Bird in diesen Tagen reichlich Gelegenheit zum Studium der mannichfachen abergläubischen Vorstellungen und des Zauberglaubens, die für den größten Theil des ungebildeten japanischen Volkes das Einzige sind, was ihnen von ihrer Religion noch übrig geblieben ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In einer Korrespondenz aus Südungarn macht die „Allgemeine Zeitung" vom 17. Februar 1881 auf eine großartige Fälschung aufmerksam, welche sich augenblicklich der herrschende Stamm in Ungarn, der der Magyaren, bei der Volkszählung zu Schulden kommen läßt. Um ihre Zahl größer erscheinen zu lassen, als sie ist (in Wirklichkeit beträgt sie etwa ein Drittheil der Gesammtbevölkerung), wird grob gelogen. Die Volkszählungskommissionen bestehen meist aus Beamten, welche sich verpflichtet fühlen, dem Magyarenthum dienstbar zu sein. Ueberhaupt hat das ganze Heer von Beamten in Ungarn, vom Dorfnotar bis zum Ministerialrath, fast durchgehends seine Muttersprache als „magyarisch" angegeben. „Aber nicht nur bei Beamten, sondern auch bei ganzen Bevölkerungen hat man die Rubrik „Muttersprache" mit „magyarisch" ausgefüllt, wo es in Wahrheit keine Magyaren giebt. So hat man bei den katholischen Serben in Südungarn (die sogenannten Bunjevacen, Schokazen), die als Katholiken keine Serben sein wollen, die Rubrik „Muttersprache" mit „magyarisch" ausgefüllt, nur in den seltensten Fällen mit „croatisch". Bei diesem Verfahren wäre es nicht zu verwundern, wenn der sehnlichste Wunsch der Magyaren in Erfüllung ginge: mit der neuesten Volkszählung zu zeigen, daß sie doch die Hälfte der Bevölkerung des Landes ausmachen. Am meisten wird diese angebliche Vermehrung der Magyaren auf Rechnung der Deutschen gehen."

— Die „Nordlandfahrten", welche wir auf S. 357 des vorigen Bandes eingehender besprachen, bringen in ihrer 3. und 4. Lieferung eine große Fülle schön ausgeführter landschaftlicher und architektonischer Bilder aus Irland mit begleitendem Texte von Francis Brömel, der als gründlicher Kenner der Insel gilt und auch die Schlußredaktion seiner Skizzen über Land und Leute in Irland selbst besorgt hat. Diese Lieferungen sind gerade jetzt von besonderm Interesse, wo die Insel die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt hat.

Asien.

— Einem Briefe des Residenten Riedel in Amboina vom 5. December 1880 an Herrn Direktor Dr. A. B. Meyer in Dresden entnimmt Dr. Behm (Petermann's Mittheilungen 1881, S. 113) Folgendes: „Vorigen Monat habe ich eine sehr interessante Reise gemacht nach dem Watubela-, Kei-, Aru-, Tanahimbar- und Timorlao-Archipel, dann nach den Inseln Babar, Sermata, Luwang, Leti, Kiser, Weeter, Roma, Dama und anderen. Die Lage dieser Orte auf den Karten ist überall verkehrt und die Namen sind sehr entstellt geschrieben. Die holländischen und englischen Seekarten über Aru u. s. w. sind sehr ungenau, die Skizze von Wallace in seinem „Malay Archipelago" hat ebenfalls keinen Werth. Die Aru-Gruppe ist sehr merkwürdig. Ich hoffe später mehr darüber mittheilen zu können, denn auf geographischem und ethnographischem Gebiete habe ich viel Material gesammelt. Auf Aru giebt es 11 Dialekte. Walter Bagetot schreibt in seinen „Physics and Politics", daß die Mestizen in unserm Archipel nach der dritten Generation unfruchtbar sind, wie auf Jamaika. Das ist nicht richtig, denn auf Kiser traf ich eine Mestizenkolonie, welche von dem Ende des 17. Jahrhunderts her datirt; ihre Mitglieder heirathen unter einander und sind kräftig. Einige Männer und Frauen haben hellblondes Haar und sind so weiß wie Nordeuropäer. Sie sprechen wenig Malaiisch, aber sehr gut Kiseranisch. Alle haben kleine Hände und Füße. Den Namen nach zu urtheilen stammen sie von Holländern, Franzosen und Deutschen, ihre Vorväter waren im Dienste der Ostindischen Kompagnie, welche auf Kiser zwei Forts besaß. Von Aru brachte ich ein lebendes Exemplar von Paradisea apoda mit, es ist sehr eitel und putzt sich den ganzen Tag."

— Dr. O. F. von Möllendorff, welcher in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. XVI, Heft 2) zwei sehr werthvolle Reiseberichte und Karten über die Gegend nördlich und westlich von Peking veröffentlicht, erzählt folgende charakteristische Episode, welche er in Hsinghsien (etwa 1 Breitengrad südlich von Peking) erlebte. „Ich hatte das Boot verlassen, war demselben einige Kilometer voraus und wartete vor der Stadt auf dasselbe. Ein alter ziemlich respektabler Chinese gesellte sich zu mir, mit dem ich einige Höflichkeitsformeln wechselte, und ein Gespräch über Ziel und Zweck unserer Reise, Ernteaussichten und anderes mehr anknüpfte. Bald sammelte sich ein Kreis von Chinesen um uns, deren jüngere mit der gewohnten insolenten Neugierde meine Kleider betasteten und den Codex der obligaten Fragen, woher, wohin, wie alt u. s. w. abfragten. Mein alter Freund schien sich darüber zu ärgern; als aber ein Jüngling mich lachend fragte, was ich denn für Bücher feil hätte, fuhr er auf: „Laßt doch ab mit Eurer Impertinenz; das ist ja kein Bücherverkäufer, das ist ein anständiger Herr! Zur Erklärung diene, daß Missionäre wegen ihres Handels mit Traktätchen 2c. im Lande allgemein „Bücherverkäufer" (Maishudi) heißen und in nur sehr geringer Achtung bei der Bevölkerung stehen. Dies hat aber weniger die Sache der Mis-

sion überhaupt zur Ursache, so wenig populär dieselbe ist, sondern hier im Norden wenigstens den durchschnittlichen Charakter der Missionäre, namentlich der amerikanischen — handwerksmäßige, wenig gebildete Gesellen, die in Ermangelung eines andern lukrativen „business" den behaglichen, gut bezahlten Posten eines Sendboten bekleiden. Auf unserer Reise kamen wir wiederholt in die Lage, einen Wechsel der Stimmung zu unseren Gunsten zu bemerken, so wie die Leute wußten, daß wir nicht Missionäre waren, und das war durchaus kein religiöses Vorurtheil, welches uns ja hätte mittreffen müssen. Daß der ganze Zweck der Mission durch so bedauerliche Mißgriffe in der Wahl der Personen verfehlt wird, bedarf keiner Erklärung. Ich bemerke hierzu gern, daß ich selbst rühmliche Ausnahmen kenne, namentlich im Süden Chinas, wo besonders unsere rheinische Mission viel Gutes wirkt."

— Nach einer Abhandlung des Freiherrn von Gödel-Lannoy in Teheran: „Kommunikationswesen in Persien" (Oesterreich. Monatsschrift f. den Orient 1881, Nro. 2, S. 20), verkehren Postwagen nur auf der halbfertigen Straße Teheran-Kaswin. Auf 12 Hauptverkehrslinien, nämlich Dschulfa-Tauris, Khoi-Tauris, Tauris-Teheran, Teheran-Schiraz, Kaschan-Kirman, Teheran-Chamgin, Hamadan-Senneh, Hamadan-Burudschird, Burudschird-Schuschter (letztere beiden augenblicklich nicht im Betriebe), Kaswin-Rescht, Teheran-Astrabad und Teheran-Meschhed, sind von der Regierung Tschaparhanes oder Stationen errichtet, wo von Privatunternehmern Pferde zum Gebrauche der Reisenden gehalten und gegen bestimmte Taxen (1 Kran = 95 Cent. per Pferd und Farsach = 6,2 km) vermiethet werden. Der Regierungs-Telegraph, seit 1860 bestehend, umfaßt Linien von einer Gesammtlänge von 3191 engl. Meilen mit 77 Stationen, arbeitet aber sehr unregelmäßig, da alle Beamten Perser sind, und überliefert Telegramme in fremden Sprachen meist ganz verstümmelt. Außerdem existiren seit 1864 die Linie des englischen Regierungs-Telegraphen Teheran-Buschir von 735 engl. Meilen mit 13 Stationen und seit 1869 die Linie der indoeuropäischen Gesellschaft von Teheran über Tauris nach Dschulfa, 415 engl. Meilen lang, welche aber nur Transit-Depeschen befördert. Eine Briefpost wurde 1874 durch den österreichischen Postrath von Riederer organisirt und durch seinen Nachfolger Stahl weiter ausgebildet, so daß gegenwärtig alle wichtigeren Orte des Reiches durch Postlinien, deren 16 existiren, verbunden sind. Eine Statistik der Post ist nicht vorhanden; ihre Einnahmen betrugen 1879 326 659 Krans, ihre Ausgaben 322 782 Krans. Eine Haupteinnahme bezieht sie aus Geldsendungen, für deren Verluste indessen keine Garantie geleistet wird. Die Post ist eben so gut wie ein Privatunternehmen des Kommunikationsministers, der damit nach Belieben schaltet. In den Jahren 1878 und 1879 haben die Kurden in Azerbeidschan der Post im Ganzen 104 000 Francs geraubt, von denen nur 6000 ersetzt worden sind.

— Am 18. December 1880 ist der neu erbaute Vorhafen von Landjong Priok bei Batavia dem öffentlichen Verkehre übergeben worden. Derselbe soll noch durch einen Kanal und eine Eisenbahn mit Batavia in Verbindung gebracht werden.

— In einem Vortrage, den der am 4. (16.) Januar 1881 nach Petersburg zurückgekehrte Oberst Prschewalski im Saale der dortigen Generalstabs-Akademie hielt, gab er nach einem Ueberblick über seine bisherigen vier Reisen nach der Mongolei, Dshungarei, östlichen Tatarei und Tibet nur eine kurze Schilderung der Topographie, Bevölkerung, Flora und Fauna der zuletzt (seit Ende Februar 1879) von ihm besuchten Gegenden und wandte sich dann zu einer Schilderung der chinesischen Armee, so weit er sie persönlich kennen gelernt hatte, sowie zu einer strategischen Besprechung der russisch-chinesischen Grenzgebiete mit zahlreichen Hinweisen auf die Möglichkeit kriegerischer Begebenheiten an dieser Grenze. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der Resultate seiner letzten Reise soll binnen zwei Jahren erscheinen.

Afrika.

— Nach „L'Etat de l'Algérie" wurden in den Jahren 1878 und 1879 in Algerien insgesammt 5562 Raubthiere getödtet, nämlich

	1878	1879
Löwen	31	25
Panther	151	150
Hyänen	156	114
Schakale	2760	2175
	3098	2464

Constantine ist von den drei Provinzen diejenige, welche die meisten Wälder und deshalb auch die meisten wilden Thiere besitzt. In jenen beiden Jahren wurden denn auch in Constantine 47 Löwen (in Alger 9, in Oran 0) und 175 Panther (in Alger 67, in Oran 59) erlegt.

— Zu den Aufnahmearbeiten in Algerien waren bisher so wenig Offiziere kommandirt, daß das Unternehmen nur langsame Fortschritte machte und über einige Küstenpartien nicht hinweggekommen ist. Jetzt hat der französische Kriegsminister angeordnet, daß 30 Generalstabsoffiziere nach Algerien gesandt und in den drei Provinzen behufs topographischer Aufnahmen vertheilt werden sollen. Die Karte wird, wie diejenige von Frankreich, im Maßstabe von 1 : 80 000 ausgeführt werden.

— Die Expedition des Dr. Riebeck aus Halle (s. vorigen Band S. 94), welche bekanntlich ihr Mitglied, den Dr. Mook, in Palästina durch Ertrinken im Jordan verloren hatte, hat sich in Aegypten durch den Dr. Manthey verstärkt und wird zunächst in Gesellschaft des erfahrenen Reisenden Dr. Schweinfurth die ostafrikanische Insel Scotra besuchen.

Australien

— Norfolk Island in 29° 3' 45" südl. Br. und 167° 58' 6" östl. L. Gr. wurde im Jahre 1825 zu einer Strafkolonie eingerichtet. Von den aus England nach Sydney geschickten Sträflingen ward wieder die schlechteste Sorte, welche man „the hell upon earth" zu nennen pflegte, nach dieser Insel geschafft. Als dies im Jahre 1855 aufhörte, siedelte die englische Regierung die Pitcairn-Insulaner [1]), welche zu zahlreich geworden waren, um sich auf ihrem kleinen Eilande ernähren zu können, auf Norfolk an. Ein Australier, welcher letztere Insel im November vorigen Jahres besuchte, veröffentlicht folgende Mittheilungen über dieselbe.

Die Pitcairner trafen im Juni 1856 in der Anzahl von 194 auf Norfolk ein, jetzt zählen sie schon 440. Der Ort, in und um den herum sie sich meist angesiedelt haben, heißt Kingtown, benannt nach Kapitän P. G. King, welcher vom 28. September 1800 bis 12. August 1806 Gouverneur von Neu-Süd-Wales war. Sie kultiviren Kumara (eine süße Kartoffelart), Mais, Yams, Kartoffeln, Arrowroot, Roggen, Kaffee u. s. w. Weizen will nicht recht gedeihen. Die Pitcairner sind vortreffliche Fischer und verstehen sich besonders auf den Walfischfang. Oel und Thran exportiren sie nach Sydney, während sie den Ueberfluß an vorgenannten Erzeugnissen nach Auckland auf Neu-Seeland verschiffen. Das Areal der Insel umfaßt gegen 4040 Hektar. Der höchste Punkt ist der im Norden gelegene, 305 Meter hohe Mount

[1]) Die Pitcairner sind bekanntlich die Nachkommen der Meuterer des englischen Schiffes Bounty, welche sich mit Weibern aus Otaheite versehen und im Jahre 1789 auf der kleinen Insel Pitcairn in 25° 3' 37" südl. Br. und 130° 8' 23" westl. L. Gr. ansiedelten.

Pitt, von dessen Spitze aus man ein herrliches Panorama vor sich hat. Das Innere der Insel liegt meist 90 bis 120 Meter über dem Meeresspiegel. Couch grass, Hundsgras, herrscht vor, aber auch fremde Grasarten sind mit Erfolg eingeführt worden und gewähren dem Vieh nährendes Futter. Das Scrub oder niedrige Gestrüpp wird durch die wilde Kartoffel und den wilden Tabak gebildet. Die Limone, die Guava, die Baumwollenstaude und eine große Menge semitropischer Bäume wachsen in Ueppigkeit, und die Thäler sind voll der hübschesten Lilien. Die Fichte ist der größte Baum der Insel, und die Species Altringia excelsa gewinnt einen Umfang von 35 Fuß. Eine mit diesem schönen Baume bestandene Allee in der Länge von $2\frac{1}{2}$ Kilometer bietet einen herrlichen Anblick. Sehr verbreitet ist auch die weiße Eiche, welche ebenfalls zu einem beträchtlichen Umfange anwächst. Die Natur scheint überhaupt ihre besten Gaben an Norfolk verschwenderisch ausgetheilt zu haben. An vortrefflichem Wasser fehlt es nirgends. Schlangen und andere Reptilien sowie wilde Thiere, welche die Ruhe der Menschen stören und die Früchte ihrer Arbeit vernichten könnten, giebt es nicht.

Die Regierung der Insel ist sehr einfach. Es wird von den Bewohnern alljährlich aus ihrer Mitte eine Magistratsperson gewählt, deren Namen dem Gouverneur der Kolonie Neu-Süd-Wales zur Bestätigung angezeigt werden muß. Diese Person fungirt in Civil- und Criminal-Sachen als Richter und kann eine Geldstrafe bis zur Höhe von 200 Mark auferlegen. Geht das Strafmaß darüber hinaus oder ist der Fall von besonderer Wichtigkeit, so kommt die Angelegenheit vor eine Jury. Der jetzige Magistrat ist Mr. Francis Nobbs, von welchem unser Gewährsmann berichtet, er sei ein „very intelligent and superior gentleman“. Da es keine Gasthäuser giebt und auch keine Politik auf der Insel getrieben wird, so kommen sehr wenig Vergehen vor.

In der Nähe von Norfolk liegen noch zwei kleine Inseln. Philipp Island ist eine Basaltformation, die sich in einer Länge von 0,28 Kilometer über dem Meeresspiegel erhebt. Nepean Island, kleiner als das vorige, besteht aus einem zerrissenen Korallengebilde, auf welchem zahllose Seevögel brüten, und steigt nur 18 Meter an.

— Ueber die Auffindung von Resten Leichhardt's (s. oben S. 192) verlautet ferner Folgendes: Die Regierung der Kolonie Queensland erhielt von Blackall aus, einem Städtchen mit 600 Einwohnern am Barcoo Flusse in 24° 11' südl. Br. und 144° 50' östl. L. Gr. und 625 Miles nordwestlich von Brisbane, eine telegraphische Depesche zugeschickt, welche, wenn wahr, endlich Licht über das Schicksal des verschollenen Dr. Leichhardt und seiner Gefährten verbreiten würde. Das Telegramm besagt Folgendes.

Mr. Skuthorpe, welcher für die Leichhardt-Expedition immer ein besonderes Interesse zeigte, ist in Blackall eingetroffen und giebt an, daß er das Tagebuch, den Kompaß und das Teleskop des Dr. Leichhardt sowie andere Sachen, welche der Expedition angehörten, aufgefunden habe. Der gesammte Fund soll fünfzig Pfund schwer sein. Darunter befinde sich auch das Tagebuch von Classen, dem Schwager und Begleiter des Dr. Leichhardt, zwar nicht unversehrt, aber doch vollständig. In demselben stehe geschrieben, daß er, Classen, seine Reisegefährten bei einem Salzwasser-Creek verließ, um sich nach frischem Wasser umzusehen, und daß er sie bei seiner Rückkehr todt vorfand, worauf er sich dann den Eingeborenen anschloß. Unter diesen soll er bis vor drei Jahren gelebt haben. Das Tagebuch berichtet ferner, daß ein gewisser Hume, früher Sträfling, welcher vor mehreren Jahren aus eigenem Antriebe ausging, um nach der verloren gegangenen Expedition zu suchen, neun Monate bei Classen zubrachte.

Mr. Skuthorpe will das Grab von Classen 150 Miles von der Stelle, wo er Leichhardt's Journal u. s. w. fand, und 1300 Miles westlich von Blackall in der Nähe (östlich) des Ueberlandtelegraphen aufgefunden haben. Diese Angabe ist auf alle Fälle unrichtig, denn der Ueberlandtelegraph liegt nur 800 Miles von Blackall entfernt. Eine andere Depesche besagt, daß der Fund am Herbert-Flusse in der Nähe der südaustralischen Grenze gemacht sei. Mr. Skuthorpe erwähnt noch, daß ihm die Eingeborenen in jeder Beziehung behülflich waren, und daß er das Gebiet von vier verschiedenen Stämmen zu passiren hatte.

Mr. Skuthorpe verweilte Ende Januar noch in Blackall und weigert sich, auffälliger Weise, irgend etwas von dem, was er gefunden haben will, vorzuzeigen. Es soll dies erst bei seiner Ankunft in Brisbane geschehen, aber er macht keine Anstalt dahin abzureisen. Es wird daher von Manchen Zweifel in die ganze Angelegenheit gesetzt, die übrigens, wie sich denken läßt, in Australien sehr großes Aufsehen gemacht hat. Man wird dabei an den vorerwähnten Hume erinnert, welcher ebenfalls Papiere und Anderes der Leichhardt-Expedition wollte entdeckt haben, und als er in Sydney eintraf, vorgab, sie seien ihm unterwegs gestohlen.

Nordamerika.

— Ueber den Verbrauch von Opium in Albany, der Hauptstadt des Staates New York, sind Seitens des „Albany Evening Journal“ Erhebungen angestellt worden, welche zu erstaunlichen Resultaten führten. Vor 25 Jahren wurden dort innerhalb eines Jahres 350 Pfund Opium und 375 Unzen Morphin verkauft; damals hatte Albany 57 000 Einwohner, so daß etwa 43 Grain auf den Kopf kamen. Jetzt, mit 91 000 Einwohnern, verbraucht Albany 3500 Pfund Opium und 5500 Unzen Morphin. Während die Bevölkerung um 59 Procent zugenommen hat, stieg der Opiumverbrauch um 900, der von Morphin um 1100 Procent, d. h. 206 Grain Opium und 24 Grain Morphin per Kopf, außerdem werden aber noch von 400 000 bis 500 000 Morphinpillen im Laufe eines Jahres verkauft. Das Opium wird zum größten Theil in dem ursprünglichen Zustande verkauft, was darauf hindeutet, daß es nicht als Medizin, sondern von Opiumessern verbraucht wird. Ueber vier Fünftel der Opiumesser sind Frauen. Wie frühere Mittheilungen bewiesen, ist die Leidenschaft des Opiumessens in allen Theilen des Landes, namentlich in den Temperenzstaaten und unter den besseren Klassen, in erschreckender Zunahme begriffen. Klima und Lebensweise scheinen ein unwiderstehliches Bedürfniß nach Stimulantien zu schaffen, und die Zunahme des Opiumgenusses beweist, wie gefährlich es ist, durch Temperenzgesetze und sociale Vorurtheile den gemäßigten Genuß leichter Anregungsmittel zu verdammen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

I.

Unter allen Staaten am Südrande der Sahara ist keiner öfter von Europäern besucht worden, als Bornu. Engländer sind die Ersten gewesen, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts bis in dieses Reich vorgedrungen sind; dann folgten seit den letzten 25 Jahren ausschließlich deutsche Reisende, Heinrich Barth, Adolf Overweg, Eduard Vogel, Moritz von Beurmann und Gerhard Rohlfs. Der Herrscher des Landes, der alte, gutmüthige, liebenswürdige Scheich Omar, hatte diese letzteren auf das Gastfreundlichste empfangen, sie in ihren Plänen unterstützt und ihnen selbst pekuniäre Hülfe zu Theil werden lassen. Seine Residenz Kuka war für dieselben ein Hauptquartier gewesen, von wo aus sie nach allen Richtungen hin ihre wissenschaftlichen Expeditionen angetreten hatten, und wohin sich ihre Blicke stets verlangend richteten, wenn sie in fernen Landen unter der Wucht der Entbehrungen, Gefahren, Krankheiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu erliegen dachten. Deshalb hatte König Wilhelm dem Scheich eine ganze Ladung werthvoller Geschenke übersandt, mit deren Ueberbringung Dr. Nachtigal betraut worden war, und das war die Veranlassung, daß er seine mehr als fünfjährige Wanderung durch Afrika ausführte. In Kuka war er im Frühling des Jahres 1870 eingetroffen; seine Schilderung dieser Stadt findet der Leser auf S. 248 ff. des 36. Bandes dieser Zeitschrift.

Nachdem Dr. Nachtigal's Mission bei dem Scheich Omar erfüllt war, dachte er zuerst daran, ostwärts nach Wadai zu gehen, mußte aber einstweilen davon abstehen, da sich der Sultan dieses Landes mit seinem Vasallen, dem Herrscher von Baghirmi, im Kriegszustande befand. Inzwischen veranlaßte ihn die Ankunft einiger Araber vom Stamme der Uled Soliman, in deren Gesellschaft Kanem, die Wiege des Bornu-Staates, zu besuchen und von dort bis Borku, das von einem Zweige der Tibbu-Familie bewohnt wird, vorzudringen. Das geschah im Frühling 1871: 9 Monate lang führte der Reisende ein elendes Leben unter jenen Straßenräubern; aber er lernte während dieser Zeit den Bahr el-Ghazal kennen und konnte konstatiren, daß derselbe tiefer liegt, als der Tsad-See. Auf dem Rückwege besuchte er das Grab des unglücklichen M. von Beurmann, der im Jahre 1863 von den Leuten des Sultans von Wadai ermordet worden war, und traf erst am 9. Januar 1872 wieder in Kuka ein, wo er sofort sich zu einer neuen Unternehmung rüstete. Von einem Vordringen nach Wadai wollte Scheich Omar absolut nichts wissen und verwarf es stets als zu gefährlich; aber eine Reise nach Baghirmi, wo Sultan Mohammedu herrschte, hielt er für ausführbar.

Baghirmi liegt südöstlich vom Tsad-See und wird im Nordwesten von Bornu, im Nordosten von Wadai und im Süden von Gebieten zahlreicher heidnischer Stämme begrenzt; es ist unter den mohammedanischen Staaten des mittlern Sudan derjenige, welcher am weitesten gegen Süden reicht, und auch der jüngste, wenn man von den zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Fellata-Reichen absieht. Während Darfur, Bornu (Kanem), die Haussa-Staaten

und die meisten, heute zerrütteten, Reiche im obern Niger-Gebiete schon eine alte Geschichte besitzen, reichen die Annalen Baghirmis nicht über 350 Jahre hinauf. Damals ließen sich der Tradition zufolge 12 aus dem Osten eingewanderte Brüder mit ihrem Gefolge und ihren Sklaven in dem Gebiete nördlich vom Schari nieder. Sie nahmen dasselbe den Bulalas ab, gründeten dort die jetzige Hauptstadt Massenja, unterwarfen sich die großen Ortschaften längs des Flusses sowie verschiedene Stämme der Sokoros und Buas und dehnten ihre Herrschaft allmälig bis zu den Heidenländern aus, welche heute die Südgrenze Baghirmis bilden. Seit jener Zeit hat das Land eine lange Reihenfolge von Regenten gehabt. Um Ackerbau, Industrie und Handel haben sich dieselben nie viel gekümmert; ihre einzige Sorge bestand vielmehr darin, die Nachbaren zu bekriegen, auszuplündern und namentlich Sklaven zu rauben, denn dadurch wurden sie reich, mächtig und angesehen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts regierte Abd-er-Rahman Gauranga, ein jähzorniger, gewissenloser Mann, der auf Sitte, Gesetz und Religion keine Rücksicht nahm. Trotz der Einreden der Ulemas ging er so weit, seine eigene Schwester zu heirathen. Aber die verletzte Religion fand ihren Rächer in dem Sultan von Wadai, Abd-el-Kerim, besser bekannt unter dem Namen Sabun. Dieser Fürst, ein glühender Verehrer des Islam, fing Krieg mit Abd-er-Rahman an, eroberte Massenja, tödtete ihn und seine Schwester und kehrte mit Beute beladen heim, nachdem er den jüngern Sohn des Gemordeten auf den Thron gesetzt hatte. Aber der erste Würdenträger des Landes, welcher den Titel „Fatscha" trägt, erklärte sich für den ältern Sohn, Burkomanda, und stürzte den unbedeutenden Herrscher. Burkomanda aber hatte, sobald er zur Gewalt gelangt war, nichts Eiligeres zu thun, als sich von der Vormundschaft des herrschsüchtigen, aber fähigen Häuptlings, Araweli mit Namen, los zu machen, und nun folgte ein mehrjähriger Kampf, aus welchem Burkomanda nur mit Hülfe Wadais als Sieger hervorging. Seit jener Zeit muß Baghirmi an Wadai einen Tribut zahlen, und zwar alle drei Jahre 100 gewöhnliche



Kuka und seine Umgebung.

Sklaven, 30 Sirrien, d. h. zu Konkubinen taugliche Sklavinnen, 100 Pferde und 1000 sundanesische Gewänder.

Burkomanda's Nachfolger war Abd-el-Kader, ein gerechter und verständiger Fürst, der mit dem Herrscher von Wadai, Mohammed Scherif, auf gutem Fuße zu leben verstand. Leider fiel er zu früh im Kampfe gegen einen fanatischen Pilger, und mit ihm die Hauptwürdenträger seines Hofes. Auch der Tschiroma oder Thronerbe, Mohammedu, erhielt in der Schlacht 18 Wunden, denen er fast erlegen wäre, und wurde erst später wieder aufgefunden und zum mbang (König) erklärt. Durch Verrath vernichtete er die Anhänger jenes Pilgers, was ihm den Namen Abu Sekin (Vater des Messers) eintrug. Mohammedu besitzt bei weitem nicht die Geistesfestigkeit und den Gerechtigkeitssinn seines Vaters. Er ist leidenschaftlich, heftig, stolz, aber liebenswürdig, großmüthig und von einer Geschmeidigkeit des Charakters, in Folge deren er schwer zu lenken ist; kurz, er wird zwar von seinen hohen Beamten sehr gefürchtet, paßt aber durchaus für sein Volk. Nachdem er durch Räubereien und Streifzüge gegen die umwohnenden Heiden genug Schätze zusammengebracht, fing er seine Vasallenpflichten gegen Wadai zu vernachlässigen an, wählte zu dem Tribute die schlechtesten Sklaven und Pferde aus und setzte über seinen Lehnsherrn Ali allerlei Gerüchte, die ihn lächerlich und verächtlich machten, in Umlauf, bis dieser die Geduld verlor und in der zweiten Hälfte des Januar 1871 mit einem Heere vor Massenja erschien. Nach einmonatlicher Belagerung gelang es den Wadaiern, Bresche in die Mauern zu legen und die Stadt zu erstürmen. Mohammedu schlug sich zwar mit einigen Getreuen durch, was den Sultan Ali in großen Zorn versetzte; aber die Mehrzahl der Einwohner, 15 000 insgesammt, wurden zu Gefangenen gemacht und nach Wadai geschleppt, der Rest erschlagen. Dann setzte Ali einen Oheim des flüchtigen Mbang, Abd-er-Rahman, auf den Thron und ließ zu seinem Schutze eine Heeresabtheilung zurück. Mohammedu floh zunächst über den Schari nach Bugoman, kehrte dann auf das rechte Flußufer nach Mandschafa zurück und unter-



Scheich Omar mit Gefolge.

hielt von dort aus mit wechselndem Erfolge den Krieg gegen seinen Oheim, bis eine in Folge dessen ausbrechende Hungersnoth ihn zwang, weiter nach Süden sich zurückzuziehen. Als Dr. Nachtigal zu Anfang 1872 von Kanem nach Kuka zurückkehrte, befand sich Mohammedu in Busso, dem südlichsten Gebiete des eigentlichen Baghirmi, wo ihn der Reisende aufzusuchen beschloß, um mit seiner Unterstützung die ihm verbündeten Heidenländer wie Somrai, Ndam, Sara u. s. w. kennen zu lernen und von dort den Oberlauf des Schari zu erreichen.

Allerdings gingen seine Mittel stark auf die Neige und beliefen sich nach Bezahlung aller Schulden auf nicht mehr als circa 500 Francs, welche er für die Kosten seines Haushaltes während seiner Abwesenheit zurücklassen mußte. Doch fand er einen tripolitanischen Kaufmann, Hadschi Mohammed el Thrabelsi, welcher ihm 150 Marien-Theresien-Thaler (750 Francs) gegen einen Schuldschein in doppelter Höhe vorstreckte. Da er mit freien Dienern bereits üble Erfahrungen gemacht hatte, so bat er den Scheich Omar, ihm einige junge Sklaven zu leihen, und dieser, welcher überhaupt sich gegen den Reisenden stets freigebig gezeigt hatte, gab ihm einen Jüngling von 16 Jahren, Mohammedu mit Namen, der durch seine unfreie Mutter zum Sklaven geworden war, sowie einen zwölfjährigen Knaben aus Gamergu, den Sohn eines Häuptlings. Nachtigal's Ausrüstung entsprach der Beschränktheit seiner Mittel: er kaufte 42 Pfund in Bornu fabricirten Pulvers (6 Thaler), einen feinen Burnus von kirschrothem Tuche (18 Thaler), Kugeln (1 Thlr.), Flintensteine (1 Thlr.), zwei Pfund der beliebten Guro-Nuß (8 Thlr.), die dem Mbang Mohammedu zum Geschenke bestimmt waren, acht mit Indigo gefärbte Haussa-Gewänder (20 Thlr.), vier rothwollene Shawls, wie sie die Krieger als Gürtel oder Turban zu tragen lieben (12 Thlr.) und verschiedene Kleinigkeiten, im Ganzen für 135 Thaler, zu dessen Wegschaffung zwei Lastochsen für 14 Thaler erstanden wurden. Außerdem gab Scheich Omar dem Reisenden noch einen ehemaligen Diener von Vogel und Rohlfs mit, einen Eingeborenen von Mandara im



Am Ufer des Tsad-Sees.

Süden Bornus, Almas d. i. Perle genannt. Als offizieller Führer diente ein Beamter des Kaschella Bilâl (obersten Kriegshäuptlings), dem es oblag, den Verkehr zwischen Logon und Bornu zu überwachen und der Leute, Weg und Steg in der ganzen zu durchziehenden Gegend genau kannte. Ein solcher Führer, der „Kingiam“ heißt, läßt unterwegs kraft seines Amtes Essen und Herberge durch die Vorsteher und Einwohner der Ortschaften herrichten. Ferner schrieb Scheich Omar an seinen Vasallen, den König von Logon, daß dieser dem Reisenden den Weg nach Baghirmi durch sein Land öffne.

Nun nahm Nachtigal Abschied, besonders von dem vortrefflichen Fürsten, ließ am 25. Februar Abends seine Leute von Kuka aufbrechen und folgte selbst mit Mohammedu am nächsten Tage nach, während der Kingiam noch zurückblieb. Traurig und öde ist die Umgebung der Hauptstadt von Bornu, welche Nachtigal in südöstlicher Richtung zunächst durchzog: verkümmerte Mimosen, elende Repräsentanten der sonst so schönen Tamarinde („Temsuka“), Gestrüpp von Hyphaene und Calatropis procera bedeckten das nur hier und da bestellte Land, dessen Oede nur durch zahlreiche Vögel belebt wird. Etwa nach drei Marschstunden näherte sich der Weg plötzlich dem Tsad-See, und der Boden bedeckte sich mit Bäumen, die Mimosen wurden kräftiger und laubreicher, Baumwoll- und Indigopflanzungen bewiesen, daß das Erdreich besser war. Zahlreiche Ausbuchtungen des Sees (arab. redschul, d. i. Füße) mußten umgangen werden, ehe Ngornu, die zweitwichtigste Stadt in Bornu, erreicht war. Dieselbe nur aus Strohhütten bestehend, liegt unmittelbar am See, steht unter einem Häuptling von hohem Range, dem Fugoma, in dessen Hause der Reisende Unterkunft fand, und wird von Kanuri und Kanembu bewohnt, welche mit den räuberischen Inselleuten im Tsade, den Buduma oder Jedina, einen beständigen Krieg zu führen gezwungen sind.

Am nächsten Tage ging es erst im westlichen Bogen, um Ueberschwemmungen des Sees zu umgehen, dann südwärts über gut mit Baumwolle, Indigo, Mais und auch Zwiebeln angebautes Land in fünf Stunden nach Dazana, am dritten Tage südöstlich durch eine ziemlich belebte und waldreiche Gegend nach dem unfernen Jedi, einer um-



Häuser-Typen und Marktscenen in Marte.

mauerten Stadt aus Lehmhäusern mit etwa 3000 Einwohnern vom Stamme der Tibu Ngoma, einem Zweige der Kanuri, welche den Hauptheil der Bevölkerung Bornus ausmachen. Die nächste Station war Marte, nur drei Stunden in südöstlicher Richtung von Jedi gelegen, größer als dieses, aber allem Anschein nach nicht so blühend. Die Stadt hat einen unabhängigen Gouverneur, wie sie mit dem Kanuri-Titel maï (König) sich in fast allen Städten der Provinz Kotoko finden. Auch hier wird der Grundstock der Bevölkerung von Tibu Ngomas gebildet, welche von hier gegen Südwesten bis in den Bezirk von Udscha sitzen, gegen Süden bis Diskoa und gegen Osten bis Ngala. In der Umgebung von Marte werden die Schoa-Araber häufiger, welche ungeachtet ihrer wechselnden Hautfarbe — roth, bronzefarben und selbst schwarz — zum größten Theile ihren ursprünglichen Typus beibehalten haben und nichts als Arabisch sprechen. Die Frauen sind meist schlank, schön gebaut und leicht an ihrer Haartracht kenntlich: lange dünne flach anliegende Zöpfe und ein hornartig emporstehender dicker Chignon; in dem Nasenflügel oder der Nasenscheidewand ein silberner, mit Korallenstückchen besetzter Ring und um den Hals schwere Ketten von Bernsteinperlen.

Marte ist ummauert. Die Häuser bestehen entweder ganz aus Stroh, oder haben einen Unterbau aus Lehm mit einer Strohkuppel (bongo), oder sind viereckige Bauten ganz aus Lehm. Der Markt, welcher gerade abgehalten wurde, war von etwa tausend Personen besucht; verkauft wurden Sorghum, Ochsen, Esel, Hammel, Ziegen und einige Gemüse, ferner Kurzwaaren und Bornukleider und namentlich eine unglaubliche Menge von Feldratten in halbverwestem Zustande, welche hier zu Lande eine beliebte Speise abgeben.

Der folgende Tagemarsch führte sie nach einigen Stunden über jenen dunkelschwarzen Sumpfboden, firki genannt, welcher zur Regenzeit überschwemmt ist, dann von der Sonne ausgedörrt wird und nur zum Anbau von masakua, einer Sorghumart, benutzt wird. Missenē, welches sie an diesem Tage (3. März) erreichten, ist eine ummauerte Stadt etwa von der Größe von Jedi und hat, wie Marte, einen



Ansicht von Ngala.

Maï zum Gouverneur. Zu den Tibu Ngoma gesellen sich hier schon in bedeutenderer Zahl die Makaris. Man merkte, daß der Masakua erst kürzlich geschnitten worden; denn überall waren die Leute mit Dreschen beschäftigt, wozu sie sich eines höchst primitiven Instrumentes bedienten, eines schmalen Brettchens, an welches unter einem Winkel von 45° die Handhabe angefügt war. Jene Getreideart (Sorghum cernuum) bedarf zur Reife 70 Tage. Sobald das Wasser von den dazu bestimmten Ländereien zurückgetreten ist, wird gesäet; dann wenn der Boden gut ausgetrocknet ist, werden die einzelnen Pflanzen herausgenommen, in hinreichend große Löcher versetzt und einige Zeit lang begossen. An solchen Stellen nisten sich auch mit Vorliebe jene in Marte beliebten Ratten ein und werden dort von Kindern in groben Fallen gefangen.

Unterwegs hatte sich die Karawane beträchtlich vergrößert. Als sich in Kuka die Kunde verbreitete, daß Nachtigal über Logon zöge und daß der dortige König ihm auf Schrich Omar's Befehl den Weg bis zu dem flüchtigen Mbang bahnen sollte, hatten sich eine Anzahl Leute, welche ein oder zwei Pferde ihr eigen nannten, entschlossen, die Reise zum Mbang mitzumachen, der im Rufe der Freigebigkeit stand und angenblicklich so viel Sklaven besaß, daß sie dort in der That fabelhaft billig waren. So zählte denn die Karawane von Missene an 16 Pferde und 20 Leute mehr und noch waren weder die Baghirmi-Männer, welche Mohammedu mit einem Briefe an den Sultan und zum Einkaufe von Vorräthen nach Kuka geschickt hatte, noch der Beamte des Kaschella Bilāl zu ihr gestoßen.

Man vermied den Weg längs des Tsad-Sees, weil dessen Fluthen noch nicht ganz zurückgetreten waren, marschirte am 4. März durchschnittlich in östlicher Richtung meist über Firki-Boden und passirte nach 4½ Stunden den Fluß Komodugu Mbulu, der mit einer Breite von circa 30 Schritt und einer Tiefe von 1 m kaum merklich dem Tsad-See zuströmt. Seine Ufer sind mit prächtigen schattigen Bäumen bedeckt, unter denen man die Tageshitze verbrachte. 1½ weitere Stunden brachten sie noch am selben Tage nach der ansehnlichen ummauerten Stadt Ngala, welche von dem Schlosse des Gouverneurs beherrscht wird, auf dessen Dache

sich eine Bongo-Hütte erhebt. Die Aufnahme, welche die Karawane dort fand, war die schlechteste, obwohl der Ort weit stattlicher aussah, als alle früher passirten. Er zählt etwa 1000 Häuser, die fast alle von Makari bewohnt werden, und ist in gutem Zustande; früher gehörte er dem Stamme der Sou, welche vor der Eroberung des Landes durch die Kanuri am Südufer des Sees saßen und mit den Buduma auf den Inseln desselben verwandt sein sollen, sowie mit den Keribina, welche hier und da in Bornu zerstreut in den Wäldern als Jäger leben und für die Urbewohner des Landes gelten. Nachdem sie vertrieben waren, haben Makari das Land in Besitz genommen, und von diesen rührt ein merkwürdiges Mausoleum her, welches der Reisende in Ngala sah: ein ausgedehnter, 8 bis 10 Fuß hoher Erdhügel, aus welchem überall menschliche Gebeine und gebrannte Thonkegel von Zuckerhutform hervorragen. 35 Sultane von Ngala sind dort in sitzender Stellung begraben und tragen auf ihren Gräbern die Zuckerhutzierde; erst die letzten fünf Herrscher haben ein der allgemeinen Sitte entsprechendes Grab bekommen.

Nachdem Nachtigal hier einen ganzen Tag vergeblich auf den Beamten des Kaschella Bilâl gewartet hatte, setzte er am 6. März seinen Marsch nach Südosten über eine Art Steppe (arabisch Kala, im Kanuri Karaga) fort, welche mit hohem Grase und Mimosengestrüpp bedeckt und von zahlreichen Antilopen, Gazellen und Meerkatzen belebt war. Nach $4^1/_2$ Stunden wurde die Gegend mehr bewaldet; eine Stunde später überschritt man den 16 Schritt breiten und



Der Gombaru.

1 m tiefen Fluß Ferenduma, und erreichte die kleine Stadt Tillam, die reinlichste und bestgebaute, die der Reisende in Bornu gesehen, und deren billama (Bürgermeister) durch seine Bescheidenheit und Höflichkeit den besten Eindruck hinterließ. Von da führte der folgende Tagemarsch durch schönen, theilweise sehr dichten Wald, in dem die Mimosen vorwalten, aber auch die Tamarinden-, Kautschuk- und feigenartigen Bäume nicht fehlen, in Ostsüdost-Richtung nach dem einst sehr volkreichen Distrikte Rangana und dessen Hauptstadt Ren, die jetzt innerhalb ihrer verfallenen Mauern nur noch hier und da kleine Hüttenanhäufungen zeigt. Die ganze Gegend hatte vor 20 Jahren durch den schon erwähnten fanatischen Pilger ed-Din und die ihm nachströmenden Gläubigen, deren Zahl sich auf wenigstens 50 000 Menschen belief, als er von den Fellatastaaten aus Baghirmi erreichte, schwer zu leiden. Die arabische Bevölkerung Bornus zog zur Hälfte ihm nach, bis er in den Heidenländern südlich von Wadai einem Giftpfeile erlag.

Nach drei weiteren Marschstunden erreichte man den Gombaru, an dessen mit prächtigen Wäldern und üppig grünenden Rasenflächen bedecktem Ufer in zahllosen Schaaren der Kronenkranich (Grus Balearica pavonina) sich tummelt, mit weißen an den Enden schwarz nüancirten Flügeln und Schwanz, dunkelgrün schillerndem Hals, Körper und Kopf und einer prächtigen goldfarbenen Federkrone auf dem Scheitel.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

V.

Der nördlichste Theil der Insel Nipon, die Provinzen Nambu und Tsugaru, sind ein rauhes, unwirthliches Land. Die centrale Gebirgskette, welche die Insel durchzieht, senkt sich wenige Meilen vor ihrem Ende beträchtlich, um dann dicht an der Aomori-Bai noch einmal zu großartigen, schroffen Bergen anzusteigen. Die dazwischen liegende Depression weist zahlreiche niedrige Hügelreihen auf, die mit Tannen, Krüppeleichen und Zwergbambu spärlich bewaldet oder auch vollständig mit Gestrüpp von Sesamum ignosco bedeckt sind. In den Thälern zeigen sich hin und wieder Reisfelder, doch ist im Großen und Ganzen von Bodenkultur wenig zu erblicken. Die Straße von Kuroischi nach Aomori, die durch diese reizlose Landschaft führt, wird durch lange Züge von Packpferden belebt, die, hoch mit Fellen oder gesalzenen Fischen, den Produkten der Insel Jesso, beladen, nach Süden landeinwärts ziehen; oder von dort

kommend, schwere Lasten an Reis und Sakéfässern nach Aomori bringen, von wo dieselben nach Jesso verschifft werden. Die Dörfer am Wege bestehen aus Lehmhütten elendester Art und niedrigen, roh aus Balken, Baumrinde und Strohbündeln zusammengefügten Häusern, deren unsaubere, verfallene Dächer oft durch das dichte Blätterwerk üppig emporrankender Wassermelonen mitleidig verdeckt werden. Die Bewohner sehen schmutzig und vernachlässigt aus, machen jedoch nicht den Eindruck der Armuth; in der That sollen sie auch in dieser Provinz durch das Vermiethen von Lastpferden fast das ganze Jahr hindurch eine reichliche Einnahmequelle haben.

Die Aomori-Bai mit ihrem Kranze von tannenbestandenen Bergen wurde gegen Sonnenuntergang am 11. August erreicht; von einem Aufenthalt in Aomori, der grauen, auf grauem sandigen Strande gelegenen kleinen Hafenstadt, befreite Miß Bird die erwünschte Kunde, daß ein Dampfer der Mitsu-Bischu-Linie noch an dem nämlichen Abend nach Hakodate abgehen werde.

Eine stürmische nächtliche Ueberfahrt von 14 Stunden brachte die Reisende über die Tsugaru-Straße. In Regen und Nebel zeigte sich bei Sonnenaufgang die felsige Küste von Jesso mit ihren hoch emporragenden Bergen. Ein an Gibraltar erinnernder mächtiger Felsvorsprung, dann eine vom breiten Hafenstrande steil bergansteigende Stadt, vereinzelte Kryptomerien und andere Nadelholzbäume und dahinter eine Berglandschaft von großartigen, durch keinen Baumwuchs gemilderten Formen, in der mehr als ein Gipfel die Zeichen noch nicht lange vergangener vulkanischer Thätigkeit zeigt: dies sind die ersten Eindrücke, die man von Hakodate, dem Haupthafen des nördlichen Japans, empfängt.

Die Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit dem Jahre 1859 von 6000 auf 37 000 Seelen vermehrt hat, trägt trotz der vielen europäischen Gebäude — denn im Besitze zahlreicher und großartiger Institute der neuen Aera wetteifert sie mit den begünstigtsten Städten der Hauptinsel — einen rein japanischen Charakter. Seitdem die japanische Küstenschifffahrt einen so mächtigen Aufschwung genommen, hat Hakodate seine Bedeutung als Handelshafen für die Schiffe fremder Nationen allmälig eingebüßt: nicht aber seine Wichtigkeit für den Handel überhaupt; denn die japanischen Transportdampfer sind als Vermittler eingetreten und der Import und Export von Hakodate nimmt alljährlich zu.

Die Insel Jesso, das Hokkaido der Japanesen, wird nicht mit Unrecht von der japanischen Regierung als ein mächtiger Faktor der dereinstigen Größe des Reiches betrachtet. Das fast 90 000 qkm große, zum Theil noch unerforschte Inselland birgt in seinen weiten fruchtbaren Bodenstrecken, seinen ungeheuren Wäldern und seinen noch ungehobenen mineralischen Schätzen eine fast unerschöpfliche Quelle des Reichthums für Japan in sich. Die Einwohnerzahl von Jesso soll heute nicht mehr als 123 000 Seelen betragen; davon kommen allein 56 000 auf die drei Städte Hakodate, Matsumai und Satsuporo. Matsumai, dicht an der Südspitze der Insel gelegen, war zur Zeit der Schoguns Sitz eines mächtigen Daimio, des Statthalters von Jesso; heute ist Regierungshauptstadt das im Lande am Ischkari gelegene Satsuporo, die Schöpfung des Kaitakuschi oder des Kolonisationsdepartements, der mit der Verwaltung von Jesso betrauten Behörde. Die 3000 Einwohner zählende Stadt ist im Stil der neuen amerikanischen Städte in größter Regelmäßigkeit angelegt. Ihr genau nach dem Vorbilde des Kapitols von Washington ausgeführtes, großartiges Regierungsgebäude kennzeichnet die eine, schwache Seite der Bestrebungen des Kaitakuschi: die Seite nämlich der kostspieligen, den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Versuche; die reich angebaute Ebene um die Stadt aber, die nach dem Muster des Agricultural College von Massachusetts eingerichtete landwirthschaftliche Lehranstalt mit ihren Versuchsstationen und Baumschulen, und endlich die blühenden industriellen Etablissements der Regierung, Säge- und Mahlmühlen, Gerbereien, Seidenspinnereien u. s. w. legen das glänzendste Zeugniß für die Fähigkeit der Behörde ab.

Da die Insel in ihren ganzen Verhältnissen und der Art ihrer Produkte von allen übrigen Theilen des Reiches durchaus abweicht, ist auch das für sie zur Anwendung kommende Besteuerungssystem des Kaitakuschi ein anderes als das des heutigen Japan. Die Einwohner von Jesso zahlen nur Produktionssteuern, die aber, der kostspieligen Verwaltung des Landes möglichst entsprechend, unverhältnißmäßig hoch normirt sind. Die von einer Bevölkerung von noch nicht 125 000 Seelen aufgebrachte Steuersumme betrug in den letzten Jahren etwa 1 450 000 Mark jährlich; und dieser die Landwirthschaft ebenso wie den Fischfang und jede andere Ausnutzung der natürlichen Reichthümer des Landes hemmende Umstand läßt, trotz aller sonstigen Begünstigungen der japanischen Ansiedler auf Jesso, die Kolonisation der Insel nur langsam vorschreiten. Mit Ausnahme der weiten Ebene von Satsuporo finden sich angebaute Landstrecken nur an der Küste vor, und hier zwar auch nur in einigen Theilen und stets unterbrochen durch sumpfige Waldstriche und ausgedehnte Grasflächen. Das waldreiche gebirgige Innere sendet der Küste eine große Anzahl schnellfließender, häufige Ueberschwemmungen verursachender Flüsse zu, deren bedeutendster der durch seinen Reichthum an Lachsen berühmte Ischkari ist. Die von dichten Schlingpflanzen durchwobenen, zum großen Theil sumpfigen Waldungen enthalten nicht weniger als 36 verschiedene werthvolle Holzarten; der Kohlenreichthum der Insel wird auf 150 000 Mill. Tonnen geschätzt. Von den zahlreichen Vulkanen Jessos sind mehrere heute noch thätig, viele andere trotz längerer Ruhe doch nicht als erloschen zu betrachten.

Bietet so die Insel in mannigfacher Beziehung ein interessantes Gebiet für verschiedenartige Forschungen, so konzentrirt sich ihr Hauptinteresse für den Reisenden doch fast ausschließlich in den Ueberresten ihrer ursprünglichen Bevölkerung, dem kleinen Aino-Volke, in dem wir wahrscheinlich auch die Ueberreste der durch spätere Eindringlinge vernichteten Aboriginer aller japanischen Inseln sehen dürfen. Nach einem im Jahre 1873 veranstalteten Census beläuft sich die Zahl des friedlichen, von Jagd und Fischfang lebenden Wildenvolkes auf etwa 12 000 Seelen, eine Zahl, die nach den Berichten des Kaitakuschi in steter Abnahme begriffen sein soll. Die Schwierigkeiten, die sich gerade hier einer Zählung entgegenstellen, lassen jedoch begründete Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben zu; Mr. Enslie, der britische Konsul in Hakodate, schätzte im Jahre 1863 die Aino-Bevölkerung von Jesso auf 200 000 Seelen; wohlunterrichtete Einwohner von Hakodate, welche Miß Bird über diesen Punkt befragte, hielten 25 000 für die richtige Zahl; und nach allem, was die Reisende selber von den reichbevölkerten, dicht bei einander liegenden Dörfern der Gebirgs-Ainos sah, ist auch sie geneigt, die Schätzung des Kaitakuschi-Departements als viel zu niedrig gegriffen zu verwerfen.

Nach kurzem Aufenthalte in Hakodate trat Miß Bird ihre lange projektirte Reise in das Innere an, als deren Resultat sie eine Reihe von Beobachtungen über die Ainos heimgebracht hat, die unsere bislang dürftige Kenntniß des interessanten Volkes bedeutend erweitern. Auf einem mäßig guten Wege, der von Hakodate nordwärts durch mehrere

europäisirte japanische Dörfer führt, gelangte die Reisende nach dem an der Südseite der Vulkanbai gelegenen Mori, einem großen unsaubern japanischen Dorfe, von wo eine Dampffähre über das spiegelglatte Wasser der Bai nach Mororan geht. Ueberall befindet man sich hier noch auf vielbetretenem und zwar durchaus japanischem Gebiete. Längs der Küste läuft neben der ziemlich guten Straße die Telegraphenleitung bis Schiraoi, von wo sie mit der Straße nach Norden auf Satsuporo zu abbiegt. Auf dem flachen etwa zwei Kilometer breiten Küstenstreifen, hinter dem sich die Vorberge des innern Gebirgslandes wie eine Mauer erheben, wechseln bambubewachsene Sumpfstrecken mit Waldungen ab, in denen die Eulalia japonica, ein hier weit über manushohes Gras, alle Lichtungen bedeckt. Mehrere größere Dörfer und Städte befinden sich auf dieser Strecke, dazwischen große Fischereistationen mit ausgedehnten Thrankochereien; dieselben lagen jetzt meist verödet da, in der Fischfangsaison aber, wo aus den nördlichen Provinzen der Hauptinsel eine förmliche Auswanderung nach Jesso stattfindet, entfaltet sich hier ein reges Leben; denn die Ergebnisse des japanischen Fischfanges finden nicht nur im Lande selber reichlichsten Absatz, sie werden auch in ungeheuern Massen von Hakodate nach China exportirt. Neben den japanischen Ortschaften kommen hier schon vielfach Aino-Dörfer vor, die sich durch die abweichende Bauart ihrer Häuser wesentlich von jenen unterscheiden. Die Küsten-Ainos leben vorzugsweise vom Fischfang, den sie in Canoes aus ausgehöhlten Baumstämmen betreiben. In den Zwischenzeiten gehen sie in den Wäldern des Innern der Jagd nach; und so war auch jetzt der größte Theil der männlichen Einwohner dieser Dörfer abwesend. In östlicher Richtung an der Küste entlang gehend, führt ein schmaler Weg von Schiraoi weiter über Jubets, Sarufuto und Mombets. Ueberall erblickt man längs der ganzen Küste Spuren älterer oder neuerer vulkanischer Thätigkeit und ragen die rothen Spitzen der Vulkane über den Waldrand der Vorberge. Von Sarufuto aus, wo Miß Bird mit den Herren von Siebold und Diesbach zusammentraf, die von einer strapazenreichen, leider mißglückten Expedition nach dem innern Jesso zurückkehrten, schlug sie den Weg landeinwärts nach dem Aino-Dorfe Biratori ein, wo sie einige Tage zu verweilen gedachte. Der Wald, durch den ein schmaler von den Aino-Jägern gebahnter Pfad leitet, besteht hier fast ausschließlich aus Ailanthus glandulosus und der Zelkowa keaki, der schönen japanischen Ulme. Schlingpflanzen, hohes Gras, Sumpfstrecken und zahlreiche Bäche und Flüsse machen den Weg ziemlich beschwerlich. An mehreren großen Aino-Dörfern, Biroka, Saruba und Mina, vorbei gelangte man am Abend nach Biratori, der größten Niederlassung dieser Gegend, einem Orte von 300 Einwohnern. Nach der Bekanntschaft mit den abgelegenen Bergdörfern des nördlichen Nipon wurde Miß Bird durch das reinliche Aussehen dieser Wildendörfer auf das Erfreulichste überrascht. Der Boden vor den sauberen, an polynesische Wohnstätten erinnernden Rohrhäusern zeigte nirgends die hohen Schmutzhaufen oder ekelhaften Abfallgruben jener Ortschaften; nichts, als vor jedem Hause ein ausgehöhltes Stück Baumstamm, den Futtertrog für die großen, zottigen, hellgelben Ainohunde, den einzigen Hausthieren der Wilden, die sie zur Jagd benutzen. Jedes dieser Dörfer ist von den „Feldern" der Bewohner umgeben, kleinen, urbar gemachten Flächen, auf denen zwischen hochwucherndem Unkraut Hirse, Tabak und Kürbis gedeihen sollen. Verweigert der Boden dieser kleinen weder gedüngten noch gereinigten Aecker endlich jeden Ertrag, so wird ein neues Stück des Waldes urbar gemacht.

In dem Hause des Häuptlings von Biratori fand Miß Bird Aufnahme, und, da die Bewohner sich durch ihre Anwesenheit nicht aus dem Geleise ihres einförmigen Lebens bringen ließen, auch reichliche Gelegenheit zum Studium ihrer Eigenart und Sitte. Von der siebentägigen, meist zu Pferde zurückgelegten Reise von Hakodate angegriffen, wurde sie durch das rücksichtsvolle, gefällige Wesen dieser sogenannten „Wilden" sowie durch ihre leise, ungemein sanfte Sprache auf das Wohlthuendste berührt. Mehrere von den angesehensten Einwohnern des Dorfes sprachen, ebenso wie der Häuptling selber, geläufig Japanisch; mit Hülfe ihres stets als Dolmetscher fungirenden Dieners erhielt Miß Bird durch sie Auskunft über alles Wissenswerthe. Und wenn sie auch den meisten ihrer Mittheilungen die Bitte hinzufügten, nichts davon an die japanische Regierung zu verrathen, „weil ihrem Volke dadurch Schaden geschehen könne," so bürgt der aufrichtige Sinn und die Wahrheitsliebe, die ein Hauptcharakteristikum der Ainos sind, ebenso für die Richtigkeit dieser Angaben, wie die vollkommene Uebereinstimmung der an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen über den nämlichen Gegenstand erhaltenen Auskünfte.

Wir müssen uns hier die Schilderung der einzelnen kleinen Erlebnisse Miß Bird's unter den Ainos versagen, und beschränken uns nur auf eine möglichst ausführliche Wiedergabe ihrer Notizen über das interessante Volk.

Die Ainos sind von mittlerer Größe, untersetzt und starkknochig, mit breiter Brust und breiten Schultern, kurzen muskulösen Gliedern und sehr großen Extremitäten. Ihre Hautfarbe, ein bräunliches Gelb, erinnert an die Bewohner des südlichen Italiens und Spaniens; doch ist die Haut meistens dünn und hell genug, um den Wechsel der Farbe auf den Wangen erkennen zu lassen. Die üppige Haarbekleidung des Körpers, die, seitdem Lapérouse zuerst darüber berichtete, so häufig in Frage gestellt worden, ist unzweifelhaft bei vielen Individuen (besonders unter den Küsten-Ainos) vorhanden, und zwar beschränkt sie sich bei ihnen nicht nur auf ungewöhnlich kräftigen Wuchs des Haupt- und Barthaares und Behaarung der Arme und Beine und einiger Stellen des Nackens, wie oft behauptet worden ist. Bei Lebunge sah Miß Bird einige nackte Ainos an einem Canoe arbeiten, deren ganzer Körper so dicht behaart war, daß die Haut dadurch vollkommen verdeckt wurde. Am dichtesten war das Haarkleid auf dem Rücken und den Schultern. In der Regel sind diese schwarzen Leibhaare steif, manchmal fast borstenähnlich; doch erzählt die Reisende auch von einem vollständig behaarten Aino, der sie auf einer Fähre über den Nopkobets brachte, und dessen Schulterhaar in welligen Locken wie die Ohren eines Jagdhundes auf den Rücken herniedergehangen habe; ebenso sah sie zwei Knaben, bei denen der Rücken mit einem ganz weichen, feinen Pelz bedeckt war, der einem schwarzen Katzenfell täuschend ähnlich sah. Das schwarze weiche Haupthaar, das bei Männern und Frauen in schweren dicken Massen auf die Schultern herabfällt, ist wie der lange Bart manchmal leicht wellig, nie lockig oder kraus. Die Form des auf kurzem Halse ruhenden Schädels ist auffallend rund, die Backenknochen treten wenig hervor, der untere Theil des Gesichts ist im Vergleich zu dem obern sehr klein. Die stark vorgebaute Stirn ist ungewöhnlich hoch und breit und macht demnach den freilich trügerischen Eindruck großer intellektueller Befähigung; die Nase ist gerade, aber kurz und breit; der ziemlich große, wohlgeformte Mund zeigt nur äußerst selten wulstige Lippen. Die starken Augenbrauen bilden eine gerade Linie fast über die ganze Breite des Gesichts; die großen gerade stehenden Augen sind von schöner, brauner Farbe; ihr sanfter, meist träumerischer Blick ist ebenso wie ein freundlicher Zug um den häufig lächelnden Mund und wie

die wohlklingende Stimme für den Charakter des Volkes bezeichnend und trägt viel dazu bei, das durch die Fülle des Haupt- und Barthaares und die starken Brauen hervorgebrachte „wilde" Aussehen der Männer zu mildern. Die Zähne sind klein, regelmäßig gestellt und sehr weiß; die unverhältnißmäßige Größe der Schneide- und Augenzähne, die bei den Japanesen so häufig ist, kommt nicht vor. Ebenso findet sich auch unter den Ainos keine Spur von prognathem Gesichtstypus. Die abschreckende Häßlichkeit der Frauen, von der frühere Reisende berichtet haben, ist nach Miß Bird in den einzelnen Fällen, wo sie wirklich vorhanden, lediglich auf Unsauberkeit und künstliche Entstellung durch Tatuirung zurückzuführen. Von kleiner Statur, sind die Ainos-Weiber alle ebenmäßig und schlank gebaut, mit gut entwickelten Körperformen und, im Gegensatz zu den Männern, oft auffallend kleinen Händen und Füßen. Sie haben einen festen, elastischen Gang und schnelle, doch anmuthige Bewegungen. Kopf und Gesicht sind klein, die Nase kurz und breit. Der große, nicht häßliche Mund, der im häufigen Lächeln die schönsten Zähne zeigt, erscheint durch den breiten tatuirten Streifen, der sich um ihn zieht, noch größer und breiter. Die Färbung der Haut ist heller als bei den Männern, und giebt es viele Aino-Frauen, die noch nicht so dunkel sind wie unsere Brünetten. Sehr entstellend ist die manchmal vorkommende Tatuirung eines die Augenbrauen verbindenden Streifens über der Nase. Die Haartracht ist die gleiche bei Männern und Weibern. In der Mitte gescheitelt, fällt das Haar zu beiden Seiten des Gesichtes lang auf die Schultern herab und wird nur über dem Nacken um einige Zoll verkürzt. Bei der Arbeit und im Freien tragen die Männer ein Stirnband, die Frauen binden zwei Strähnen des langen Vorderhaares am Hinterhaupte zusammen und halten sich so das Gesicht frei. Wie im Gesichte, so sind die Aino-Frauen auch sämmtlich an Händen und Armen tatuirt. Die Hand weist ein künstlich verschlungenes Muster auf; um den Arm ziehen sich vom Knöchel bis zum Ellenbogen mehrere breite Streifen wie Armbänder. Der Proceß dieser Entstellung beginnt mit dem fünften Jahre, einem Zeitpunkte, wo das Kind hier gewöhnlich noch nicht von der Mutterbrust entwöhnt ist. Die Zeichnung, die mit einem scharfen Messer eingeritzt ist, wird mit Ruß eingerieben, während die Schnitte noch bluten, und dann nach zwei bis drei Tagen mit einer Rindenabkochung gewaschen, die sie fixirt und ihr die dunkelblaue Färbung verleiht. Alljährlich, bis die Mädchen heirathen, wird diese Operation, die ziemlich schmerzhaft und oft von einer nicht unbedeutenden Entzündung begleitet ist, wiederholt, und die Zeichnung dadurch immer breiter gemacht. Auf ihre Fragen nach der Bedeutung dieser allgemeinen Sitte erhielt Miß Bird regelmäßig zur Antwort, es sei ein alter, zur Aino-Religion gehöriger Brauch, ohne den ihre Frauen nicht heirathen könnten. Ein Erlaß der japanischen Regierung, welcher das Tatuiren untersagt, hat denn auch unter den Ainos große Aufregung hervorgerufen. Sobald dieses Thema berührt wurde, verlor sich die fast stumpfsinnige Apathie, welche die Männer bei ihren Zusammenkünften zur Schau zu tragen pflegten, und immer wieder wurde die Reisende mit Bitten bestürmt, sie möge sich bei der Regierung für die Beibehaltung des alten Brauches verwenden, dessen Unterlassung den Zorn der Aino-Götter erregen würde.

Die zärtlichste Liebe zu den Kindern, demonstrativer noch als bei den Japanesen, ist für die Ainos charakteristisch. Bis zum 3. oder 4. Jahre führt das Kind noch keinen Namen, dann erst bestimmt der Vater denselben. Dem neugeborenen Kinde legen die Gebirgs-Ainos einige Hirsekörner, die Küsten-Ainos ein Stück gesalzenen Fisches in den Mund; nach altem strengbefolgten Brauche aber darf das Kind, gleichviel zu welcher Tageszeit es geboren wird, keine eigentliche Nahrung erhalten, bevor es nicht eine Nacht überlebt hat. Eigenthümlich ist die Art, in der die Aino-Weiber die Kinder zu tragen pflegen: ein breites Band, das sie um die Stirn legen, hält die ganze Last des in einem Netze auf ihrem Rücken hängenden Kindes. Von den ersten Lebensjahren an wird strenger und unbedingter Gehorsam von den Kindern verlangt, daneben von den Knaben das Befolgen der hergebrachten Höflichkeitsformen. Einen höchst sonderbaren Anblick soll es gewähren, wenn auch die kleinsten dieser nackten, braunen Geschöpfe, die sich noch kaum auf den Füßen zu halten vermögen, bei jedesmaligem Verlassen oder Betreten des Hauses alle Anwesenden, mit Ausnahme ihrer Mutter, der Reihe nach mit den vorgeschriebenen Handbewegungen begrüßen.

Die Kleidung der Ainos besteht für den Winter in Röcken aus Thierfellen und eben solchen Kappen; rohe Mocassins bilden die Fußbekleidung für die Jagd. Im Sommer tragen sie Röcke aus dem von den Frauen angefertigten Gewebe aus Rindenbast, darunter eine Art Weste und kurze, enganschließende Beinkleider aus demselben Stoffe oder aus Fell. Ein schmaler Gürtel, in dem ein rohes, dolchartiges Messer mit geschnitztem Holzgriff und eben solcher Scheide steckt, hält den Rock um die Taille zusammen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur durch das Fehlen dieses Gürtels und durch die etwas größere Länge des Rockes, den sie stets bis zum Halse geschlossen tragen.

Nur im Finstern oder wenn sie ganz allein ist, entschließt sich die Aino-Frau eines ihrer Gewänder mit einem andern zu vertauschen. Eine Japanesin in Satsuporo, die eine Aino-Frau in ihrem Hause aufgenommen und von ihr verlangt hatte, daß sie ein Bad nehmen solle, fand dieselbe, als sie nach langem Widerstreben sich dazu entschlossen hatte, mit allen ihren Kleidern im Wasser sitzend, „weil," wie sie sagte, „die Götter zürnen würden, wenn sie sie nackt sähen." Die Kinder, die bis zum 8. Jahre, in der wärmern Jahreszeit wenigstens, ganz nackt gehen, tragen von da an dieselbe Kleidung wie die Erwachsenen. Große silberne oder zinnerne Ohrringe, silberne Halsgehänge und manchmal auch um den Arm gelöthete Messingspangen bilden den Schmuck der Frauen; jedem Kinde wird gleich nach der Geburt ein kleines Silber- oder Zinnornament um den Hals gehängt. Die Festgewänder, besonders die der Männer, sind oft in eigenthümlicher, sehr wirksamer Weise mit gestickten Mustern verziert, in deren Ausführung die Frauen ebensoviel Geschicklichkeit wie Geschmack beweisen. Zu der Festkleidung der Männer gehört stets ein mit Figuren aus blauem Baumwollenzeug und mit rothem und weißen Faden benähter Schurz von länglicher Form, der am Gürtel befestigt wird.

Die Aino-Häuser, die im Aeußern mit den Grashütten der Eingeborenen von Hawaii eine gewisse Aehnlichkeit haben, entsprechen trotzdem durch das Vorhandensein von Thüren, Fenstern, einer in der Mitte belegenen Feuerstätte und erhöhter Schlafstätten unseren europäischen Begriffen von Behausungen weit mehr, als die Häuser der Japanesen. Das mit zähen Pflanzenfasern aneinandergebundene Fachwerk der nur 4 bis 5 Fuß hohen, etwas nach innen geneigten Wände ist von außen und innen mit Rohr belegt, und zwar liegen die Rohrstäbe an der innern Seite einzeln neben einander, an der äußern in kleinen Bündeln. Ebensolche Rohrbündel, in gleichmäßigen Reihen zierlich über einander gelegt, bilden auch die Bedeckung des über 20 Fuß hohen steilen Daches, in dem sich an der einen Seite dicht unter dem Firstbalken ein dreieckiges Loch für den Abzug des Rauches befindet. Ein niedriger, ebenfalls bedachter, fensterloser Vorbau, in

den eine mit einer starken Rohrmatte verhängte Thür führt, bildet den Zugang zu jedem größern Hause. In diesem Eingangsraume werden gewöhnlich die Jagd- und Fischfanggeräthe, ein hölzerner Kasten, der den Hirsevorrath der Familie enthält, der große Holzmörser zum Stoßen der Hirse und ein Vorrath von Rohr zum Ausbessern des Daches und der Wände aufbewahrt. Der eigentliche Wohnraum, in den man durch eine mit Matten und Thierfellen verhängte Thür gelangt, hat meist eine Länge von 30 bis 40, eine Breite von 15 bis 20 Fuß. Die unverhältnißmäßige Höhe des von Rauch und Ruß geschwärzten Daches hat etwas Imposantes. Von den Dachbalken hängen die zum Räuchern bestimmten Fleischstücken und Fische, auch wohl Speere, Bogen und ähnlicher Besitz herab. Dicht unter dem Dache befinden sich in der einen Wand zwei oder drei kleine quadratische Fensteröffnungen, die bei Nacht mit hölzernen Läden verschlossen werden. In das Fenster eines Hauses hineinzublicken gilt bei den Ainos für die schwerste Beleidigung der Bewohner. An der linken Seite der Thür ist ein beinahe zwei Fuß hoher, breiter Tritt angebracht, der, mit einer Matte belegt, die Schlafstätte bildet. Als Kopfkissen dienen mehrere kleine, steife Polster; eine Matte, die an einem horizontalen Balken davor hängt, schließt die Schlafstätte gegen den übrigen Raum ab. Jede größere Familie besitzt mehrere solcher Schlafstätten, außerdem noch zwei transportable Tritte, die als Ehrenplätze für Gäste an das Feuer gestellt und mit Bärenfellen belegt zu werden pflegen. Der ganze Fußboden ist mit groben Rohrmatten bedeckt, auf die rings um die rechteckige Feuerstätte noch feinergeflochtene ausgebreitet werden. Der große eiserne Kessel, der an einem starken Strick über dem Feuer hängt, ein Wasserfaß neben der Thür, einige lackirte oder rohe Holzschalen, hölzerne Löffel und Eßstäbe, ein Hackbrett und ein ziemlich rohes Hackmesser; zwei hölzerne Ständer der einfachsten Art, deren einer zur Aufnahme der langen Spähne von Birkenrinde dient, welche das gewöhnliche Beleuchtungsmaterial bilden, während auf den andern die rohe Thonschale gestellt wird, in der bei besonderen Gelegenheiten ein mit Thran getränkter Docht gebrannt wird; die verschiedenen Bestandtheile ihres einfachen Webstuhls; Jagdgeräth und Netze, Rohr und Binsen zur Herstellung der Matten, Rindenbast zur Verfertigung ihrer Kleider, getrocknetes Fleisch, Fische und Felle, die von den Dachbalken herabhängen: hieraus besteht der Inhalt eines Aino-Hauses und der unentbehrliche Besitz jeder Aino-Familie. Ihren Reichthum aber bildet ein mehr oder minder großer Schatz an japanischen Kunstprodukten, meist alten, reichverzierten Lack-, Porcellan- und Metallgefäßen, Waffen und Rüstungen, eingelegter Arbeit, Bildern u. s. w. Auch die ärmste Aino-Familie besitzt mindestens ein derartiges Stück, das den Stolz der räucherigen Hütte ausmacht und fast so hoch geehrt wird, wie die Hausgötter. Das zur Aufstellung dieser Raritäten bestimmte Fach befindet sich in jedem Aino-Hause an der nämlichen Stelle dicht neben dem großen Hausgotte. Nur wenn es sich um das Heirathsgut für eine Tochter oder um das an den Vater der Braut zu entrichtende Geschenk handelt, trennt sich ein Aino freiwillig von einem Stücke dieses altererbten Besitzes, von dem gar manches gewiß durch Tauschhandel nach Jesso gekommen ist, wenn auch jede Familie behauptet, ihre Vorfahren hätten die Kostbarkeiten von dem Statthalter des Schogun, dem Fürsten von Matsumae und anderen Großen des japanischen Reiches als Geschenke erhalten.

Einiges über St. Thomé.

Afrika, und besonders der westliche Theil desselben, nimmt jetzt in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der gesitteten Welt in Anspruch, daß es vielleicht wohl von Interesse sein möchte, etwas Näheres über die kleine, aber mit üppiger Vegetation und Natur beschenkte Insel St. Thomé zu erfahren. Sie ist eine portugiesische Besitzung und wird von einem Gouverneur regiert, der seinen Sitz in dem kleinen, aber herrlich gelegenen Städtchen St. Thomé hat. Die Bewohnerschaft, deren Zahl sich auf ungefähr 2000 Weiße und 21000 Schwarze beläuft, besteht meistentheils aus Eingeborenen von trägem, hochmüthigem Charakter, die die Arbeit scheuen, sie sogar als eine Schande betrachten, daher die Roceiros (Plantagenbesitzer) gezwungen sind, mit ziemlich bedeutenden Kosten Arbeitskräfte von der Küste kommen zu lassen. Diese sogenannten Colonnen, die sich durch Kontrakt auf zwei bis fünf Jahre verbinden, stehen unter ganz besonderem Schutze der portugiesischen Regierung, die einen höhern Beamten eigens dazu angestellt hat, ihre Interessen zu vertreten und darauf zu sehen, daß der Roceiro seinen Verpflichtungen ihnen gegenüber nachkommt. Diese Colonnen kommen größtentheils aus der Provinz Angela, doch auch Cabinda und die Kruküste liefert ihr Kontingent; die letzteren beiden werden aber weniger zur Bearbeitung der Roços, als wie zum Seedienste verwendet.

Unzweifelhaft kommen dem Roceiro die Arbeitskräfte zu theuer zu stehen, denn jeder Neger kostet ihm mit Transportkosten u. s. w. bei seiner Ankunft in St. Thomé ungefähr 250 Mark; dazu ist er verpflichtet, ihm jährlich zwei Anzüge und monatlich 3 Mark 10 Pfennig Lohn zu geben, d. h. in den ersten zwei Jahren; späterhin muß der Lohn jährlich erhöht werden. Als Nahrung erhalten sie täglich ein halbes Pfund gedörrten Fisch, fünf Brot-Bananen, ein halbes Liter Maniokmehl und Palmöl. Ihre Mahlzeiten bereiten sie sich in der Regel während ihrer Ruhestunden selbst.

Die Insel ist äußerst fruchtbar; ihre Hauptkultur besteht in Kaffee und Kakao, beides von vorzüglichster Qualität. Der ganze Export ist beinahe ausschließlich nach Lissabon gerichtet, wo der St.-Thomé-Kaffee seinen größten Konsum hat, da man dort seinen feinen, aber kräftigen Geschmack sehr liebt. Das Klima sowohl wie der Boden würde sich noch zu vielen anderen Kulturen eignen, aber der Mangel an Arbeitern hindert eben den Besitzer, seinen Boden so auszubeuten, wie er wohl könnte. In den letzten Jahren hat man mit gutem Erfolg auch Quinapflanzungen angelegt und hegt in Bezug darauf die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Auch Vanillen vom Gabon importirt scheinen hier vortrefflich gedeihen zu wollen.

Der Eingeborene, im höchsten Grade genügsam, ernährt sich hauptsächlich von Mais, Maniok, süßen Kartoffeln, Brot-Banane (Banana Pão), selbst bereitetem Palmöl und etwas getrocknetem Fisch, der von Mossamedes importirt wird. Dadurch, daß die Natur ihnen ohne jegliche Mühe

Alles gewährt, fehlt ihnen die Noth zu arbeiten, denn aus dem Erlös des wenigen Kaffees, den ihre kleine Roça erzeugt, haben sie hinreichende Mittel, um ihre anderen kleinen Ausgaben zu bestreiten. Ein jeder Eingeborene, sei auch seine Roça noch so klein, giebt im Laufe des Jahres ein Fest, wozu er Verwandte und Freunde einladet. Auch bei Todesfällen unterlassen die Hinterbliebenen nicht, ein solches Fest zu veranstalten, das oft tagelang ununterbrochen mit Tanz und Schmausereien fortdauert. Dabei fällt mir ein kleines Beispiel ein, das uns neulich unser Arzt erzählte. Er war zu einem Manne gerufen worden, den er im kläglichsten Zustande antraf; er bedeutete der Frau, daß der Mann hauptsächlich kräftiger Nahrung bedürfe, um wieder seine früheren Kräfte zu erlangen; das Weib fing an über ihre Armuth zu klagen, daß sie nichts besäße um Fleisch zu kaufen. „Aber," sagte der Doktor, „Du hast ja da eine Ziege und Hühner, schlachte sie doch für Deinen Mann!" „Und was sollte ich meinen Freunden zu essen geben, wenn er nun doch stürbe? Nein, das geht auf keinen Fall!"; und die Frau war nicht zu bewegen, die Thiere zu schlachten, aus Furcht, ihren Gästen beim Todesfeste nichts vorsetzen zu können. Es giebt auch dergleichen Feste, wo der Wohlhabendere sich nicht scheut, 6000 bis 9000 Mark für Feuerwerk, Champagner ꝛc. auszugeben; daher giebt es auch nur wenige Eingeborene von wirklich bedeutendem Vermögen, trotz des Reichthums und der Ergiebigkeit des Bodens. Der Schwarze ist und bleibt eben im Grunde des Charakters ein Verschwender. Der Hauptbesitz befindet sich natürlich in den Händen der Weißen.

Das größte Uebel hier auf der Insel wie auch an der ganzen Küste ist das höchst ungesunde Klima. Die Europäer haben vielfach vom Fieber zu leiden, besonders diejenigen, die gezwungen sind, im niedern Theile der Insel und in der Stadt zu leben. Dagegen bieten einige höher liegende Roças eine beinahe europäische Temperatur. Wenn auch für Viele das Klima verderblich ist, so giebt es dagegen auch Fälle, wo der Europäer sich vollständig akklimatisirt hat. So kenne ich verschiedene Herren, die schon über 25 Jahre hier leben und sich trotzdem einer kräftigen Gesundheit erfreuen. Natürlich gehört dazu vor allen eine regelmäßige und gesunde Lebensweise, kräftige Nahrung und besonders richtiger Gebrauch des Chinins. Mit dieser Waffe in der Hand braucht man kaum das Fieber sehr zu fürchten. Wir sind jetzt hier mit unseren Kindern, die kleinsten im Alter von sechs und sieben Jahren, seit ungefähr acht Monaten, haben freilich vielfach vom Fieber zu leiden gehabt, das aber eben so schnell gewichen, wie es gekommen ist, da sofort dem Kranken die nöthige Hülfe geleistet wurde. Groß und Klein nimmt Jeder von uns des Morgens beim ersten Frühstück eine Pille Chinin, als Präservativ; jedenfalls tritt dann das Fieber nicht mit solcher Kraft auf, als wenn man den Gebrauch des Chinins vernachlässigt.

Was für die Kinder wie auch für uns eine besondere Qual wurde, war ein Ausschlag, der sich, bald nach unserer Ankunft, am ganzen Körper zeigte. Man nennt es Lichen tropical; wohl jeder Ankömmling ist diesem höchst lästigen Uebel unterworfen. Ein anderer Uebelstand ist der Fußfloh (pulex penetrans), welcher vor einigen Jahren von Brasilien nach hier verschleppt wurde. Diese kleine Bestie wurde eine Zeitlang eine wahre Kalamität für die Einwohner der Insel, bis man das Uebel erkannte.

Das Weibchen des pulex bohrt sich in die Füße ein, am liebsten unter die Nägel, und legt dort seine Eier, die sich dann in einem kleinen Sack ausbilden. Dieser Sack mit dem Floh und den Eiern muß herausgenommen werden, und zwar verursacht diese kleine Operation wenig Schmerzen. Das Loch füllt man mit etwas Cigarrenasche oder wäscht es mit Alkohol, und so hat es weiter nichts zu sagen, vernachlässigt man es aber, oder wie es bei mir geschah, hat sich der pulex zu tief unter den Nagel eingebohrt, so verursacht er sehr große Schmerzen und kann sogar gefährliche Folgen haben. Ich war in Folge davon zwei Monate am Gehen verhindert und viele schlaflose Nächte wurden mir durch den peinigenden, juckenden Schmerz verursacht. Nicht selten sieht man Schwarze, denen eine oder die andere Zehe hat abgenommen werden müssen.

Alle diese Widerwärtigkeiten abgerechnet, kann man hier ganz gut leben. Es ist zwar Alles, was Lebensmittel und Kleidung anbetrifft, sehr theuer, aber man kann es doch haben; mehrere sehr wohl sortirte Läden existiren in der kleinen Hauptstadt und machen scheinbar gute Geschäfte. Diejenigen dagegen, die größern Verbrauch haben, lassen sich ihren Bedarf an Waaren direkt von Lissabon kommen, mit dem St. Thomé in monatlicher Dampfschiffsverbindung steht. Wir erhalten jeden Monat unsern Bedarf direkt, sind auf diese Weise immer im Stande, die Sachen möglichst frisch zu empfangen, und leben nicht schlechter als wie in Lissabon. Hühner und Enten (stumme Enten) giebt es in Menge, jedoch ist das Fleisch der ersteren nicht schmackhaft, sondern schwärzlich und zäh. Rindvieh wird meistens vom Süden (Benguella, Mossamedes) importirt; das Fleisch ist aber schlecht, oft ungenießbar. Dagegen ist die Schweinezucht eine bedeutende, und finde ich das Fleisch sehr schmackhaft und angenehm.

In meinem kleinen Gemüsegarten habe ich die besten Erfolge mit deutschen Gemüsesamen gehabt. Die herrlichsten Kohlköpfe, Kohlrabi, Bohnen und Salat liefert er mir das ganze Jahr hindurch, nur richten in der Regenzeit die ungeheuern Regengüsse großen Schaden an. Als neulich die beiden Herren Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann auf ihrer Durchreise nach Loando St. Thomé berührten, hatten wir das Vergnügen, sie bei uns zu begrüßen, und konnte ich ihnen zur allseitigen Genugthuung deutsches Gemüse aus deutschen Samen gezogen vorsetzen.

St. Thomé, Januar 1880. J. S.

Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

I.

Der regelmäßige kunstvolle Bau des Bienenstaates lenkte bereits früh das Auge des Menschen auf seine emsigen Bewohner, deren süßes Erzeugniß ihm eine der ersten Würzen seiner einfachen Speise darbot. Die staatliche Or-

ganisation, die Regelmäßigkeit der Beschäftigung, das Wunder der Verwandlung des Blüthenstaubes in Wachs und Honig, mancherlei Eigenthümlichkeiten des arbeitsamen Lebens, welche einen tiefern Sinn ahnen ließen, rückte dieses Thierchen dem Menschen näher, als ihm nach seinem Platze auf der Stufenleiter der Thiere eigentlich zukam; sein instinktmäßiges Handeln erschien wie Aeußerung eines bewußten planmäßigen Wollens und schied es dadurch von der übrigen Thierwelt; die Verborgenheit seines geschlechtlichen Lebens ließ es als ein besonders reines Thier erscheinen, als ein Liebling der Götter, als ein Symbol der unbefleckten Seele. Diese Gesichtspunkte kannte bereits das orientalische und klassische Alterthum und kein Wunder war es, daß seine Naturkundigen in Bewunderung vorliegender Eigenschaften dem Thierchen auch noch andere andichteten, welche als aus einer oft menschlichen Verstand übersteigenden Weisheit hervorgehend erschienen: thut ja doch unsere Volksweisheit dasselbe, ist ja doch auch ihr die Biene noch ein höheres Wesen, scheut ja doch auch sie sich noch dieselbe mit den anderen thierischen Wesen auf eine Stufe zu stellen.

Den Griechen galt Demeter als die Geberin des Honigs — als ein Blüthenerzeugniß konnte diese Gabe ihr mit dem meisten Rechte zugeschrieben werden — und ihr geweiht und mit ihr mehrfach in Verbindung gesetzt erscheint daher auch die Biene; Bienen (Melissai) war der Name ihrer Priesterinnen sowohl als der in ihre Mysterien eingeweihten Frauen. Der gleiche Name kam aber auch noch den Priesterinnen einiger anderer Gottheiten zu; „Biene von Delphos" nennt Pindar die pythische Priesterin, und an diesem dem Apoll heiligen Orte befand sich auch das Tempelchen, welches die Bienen kunstvoll aus Wachs und Federn zubereitet, und welches auf sein Geheiß die Hyperboräer als Geschenk dorthin gestiftet hatten [1]).

Dem Apoll als Bienengott wurde am 24. Juli ein Opfer dargebracht, während in Böotien dem Priapos „da wo Bienenstöcke sind" Verehrung erwiesen wurde; ferner tritt noch im Alterthum Pan als Beschützer der Bienen auf; auch eine Mellonia weiß Augustin als römische Honiggöttin zu nennen [2]).

Außer der Demeter erscheint die Biene noch der ephesischen Artemis häufig auf Münzen beigesellt — Bienen hatten den Joniern den Seeweg von Attikas Küste nach Kleinasien gewiesen —, wie sie gleichfalls auf Münzen von Neapel neben dem Dianakopf auftritt [3]).

In der indischen Götterlehre wird Wischnu bisweilen als Biene auf einem Lotosblatt dargestellt und seiner Erscheinung als Krischna (der Schwarze) ist die durch eine dunkelblaue, fast schwarze Farbe ausgezeichnete große Biene geweiht, welche daher auch auf Abbildungen über seinem Haupte flattert oder auf seiner Stirn sitzt. Ferner eignet die Biene dem Kama, dem indischen Liebesgotte, welcher stets vom Kukuk, der Hummel und sanften Lüftchen begleitet wird, und dessen Bogensehne aus Bienen verfertigt ist, dessen fünf blumenumwundene Pfeile, welche je einen Sinn der Götter oder Menschen verwunden, an ihrer Spitze einen Bienenstachel (oder aber auch je eine Blume von erhitzender Eigenschaft) tragen [4]). Biene (Bhramari) ist auch ein Beiname der Kâli, der Gemahlin des Schiwa, welchen sie der Legende nach erhielt, weil sie den Dämonen Arunas besiegte, indem sie eine aus Bienen zusammengesetzte Gestalt annahm und ihn so zu Tode marterte [5]).

Wie überhaupt die leichten geflügelten Wesen vom Volksglauben als Repräsentanten der Seelen betrachtet werden, diese selbst als Vogel, Schmetterling, Fliege rc. in Märchen und Sage auftreten, so erscheint auch die Biene als Seele in der Anschauung der verschiedenen Völker.

Als solche hatte sich die Seele, wie eine Unterengadiner Sage erzählt, aus einem alten Weibe entfernt, welche man daher leblos am Wege fand und welche erst zur Besinnung zurückkehrte, nachdem die herum summende Biene wieder den Weg in ihren Mund gefunden hatte [6]); als solche oder als Bremse, Hummel, Wespe entsenden auch in deutschen Sagen die Hexen ihre Seelen, während ihr Körper regungslos zurückbleibt [7]); als Hummel liebt der Teufel in der Rolle eines spiritus familiaris seine Schützlinge zu begleiten [8]). In einem altgriechischen Märchen dient eine Biene als Botin zwischen einer Hamadryade und ihrem Geliebten; einmal von ihm, da sie ihn gerade beim Spiele stört, hart angefahren, ist sie die Ursache, daß die erzürnte Nymphe ihn mit Blindheit straft; auch hier ist wohl, wie mit Recht vermuthet wird, die Biene ursprünglich die Seele der Nymphe gewesen, welche in dieser Gestalt den Geliebten besuchte [9]).

Daß auch der indischen Auffassung die Biene als Seele nicht fremd ist, zeigt uns der in diesem Jahrhundert in Kaschmir vorgekommene Fall, daß nach dem Tode des Tyrannen Gholap Singh derselbe sich in eine Biene verwandelt haben soll, und daher diese als geheiligte Thiere betrachtet wurden [10]); ferner auch der Zug der Heldensage, daß das Leben des Mairavana, des Feindes des Rama, als Bienen in einer Höhle sich befand, und ihm nicht eher das Leben genommen werden konnte, als bis diese von Hanuman, dem Freunde des Rama, getödtet waren [11]). Ihre schärfste Ausbildung erhielt aber diese Idee in der Seelenlehre der Neuplatoniker, welchen die Biene, die obgleich ausfliegend doch der Heimath nicht vergißt, als ein bedeutsames Symbol der sich im Leben rein erhaltenden, auf ihre Rückkehr in höhere Sphären denkenden Seele galt [12]); in der Gestalt von Bienen kehrten gleichfalls die Seelen der Todten vom Monde, welcher selbst Biene genannt wird, auf die Erde herab, um neue Körper aufzunehmen [13]). Auch bereits den alten Pythagoräern sollen nach Porphyrius die Bienen für die Seelen aus der Zeit der ersten Unschuld oder für selige Geister gegolten haben [14]).

In der griechischen Symbolik erscheint die Biene ferner noch, da sie die Heimath verläßt und sich in einem neuen Staate ansiedelt, häufig als das Symbol einer Kolonie; in ihrer Gestalt waren die Musen die Führer der Jonier von Attika nach der kleinasiatischen Küste gewesen [15]). Auch die unterirdische Orakelstätte des Trophonios in Böotien wiesen Bienen den Suchenden, indem sie vor ihnen in die Erde flogen [16]).

Das Geheimnißvolle der Bienenzeugung, das Verborgene des Zeugungsaktes selbst ließ früh schon die Meinung aufkommen, daß ihre Erzeugung nicht auf geschlechtlichem Wege geschehe. „Ir kainen unkäuscht mit der andern noch habent zuo enander unkäuschen glust und habent kainen smerzen in irr gepurt" erzählt uns in Anlehnung an seine antiken Vorbilder der Verfasser der ersten deutschen Naturgeschichte [17]), und den gleichen Glauben finden wir in China wieder, wo von den Erdbienen behauptet wird, daß sie keine Weiber hätten, sondern die Jungen der Würmer des Maulbeerbaumes nähmen und aufzögen [18]). Diesem Glauben einer spontanen Erzeugung in Verbindung mit mythischen Vorstellungen verdankt die griechische Anschauung von der Geburt der Bienen aus dem Stierleibe ihren Ursprung, für welche die ältesten Zeugen griechische Dichter aus dem Zeitalter der Ptolemäer sind [19]) und welche später häufig bei Dichtern und Naturkundigen bis in den Beginn der neuern Zeit, wo noch Melanchthon sie für wahr und für einen Beweis der Vorsehung, sowie für ein herrliches Bild der christlichen Kirche gehalten hat, wiederkehrt [20]). Virgil beschreibt in seinem Gedichte vom Landbau, wie man in Aegypten um

neue Bienen zu erhalten einem Farren Nase und Mund verstopfe und nächstdem sein Inneres durch die unblutige Haut mürbe stampfe, und beschreibt dann die Entstehung folgendermaßen:

> Aber die gährenden Säft', im zarten Gebein sich erhitzend,
> Sieden indeß, und ein Schwarm seltsamer Beseelungen zeigt sich,
> Mangelnd der Füße zuerst, doch bald mit schwirrenden Flügeln.

Zuerst habe Aristäus auf diese Art, als erzürnte Nymphen durch eine Seuche seine Bienen vernichtet, neue Schwärme erhalten, indem er auf den Rath seiner Mutter Cyrene diesen Nymphen ein Sühnopfer von Rindern gebracht hätte, aus deren verwesendem Fleische dann Bienen emporgeschwärmt seien [21]). Allgemeinen Beifall scheint aber diese eigenthümliche Bienenerzeugung nicht bei den Römern gefunden zu haben; sowohl dem Celsus als dem Columella will es scheinen, als ob diese Kunst denn doch mehr Schaden als Nutzen brächte [22]). Porphyrios deutet die Bienenentstehung aus dem Leichnam des Stiers dadurch, daß der Mond, welcher auch Biene (Melissa) genannt werde, im Zeichen des Stieres kulminire [23]).

Aehnlichen Ursprung wie diesen „Stiergeborenen", diesen „geflügelten Kindern der verwesenden Kuh", schrieb man nun auch den Wespen und Hornissen zu, welche aus verfaulenden Pferden — nach Servius sollen aus diesen aber auch die Drohnen kommen — entstehen sollten [24]); nach Konrad von Megenberg kommen sie aber aus eingegrabenen Eselshäuten, während aus dem Eselleibe selbst rothe Fliegen entstehen [25]).

Diese Bienenentstehung aus dem Stierleibe erscheint auch in den dionysischen Mysterien wieder; der Gott selbst, nachdem er in der Gestalt des Stieres zerrissen worden, soll in Gestalt einer Biene wiedergeboren sein [26]). Die Verbindung von Rind und Biene zeigen uns ferner noch griechische und römischen Münzen [27]), und sogar im Norden wies das im Jahre 1653 zu Tournay entdeckte Grab des Frankenkönigs Childerich des Ersten goldene Bienen im Verein mit einem Stierkopf auf [28]).

In der hebräischen Heldensage erscheint der Löwe verbunden mit der Biene; in dem von Simson zerrissenen Löwen nistet ein Bienenschwarm und giebt ihm die Idee seines Räthsels „Vom Fresser kam Fraß, und vom Starken kam Süßigkeit" [29]). In den Mithrasmysterien treten beide Thiere gleichfalls verbunden auf [30]).

* * *

Unter den verschiedenen Eigenschaften, welche der Volksglaube den Bienen zuschreibt und welche sie dem Volke in einem bessern Lichte als andere thierische Wesen erscheinen lassen, ist zunächst ihre Vorliebe für körperliche und geistige Reinheit, ihre Abneigung gegen alles körperlich oder moralisch Befleckte, gegen alles Rohe und Frevelhafte hervorzuheben. Ihre eigene Unschuld läßt sie sofort erkennen, ob eine sich nähernde Person auch eine keusche ist; bereits Plutarch und Aelian berichten, daß sie Personen, welche von einem unkeuschen Umgange kommen, angreifen und verfolgen [31]), und noch der jetzige französische Volksglaube läßt sie die Eigenheit besitzen, eine tugendhafte Frau von einer leichtsinnigen zu unterscheiden und letztere gern mit ihren Stichen zu verfolgen [32]); gleichfalls behauptet der böhmische, daß eine ehrsame Jungfrau sicher vor ihren Stichen sei [33]). Abschen vor Menstruirten schreibt ihnen Plinius zu; auch gegen Leichen sollen sie nach antiker Anschauung heftigen Widerwillen zu erkennen geben; Abneigung sowohl gegen übele Gerüche als auch gegen Wohlgerüche schreibt diese ihnen gleichfalls zu, so daß parfümirte Leute ihren Stichen ausgesetzt gedacht wurden [34]).

Beim Einfassen eines Bienenschwarmes muß, wie man in Oberbayern behauptet, ein keusches Mädchen sein; im Kanton St. Gallen hält man frische Wäsche dabei für nöthig, während man Larven und Handschuhe verschmäht, da die Bienen dem Reinen, welcher sie freundlich behandelt, nichts thun; nach altrömischer Vorschrift mußte man vor dem Ausnehmen sich den Mund spülen [35]).

Ein jeder, welcher mit den Bienen in Berührung kommt, soll überhaupt ein moralisch guter Mensch sein, denn nur reine und getreue Leute dulden sie um sich, während sie unreine und falsche mit ihrem Zorne verfolgen [36]); daher gedeihen sie nicht dort, wo rohes und trügerisches Wesen wohnt [37]); sogar bei geizigen Leuten gehen sie nach böhmischem Glauben schon ein [38]), nach altrömischem verabscheuen sie auch Diebe [39]).

In ihrer Gegenwart soll man sich stets anständig benehmen und freundlich mit ihnen verfahren; schon Plinius wußte, daß andernfalls die Stöcke aussterben [40]), und der Schweizer Volksglaube weiß, daß sie es thun, wenn in Gegenwart der Biene geschworen oder geflucht wird [41]); der französische, daß sie im letztern Falle den Sünder mit ihren Stichen verfolgen oder ihn wohl gar eines Auges berauben, selbst gegen einen unanständigen Scherz sind sie sehr empfindlich [42]). In der Normandie, wo man ihnen das Verstehen alles Gesprochenen zuschreibt, glaubt man, daß sie sich gelegentlich für Beleidigungen rächen, dagegen gut behandelt dem Hause Heil bringen [43]); in der Schweiz, daß sie dem Menschen überhaupt nichts thun, wenn er nur keine bösen Worte braucht [44]).

Unrecht verträgt die Biene überhaupt nicht; ein gestohlener Schwarm wird nie gedeihen, sondern bald aussterben, was schon Plinius berichtet und unser heutiger Volksglaube bestätigt, wenn er nicht, wie der französische annimmt, daß der Schwarm zum rechtmäßigen Besitzer zurückkehrt [45]). Der Westfale behauptet, daß, wie der Bienenstock so auch der Obstbaum und der Wermuth kein Unrecht vertrage, und daß namentlich Diebstahl von Bienen, Flachs und Federvieh der armen Seele weh thue [46]).

Nach französischem Glauben wollen die Bienen auch nicht einmal verkauft sein und rächen sich an dem Käufer durch Nichtgedeihen, zuweilen auch an dem Verkäufer durch anderweites Unglück; nur tauschen oder verschenken darf man sie [47]). Der praktische Engländer, bei dem dieser Glaube gleichfalls stellenweise herrscht, weiß sich zu helfen, indem er zwar den Bienenstock verschenkt, dabei aber als selbstverständlich das gleichwerthige Gegengeschenk in Korn, welches meist schon durch den Brauch festgesetzt ist, in Anspruch nimmt [48]). In Schwaben darf man wenigstens beim Immenkauf nicht feilschen [49]).

Der enge Zusammenhang, in welchem der Bienenschwarm mit seinem Besitzer steht, hat seinen schärfsten Ausdruck in den Vorschriften gefunden, welche bei dem Tode des Herrn und dem Uebergang an den Erben zu beobachten sind, und welche sich gleichmäßig durch ganz Deutschland, England und Frankreich, dann auch bei den Litthauern und den Serben verbreitet finden.

Zunächst ist es nöthig, den Bienen den Tod ihres Herrn, bei den Litthauern auch den der Wirthin, in einzelnen Gegenden Englands auch den naher Verwandter, in aller Form, meistens mit einer feststehenden Formel anzuzeigen, wie z. B.

> Der Wirth ist todt (Norddeutschland);
> Der Vater ist todt (Voigtland);
> Bienchen, der Hausvater ist gestorben (Böhmen);
> Ihr Bienen, euer Herr ist gestorben (Oesterr.-Schlesien);

Dein Herr stirbt (Westfalen);
Bienchen, seid wach, euer Meister geht weg (in den Kempen);
Bienen, wacht auf, euer Herr ist todt (Westfalen)[50].

Durch die Ansage des Todes scheint gewissermaßen das Band gelöst, welches sie mit ihrem alten Herrn verknüpfte, und die Gefahr, daß sie ihm nachziehen, abgewendet zu werden[51]. Die Pflicht dieser Anzeige steht meist dem Rechtsnachfolger, dem Erben des Hausherrn, zu, auch wohl die Frau[52]) oder ein sonstiger naher Anverwandter[53] darf damit betraut werden, und wird dabei gewöhnlich an jeden Korb ein- oder dreimal angeklopft oder angestoßen — in Böhmen muß das Anklopfen mit dem Hausschlüssel[54], in Litthauen die Anzeige durch Klingeln mit den Schlüsseln geschehen[55] —, wodurch in Westfalen gleichzeitig ein Erwecken oder Verhindern des Einschlafens (wohl als Folge des Einschlafens ihres Herrn) bezweckt zu werden pflegt; träge und schläfrig werden die Bienen, welche nicht so aufgeweckt worden sind[56].

Anstatt des Anklopfens ist in vielen Gegenden auch ein Rücken der Körbe oder Hinstellen an einen andern Ort, sei diese Veränderung auch noch so gering, vorgeschrieben, sowohl in Deutschland als auch in England und Frankreich; im Oldenburgischen müssen die Körbe auch, wenn die Leiche weggefahren wird, so umgedreht werden, daß die Fluglöcher nach hinten zu liegen kommen[57], vielleicht um die Bienen am Nachfolgen zu verhindern.

Wenn der Erbe dem Korbe den Tod seines alten Herrn ankündigt und sich dadurch als den neuen Besitzer vorstellt, muß er ihnen gleichzeitig versprechen, sie eben so gut zu halten als sein Vorgänger und sie bitten sich nicht zu entfernen, sondern nunmehr für ihn zu arbeiten.

„Biene, dein Herr ist todt,
Du sollst haben keine Noth"

lautet dabei der westfälische Spruch[58] und ähnlichen Inhalt haben die französischen und englischen Formeln, welche bei dieser Gelegenheit angewendet werden. Ist aber der Erbe ein Taugenichts, dann nützt, wenigstens nach französischem Glauben, alles Anzeigen und Auffordern nichts, der Bienenschwarm verläßt dennoch seine alte Stätte und fliegt fort[59].

Wie die Familie trägt auch der Bienenschwarm Trauer um den Tod des Hausherrn und es darf nicht übersehen werden, die Stöcke in schwarzen Flor zu kleiden oder ihnen ein schwarzes Läppchen als Trauerzeichen umzulegen, wenn man nicht ein Aussterben der Schwärme besorgen will. Deutschland, England und Frankreich theilen sich wiederum in diese Sitte. In England kommt auch noch ein Einladen der Bienen zum Begräbniß vor[60], in Frankreich ein Begraben eines Kleidungsstückes des Todten angesichts der Bienenstöcke, um die Bienen so gewissermaßen am Begängniß theilnehmen zu lassen[61], während man umgekehrt im Oldenburgischen der Leiche etwas aus dem Bienenstocke mitgiebt, damit der Schwarm gut gedeihe und nicht gestohlen werde[62]. Der Tod einer Biene muß nach französischem Glauben gleichfalls dem Stocke angezeigt und dieser mit einem Stückchen schwarzen Zeuges bekleidet werden, wenn er nicht eingehen soll[63].

Nimmt der Schwarm so am Tode der Familie Theil, so will er andererseits auch an Freudentagen namentlich an Hochzeitstagen nicht vergessen sein und dann ein rothes Gewand tragen, um sich mit den Menschen zu freuen. Diese Bekleidung kommt in Böhmen und anderwärts in Deutschland vor[64]; besitzt das junge Paar Bienenkörbe, so muß es ihnen in Westfalen gleichfalls unter Anklopfen vorgestellt, und müssen die Bienen gebeten werden, die junge Frau, wenn sie später Kinder erhält, nicht zu verlassen[65].

Wird bei den beschriebenen Bräuchen beim Tode des Herrn irgend etwas versehen, dann sterben die Bienen ihrem alten Besitzer nach, oder sie wandern aus und suchen sich selbst eine neue Heimath — in Schwaben behauptet man auch, daß der Honig dann Durchfall verursache[66] —, überhaupt aber glaubt man in einigen bayerischen Gegenden, daß mit Sterbebienen kein Glück sei[67], und schon Coler in seiner im 17. Jahrhundert erschienenen Oekonomie erwähnt der Abneigung Bienen, deren Herr gestorben ist, zu kaufen, da sie bald nachstürben[68].

---

1) F. A. v. Besnard, Erläuterungen zu Arnobius. Landshut 1842, S. 280, 474. Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipzig und Darmstadt 1839, Bd. 4, S. 353; Bd. 2, S. 586. Pausanias, Beschreibung von Griechenland, Buch 10, Kap. 5, §. 9.

2) W. Menzel, Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. 2, S. 126. Pausanias 9, 31, 1. R. H. Klausen, Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha, S. 187. Besnard S. 474.

3) Creuzer Bd. 2, S. 585/86. Auf Münzen von Metapontum erscheint die Biene neben der Aehre, also wieder in Beziehung auf Demeter. Ebendaselbst.

4) Angelo de Gubernatis, Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1874, S. 507. F. A. Wiese, Indien oder die Hindus. Leipzig 1836/7, Bd. 1, S. 257, 252. Wollheim da Fonseca, Allgemeine vergleichende Mythologie. Berlin 1856, Bd. 1, S. 120.

5) Wollheim Bd. 1, S. 85.

6) D. Jecklin, Volksthümliches aus Graubünden. Zürich 1874, Bd. 1, S. 59.

7) A. Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 212/3.

8) J. N. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857, S. 248.

9) F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 55, Anmerkung.

10) „Globus" Bd. 3, S. 27.

11) W. Taylor, A. catalogue raisonnée of Oriental manuscripts in the library of the College Fort Saint George. Madras 1857, Vol. 3, p. 278.

12) Creuzer Bd. 2, S. 586/7; Bd. 4, S. 358.

13) Gubernatis S. 507.

14) Menzel Bd. 2, S. 127.

15) Creuzer Bd. 2, S. 585/6.

16) Pausanias 9, 40, 2.

17) Konrad von Megenberg, Das Buch der Natur. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861, S. 288.

18) A. Pfizmaier, Zur Geschichte der Wunder in dem alten China. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 68, S. 856.

19) Besnard S. 340 (nach Voß).

20) O. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer. Gotha 1856, S. 596, Anmerkung (nach Voß).

21) Virgil, Gedicht vom Landbau. Gesang 4, Vers 281 u. folg.

22) Lenz S. 595/6, Anmerkung.

23) Menzel Bd. 1, S. 59.

24) Creuzer Bd. 2, S. 585 (Elegiker Philetas, Archelaus); Bd. 4, S. 354. Lenz 559, 574, 560. Ovid, Verwandelungen, Gesang 15, Vers 362 u. folg. Wessen koment eteswenn von pfärdes flaisch, sam Clemens der päbst spricht. Megenberg S. 309.

25) Megenberg S. 292.

26) Gubernatis S. 507.

27) Klausen S. 186, Anmerkung.

28) Gubernatis S. 507. Creuzer Bd. 4, S. 361. Letzterer setzt dieses Faktum in Verbindung mit den Mithrasmysterien.

29) Buch der Richter Kap. 14, Vers 14 u. folg.

30) Gubernatis S. 508.

31) Plutarch, Ehevorschriften, Kap. 44. Aelian, Thiergeschichten, Buch 5, Kap. 11.

32) J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig, Bd. 1, S. 248 (Nro. 568).

33) J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864, Nro 604.

34) Plinius, Naturgeschichte Buch 11, Kap. 15. Creuzer Bd. 4, S. 349. Lenz S. 571, 574 (nach Aristoteles und Varro). Aelian, Thiergeschichten, Buch 1, S. 58.

35) Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. Mün-

chen 1848/55, Bd. 2, S. 173. K. Steiger, Sitten und Sprüche der Heimath. St. Gallen 1839, S. 15. Virgil, Gedicht vom Landbau, Gesang 4, Vers 230.

36) (Pachelbel), Ausführliche Beschreibung des Fichtelberges. Leipzig 1716, S. 108.

37) Steiger S. 16.

38) Grohmann Nro. 1687.

39) Plinius Buch 11, Kap. 15.

40) Ebendaselbst.

41) Steiger S. 16.

42) H. Vaschalde, Croyances et superstitions populaires du Vivarais. Montpellier 1876, p. 15. Monnier et Vingtrinier, Croyances et traditions populaires. Lyon 1874, p. 147.

43) Menzel Bd. 2, S. 128.

44) Steiger S. 15.

45) Plinius Buch 19, Kap. 37. A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 2, S. 65. Monnier-Vingtrinier p. 146.

46) Kuhn Bd. 2, S. 65.

47) Wolff-Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853/9, Bd. 2, S. 419 (Montagne noire). Liebrecht, Gervasius von Tilbury. Hannover 1856. Anhang: Französischer Aberglaube Nro. 88. Monnier-Vingtrinier p. 146. Vaschalde p. 15.

48) J. Brand, Popular antiquities of Great Britain. Edited by Carew Hazlitt. London 1870, Vol. 2, p. 219; Vol. 3, p. 276.

49) A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 1, S. 399.

50) Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 435. J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 254. Grohmann Nro. 606. A. Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. II. Sagen und Märchen, Brauch und Volksaberglauben. Troppau 1867, S. 251. Kuhn Bd.2, S. 47. J. u. O. v. Düringsfeld, Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879, Bd. 2, S. 131. Kuhn Bd. 2, S. 65.

51) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §. 376.

52) Ebendaselbst.

53) F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie; gesammelt in Churrhätien. Chur 1862, S. 114.

54) Grohmann Nro. 606.

55) J. Grimm, Deutsche Mythologie (Erste Auflage). Göttingen 1835. Anhang, Littauischer Aberglaube Nro. 8.

56) Kuhn Bd. 2, S. 47, 66.

57) L. Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 1, S. 65.

58) Kuhn Bd. 2, S. 65.

59) Wolf Bd. 2, S. 248 (Nro. 569).

60) Brand Vol. 2, p. 148.

61) Monnier-Vingtrinier p. 148.

62) Strackerjan Bd. 1, S. 65.

63) Grimm a. a. O., Französischer Aberglaube Nro. 26.

64) Grohmann Nro. 606. W. Wackernagel, Kleine Schriften, Bd. 1, S. 182.

65) Kuhn Bd. 2, S. 66.

66) G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 105.

67) Panzer Bd. 1, S. 265.

68) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. 1, S. 148.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Bevölkerung und Staatsschulden der australischen Kolonien am 31. December 1880.

	Bevölkerung	Staatsschulden	pro Kopf	
		Pf. St.	Pf. St.	Sch.
Victoria	910 000	25 048 222	27	10
Neu-Süd-Wales .	767 200	23 666 542	30	8
Neu-Seeland . . .	580 000	27 409 113	58	10
Süd-Australien . .	268 000	7 593 943	28	3
Queensland . . .	220 000	10 192 086	46	3
Tasmanien . . .	112 500	1 786 800	15	18
West-Australien . .	29 000	361 000	12	9
	2 886 700	96 057 706	33	5½

— Von der Burke and Wills Expedition, die, wie bekannt, im Jahre 1860 von Melbourne auszog, um das damals noch gänzlich unbekannte Central-Australien bis an den Golf of Carpentaria zu erforschen, aber auf der Rückkehr am Cooper's Creek elendiglich umkam, wurden im December 1880 — also nach 20 Jahren — bei Wilcannia drei Kameele gefangen, welche dieser Expedition angehört hatten. Der Ort Wilcannia mit 800 Seelen liegt am Darling-Flusse in 31° 30' südl. Br. und 143° 30' östl. L. Gr. und gehört zur Kolonie Neu-Süd-Wales.

Vermischtes.

— Wir erlauben uns, unsere Leser mit besonderm Nachdruck auf den dieser Nummer beigelegten Prospekt, Ed. Hölzel's Geographische Charakterbilder betreffend, aufmerksam zu machen. Wegen der Einzelheiten, soweit sie sich auf die Herstellung dieser Oeldruckbilder, ihre wissenschaftliche und technische Vorbereitung, auf den Preis u. s. w. beziehen, verweisen wir auf jene Beilage; aber wir möchten unsererseits hinzufügen, daß das hier Gebotene in der That ein vorzügliches Mittel für den geographischen Unterricht zu werden verspricht. Die Ausführung ist eine künstlerisch geschmackvolle und steht unseres Erachtens weit über den landläufigen Oeldruck-Landschaften, der Preis ist verhältnißmäßig gering; der Grundsatz, nur konkrete Bilder vorzuführen, unstreitig zu loben. Daß sich die Wiener Geographische Gesellschaft und namhafte Fachmänner des Unternehmens thatkräftig angenommen haben und namentlich bei Beschaffung und Auswahl von zuverlässigen Vorlagen behülflich sind, ist ein vollgültiger Beweis für die durchaus gesunden Grundlagen des großartigen Unternehmens, welchem wir von Herzen in Schulkreisen wie unter den Freunden der Erdkunde guten Erfolg wünschen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Prospectus, betreffend: „Ed. Hölzel's Geographische Charakter-Bilder".

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

II.

An der Stelle, wo Nachtigal den Gambaru überschritt, hatte derselbe nur 10 m Breite und 2/3 m Tiefe; aber die Breite seines Bettes ließ erkennen, welche Wassermassen er zu gewissen Zeiten hinabwälzt. Der Strom soll im Lande der Musgo aus dem Wassernetze, das bei Kabscheme mit dem Flusse von Logon zusammenhängt, entspringen und fließt bei Wulegi in den Tsade. In dem Dickicht an seinem rechten Ufer, das hauptsächlich aus Hedschilidsch (Seifenbaum, Balanites aegyptiaca) besteht, tummelten sich in komischen Sprüngen Legionen kleiner Affen der Species Cercopithecus grisoviridis. Zur Regenzeit kann man den Gambaru sowie seine zahlreichen Nebenflüßchen nur mittels Fahrzeuge überschreiten. Dieselben sind vou zweierlei Art: entweder höhlt man zwei große Kürbisse aus und verbindet sie mit Stöcken, auf welche sich der ganz entkleidete Reisende rittlings setzt, nachdem er Kleider und Habseligkeiten in den Kürbissen untergebracht hat. Oder man verbindet vier derselben mittels Stäben und zwar nicht nur unten, wo sie ins Wasser tauchen, sondern auch oben, wo sich die Höhlungen befinden, und legt darauf einen Fußboden von Planken und Aesten, auf welchem Leute und Gepäck ohne Gefahr des Durchnäßtwerdens Platz nehmen. Noch besser sind Boote oder richtiger Flöße aus Ambadschholz, welche man schwimmeud vor sich her stößt. Alle drei Arten des Ueberganges sind auf S. 226 zur Darstellung gebracht.

Beim Weitermarsche blieb der Gambaru fast stets in Sehweite zur Rechten, bis die Stadt Afadē erreicht war. Dieselbe ist kleiner als Ngala und hat jetzt statt der 8000 Einwohner, die Heinrich Barth ihr giebt, noch keine 2000, alles Makari. Zerstörte Häuser und weite leere Ränme zeigen ihren Verfall, an welchem der Pilger ed Din die Schuld trägt. Der einzige besser erhaltene Stadttheil ist der Palast des Königs oder Gouverneurs, eine Burg von sorgfältiger Banart im Makari-Stil nnd von geschmackvoller Verzierung, welche hoch über die anderen Häuser hervorragt. Ein bedeckter Eingang führt in einen Hof, auf welchen sich eine Art von Thron- oder Rathssaal öffnet, ein nicht großer, aber gut geglätteter Raum, welcher fast ganz durch eine feste, circa 1 m hohe Estrade aus Lehm eingenommen wird, welche ihrerseits den schwarz angestrichenen Thron des Gouverneurs trägt. Noch verengert wird dies Gemach durch vier viereckige, nach oben zu sich verjüngende Pfeiler, deren glatte Flächen und scharfe Kanten gleichfalls viel Sorgfalt bei der Herstellung verrathen. Der sehr massiv gebaute vorspringende Flügel des Palastes hat ein oberes Stockwerk nnd trägt eine Art kleinen runden Pavillons aus Lehm, das Privatzimmer des Maï, von dem eine Thür auf die Terrasse des Unterstockes führt. Alle Thüren sind mit breiten, schwarzen Gesimsen eingefaßt und die Wände mit Kannelüren, die in schwarze nnd gelbe Felder getheilt sind, verziert. Auf den jetzt in Terrassen verwandelten Ruinen dieses einst viel umfangreichern Palastes erheben sich hier nnd da mit Stroh gedeckte Lehmhütten (bongo) von einer viel weniger sorgfältigen nnd zierlichen Bauart. Vor dem königlichen Gemach befindet sich eine Bank aus Lehm mit gut geglätteter Lehne, wo der jetzige Maï, Muzo mit Namen,

zu sitzen pflegt. Der Platz vor dem Palast, der mit großen dicht belaubten Ficoïdeen umgeben ist, dient den Eingeborenen zu Versammlungen und Berathungen, und von seinem Sitze aus vermag der Gouverneur die Begrüßungen, Berichte, Bitten und Klagen der Leute zu hören und kleinere Streitigkeiten zu entscheiden. Nachtigal suchte ihn im Oberstocke auf und fand in ihm einen liebenswürdigen Makari, der entschieden auf Seiten des flüchtigen Mbang von Baghirmi zu stehen schien.

Die unmittelbare Umgebung von Afade besitzt eine ungewöhnlich reiche Vegetation von wildem, fast jungfräulichem Charakter; wilde Schweine, Meerkatzen und Paviane giebt es in Menge, und die letzteren wagen sich ungescheut bis an die Mauern und selbst in das Innere der Stadt. Unter den Bäumen finden sich besonders gummihaltige, ferner Ficoïdeen in vier Species und zum ersten Male ein Baum mit grauer, bitterer Frucht von der Größe einer Citrone, der im Arabischen murr, im Kanuri kagom heißt.

Von Afade an verschwindet das Kanuri-Element vollständig aus den Städten und macht den Makari Platz. Statt der hahnenkammartigen Haartracht der Tibu Ngoma flechten sich die dortigen Frauen sechs dicke Zöpfe, welche vom Scheitel in gleichen Abständen hinten und vorn herabfallen. Auch in Afade wartete die Karawane mehrere Tage auf den Träger des Briefes, den Scheich Omar an den König von Logon richten wollte, eine Zeit, welche Nachtigal



Uebergang über den Gambaru zur Regenzeit.

benutzte, um alte kundige Leute nach der Geschichte ihrer Stadt und dem Makari-Dialekte auszufragen. Am 10. März aber wollte er dem armen Gouverneur Muzo nicht länger mehr zur Last fallen und warten, sondern setzte seine Reise langsam durch den dichten Wald fort, den Gambaru rechts lassend. Hier und da begegnete man Jagdgehegen, einem Gewirr von Zäunen, die sich einander nähern, in welche die Keribinas das Wild zusammentreiben und es zuletzt durch Pfeilschüsse erlegen. Zur Seite zeigten sich auch ab und zu fast ganz verlassene Schoa-Dörfer. Nach viereinhalbstündigem Marsche war Tille erreicht, ein unummauertes Dorf, der letzte Ort im eigentlichen Bornu, reizend auf einem Hügel gelegen, zu dessen Fuße sich ein Arm des Gambaruram wand, an dem sich unglaubliche Scharen von Affen in den heitersten Spielen tummelten. Leider war dort aber kein brauchbares Unterkommen zu erhalten, so daß Nachtigal unter einer prächtigen Tamarinde am Ufer des Flusses sein Lager aufschlug. Es hatte für ihn, der so lange Zeit nur in Wüsten gelebt hatte, einen ganz eigenen neuen Reiz, den Blick an dem klaren Gewässer, der üppigen Vegetation und den ländlichen Hütten zu weiden. Lange Zeit träumte er im Schatten der riesigen Bäume, in den Anblick der romantischen Natur versunken. Da spielten Kinder am Boden; dort durchwateten lange Reihen von Frauen, Schüsseln und Körbe auf dem Kopfe, den Fluß, um den Markt des eine Tagereise südlich gelegenen Dschelbeï zu besuchen; Perlhühner tummelten sich im Uferdickichte und Affen machten ihre Kapriolen auf den Bäumen: alles athmete Friede, Reichthum und Anmuth, bis — der Mensch auftrat. Leute aus dem Dorfe kamen bald, um den weißen

Mann zu betrachten, und darunter Musikanten, welche einen abscheulichen Lärm vollführten. Der eine, dessen ganzer Kopf bis auf zwei, von vorn nach hinten verlaufende Streifen kahl geschoren war, bearbeitete eine Trommel, der andere hatte eine Flöte mit mehreren Löchern und einer weiten metallenen Mündung.

Der nächste Morgen brachte sie in drei Stunden durch dichten Wald in südöstlicher Richtung nach der Logon-Stadt Kalakafra, innerhalb deren hohen und dicken Mauern etwa 5000 Einwohner leben. Diese zeigten sich aber sehr furchtsam und ungastlich; denn sobald sich die Karawane näherte, wurden sämmtliche Thore ihr vor der Nase zugesperrt. Sie mußte sich also außerhalb im Schatten eines großen Bolongo-Baumes lagern, wo sie den Besuch des Gouverneurs, mit dem Titel Kalif, empfing, der etwas von einem Frühstück verlauten ließ. Da er aber nicht Wort hielt, so brachen sie Nachmittags wieder auf und marschirten bis Ulf oder Alfu, der ältesten Stadt Logons. Sie ist besser erhalten, als die meisten Städte Bornus und mag 6000 bis 7000 Einwohner zählen. Man bemühte sich zwar, durch Galoppiren und Flintenschüsse den dortigen Gouverneur, der den Titel Galadima führt, aufmerksam zu machen; derselbe kümmerte sich aber so wenig um die Ankömmlinge, daß diese es vorzogen, unter freiem Himmel ihre Zelte aufzuschlagen. Dort bemerkte Nachtigal die erste Deleb-Palme (Borassus Aethiopum).

Am 12. März zog man gegen Südsüdost durch eine dicht von Kanuri und Schoa-Arabern bewohnte Gegend. Die zeitweise Ueberschwemmungen ausgesetzten Dörfer waren meist mit einem kleinen schützenden Erdaufwurfe umgeben, der durch Lagen von Schilf verstärkt war. In diesem Gebiete gemischter Bevölkerung zieht der Reisende stets die Kanuri-Dörfer vor, wo er eines bessern Empfanges sicher ist, als bei den selbstsüchtigen und wenig gastfreundlichen Schoa oder Makari.

Schoa-Niederlassungen erkennt man besonders an ihren riesigen Stroh- oder Schilfhütten, welche Plumpheit und Unsolidität mit einander verbinden, aber so geräumig sind,



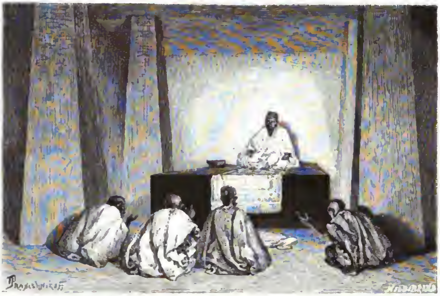
Residenz des Gouverneurs in Afade.

daß sie außer den Menschen auch Pferden und Groß- und Kleinvieh Unterkunft bieten. Gewöhnlich enthalten dieselben außer einigen Lehmbänken ein 2 bis 2½ m hohes, auf Pfählen ruhendes und mit Matten bedecktes Gerüst, in welches sich die Familie zum Schlafen zurückzieht. Fast der ganze übrige Raum der Hütte wird vom Vieh eingenommen. Wegen der Fliegen, welche in diesen feuchten, sumpfigen Gegenden in Massen vorkommen, errichtet man gewöhnlich vor der Hütte ein eben solches Gestell, nur noch höher, als das drinnen, um sich zugleich vor Flöhen zu schützen, und brennt darunter Nachts ein Feuer von frischem Holze. Bei Tage benutzt man sie zum Schutze gegen die Sonne. In den kleineren Hütten der Kanuri und Makari macht man, um die lästigen Insekten abzuhalten, die Thüren möglichst klein und sucht sie Abends durch Rauch zu vertreiben. Dann wird die Thür hermetisch verschlossen, so daß sich drinnen bald eine entsetzliche Stickluft entwickelt. Einem europäischen Reisenden fällt die Wahl zwischen den Stichen der zahllosen Blutsauger und dem raucherfüllten, stinkenden Loche stets schwer; während und unmittelbar nach der Regenzeit, wo das ganze Land einem Sumpfsee gleicht, erreicht diese Plage ihren Höhepunkt.

Wuli, wo die Reisegesellschaft am 13. März eintraf, ist eine Gruppe kleiner Schoa-Dörfer, umgeben von majestätischen Deleb-Palmen mit fächerförmigen Blättern, die von hier an sehr häufig werden. Ihre Frucht hat die Größe und Gestalt einer Kokonuß, ist im Zustande der Reife dunkelgelb und besteht fast ganz aus einem Kern; das fast safrangelbe Fleisch ist ziemlich hart und faserig, aber ungemein süß und wohlschmeckend; doch kann man es nur aussaugen.

Am Hofe von Logon hatten sich indessen beunruhigende Nachrichten über Nachtigal's Ankunft verbreitet. Die vielen Leute und Pferde in seinem Gefolge unterstützten das Gerücht, demzufolge er gekommen war, dem flüchtigen Mbang gegen seine Feinde zu helfen, zu dessen Entstehung übrigens sein fremdartiger Charakter als Europäer und Christ allein schon hinreichte. Der Sultan Maruf von Logon war in die höchste Unruhe, um nicht zu sagen Besorgniß oder Furcht versetzt worden; so suchte er denn, wie der Reisende erst

später erfuhr, möglichst viel Bewaffnete zu seinem Schutze um sich zu versammeln und Nachtigal auf alle mögliche Weise einstweilen vom Betreten der Hauptstadt abzuhalten. Gegen Sonnenuntergang, als derselbe wegen der vorgerückten Zeit schon nicht mehr seinen Einzug in Logon abhalten konnte, erschienen zwei vollständig kriegsmäßig ausgerüstete Reiter, sie selbst wie ihre Pferde in die landesüblichen Wattenpanzer gehüllt. Dieselben begrüßten den Fremden und baten ihn im Namen des Königs, seinen Einzug bis auf den nächsten Morgen verschieben zu wollen, da der Hof noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfange eines so hohen Gastes vollendet habe. Als dieser Zeitpunkt aber herannahte, erschienen die beiden Reiter wieder und meldeten, der König habe Nachricht erhalten, daß der Beamte des Kaschella Bilâl nahe sei, und wünsche, daß der Fremde gleichzeitig mit demselben einziehe. Nach Ablauf von anderthalb Tagen jedoch ließ sich derselbe nicht mehr in dem dürftigen Wuli, wo es nichts zu essen gab, zurückhalten und zog am Abend des 14. März in Logon ein. Wer es vermochte, hatte dazu sein bestes Gewand angelegt; Nachtigal selbst ein Paar frischgewaschene Hosen, ein Bornu-Hemd und einen gestickten Burnus. Sein Gesicht hatte er bis zu den Augen mit einem Litham (Binde) verhüllt und obendrein eine blaue Brille aufgesetzt. Das Thor von Logon war geschlossen; als einer jener beiden königlichen Reiter mit seiner Lanze daran klopfte, wurde es geöffnet, und nun konnte einer nach dem andern hindurchschlüpfen: denn die Thore der Makari-Städte sind so eng, daß höchstens ein Reiter auf einmal sie passiren kann. Als der Zug auf dem Dendal (Platz, Hauptstraße) vor dem Palaste angelangt war, begannen Nachtigal's Begleiter die gewöhnlichen Reiterstückchen auszuführen und Schüsse abzugeben, während der Reisende selbst unbeweglich still hielt. Nach einer Viertelstunde erschien ein Bote des Herrschers und wies dem Fremden sein Quartier an, wohin ihm noch am selben Abend drei Hühner, zwei Matten, Vorhänge, drei große Schüsseln Pudding mit Fisch- und Honigsauce, außerdem Stroh und etwas Futter für die Pferde gebracht wurden.



Der Thron des Mai (Gouverneurs) von Afadê.

Logon, im dortigen Dialekte Loghwan oder Laghwan genannt, ist eine wasserreiche, stellenweise sumpfige Gegend an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses, welcher eine mittlere Breite von 90 km haben mag. Von Osten nach Westen dehnt es sich vom eigentlichen Schari oder Ba Busso bis zum Schoadistrikte Balge nördlich von Mandara aus; gegen Süden und Südosten ist seine Grenze ziemlich unbestimmt. Es stößt dort an die Länder der Musgo und Fellata, selbständiger Völker, die es stets beunruhigen. Das Land ist im Wesentlichen flach und, wo Sand vorherrscht, zu gewissen Zeiten unzugänglich. Nur bei Wâza giebt es Felshügel, die sich etwa 150 m über die Ebene erheben. Wo der Boden nicht die Hälfte des Jahres überschwemmt ist, gedeiht der Baumwuchs vortrefflich. Das Thierreich ist durch Elephanten, Büffel, Hyänen, Flußpferde, Krokodile und Wildschweine vertreten; seltener sind Löwen, Leoparden und Rhinoceros. Giraffen, Antilopen, Wasservögel und Fische kommen in Menge vor.

Das ganze Land ist etwa 1000 Quadratkilometer groß und zählt etwa ¼ Million Einwohner; es zerfällt in vier Provinzen: Halaka im Norden, Hokseveni im Osten, Maze im Westen und Za im Süden. Die wichtigsten Bezirke als Vorposten gegen die unbändigen Musgo sind Wâza und Dschima im Süden; die dortigen Gouverneure nehmen deshalb auch die ersten Stellen unter den Militärbeamten von Logon ein.

Die Einwohner von Logon sind nahe Verwandte der Makari in Bornu einerseits wie der Musgo andererseits. Die früheren Besitzer des Landes sollen in der ersten Zeit des Islam unter zwei Fürsten aus Syrien eingewandert sein; sie fanden dort am Schari zwei Herrscher, einen über den Fluß, dem ausschließlich das Recht des Fischfangs zustand, und einen zweiten, der mit zahlreichen Hunden die Jagd in Wald und Feld ausübte. Beide unterwarfen sich den höher civilisirten Ankömmlingen. Der ältere der beiden syrischen Fürsten räumte dem andern die Oberherrschaft ein und wurde sein erster Beamter (Iba), der Fischerkönig wurde der zweite und zugleich Häuptling der Stadt Logon, der Jäger der dritte. Noch heutigen Tags ist der Iba von königlichem Blut und genießt fürstliches Ansehen und Vermögen; fast

die Hälfte des Reiches gehört ihm; der zweite führt als Herr des Flusses den Titel Mbraï Logon, während der dritte, der Mbraï Rhaä, auch Chef des Hauses oder des Landes genannt, noch seinen Jagdzug sich bewahrt hat und gelegentlich benutzt. Erst später kamen die Makari gelegentlich eines Krieges gegen die Mohammedaner in das Land. Dieselben unterscheiden sich stark von den Kanuri; sie sind im Allgemeinen von dunklerer Hautfarbe, als die Bornu-Leute, von kräftiger Bauart und in Sumpfgegenden sehr zur Fettleibigkeit geneigt; ihre Züge sind weder schön noch regelmäßig. In einem Makari-Orte haben die Dinge ein ganz anderes Aussehen, als in den anstoßenden Bornu-Dörfern; man wird von dem verhältnißmäßig großartigen Umfange der Gebäude, dem würdigen Aussehen der Bevölkerung und der Originalität des Ganzen eigenthümlich berührt.

Die Häuser sind hier zum Theil Lehmhütten vom Bongo-Typus mit kuppelförmigen Strohdächern und meist hohen Unterbauten wegen der Nässe des Erdbodens; dann



Musikanten in Tille.



Inneres einer Schoa-Hütte.

finden sich große Bauwerke, wie Forts mit dicken Zinnenmauern, zuweilen Eckthürmen und Thüren, die oben viel breiter sind als unten; ferner viereckige Gebäude mit wenig geneigten Dächern und hohen, nach oben schmaler werdenden Thüren, die von außen wie zweistöckig aussehen, im Innern aber nur einen einzigen hohen Raum enthalten. Der Festungstypus kommt häufiger in den Städten am Schari außerhalb Logons als in diesem Lande selbst vor. Vor den Häusern befindet sich gewöhnlich ein sorgfältig geglätteter, mit Sand oder Stroh bestreuter und von einer nur einen Fuß hohen Mauer umgebener Platz, welcher zum Beten und zum Empfangen von Besuchen, Untergebenen &c. dient. In den mohammedanischen Gebieten der Masa, zu denen die Makari gehören, weisen Tracht, Bewaffnung und Haarschmuck wesentliche Verschiedenheiten auf. Die Männer kleiden sich dort in zusammengenähte, indigo-gefärbte Baumwollstreifen; vom selben Stoffe sind die Tücher der Frauen. Die Musgo, nahe Verwandte der Leute von Logon, ein Heidenvolk vom Stamme der Masa, begnügen sich mit einer ledernen Schürze und die Frauen mit einem Bande um die Hüften, wie die Heiden im Süden von Baghirmi, von wo die Logoner gekommen sein sollen. Die Musgo sind gleichfalls eine stolze, kräftige Race, aber von groben Zügen, welche noch dazu von Knochen- oder Metall-

stücken in den Lippen entstellt werden, die beim Sprechen wie Castagnetten klappern und ihrem Munde das Aussehen eines Rüssels verleihen. In Logon und bei den Makari kennt man diesen Schmuck nicht. Ihre Waffen sind im Ganzen dieselben wie in Bornu: Wurfspieße, Lanzen und am Oberarm befestigte Dolche und Wattenpanzer; der Wurfspieß, den die Musgo und Heiden im Süden Baghirmis mit Vorliebe brauchen, kommt hier allmälig außer Gebrauch.

Die mohammedanischen Makari rasiren den Kopf und gehen meistens barhaupt, mit Ausnahme der Gelehrten, Greise und Pilger, welche ein kleines baumwollenes Barett tragen. Ihre Frauen flechten sich sechs Zöpfe, wie sie aus Kotoko schon beschrieben worden sind. Die Logoner treiben Ackerbau, Gewerbe und Fischfang; ihr fetter, üppiger Boden liefert Sorghum, Baumwolle, Tabak, einige Gemüse und Indigo. Ihre Hauptindustrie besteht in Strohflechten, worin sie einen hohen Grad von Vollendung erreicht haben, außerdem findet sich hier und da Indigofärberei. Die verschieden geformten Körbe, flachen Deckel, Matten und Vorhänge aus Stroh zeigen eine ganz besondere Vollendung; wenn die Bornuleute in dieser Kunst die Logoner unterrichtet haben, so werden sie heutigen Tages von ihren Schülern darin übertroffen.

Weiter zeichnen sich die Logoner in der Maurerarbeit aus, welche sie auch vielfach in der Fremde, z. B. in Wadaï, wo man davon fast gar nichts versteht, ausüben; sie schnitzen große schöne Holzschüsseln und machen aus dem Holze der Haraza (Acacia albida) Schiffsplanken, Bretter von circa



Reiter mit Wattenpanzern.

16 m Länge und 1 bis 2 m Breite, welche, so gut es geht, mit Stricken zusammengebunden werden, worauf man die Ritzen mit Schilfbündeln verstopft.

Das Volk nährt sich gut; denn das Land ist reich an Honig und mehlhaltigen Knollen, der Fluß an Fischen, die freilich nur in getrocknetem Zustande und mit ekelerregender Sauce verzehrt werden.

Die Logoner sind ernst, mißtrauisch, egoistisch, schlau und berechnend; sie lieben dunkle Farben, das Fremde, Enorme, und haben etwas Geheimnißvolles an sich, werden deshalb auch in Bornu als Zauberer oder dergleichen angesehen, denen der böse Blick anhaftet und die sich Nachts in Hyänen verwandeln, um Leichen zu verzehren.

Logon zahlt an Bornu nur einen geringen Tribut von 100 Sklaven und 100 Toben (sudanische Hemden). Der König (miaraï) des Landes darf ohne Zustimmung der fünf höchsten Würdenträger nichts unternehmen; die Regierungsweise ist also eine beschränkte Monarchie. So ernst die Landeseingeborenen auch sind, so bemerkte Nachtigal doch, als er Abends bei Mondschein auf dem Dache seines Hauses verweilte, daß auf allen Straßen und Plätzen Musik gemacht und getanzt wurde. Auch eine Art Nationaltanz sah er, den er bisher noch nicht bemerkt hatte. Derselbe wird nur von Frauen ausgeführt. Es bildet sich ein Kreis, außerhalb dessen die Musikanten, ein Trommler und ein Flötenbläser, Platz nehmen. Eine Frau tritt in die Mitte und beginnt nach dem Klange der Instrumente zu tanzen, wobei sie sich stellt, als fordere sie die übrigen heraus. Nun entschließt

sich eine zweite, den Kampf aufzunehmen. Wiederholt schießen sie bei einander vorbei oder drehen sich, die eine um die andere, wie um Kräfte zum Hauptangriff zu sammeln, bis sie sich plötzlich auf einander stürzen und mit der rechten



Tanz der Weiber in Logon.

Hüfte an einander stoßen. Das dauert so lange, bis die eine offenbar zurückgeworfen wird und sich unter dem Gelächter der Umstehenden aus dem Kreise flüchtet, worauf die Siegerin weiter tanzt und eine andere Rivalin ihr gegenübertritt, um ihr den Sieg streitig zu machen.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

VI.

Neben der Hirse und den verschiedenen anderen Bodenfrüchten, die sie auf ihren von Unkraut überwucherten kleinen Feldern erzielen, bestehen die hauptsächlichen Nahrungsmittel der Ainos in frischen, geräucherten und gesalzenen Fischen sowie in dem Fleische des erlegten Wildes; dazu kommen dann noch allerhand wilde Wurzeln und im Walde gesammelte Beerenfrüchte. Die Lieblings- und Festspeisen der Ainos sind frisches Bärenfleisch, eine Art eßbares Seegras, mehrere Pilzarten und eine breiartige Suppe, die sie durch Kochen einer fetten Thonerde gewinnen und mit den Zwiebeln einer wilden Lilie würzen. Ein Thal im nördlichen Theile der Insel, wo dieser Thon in großer Menge vorkommt, wird von den Eingeborenen Tsie-toi-nai, d. h. „Eßerde-Thal", genannt. Nur zweimal am Tage nehmen die Ainos regelmäßige Mahlzeiten ein, dann freilich in ausgedehntestem Maße. Der große Kessel wird mit einem bunten Gemisch vieler der obengenannten Dinge angefüllt, das mit Wasser und übelriechendem Fischthran mehrere Stunden lang kochen muß, und von einer der Frauen häufig mit einem großen hölzernen Löffel umgerührt wird. Während dieser Zubereitung sitzen die übrigen Bewohner des Hauses meist schon wartend um das Feuer; die Männer unthätig, schweigsam vor sich hin starrend, die Weiber mit dem Spalten von Bast und dem Zusammenknüpfen und Aufwickeln des dadurch hergestellten Fadens für ihre Gewebe beschäftigt. Nach eingenommener Mahlzeit folgt in der Regel noch ein Saké-Gelage, das etwas Leben in die apathische Versammlung bringt, und das mit hergebrachten Libationen an die Hausgötter beginnt. Zu diesen Libationen dient der Sakéstab, ein zierlich geschnitztes Stäbchen aus weißem Holze, das in das Getränk getaucht und dann gegen die verschiedenen im Zimmer angebrachten Götzen geschwenkt wird, die nichts anderes sind, als in den Boden gepflanzte oder auch in die Wand gesteckte dünne Holzpfähle mit einem Kranze von gewundenen Holzspähnen am obern Ende.

Die Jagdzeit der Ainos, in der sie in ihren oft verschneiten Wäldern dem Rothwilde und Bären nachstellen, dauert vom Herbst bis weit in das Frühjahr hinein. Einen großen Theil ihrer Steuern an die japanische Regierung bezahlen sie mit den Häuten der erlegten Thiere, deren geräuchertes Fleisch ihnen während des übrigen Theils des Jahres als Nahrung dient. Bis auf den heutigen Tag haben sie sich zur Jagd stets vergifteter Pfeile bedient, die sie entweder selber vom Bogen abschossen, oder zu der ebenso sinnreichen wie einfachen Vorrichtung einer sogenannten Pfeilfalle verwendeten. Die giftige Substanz zu diesen Geschossen liefert ihnen die zerquetschte Wurzel des japanischen Eisenhutes (Aconitum japonicum), die sie mit einer röthlichen Erde und Talg vermischen und in eine längliche Vertiefung der Pfeilspitze streichen. Die Spitze, die nur lose an dem Schaft befestigt ist, bleibt in der Wunde haften, und die Wirkung des Giftes soll einen Bären nach Verlauf von zehn Minuten, ein kleineres Thier in noch kürzerer Zeit tödten. Dabei bleibt das Fleisch des Thieres eßbar, und ist es nur nöthig es aus der Umgebung der Wunde fortzuschneiden. Die civilisatorische Fürsorge der japanischen Regierung hat auch gegen diesen Brauch der harmlosen Wilden ein Verbot erlassen, das die Anwendung von Gift und Pfeilfallen streng untersagt; und die Ainos klagen nun über die zunehmende Schwierigkeit der Jagd, da das Wild durch das Knallen der Feuerwaffen immer weiter in die Berge zurückgetrieben werde. Daß sie ihre alte geräuschlose Art der Jagd trotz jenes Verbots nicht aufzugeben gedenken, geht aus der bedeutsamen Aeußerung hervor, die Miß Bird mehr als einmal am Schlusse derartiger Klagen vernahm: „Die japanische Regierung kann ja ihre Augen nicht überall haben."

Die Lage der Ainoweiber ist trotz aller Anstrengung unaufhörlicher Arbeit doch eine weniger gedrückte als die der Frauen bei den meisten anderen wilden Völkern. Sie nehmen an den Mahlzeiten der Männer Theil, sie sprechen und lachen in ihrer Gegenwart, und sie empfangen im Alter dieselbe Pflege und genießen dieselbe Ehrfurcht wie jene. Der Erlös ihrer für den Verkauf angefertigten Matten und Gewebe verbleibt ihnen; und wenn auch, wie Miß Bird mitgetheilt wurde, der strenge Aino-Brauch den Weibern jede Unterhaltung mit Fremden untersagt und sie allein zur Arbeit im Hause und zum Aufziehen der Kinder bestimmt, so konnte sich die Reisende selbst davon überzeugen, daß dieser Brauch nur noch in Gegenwart der Männer befolgt wurde, und daß die Frauen und Mädchen trotz der meist vollständigen Unkenntniß des Japanischen jede Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihr selber und ihrem japanischen Diener gern benutzten.

Die religiösen Vorstellungen der Ainos, soweit von solchen überhaupt die Rede sein kann, sind ganz zusammenhanglos und unbestimmt. Mit Ausnahme eines kleinen Bergtempels von unverkennbar japanischer Konstruktion, in dem sie den Joschitsune „verehren", einen vielbesungenen Helden der japanischen Geschichte, der einer Sage nach von der Eifersucht seines mächtigen Bruders verfolgt nach Jesso geflohen und bis zu seinem Tode unter den Ainos gelebt haben soll; mit Ausnahme dieses einen Tempels besitzen sie kein Heiligthum. Ihr Kultus ist augenscheinlich von den frühesten Zeiten an dasselbe gewesen, was er heute noch ist: ein roher Naturdienst, welcher Bäumen, Flüssen und Bergen eine gewisse Verehrung darbringt und dem Meere, dem Walde, dem Feuer, der Sonne und dem Monde und einigen starken Thieren gute und böse Macht zuschreibt. Von einer Ahnenverehrung, wie sie die Schintoreligion aufweist, ist keine Spur vorhanden, trotzdem ja der rohe Naturdienst der Ainos möglicherweise die ursprüngliche Form des Schintoismus gewesen ist. Die Verehrung Joschisune's, dem sie die größte Dankbarkeit zu schulden glauben, und dessen endliche Wiederkunft manche von ihnen erwarten, darf nicht als ein Anklang an jenen Ahnenkultus betrachtet werden: denn sie steht in gar keiner Beziehung zu dem, was man etwa ihre Religion nennen könnte. Ihre sogenannten Götter, jene mit den gelockten Spänen verzierten Stäbe, entsprechen den g o h e i des Schintokultus, den mit Papierschnitzeln behängten Gerten, die noch heute als symbolische Weihegeschenke in den Schintotempeln Japans dargebracht werden. Diese seltsamen Götter, die, oft zwanzig und mehr an der Zahl, in jedem Aino-Hause zu finden sind, werden auch neben Abgründen und gefährlichen Bergwegen, an Flußufern u. s. w. aufgepflanzt, und von den Schiffern, welche Stromschnellen zu passiren haben, zur Abwendung der Gefahr in den Fluß geworfen. Als die Einwohner von Biratori erfuhren, daß Miß Bird's Lastpferd an einer steilen Stelle des Weges von Sarufuto gestürzt war, pflanzten sie noch am nämlichen Tage vier Götterstäbe an jener Stelle auf.

Wenn oben von einer „Verehrung" gewisser Naturgegenstände die Rede gewesen ist, so darf man dabei an nichts denken, was auch nur im Entferntesten unseren Vorstellungen von Gebet oder Gottesverehrung entspräche. Es sind immer dieselben Saké-Libationen, die mit dem Hin- und Herschwenken des Saké-Bechers und einigen winkenden Handbewegungen begleitet werden. Wenn es auch ursprünglich anders gewesen sein mag, heute verbindet der Aino weniger Gedanken mit dieser gewohnheitsmäßigen Form, als es der Buddhist mit dem Drehen des Gebetrades thut.

Für einen ausgedehnteren Thierkultus der Vorzeit spricht der Umstand, daß heute noch gewisse Thiere in der Aino-Sprache den Namen „kamoi" d. h. „Gott" führen, so heißt z. B. der Wolf: „der heulende Gott"; die Eule: „der Göttervogel"; eine schwarze Schlange: „der Rabengott" &c. Von diesen Thieren wird heute keines mehr verehrt: doch hat die Verehrung des Wolfes bis vor wenigen Jahren noch stattgefunden. Der Donner, „die Stimme der Götter", wird von den Ainos gefürchtet; die Sonne nennen sie ihren besten Gott, das Feuer ihren nächstbesten, augenscheinlich weil sie von diesen beiden die größten Segnungen empfangen. So scheint ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit ihre rohen Vorstellungen zu beeinflussen, ein Gefühl, das, wie es sich in der Heilighaltung des Joschitsune kundthut, sich auch in dem folgenden Gesange ausspricht, der bei einem wilden Feste angestimmt wird, mit dem man in einigen Gegenden der Insel den Schluß der Jagd- und der Fischfangzeit zu feiern pflegt:

„Dem Meere, das uns ernährt, dem Walde, der uns schützt, bringen wir Dank dar. Ihr seid zwei Mütter, die e i n Kind ernähren; zürnt nicht, wenn wir die eine verlassen, um zu der andern zu gehen."

„Die Ainos werden immer der Stolz des Waldes und des Meeres sein."

Das einzige Opfer, welches die Ainos außer dem üblichen Trankopfer darbringen, besteht in dem gelegentlichen Niederlegen eines kleinen todten Vogels neben einem ihrer Hausgötter, wo er so lange liegen muß, bis er in Fäulniß übergegangen ist. „Für den Gott zu trinken" ist der wichtigste Akt bei der „Anbetung", und so sind Religion und Trunkenheit hier zwei untrennbare Begriffe; je mehr der Aino trinkt, desto mehr „erfreut er die Götter", denen er ja auch von jeder neuen Schale Saké die üblichen Libationen darbringt.

Einen merkwürdigen Zug in diesem Gewirr unklarer Vorstellungen bildet die „Verehrung" des Bären, den die Ainos als das stärkste, furchtbarste und muthigste unter

allen Thieren preisen. Sie besitzen einige rohe Gesänge zu seinem Lobe; und die höchste und ehrendste Schmeichelei, die sie einem Manne sagen können, ist ein Vergleich mit dem mächtigen Bären. Trotz dieser Verehrung, welche die in jedem Dorfe neben dem Hause des Häuptlings aufgepflanzten Bärenschädel zu geheiligten Dingen macht, stellen sie dem Bären auf alle Weise nach, sie fangen ihn in Gruben, schießen ihn, verzehren sein Fleisch und verkaufen sein Fell.

In den meisten Dörfern befindet sich dicht neben den hohen Pfählen, welche die heiligen Bärenschädel tragen, ein großer, aus starken Holzstäben verfertigter Käfig, der drei oder vier Fuß hoch über dem Boden auf Pfählen steht. Im ersten Frühjahr müssen die Männer des Dorfes einen jungen Bären fangen, der in einem Wohnhause, gewöhnlich in dem des Häuptlings oder des Unterhäuptlings, aufgenommen und hier von einer Frau des Dorfes gesäugt wird. Als Spielgenosse der Kinder bleibt das Thier so lange in Freiheit, bis es für diese Gemeinschaft zu groß und stark ist. Nun wird es in den Käfig gesetzt und hier bis zum Herbst des folgenden Jahres mit reichlichem Futter erhalten. Um diese Zeit wird dann das größte Fest der Ainos, das Fest des Bären, gefeiert, das an der Küste und im Gebirge und in den verschiedenen Theilen der Insel mancherlei Variationen aufweist, das aber überall das Volk aus einem weiten Umkreise vereint und mit einem großen Schmause, mit überreichlichem Saké-Genuß und mit einem seltsamen, nur von den Männern ausgeführten Tanze begangen wird.

Nachdem der Bär zuerst durch lautes Schreien erregt und durch einen Pfeilschuß des Häuptlings verwundet worden, wird die Thür des Käfigs geöffnet, und wenn dann das zur Wuth gereizte Thier hinausspringt, stürzen sich alle anwesenden Männer mit ihren Waffen ihm entgegen. Jeder will ihm eine Wunde beibringen; „denn sein Blut fließen zu machen, bringt Glück.“ Sobald er niederfällt, wird ihm der Kopf abgeschnitten; man legt alle Waffen, mit denen man ihn verwundet hat, vor ihm nieder, und fordert ihn auf, sich zu rächen. Darauf wird der Körper unter wahnsinnigem Jubel unter das Volk vertheilt, der Kopf auf einen hohen Pfahl gesteckt und durch unablässige Trankopfer verehrt, bis das Fest mit einer allgemeinen Betrunkenheit endet. In einigen Dörfern muß die Frau, die den Bären gesäugt hat, laut klagen und heulen, während er getödtet wird, und darauf jeden, der ihn verwundet hat, mit einem Zweige schlagen. Bei den Küsten-Ainos an der Vulkanbai legen sie dem aus dem Käfig gelassenen Bären eine Stange über den Hals, auf welche mehrere Männer steigen, die durch heftige Bewegungen dem Thiere den Hals brechen. Wenn es dem Tode nahe ist, stimmt die ganze Menge den Gesang an: „Wir werden dich tödten, o Bär! kehre bald in einen Aino zurück!“ Wird ein Bär von den Jägern im Walde gefangen oder geschossen, so befolgen sie gewisse Bräuche, die das Thier versöhnen und seine Vergebung erlangen sollen.

Aus dem eben angeführten Gesange und aus einigen rudimentären Traditionen ist ersichtlich, daß gewisse unklare Vorstellungen von einer Seelenwanderung unter den Ainos vorhanden sind; ob diese aber im Volke selber entstanden oder durch den Kontakt mit dem Buddhismus erst später hineingebracht worden sein mögen, ist nicht festzustellen. Ueber einen Zustand nach dem Tode existiren keine bestimmten Begriffe unter ihnen und ist ihnen dies auch augenscheinlich kein anziehender Gegenstand des Nachdenkens. Von Miß Bird darüber befragt, vermutheten einige, daß die Geister der Verstorbenen in Schlangen oder Wölfe übergingen, andere, daß sie als zu fürchtende Gespenster in den Wäldern umherschweiften, wieder andere, daß sie je nach ihren Thaten an einen guten oder bösen Ort versetzt würden. Schinondi, einer der angesehensten Männer von Biratori, dessen Mittheilungen Miß Bird einen großen Theil ihrer Notizen über die Ainos verdankt, wollte von allen derartigen Vorstellungen nichts wissen, „da noch nie ein Todter zurückgekehrt sei, um Nachricht zu geben.“ Auf die Frage, was unter den Ainos für Sünde oder „böse Thaten“ gelte, gab er zur Antwort: „Schlechte Behandlung der Eltern, Diebstahl und Lügen.“

Die gesellschaftlichen Zustände des Volkes sind von einfachster, vorwiegend patriarchalischer Art. Zu einer Heirath, die von den Männern nie vor dem 21., von den Frauen erst nach dem 17. Jahre geschlossen werden darf, muß die Erlaubniß des Häuptlings eingeholt werden. Erst wenn diese ertheilt ist, hält der Bewerber persönlich oder durch eine Mittelsperson um das Mädchen an. Giebt der Vater desselben seine Zustimmung, so erhält er von dem Bräutigam ein Geschenk, gewöhnlich eine der erwähnten japanischen Kostbarkeiten. Die Ueberreichung dieses Geschenkes bildet den bindenden Vertrag, an dessen Vollziehung sich sogleich die Hochzeitsfeier, d. h. ein festliches Mahl und ein Saké-Gelage, schließt. Große Ohrringe und ein reichgesticktes Obergewand, in reichen Familien auch wohl ein Stück des japanischen Schatzes bilden die Mitgift der Braut. Der Besitz eines eigenen Hauses ist unerläßliche Bedingung zur Begründung einer Familie; selbst der älteste Sohn muß, wenn er heirathet, das Haus des Vaters verlassen. Nur wenn die erste Ehe kinderlos bleibt, ist es dem Aino gestattet, eine zweite Frau zu nehmen; doch muß er auch für diese ein eigenes Haus haben. Unter den Gebirgs-Ainos besitzen alle Häuptlinge das Recht der Polygamie, doch machen sie von demselben nur noch im Falle der Kinderlosigkeit ihrer ersten Ehe Gebrauch. Die Küsten-Ainos an der Vulkanbai wissen von diesem Vorrechte des Häuptlings nichts. Im Falle der Kinderlosigkeit ist auch die Scheidung der Ehe erlaubt, jedoch darf dieselbe nicht ohne Zustimmung des Häuptlings geschehen, und muß die geschiedene Frau ihren Eltern stets mit einem reichlichen Vorrath an Kleidungsstücken zurückgegeben werden. In dem ungemein selten vorkommenden Falle des Ehebruchs steht dem beleidigten Gatten das Recht zu, die schuldige Frau gegen eine von dem Häuptling festzusetzende Entschädigung an seinen Nebenbuhler abzutreten, wenn derselbe unverheirathet ist.

Die Wiederverheirathung von Wittwen ist gestattet, wenn der Häuptling seine Zustimmung ertheilt. Unter den Gebirgs-Ainos muß die Wittwe jedoch während eines Zeitraumes von 6 bis 12 Monaten nach dem Tode ihres Gatten in vollständiger Einsamkeit in ihrem Hause verweilen, an dessen Thür sie nur von Zeit zu Zeit treten darf, um in vorgeschriebener Weise ein Trankopfer von Saké auf den Boden zu gießen. Ein Mann muß sich nach dem Tode der Frau dreißig Tage lang in der nämlichen Zurückgezogenheit halten. Bei den Küsten-Ainos dauert die Zeit der Abgeschlossenheit für die Wittwe 30, für den Mann 25 Tage. Bei dem Tode eines Familienvaters wird hier das Haus nach den 30 Tagen der Wittwentrauer niedergebrannt; die Wittwe begiebt sich mit ihren Kindern für drei Jahre zu ihren Verwandten, und bezieht erst nach Ablauf dieser Zeit ein neues Haus, das an der Stelle des alten errichtet wird. Nach altem Aino-Brauche müssen sich, auch wenn ein Haus durch zufällige Feuersbrunst zerstört worden ist, alle Männer des Dorfes an dem Wiederaufbau betheiligen.

Gastfreiheit und Höflichkeit sind zwei durch den „Brauch“ vorgeschriebene Tugenden aller Ainos. Jeder Gast, gleichviel ob über oder unter ihnen stehend, erhält den besten Platz am Feuer, den besten Antheil an den Speisen, und, wenn

er aus einem andern Dorfe oder von weiterher kommt, gewöhnlich irgend ein Geschenk und beim Abschiede eine Wegezehrung von kleinen, aus Hirsebrei geformten Kuchen. Die Höflichkeitsformen der Ainos bestehen vorzugsweise in verschiedenen Arten von Begrüßungen; das Entgegenstrecken der flachen Hände, die winkende Bewegung mit denselben und danach ein langsames Streichen des Bartes ist die gewöhnliche und bei jeder Gelegenheit als Bewillkommnung, Abschied, Dank oder Anerkennung für ein freundliches Wort gebrauchte Form. Die Begrüßung höhergestellter oder älterer Personen besteht in mehrmaligem Aufheben der gebogenen Arme, Aneinanderreiben der Hände und langsamem mehrmaligem Streichen des Bartes. Alle diese Begrüßungen finden jedoch nur unter Männern statt: die Frauen haben hier keine „Manieren" und werden auch erst im Greisenalter der Verehrung durch derartige Höflichkeiten werth gehalten.

Die Vergnügungen des Volkes bestehen in der Begehung mehrerer bestimmter Feste, die alle, wie das geschilderte Hauptfest des Bären, in übermäßigem Saké-Genuß gipfeln. Der Tanz der Ainos ist langsam und gemessen, ihr Gesang ein schwermüthig klingendes Recitativ, das sie oft mit den Tönen eines guitarrenähnlichen Instruments oder einer eigenthümlichen Art hölzerner Maultrommel begleiten.

Wenn auch das strengere Anstands- und Sittlichkeitsgefühl der Ainos das Leben unter ihnen für den Fremden angenehmer macht als das unter den Dorfbewohnern des nördlichen Nipon, so sind sie doch in ihren Gewohnheiten kaum weniger unreinlich als jene. Außer dem täglich einmaligen Waschen der Hände sind Waschungen überhaupt so unbekannt, daß, als Miß Bird nach ihrer Ankunft ihr Gesicht vom Staube säuberte, dies für einen Akt der Gottesverehrung gehalten wurde. Ebensowenig ist auch von einem Waschen der Kleider die Rede, die sie Tag und Nacht tragen. Das Ungeziefer in ihren Häusern nimmt es an Zahl mit dem der schmutzigsten Jadojas auf, und der Zustand ihres üppigen Haupthaares läßt meistens vieles zu wünschen übrig. Wenn trotzdem hier von den Krankheiten jener Dörfer nichts zu merken ist, so hat dies seinen Grund augenscheinlich in der bessern Ventilation ihrer Häuser, in gesunderer Nahrung und dem häufigern Aufenthalt im Freien sowie vor allen Dingen wohl in der kräftigern Konstitution dieser „Wilden". So giebt es denn unter ihnen auch keine Medizinmänner, und trotzdem sich aus früherer Zeit wohl noch dunkele Vorstellungen von der Heilkraft gewisser Pflanzen ihrer Wälder bei ihnen erhalten haben, wissen sie nichts Näheres über die Anwendung derselben. Als Panacee gegen alle kleineren und größeren Leiden wenden sie getrocknete und pulverisirte Bärenleber an. In den Dörfern, die noch nicht durch längere verderbliche Nachbarschaft japanischer Saké-Läden heruntergebracht worden sind, erreichen die Bewohner ein ungewöhnlich hohes Alter und die großen Versammlungen kräftiger Greisengestalten mit den langen weißen Bärten und Haaren haben etwas Imposantes. Unter den jungen Ainos giebt es wohl einige, die, „weil Saké-trinken die Menschen zu Hunden macht," diesen Genuß ganz abgeschworen haben und sich deshalb bei den Gelagen mit den Libationen an die Götter und dem symbolischen Schwenken der Saké-Schalen begnügen; doch wird dieser „Mäßigkeitsverein" unter den Wilden kaum stark genug sein, um gegen den immer zunehmenden Import des civilisatorischen Getränkes erfolgreich ankämpfen zu können. Die Bestrebungen der japanischen Kolonialpolitik gehen, wie die analogen Bemühungen ihrer Vorbilder unter den europäischen Mächten, von dem Grundsatze aus, daß der Zweck die Mittel heilige; und so wird, Dank dem Saké, das der Mehrzahl nach noch kräftige heutige Geschlecht in wenigen Jahrzehnten schon für seine schwächeren Nachkommen ein fast eben so mythisches Heldenvolk geworden sein, wie es die in den verworrenen Sagen lebenden Heroengestalten der freien Ainos heute sind. Denn wie in jedem unterjochten Volke lebt auch unter den Ainos die Vorstellung, daß sie einst ein großes, starkes Volk gewesen seien; sie haben keine auf bestimmte innere oder äußere Kämpfe bezüglichen Sagen, behaupten trotzdem aber, daß ihre Vorfahren mit Speeren und Messern, mit Bogen und Pfeil Krieg geführt hätten, bis Joschitsune, ihr Halbgott, den Krieg für ewig verboten und den Gebrauch der Speere nur noch für die Bärenjagd gestattet habe. An diese Sage knüpft sich die Erzählung, daß Joschitsune ihren Vorfahren alle Künste und Fertigkeiten, darunter vornehmlich die Kunst, Eisen- und Thongefäße, Messer und Lanzen zu machen, dazu auch gute Gesetze, Schrift und Zahlen gegeben habe; alles dieses sei dem Volke aber verloren gegangen, als ein späterer japanischer Eroberer den Ainos „die Bücher" geraubt habe, in denen alle jene Kunst und Weisheit niedergeschrieben gewesen seien.

Bis auf einige, nicht eben glückliche, Versuche hat sich die japanische Regierung bis heute jeder direkten Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Ainostämme enthalten. Zufrieden, wenn die Steuern an Fellen und Aehnlichem gezahlt werden, überläßt sie den Häuptlingen die Ausübung der patriarchalischen Gewalt in den einzelnen Dörfern und hat sich nur für einzelne unter dem harmlosen Volke nicht vorkommende Fälle schweren Verbrechens die Gerichtsbarkeit vorbehalten. So herrscht denn der Häuptling einer Ainogemeinde fast unumschränkt und genießt von seinen Unterthanen eine oft sklavische Verehrung. Wie seine Zustimmung zu jeder Heirath unentbehrlich ist, so bestimmt er auch den Platz für jedes neu zu erbauende Haus; er trifft die Anordnungen über die Jagd und den Fischfang, die Abhaltung der Feste u. s. w. Er entscheidet in allen Streitigkeiten und bestimmt die von dem Schuldigen zu zahlende Buße. Die Häuptlingswürde ist nicht in einer Familie erblich, sondern wird durch Wahl aller Männer des Stammes dem Geeignetsten aus ihrer Mitte verliehen: dem Namen nach immer auf Lebenszeit; doch kommt es sehr häufig vor, daß ein alter Häuptling, der sich nicht mehr im Stande fühlt, sein Amt kräftig zu verwalten, dasselbe freiwillig niederlegt und selber einen Nachfolger vorschlägt.

Von dem Rechte der Erstgeburt und der bevorzugten Stellung des ältesten Sohnes, die im alten Japan eine so wichtige Rolle gespielt haben, wissen die Ainos so wenig, daß das Erbe der Familie, das Haus und der stets zu demselben gehörige Familienschatz, ohne Ansehung des Alters demjenigen der Söhne hinterlassen wird, den der Vater für den tauglichsten hält; sehr oft werden die eigenen Kinder auch ganz übergangen, und irgend ein Adoptivsohn als Erbe eingesetzt.

Der Volksaberglaube, der bei der Mehrzahl der uncivilisirten Völker ein reiches Feld für die Beobachtung darbietet, tritt bei den Ainos, wenn man nicht eben die meisten ihrer wirren, religiösen Vorstellungen hineinrechnen will, auffallend wenig zu Tage. Es bekundet einen merkwürdigen Mangel an Phantasie, daß sie nichts von Zeichen guter und böser Vorbedeutung, von „unerläßlichen" Bräuchen bei häuslichen Verrichtungen und täglichen Vorkommnissen besitzen: ihr Aberglaube ist eine dumpfe Furcht vor dem Unheimlichen; in erster Linie vor allen Schlangen, gleichviel ob giftig oder ihnen als unschädlich bekannt. Furchtbar sind ihnen auch ihre begrabenen Todten. Unmittelbar nach dem Tode wird der Leichnam des Verstorbenen in seine besten Kleider gehüllt und so zwei bis drei Tage lang auf einem hölzernen Gerüst ausgelegt; darauf wird er in eine Matte eingenäht

und an zwei Pfählen hängend nach einem entlegenen einsamen Orte gebracht, wo man ihn in halbliegender Stellung begräbt. Einer Frau werden ihre Schmuckgegenstände, einem Manne sein Messer, sein Sakö-Stab und, wenn er ein Raucher gewesen ist, auch sein ganzer Rauchapparat mit in das Grab gelegt. Sobald das Grab geschlossen ist, läßt sich kein Aino mehr bewegen, in die Nähe desselben zu gehen; und wenn auch die kostbarste Jagdbeute unweit eines Grabes niederfällt, so läßt er sie liegen und verwesen, ehe er sich entschließt, die gefürchtete Stelle zu betreten.

Aus ihren im Obigen auszugsweise wiedergegebenen Wahrnehmungen über die Ainos zieht Miß Bird den Schluß, daß die Eingeborenen von Jesso ohne Frage unter den uncivilisirten Völkern eine verhältnißmäßig hohe Stellung einnehmen, daß sie jedoch für die eigentliche Civilisation ebenso schwer zu gewinnen sein werden wie die wildesten Nomadenstämme. Bis jetzt ist noch jeder Versuch höherer Ausbildung eines Aino mißglückt. Wo das Volk, wie in den gemeinsamen Küstendörfern, in zufällige Berührung mit den Japanesen kommt, verfällt es unrettbar der Trunksucht und dem allmäligen Untergange, und ein Versuch, den man vor einigen Jahren mit mehreren jungen Ainos gemacht hat, die in Tokio erzogen und in verschiedenen Fertigkeiten ausgebildet wurden, hatte dasselbe Resultat, wie die unzähligen ähnlichen Versuche, die mit Wilden anderer Länder angestellt worden sind: kaum nach Jesso zurückgekehrt, entsagten sie allen Verfeinerungen der höhern Kultur und lebten wieder als Wilde unter ihren wilden Stammesgenossen.

Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

II.

Für das hohe Ansehen, in welchem die Biene im Alterthume stand, liefert den besten Beweis Virgil in seinem Gedichte vom Landbau, dessen vierter Gesang ihr und ihrer Zucht gewidmet ist. Als beherrscht von großen Gesetzen stellt er ihr Leben dar, nur ihnen von allen Thieren schreibt er den Begriff der Heimath zu, nur von ihnen, welche gleich dem Menschen eine geordnete Hauswirthschaft mit eingesammeltem Jahresvorrath führen, darf man sagen, daß sie wie diese „Penaten des eigenen Herdes" besitzen [1]). Mancher habe gelehrt veranlaßt durch ihre Klugheit und Ordnung

„... daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes wohn' und ätherischer Hauch" [2]),

und in dieser Weise führt er begeistert für die kleinen Insekten, Wahres und Fabelhaftes mischend, seine Beschreibung weiter.

Aristoteles hatte bereits darauf aufmerksam gemacht, daß schon längere Zeit vor herannahendem Regen oder Sturm trotz heitern Wetters die Bienen nicht weit von ihren Stöcken fliegen, sie vielmehr das Unwetter vorausahnen und danach handeln, und diesem Zeichen ihrer Klugheit dann noch beigefügt, daß sie bei heftigem Sturme Steinchen als Ballast aufgriffen, um nicht zu sehr herumgeschleudert zu werden und Flug zu halten [3]). Beides wiederholen Virgil und spätere Schriftsteller [4]) und noch unser Mittelalter glaubte gleichfalls an diese Ballastbeschwerung der Bienen.

Der bereits mehrfach genannte Konrad von Megenberg berichtet außerdem noch als einen Beweis ihrer klugen Voraussicht, daß sie die drei obersten Reihen in den Waben leer von Honig ließen, damit der Anblick desselben nicht jemanden anzöge, welcher ihnen Schaden bringen könne, und als Zeichen ihres streng monarchischen Staatswesens, daß die, welche „irs kaisers recht ubervarnt", sich, wie dies auch bei den Persern üblich sei, selbst tödteten, daß die Unglückliche, welche beim Flug an des Kaisers Flügel rühre, vom ganzen Heere bestraft würde [5]).

Die christliche Kirche ertheilte der Biene noch eine gewisse Heiligkeit dafür, daß sie das im Kultus eine so wichtige Rolle spielende Wachs lieferte. Nach einem alt-wallisischen Gesetzbuche ist der Adel der Bienen im Paradiese entsprossen, und als sie dieses wegen des Sündenfalls Adams aufgeben mußten, da schenkte ihnen Gott seinen Segen, weshalb die Messe nicht ohne Wachs zu singen ist [6]). Der aus weißem Wachse gefertigten Osterkerze mußte in früheren Zeiten sogar das Bild der Jungfrau Maria eingedruckt sein, und zwar mit Bezug auf die jungfräuliche Geburt, weil auch das Wachs allein von den weiblichen Bienen ohne allen Antheil der Zeugebienen hervorgebracht würde [7]); auch bei Du Cange erscheint die Biene als ein Symbol der Jungfräulichkeit [8]). Ein vlämisches Volkslied rühmt ihr nach, daß sie selbst noch beim Tode des Menschen durch die Kerzen die höllischen Geister vertreibe [9]), und eine elsässische Sage weiß zu berichten, wie eine fortgeworfene Hostie auf dem Felde von den frommen Immen mit Wachs umwunden wurde [10]).

Die Tscherkessen erzählen, daß Merime, die Mutter Gottes, nur eine Biene unter ihrem Hemde (oder in ihrem Aermel) vor dem Zorn des Donners, welcher die übrigen vernichtete, retten konnte, und daß von dieser so geheiligten alle jetzigen Bienen abstammen [11]). Diese Feindschaft des Donners begegnet gleichfalls in der walachischen Sage wieder, wo die ursprünglich weiße Biene (ihr Name ist noch jetzt „Albina"), weil sie als ungehorsames Kind mit ihren Eltern gestritten, von Petrus mit der Himmelsgeißel geschlagen wird und dadurch ihre schwarze Farbe und eingeschnittenen Leib erhält; in einer andern dortigen Sage ist es der Teufel, welcher die Biene mit der Peitsche schlägt, weil sie ihm ein Geheimniß abgelauscht hat [12]). Der Böhme leitet seinen Namen für die Biene (včela) davon her, daß sie sich tief auf die Stirn (na čelo) des Gekreuzigten setzte und den Schweiß von ihm sog [13]); dem Griechen hatte Zeus die Biene goldfarbig gemacht [14]).

Bei dieser engen Verbindung mit dem Heiligen und dem Ansehen, in dem sie auch sonst steht, ist es kein Wunder, daß man sich scheut, sie zu tödten: namentlich dem Russen gilt es als ein großer Frevel dies zu thun [15]); der Böhme betrachtet die Hand, welche eine Biene tödtet, als dem Teufel verfallen, auch wenn der Mensch sonst noch so fromm gelebt hat [16]); in der Schweiz bedroht man die Kinder, welche Bienen in den Blumen umbringen, mit baldigem Grauwerden des Haares [17]). Ihrer hohen Stellung wegen darf man von den Bienen auch nicht die Ausdrücke brauchen, mit denen man bei anderen Thieren das Sterben bezeichnet, wie „ver-

recken, hinwerden" u. s. w., sondern man muß von ihnen wie vom Menschen „sterben" sagen [18]); dies ist weitverbreitete deutsche Sitte; in der Schweiz muß man aber auch von ihnen „essen" und „sitzen" anstatt „fressen" und „hocken" gebrauchen [19]), und sie bestrafen auch wohl derartige unehrerbietige Aeußerungen mit Stichen an dem Schuldigen [20]).

* * *

Große Bedeutung wurde im Alterthume ebenso wie noch heute dem Bienenschwarme als vorbedeutendem Zeichen beigelegt. In der römischen Geschichte begegnet das Erscheinen eines Schwarmes als unheilbringendes Vorzeichen häufig. Die Niederlage am Ticinus wurde durch einen Bienenschwarm, welcher sich auf einen das Zelt des Heerführers überschattenden Baum niederließ, verkündet; die des Pompejus bei Pharsalus durch einen, welcher sich auf seine Fahnen setzte; die des Varus durch Bienen, welche an römischen Altären Wachszellen bauten, der Tod des Kaisers Claudius durch Aufsetzen eines Schwarmes im Lager. Kein Wunder, daß man diese schlechten Vorbedeutungen durch Sühnopfer und Bettage abzuwenden suchte, daß man, als sich ein Schwarm bei öffentlichen Spielen auf dem Schauplatze niederließ, eiligst Zeichendeuter aus Etrurien holte [21]). Doch begegnet der Schwarm auch als günstiges Vorzeichen wie in demjenigen, welcher sich am Wipfel des heiligen Lorbeerbaumes im Penetral von Laurentum festsetzt und dem Latinus die Gründung von Lavinium verheißt, oder in dem, welcher die Statuen des Antonius Pius in Etrurien anfüllte und sein Kaiserthum dadurch voraussagte [22]); dem Dionysos verkündete die Erlangung der Herrschaft ein Schwarm, welcher sich an die Mähne seines Pferdes hängte [23]).

Im deutschen Aberglauben sind die Bienen meist auch Träger unheilbringender Vorbedeutung. Entfliegt ein Schwarm und kehrt binnen drei Tagen nicht zurück, so sterben die Eltern vor den Kindern (Luzern), setzt sich ein frisch ausgeflogener Schwarm an den dürren Ast eines Gartenbaumes, so stirbt der Kranke (Freienamt) [24]); der Engländer schreibt dem Schwarme überhaupt ein Vorgefühl von dem Tode des Herrn zu, verlassen Bienen ihren Stock, dann wird der Eigenthümer desselben bald sterben [25]). In Schlesien, Tirol und Sachsen bedeutet der sich an ein Haus hängende Bienenschwarm den Ausbruch einer Feuersbrunst [26]). Als Herzog Leopold auf seinem Zuge zur Schlacht von Sempach an der Linde bei Willisau vorüberritt, hatte in dieser ein Bienenschwarm genistet und umschwirrte das herzogliche Banner; dies gemahnt an die römischen bösen Vorbedeutungen, das Volk aber deutete dies damals auf das fremde Kriegsvolk, welcher Glaube auch noch anderwärts begegnet [27]). Ein Schwarm, welcher nicht in den Korb zurück will, bedeutet noch jetzt dem Schweizer einen nahen Krieg [28]). Findet jemand auf seinem Eigenthum einen Bienenschwarm in einem Baume, so ist dies ein böses Zeichen, wenn er ihn nicht mit einem Stück Geld behandgabt; würde er anders die Bienen nehmen, thäten sie ihm nimmermehr gut [29]).

Dem Inder bringt das Treffen von Bienen auf dem Wege stets etwas Gutes [30]), welcher Glaube sich gleichfalls in Nord-Celebes bei den Alfuren, wohl indischer Einfluß, wiederfindet [31]) — viele europäische Traumbücher deuten das Folgen von Bienen ebenfalls auf Gewinn [32]) —, dagegen ist das Festsetzen eines Bienenschwarmes in irgend einem Theile des Hauses wieder unheilkündend und sind bestimmte abwendende Formeln für diesen Fall vorgesehen [33]).

Im Voigtlande begegnet der Glaube, daß wenn man mit einem Zweige, woran ein Bienenschwarm gesessen, namentlich wenn er Charfreitag abgeschnitten, das Vieh, welches man zu Markte führt, peitscht, sich viele Käufer dafür einfinden werden. Ferner dient das Holz eines solchen Zweiges, welches man sorgfältig vertheilt, auf dem Tanzboden bei sich getragen, dazu, die Tänzer und Freier anzulocken, welche sich dann in Masse einstellen, zu welchem Zwecke man auch wohl ein Spänchen von dem Bienenstocke aus der Gegend, wo die Fluglöcher sind, am Andreasabend ausschneidet [34]). Der Grund dieses Glaubens liegt klar vor, es ist das einfache Inverbindungsetzen der Bienenmenge mit der Menge der Käufer und Freier. In der Pflege Reichenfels sagt man noch, daß Wespennester bei sich getragen die Zuneigung der Frauen gewinnen helfen, wofür wohl der gleiche Grund, nur etwas verdeckter, gelten mag [35]).

Im deutschen Kindermärchen setzt sich die dankbare Bienenkönigin auf den Mund der jüngsten Königstochter, welche der Held aus drei Schwestern, die einander ganz gleich sind, herausfinden soll [36]); in einer Erzählung des Talmud kommen dem angeklagten Rabbi Eleeser, welcher sich als Webermeister ausgiebt und zur Prüfung bestimmen soll, welcher von zwei Fäden zum Zettel, welcher zum Einschuß gehöre, eine männliche und eine weibliche Biene zur Hülfe, von denen die erste sich auf den Einschuß, die andere auf den Zettel setzte, und ihm dadurch das Mittel zum Erkennen gaben [37]).

Wegen ihres Stachels und schmerzhaften Stiches erscheint die Biene in den Sagen auch als Helferin im Kriege, als Mitkämpfende und Sieggewinnende. Das im dreißigjährigen Kriege belagerte Attendorn in Westfalen wirft den stürmenden Schweden die Bienenkörbe auf die Köpfe, worauf diese die Flucht ergreifen; noch jetzt feiert ein jährlicher Waffentanz an Frohnleichnam diese Heldenthat [38]). Ganz ebenso verjagen die badischen Rothenburger die Stürmenden, und noch verschiedene andere deutsche Städte schließen sich ihnen in dieser Kriegslist an; auch in älteren byzantinischen Erzählungen begegnet dieser Zug, jedoch als ein Schleudern von thönernen mit Schlangen gefüllten Töpfen [39]). Akka in Syrien soll gleichfalls von den Kreuzfahrern durch hineingeschleuderte Bienenkörbe erobert sein [40]). Vor einem andern Schwarm von Bienen, welche durch göttliche Schickung den Rhaukiern auf Kreta in ihre Stadt kamen und ihnen die heftigsten Schmerzen verursachten, mußten die Bewohner sogar die Stadt räumen und eine andere Heimath suchen [41]). In einer irischen Legende verwandelt die von dem schwächern Heerhaufen angeflehte heilige Gobinate die Bienen eines nahen Stockes sogar direkt in eine Schaar Krieger [42]).

Auch in Amerika und Afrika tritt die Biene in gleicher Weise als Schützerin gegen die Feinde auf. Eine Tradition der Quiché erzählt, daß man vier große Kalabassen mit Hornissen, Bienen und Wespen gefüllt um eine gewisse Stadt gestellt und als die Feinde anstürmten, die Deckel abgenommen habe, worauf die Feinde in wilder Flucht davon gestürzt seien [43]). In Nordguinea erscheint dies sogar als feststehender Brauch, da man dort häufig zwischen die am Eingang der Dörfer stehenden Fetische mit Bienen gefüllte Töpfe stellt; man hält die Bienen dort für eine Schutzwehr der Stadt [44]). In dem großen Kriege der vierfüßigen Thiere gegen die Vögel giebt in einem in Sierra-Leona von Koelle gehörten Märchen der Führer der letzteren, der Strauß, der Biene den Pfeil, der Wespe den Speer, und beide schleudern ihre Waffe bei Anrücken des Heeres der Gazelle und dem Schakal, welche das Zauberwasser gegen das Vogelheer werfen sollen, so geschickt entgegen, daß beide sinken und das erschreckte Heer die Flucht ergreift [45]). Aehnlich sticht im deutschen Märchen die Wespe den Bannerträger des vierfüßigen Heeres, den Fuchs, in seinen buschi-

gen Schwanz, daß dieser ihn sinken lassen muß und so die Flucht des Heeres veranlaßt [47]).

Natürlich eignen diesen zarten Wesen mancherlei Antipathien, in deren Auffindung namentlich das Alterthum stark war. Da ist zunächst das Echo, dessen Wechselschläge nach Plinius das zarte Thier erschüttern, ihm nachtheilig und verhaßt sind, weshalb auch Varro vorschreibt, den Bienenstand ja mit Rücksicht darauf zu wählen [48]). Tödtlich ist ihnen ferner der Geruch von Krebsen, welche man in ihrer Nähe kocht; verhaßt wie den alten Pythagoräern die Bohne, auf deren Blüthe sie sich nicht setzen, die Olivenblüthe, welche sie unberührt lassen, aus welchem Grunde man die Nähe des Oelbaumes ebenso wie der ihnen gleichfalls antipathischen Eibe für den Bienenstand mied [49]). Daher gehen auch mit Oel bestrichene Bienen schnell zu Grunde, es sei denn, daß man schnell Essig anwende, wodurch sie leben bleiben [50]). Daß die Frösche den Bienen am Wasser auflauern, beobachtete schon Aristoteles; sie ebenso wie die Kröten fangen wirklich die Bienen fort. Nicht der Erfahrung gemäß dagegen ist seine fernere Angabe, daß die Kröten ins Flugloch blasen, um dann die Herausfliegenden zu schnappen [51]). Von der größten Bienenfeindin, der Schwalbe, berichtet Aelian, daß man sie trotzdem nicht zu tödten wage und sie nur hindere, ihr Nest in der Nähe der Bienenkörbe zu bauen [52]).

Auf der Sierra-Leona-Küste hält man den Geruch der Citronenbäume den Bienen für zuwider, glaubt dagegen, daß die rothe Farbe einen besondern Reiz für sie habe [53]). Nach schlesischem Glauben aber meiden sie gerade den rothen Klee, und zwar weil der Herrgott ihnen denselben bei der Schaffung als Gegensatz für die Erlaubniß der Sonntagsarbeit verboten hat [54]).

Die alten und modernen Zeiten schreiben den Bienen ein großes Wohlgefallen an rhythmischen Klängen — Vögel der Musen war einer ihrer Beinamen — zu, und wie bereits die alten Griechen und Römer, benutzt noch unser Landmann dieses Wohlgefallen, um den schwärmenden Haufen zum Niedersitzen zu bewegen.

„Reg' auch klingendes Erz und den Hall der cybelischen Cymbeln," singt Virgil, indem er die Vorschrift des Aristoteles, durch Klang des Erzes die Bienen zusammen zu locken, wiederholt. Klappern mit Scheiben, rhythmisches Händeklatschen sind die ferneren Geräusche, womit alte Schriftsteller die Bienen, wenn sie sich zerstreut haben, zu versammeln und zu leiten rathen; Varro schreibt vor, daß der Wärter, wenn die Bienen eine neue Kolonie aussenden, Staub nach ihnen werfe und durch Klingeln mit ehernen Geräthen sie dahin bringe, wo er wolle [55]).

Ebenso verfährt nun noch der deutsche, französische, italienische Landmann. In Oberbayern klopft man, wenn der Stock schwärmen will, mit einem Schlüssel an eine Sense, woraus der Stiel herausgenommen ist, oder macht mit Kesselschlagen Lärm; auf diesen Klang verlassen die Bienen den Stock und setzen sich auf einen nahen Baum, Rasen oder Stange nieder, von wo sie nun in einen bereits vorbereiteten Korb gefaßt werden [56]). Ebenso hält der Schweizer den jungen Schwarm mit Sichelglockenklang, damit er sich nicht zu weit entferne, breitet ihm zum Lagern ein sauberes Weißzeug aus — auch im Algäu spannt man zu diesem Zwecke ein weißes Tuch aus [57]) — und sorgt dafür, daß sein neues Heim mit einem Blumenkränzchen geschmückt ist [58]). Die Franzosen, bei denen das Kesselschlagen gleichfalls Sitte, glauben aber nicht allgemein, daß aus Liebe zur Musik die Bienen sich bei diesem Klange setzen, sondern theilweise auch, daß sie das Geräusch für Donner halten und aus Furcht vor schlechtem Wetter sich nicht zu entfernen wagen [59]). Im Algäu hält man einen Flintenschuß für das sicherste Mittel zum selben Zwecke [60]).

Die Tscherkessen locken im Frühjahr den jungen Schwarm in einen kegelförmigen, aus Baumrinde zusammengebogenen, an einer langen Stange befestigten Hut, indem sie beständig mit kleinen Hölzern am Ende der Stange klappern, setzen dann die Königin in den Stock und lassen den Schwarm hinein [61]). Die Galla, gleichfalls eifrige Bienenzüchter, bewegen die Schwärme durch einen wirren Lärm zum Niedersitzen; die wilden locken sie durch Stöcke, welche sie innen mit wohlriechenden Blättern gerieben haben [62]).

Außer durch Geräusch sucht man den jungen Schwarm noch durch gewisse kräftige Sprüche zum Niederlassen zu veranlassen. In der Elbinger Gegend singt man

> Bienchen, Bienchen weise (Weiset?),
> Sollst nicht weiter reisen,
> Setze dich auf Korn und Gras,
> Füll deinem Herrn Korn und Faß! [63])

anderwärts in Preußen:

„Hörst du Grimm und Grauen, du sollst dich setzen an das Gras, tragen Honig und Wachs zu Mariä Wachslicht. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" [64])

Ebenso bittet man in Flandern die Bienen sich niederzulassen, um den Altar des Herrn mit süßem Honig und Wachs zu verehren [65]). Du Cange theilt einen ältern Bienensegen in Form einer Rede an die „Bienenmutter" mit, worin die Bienen bei Vater und Sohn beschworen werden, nicht zu hoch sich zu erheben und nicht zu lange zu fliegen, sondern schnell zum Baume zu kommen [66]); und so hat jede Landschaft ihre eigenen Sprüche zu genanntem Zwecke, die in sich nur wenig unterschieden sind, deren genau innegehaltener Wortlaut aber gerade für das Wichtige gehalten wird.

In Westfalen muß man, damit sich der Schwarm an einen gelegenen Ort setze, den Strauch oder Baum, wohin man ihn haben will, anfassen und mit einem bestimmten Spruche dreimal rütteln, oder mit drei Fingern nach dem Schwarme zeigen, ihm in den heiligen drei Namen befehlen, sich auf das Gras zu setzen, und dabei drei Kreuze mit den Fingern machen [67]). Die Bewohner von Cornwallis riefen früher einen Geist Namens Browny an, wenn die Bienen zu schwärmen begannen; hörten sie diesen Namen, dann kehrten sie nicht in den alten Stock zurück, sondern ließen sich als Kolonie nieder [68]).

Im Banat wird am Weihnachtsabend von einem Mädchen ein langer Faden gesponnen, den es mit einer Binde um den Körper windet und so schläft; beides wird dann, wenn die Bienen zu schwärmen beginnen, von ihr in die Höhe geworfen [69]). Das römische Werfen von Staub haben wir bereits erwähnt, wozu wir noch bemerken wollen, daß nach Plinius das Bestreuen mit Staub aus einer Schlangenspur die Bienen zwingt, zu ihrem Stocke zurückzukehren [70]). Auch unter streitende Bienen soll man, um sie zu beruhigen, Staub werfen [71]).

Um das muthwillige nutzlose Schwärmen zu verhindern, empfiehlt Virgil dem Könige die Flügel auszurupfen; die deutsche Volksweisheit legt die Wurzel einer blauen Lilie in den Stock, um die Bienen zum Bleiben zu nöthigen [72]). Auch muß man sich vorsehen, wenn man einen Stock über die Straße trägt, um ihn an einem andern Ort aufzustellen, weder zu sprechen noch für einen Gruß zu danken, noch sich umzusehen, damit sie einem nicht fortfliegen (Wetterau); trägt man an einem heiligen Abende die Stöcke an einen andern Ort, dann schwärmen die Bienen gar nicht, geben dafür aber viel Honig (Mähren) [73]). In Devonshire darf man die Stöcke nur an einem Charfreitage versetzen [74]).

Am Charfreitage segnet auch der Masure seine Stöcke, indem er vor Sonnenaufgang mit einem Teller Schrotmehl um sie herumgeht und mit einem vorgeschriebenen Spruche das Mehl in den Bienengarten streut. In Westfalen macht der Bienenvater, wenn seine Bienen im vergangenen Jahre faul gewesen sind, ihnen im Frühjahr seine Vorhaltungen und sagt ihnen, daß seine Kinder Honig und die Kirche Wachs haben wolle, und sie nun ihre Schuldigkeit thun sollten [75]).

Das Schwärmen der Bienen und deren Niederlassen auf fremdem Eigenthum, das Locken fremder Schwärme, das Finden herrenloser hat in den älteren deutschen Einzelrechten eine Menge Bestimmungen nöthig gemacht, von denen wir einige der interessantesten ausheben wollen. Ausgeflogenen Bienen, welche über die Gasse oder des Nachbars Zaun gelangt sind, darf man nur drei Tage lang folgen, da die Biene „ein wilder Wurm ist"; nach dieser Zeit ist das Eigenthumsrecht verwirkt und ein jeder darf dem Verfolger das Betreten seines Grund und Bodens weigern [76]). Sind sie auf einen fremden Baum gefallen, so darf man sein Eigenthum in so weit reklamiren, als es gestattet ist, innerhalb dieser Zeit an den Baum in Gemeinschaft mit dem Besitzer desselben mit Aexten oder Kolben zu schlagen und die herabfallenden Bienen für sich in Anspruch zu nehmen [77]). Entflogenen darf man mit Klopfen und Läuten folgen, gelingt es sie dadurch zum Sitzen zu bringen, dann ist der Schwarm gerettet; verliert man ihn aber aus dem Auge, dann ist er „gemein" und „wer den Imp findet, deß ist er" [78]); nach anderm Rechte darf der Eigenthümer sie zwar noch reklamiren, muß aber sein Eigenthumsrecht auf das Bestimmteste nachweisen, wie dies überhaupt verlangt wird [79]); auch muß wohl der Strauch, worauf der Schwarm gesessen, mitgebracht werden [80]). Für die Theilung der Bienen zwischen Eigenthümer, Finder und Grundeigenthümer haben die Gesetze genaue Normen festgesetzt [81]), nie kann aber der neue Eigenthümer ein Anrecht auf den alten Honig geltend machen, denn „der Honig folgt nicht den Bienen" [82]).

Nach jütischem Gesetz gehörten die in einem wilden Walde gefundenen Bienen, wenn ihnen niemand gefolgt war, dem Finder; hatte der Eigenthümer sie also aus dem Auge verloren, waren sie für ihn verloren. Fand man sie dagegen in einem fremden Gehölz, so hatte man keinen Anspruch darauf, und auch der Besitzer des Schwarmes, wenngleich er ihm gefolgt war, nur einen auf den dritten Theil desselben [83]). Das Westerwolder Landrecht bestimmt, daß die Bienen dem Eigenthümer so lange gehören, als er ihnen folgt, ohne Rücksicht darauf, in wessen Gebiet sie fliegen, und hat ferner folgende Festsetzungen für das Finden von Schwärmen: Der Finder muß ein Zeichen dabei lassen, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß ein Anderer den Schwarm nochmals findet und ihn in Anspruch nimmt; folgt er dem gefundenen Schwarme und dieser fliegt über einen Menschen auf dem Wege — von der Seite kommende haben kein Anrecht —, so darf ihm dieser auch folgen; fliegt der Schwarm auf fremden Grund, dann muß man einen Pfennig beilegen und darf locken, folgt der Schwarm, ist er sein; Lockkörbe aufzustellen ist verboten [84]).

Das Honigausnehmen mußte nach Konrad von Megenberg an einem schönen hellen Tage, wenn der Mond voll ist, geschehen — in der Altmark behauptet man, daß die Bienen gut gedeihen, wenn die Sonne Lichtmeß auch nur einen Augenblick hell scheint —, bei den Römern fingen einige dasselbe mit einem Tage an, welcher dem Vulkan heilig war [85]); bei den Kunama, einem der Grenzvölker Abyssiniens, ist es nicht erlaubt, den wilden Honig vor Ablauf ihres großen Festes, welches Ernte-, Versöhnungs- und Todtenfeier zugleich in sich befaßt, zu sammeln [86]). Die Säuberung der Körbe von Ungeziefer und dergleichen bewirkt man am Rheine gern zu Petri Stuhlfeier (22. Februar); thut man es früher oder später, so glaubt man keine gute Ernte zu erhalten [87]).

Die Hindus sollen beim Honigausnehmen stets die Tulsypflanze (ocymum nigrum), in welche vom Krischna eine seiner Geliebten verwandelt wurde und welche ihm daher heilig ist, in der Hand tragen; sie ist überhaupt für den Wischnugottesdienst vorgeschrieben, und scheint dieses Gebot daher die Bienenzucht — die Biene ist dem Krischna heilig — in die Reihe der religiösen Handlungen zu stellen [88]). Die Römer trugen beim Ausnehmen, um nicht von den Bienen angefallen zu werden, den Schnabel des Baumspechts bei sich [89]); in der Provinz Preußen scheint man zu gleichem Zwecke sich des Abwehrspruches

Ihr Spurbienen und ihr Weiserbienen,
Jetzt stecht ihr mich, nachher stech ich euch!

zu bedienen [90]). Schenkt der Bienenwirth bei der Honigernte vielen Personen davon, so sind nach einem deutschen Aberglauben die Bienen auch wieder mildthätig gegen ihn [91]).

Der Böhme stellt im Frühjahr Honig auf die Baumstöcke im Walde und betet dabei: „Medulina, da hast du, du giebst es über's Jahr wieder" [92]). Der Australier in Queensland läßt, wenn er einen wilden Stock ausgenommen, in der Regel eine Kleinigkeit Honig für Buddai, einem von ihm sehr gefürchteten geistigen Wesen, zurück [93]). Der Südafrikaner sowohl als der Singhalese, denen der eigenthümliche Honigkuckuck als Führer zu den wilden Bienen dient, indem er sich zunächst durch schreiendes Umflattern den Menschen bemerkbar macht, bis ihm gefolgt wird, legen für diesen Vogel dankbar etwas von dem Honig, die Hottentoten auch die Bieneneier, zurück, und glauben, daß wenn man dieses versäume, er sie für die Folge nicht mehr führen werde [94]). Uebrigens brauchen auch die bienenspürenden Hottentoten nicht einmal immer den Honigkuckuck, da sie sehr geschickt im Aufspüren sind; sie werfen sich, sobald sie ein Bienensummen hören, sofort auf die Erde, sehen der Biene nach und verfehlen selten die Richtung [95]). Sie bedürfen noch nicht einmal des Kunstgriffes der australischen Eingeborenen, welche der gefangenen Biene eine kleine weiße Daunenfeder ankleben, wodurch sie so langsam fliegen muß, daß man ihr bequem folgen kann [96]).

---

1) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 154/5. Klausen S. 651.
2) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 220/1.
3) Lenz S. 572/3.
4) Virgil a. a. O. Gesang 4, V. 191 u. folg. Aelian, Thiergeschichten, Buch 5, Kap. 13.
5) Megenberg S. 289, 290, 291.
6) Menzel Bd. 2, S. 128. Gubernatis S. 509, Anmerkung. (Beide nach Leo.)
7) V. Haug, Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1785, S. 280/1 (nach Rupertius Tuitiensis).
8) Gubernatis S. 510, Anmerkung.
9) Menzel Bd. 2, S. 129.
10) Panzer Bd. 2, S. 8.
11) Menzel Bd. 2, S. 128. Dubois de Montpéreux. Reise um den Kaukasus. Darmstadt 1842, Bd. 1, S. 78.
12) A. u. A. Schott, Walachische Märchen. Stuttgart und Tübingen 1845, S. 284. Ist in der tscherkessischen und walachischen Sage vielleicht ein Zusammenhang mit der altrömischen Meinung, daß das Echo den Bienen schädlich sei, anzunehmen?
13) Grohmann Nr. 601.
14) Creuzer Bd. 4, S. 355.
15) Gubernatis S. 507, Anmerkung.
16) Grohmann Nr. 602.
17) E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857, S. 319.
18) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 147. Panzer Bd. 2, S. 173. Grohmann Nr. 492, 602.

[19]) Rochholz, Kinderlied S. 333. Steiger S. 16.
[20]) Rochholz, Kinderlied S. 333.
[21]) Lenz S. 597/81.
[22]) Klausen S. 779.
[23]) Lenz 580.
[24]) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 148.
[25]) Brand Vol. 2, p. 175, 219.
[26]) Grimm, Mythologie, Deutscher Aberglaube Nr. 160. Wuttke §. 44.
[27]) Rochholz, Glaube Bd. 1, S. 148.
[28]) Ebendaselbst.
[29]) Wolff-Mannhardt Bd. 3, S. 311. (Vom Jahre 1612.)
[30]) Somadeva Bhatta's Märchensammlung. Uebersetzt von Brockhaus. Leipzig 1843, Bd. 2, S. 207.
[31]) Wolff-Mannhardt Bd. 3, S. 405.
[32]) E. B. Tylor, Anfänge der Kultur. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1873, Bd. 1, S. 122.
[33]) Taylor Bd. 1, S. 239.
[34]) Köhler S. 371, 382, 412, 417.
[35]) Ebendaselbst S. 417.
[36]) Gebrüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (17. Aufl.). Berlin 1880, S. 268.
[37]) Abodah Sarah oder der Götzendienst. Ein Traktat aus dem Talmud. Uebersetzt von Ewald. Nürnberg 1868, S. 129.
[38]) Kuhn Bd. 2, S. 161.
[39]) Liebrecht S. 75/6.
[40]) Liebrecht S. 75.
[41]) Aelian, Thiergeschichten, Buch 17, Kap. 35.
[42]) Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826, S. 223.
[43]) Liebrecht S. 76 (nach Popol Buh).
[44]) J. L. Wilson, Westafrika. Leipzig 1862, S. 158.
[45]) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (3. Auflage). Göttingen 1856, Bd. 3, S. 374/5.
[47]) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen (17. Auflage), S. 405.
[48]) Plinius Buch 11, Kap. 21. Lenz S. 576 (nach Varro). Megenberg S. 292.
[49]) Plinius Buch 11, Kap. 19; Buch 21, Kap. 41. Virgil, Vom Landbau, Gesang 4, Vers 47/8. Creuzer Bd. 2, S. 538.
[50]) Plinius Buch 11, Kap. 21. Plutarch, Tischreden, Buch 2, Kap. 6, §. 2.
[51]) Lenz S. 570/1. „Natur“ Bd. 26, S. 265.
[52]) Aelian, Thiergeschichten, Buch 1, Kap. 58.
[53]) Th. Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste und ihren Bewohnern. Weimar 1805, S. 101.
[54]) Peter S. 32.
[55]) Plinius Buch 11, Kap. 22. Lenz S. 573, 574, 579. Klausen S. 765. Panzer Bd. 2, S. 388/9.
[56]) Panzer Bd. 2, S. 173.
[57]) Mittheilung des Führers Kechler in Oberstdorf.
[58]) Steiger S. 16.
[59]) Monnier-Vingtrinier p. 149.
[60]) Mittheilung des Führers Kechler in Oberstdorf.
[61]) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus. Halle und Leipzig 1812/4, Bd. 1, S. 585/6.
[62]) Harris, Gesandtschaftsreise nach Schoa. Stuttgart und Tübingen, Bd. 2, S. 138.
[63]) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870, S. 131.
[64]) Ebendaselbst.
[65]) Kuhn Bd. 2, S. 66.
[66]) Gubernatis S. 509.
[67]) Kuhn Bd. 2, S. 66, 208.
[68]) Brand Vol. 3, p. 205.
[69]) Baron Rajacsich, Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven. Wien 1873.
[70]) Plinius Buch 30, Kap. 53.
[71]) Megenberg S. 291.
[72]) Virgil, Vom Landbau, Gesang 4, Vers 103 u. folg. Albertus Magnus, Egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Reading o. J. Bd. 2, S. 52.
[73]) Wolff Bd. 1, S. 233 (Nr. 392). Grohmann Nr. 605.
[74]) Brand Vol. 2, p. 219.
[75]) Frischbier S. 132. Kuhn Bd. 2, S. 65.
[76]) Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter. Nördlingen 1869, S. 111.
[77]) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 597.
[78]) Graf a. a. O.
[79]) Birlinger Bd. 2, S. 526.
[80]) Grimm a. a. O.
[81]) Grimm S. 599.
[82]) Graf a. a. O.
[83]) Grimm S. 598/9.
[84]) Grimm S. 597/8.
[85]) Megenberg S. 293. J. D. H. Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 84. Plinius Buch 11, Kap. 15.
[86]) W. Munzinger, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864, S. 473.
[87]) Montanus, Die Vorzeit. Elberfeld 1870, Bd. 1, S. 257.
[88]) Gubernatis S. 507. Menzel Bd. 2, S. 125.
[89]) Plinius Buch 30, Kap. 53.
[90]) Frischbier S. 131.
[91]) Grimm, Deutscher Aberglaube, Nr. 1102.
[92]) J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen. Prag 1863, S. 134.
[93]) Tylor Bd. 1, S. 413.
[94]) „Ausland“ 1860, S. 843; 1862, S. 223. R. Percival, Beschreibung von der Insel Ceylon. Leipzig 1803, S. 368. Die Schua halten diesen Vogel, den sie „schneter“ nennen, für ein verwandeltes altes Weib, welches mit diesem Rufe ihr verlorenes Söhnchen beim Namen ruft. H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. (Im Auszuge.) Gotha 1859/60, Bd. 2, S. 75.
[95]) J. Barrow, Reisen in das Innere von Südafrika. Leipzig 1801, S. 199.
[96]) G. C. Mundy, Wanderungen in Australien. Leipzig 1856, S. 83. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859/72, Bd. 6, S. 728.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die afrikanische Gesellschaft in Deutschland kann sich nicht rühmen, besonders vom Glück begünstigt zu werden; ein neuer, recht empfindlicher Unfall hat sie betroffen: das Schiff, welches Dr. M. Buchner's Sammlungen (siehe oben S. 202) nach Europa brachte, hat im englischen Kanale Schiffbruch gelitten!

— Der Times-Korrespondent in Alexandria berichtet (Mail, 11. März), daß Gessi-Pascha nach Bekämpfung der Sklavenhändler im Nilgebiete nach Chartum zurückgekehrt sei, unterwegs indessen entsetzliche Noth habe ausstehen müssen. Im September vorigen Jahres begab er sich in einem Dampfer, welcher eine ganze Menge von Booten und Flößen im Schlepptau hatte, auf die Heimreise. Bei ihm befanden sich an 500 Leute, Soldaten und andere, und sie waren mit genügendem Proviant für die Dauer einer gewöhnlichen Reise versehen. Allein der Nil war wieder einmal durch schwimmende Vegetation vollständig verstopft worden, was sich nach Gessi's Ansicht stets wiederholen und stets die Benutzung des Stromes als Verkehrsweg hindern wird. Drei Monate lang wurde Gessi in dem Moraste festgehalten, bis die Lebensmittel ausgingen, zahlreiche Leute am Fieber starben und die Ueberlebenden sich gezwungen sahen, sich von den Leichen zu nähren. Dieselben wurden schließlich durch einen starken, ihnen zu Hülfe ge-

sendeten Dampfer befreit, welcher mit Gewalt eine zeitweilige Passage durch die Sumpfvegetation bahnte.

— Die „Kreuzz." berichtet: „Herr F. v. Schaeler, Chef der ersten deutschen Expeditian nach dem äquatarialen Ost-Afrika, hat seinen Auftrag, zwischen Tabara und Karema am Tanganyika-See eine Statian für wissenschaftliche Zwecke zu gründen, glücklich ausgeführt, und trotz mehrfacher Hindernisse zu Kakama (wahl Kikoma unter $32^{\circ} 40'$ östl. L. Gr. und $5^{\circ} 45'$ südl. Br., circa 93 km südsüdöstlich von Tabora) im Staate Ugunda, welcher vam Sultan Mlimangambe beherrscht wird, einen passenden Platz gefunden und eingerichtet. Wie wir hören, trifft Herr v. Schoeler Anstalten zur Heimreise und man darf haffen, ihn binnen kurzem im Vaterlande begrüßen zu können. Die Expeditian verlar zwischen der Küste und Kakama 32 Mann. Herr Dr. Böhm hat die Leitung der Statian übernammen, welche außerdem nach van den Herren Dr. Kaiser und Paul Reichard bewahnt wird."

— Briefe aus Zanzibar vom 5. Februar melden, daß Stanley, welcher bekanntlich mit dem Bau einer Straße um die Jellala-Fälle herum beschäftigt ist, um den schiffbaren Theil des Kango erreichen und auf demselben Dampfer in Thätigkeit setzen zu können, durch Agenten 72 Zanzibar-Leute für eine Reihe von Jahren hat anwerben lassen. Dieselben gehen per Postdampfer nach der Kapstadt und von da in einem eigenen Schuner nach der Konga-Mündung. Der belgische Zweig der Internationalen Assaciatian sall jetzt beabsichtigen, die Pläne der belgischen Handelsgesellschaft, deren Hauptaktionär der König van Belgien ist, nach Kräften zu unterstützen, und zu diesem Behufe sall in Njangwe, dem wohlbekannten Orte am abern Kanga im Lande der Manjema, eine Station errichtet werden, um dart den Elfenbeinhandel, welcher jetzt seinen Weg nach Zanzibar nimmt, nach der Westküste abzulenken.

— Am 8. März hat das partugiesische Abgeardnetenhaus (die Entscheidung des Senats steht noch aus) nach längeren Berathungen mit 74 gegen 19 Stimmen den Vertrag genehmigt, durch welchen Larenza Marques in der Delagoa-Bai von Portugal, wenn auch nicht förmlich an England abgetreten, sa doch demselben überantwortet werden sall. Dieses gewinnt damit nicht nur einen augenblicklich, in militärischer Hinsicht, werthvollen Zugang zu der Transvaal-Republik, sandern auch einen der vorzüglichsten Häfen weit und breit, dessen Klima bei Weitem nicht sa schlecht ist, als es verrufen wird, und der tüchtigen Kaufleuten die denkbar günstigsten Chancen darbietet. Ernst van Weber schlug seiner Zeit der deutschen Regierung den Erwerb desselben var, um van dort aus die halländischen Bauernrepubliken gegen englische Uebergriffe zu schützen und die Germanisirung Südafrikas einzuleiten — leider vergeblich. Wir bitten nachzulesen, wie hoch er den Werth von Larenzo Marques anschlägt („Glabus" XXXIV, S. 271), dessen sich England jetzt bemächtigen will.

— Die englische Gesellschaft „Livingstane (Conga) Inland Missian" hat var einiger Zeit eine Abtheilung Missionäre unter Mr. A. Mc Call, welcher durch die Landaner Geagraphische Gesellschaft mit Instrumenten zu wissenschaftlichen Beobachtungen ausgerüstet warden ist, ausgesandt mit der Bestimmung, am nördlichen Ufer des Kanga sich einen Weg in das Innere zu bahnen. Jetzt ist die Nachricht eingetraffen daß jene Abtheilung eine dauernde Statian in Mataddi Minkanda, gegenüber van Stanley's Niederlassung Vivi, unterhalb der Jellala-Fälle errichtet und eine Pionnierabtheilung 50 bis 60 engl. Meilen weiter landeinwärts vargeschaben hat. Mc Call hafft im nächsten Herbst Stanley Paal zu erreichen. Im kommenden Frühjahr sall eine neue Expedition nach Banana am untern Kango entsendet werden, um van dart aus die weiter landeinwärts befindlichen Missionäre zu unterstützen und mit Vorräthen zu versehen; auch soll ein kleines Schiff auf dem Unterlaufe des Stromes statianirt werden.

Nordamerika.

— Im Winter 1878 bis 1879 unternahm Alphanse Pinart zu prähistarischen Zwecken eine Reise durch die mexikanische Provinz Sonara, welche er im Bulletin der Pariser Geagraphischen Gesellschaft (1880, September) beschreibt. Dart erzählt er von der Hauptstadt Ures folgende charakteristische Geschichte: „Ures verdankt wie die meisten poplacions van Sanora seinen Ursprung der Missian in S. Miguel. Man versichert mir, daß vor nach gar nicht langer Zeit interessante, auf die Missian bezügliche Archive varhanden waren; aber vor einigen Jahren hatte der Pfarrer van Ures an einem lustigen Tage in seiner Betrunkenheit nichts Besseres zu thun, als mit den alten Papieren ein Freudenfeuer anzuzünden. Wie viel alte Dakumente mögen so zum Theil durch Sorglosigkeit, zum Theil während der Revolutian, wa jedes Papier, es mag sa wichtig sein, wie es wolle, zum Patranenmachen verwendet wird, zu Grunde gegangen sein!" Leider brauchen wir nicht bis Mexiko zu gehen, um Beispiele für ähnliche Mißachtung van Urkunden zu finden!

— Der Bericht über den unlängst abgeschlassenen Census der Vereinigten Staaten klassifizirt die Bevölkerung falgendermaßen: Männer 25 520 582, Weiber 24 632 284; im Lande gebarene 43 475 506, im Auslande gebarene 6 677 360; Weiße 43 404 877, Farbige 6 577 151. Die übrigen 170 838 bestehen aus Indianern, welche in keinem Stammverbande und nicht unter Obhut der Regierung stehen, aus Chinesen und anderen Asiaten. Die Chinesen werden auf 105 363 geschätzt. Seit dem letzten Census ist das Verhältniß der Farbigen zu den Weißen und das Ueberwiegen des männlichen über das weibliche Geschlecht ein wenig gewachsen, das Verhältniß der im Ausland geborenen hat sich etwas vermindert.

— Der Weinertrag im Jahre 1880 ist in Califarnien beinahe doppelt sa graß, wie im varigen Jahre; er beläuft sich auf 11 500 000 Gallonen. Sanama-Caunty wird mit 4 750 000 in Rechnung gebracht, Napa-Caunty mit 2 350 000 bis 2 500 000 Gallonen. Die Weinernte in den am Sacramento-River belegenen Counties, einschließlich der Städte Sacramenta und Stackton, wird auf 2 000 000 Gallonen veranschlagt. Die Caunties Alameda, Cantra Costa, San Mateo, Santa Clara und San Francisco werden ungefähr 2 000 000 Gallonen liefern, und es sei hier bemerkt, daß in San-Francisca-Caunty viel mehr Wein gebaut wird als man im Allgemeinen annimmt, und zwar zum größten Theile van Italienern, welche eine bedeutende Anzahl kleiner Weinpflanzungen besitzen. Ueber die Weinernte in den südlich van Santa-Clara-Caunty belegenen Küsten-Caunties sind bis jetzt keine zuverlässigen Nachrichten eingelaufen, dach wird der Ertrag jener Gegend auf mindestens 3 500 000 Gallonen geschätzt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

III.

Frühzeitig am folgenden Morgen erschien der Kanuri-Abgesandte des Königs Maruf von Logon, dem Nachtigal, um ihn sich günstig zu stimmen, einen Marien-Theresien-Thaler schenkte und dann in den Palast schickte, um wegen einer Audienz anfragen zu lassen. Einen zweiten Thaler ließ er durch ihn in die landesübliche Münze umwechseln,



Logon von der Flußseite aus.

nämlich in Baumwollstreifen von drei Finger Breite und 2 m Länge, von denen 42 auf einen Thaler gehen. Dafür kaufte er Sorghum, Butter, Zwiebeln und Reis, die in Anbetracht der Fruchtbarkeit des Landes sehr theuer waren; der König schickte dazu noch sechs Hühner und ein Frühstück und ließ sich entschuldigen, daß er ihn nicht alsbald empfangen könnte. Er konnte sich nicht dazu entschließen, trotzdem nun der lange erwartete Beamte des Kaschella Bilâl ankam,

Gelangweilt verließ der Reisende gegen Abend seine Wohnung — obgleich es gegen die Sitte verstößt, daß ein ausgezeichneter Fremder aus seiner Behausung heraus geht, ehe er zur Audienz zugelassen worden ist —, wanderte über den Markt, der an jedem Nachmittage abgehalten wird, und auf welchem nur etwas Tabak, Baumwollstreifen, Gemüse, Seile und Matten feil geboten wurden, und erreichte so den südöstlichen Theil der Stadt, welcher unmittelbar vom Flusse, dem Ba-Logon, bespült wird. Der Fluß, welcher hier eine Breite von 200 bis 250 m hat, war gerade von den zahlreichen, ihn durchwatenden Verkäufern belebt, welche nach dem jenseitigen Ufer zurückkehrten. An der Fuhrt hatte er nur eine Tiefe von $1\frac{1}{4}$ m, füllte aber damals bei weitem nicht sein ganzes Bett aus; denn am östlichen Ufer lag eine Strecke von etwa 60 m Breite trocken. Das Ufer, auf welchem die Stadtmauer sich erhebt, überragt den Wasserspiegel etwa um 4 m, war aber auf der andern Seite viel flacher. Dort setzte sich der Reisende nieder und versenkte sich in den Anblick der reizenden Landschaft. Im Schatten großer Kautschukbäume kauerten Gruppen von Eingeborenen, schauten dem Gehen und Kommen zu und plauderten über die Vorfälle des Tages. Hier und da ragte der Wipfel einer majestätischen Deleb-Palme über die Umfassungsmauer herüber; auf dem Flusse bewegten sich zahlreiche Fahrzeuge der früher beschriebenen Arten hin und her, Kinder und junge Mädchen badeten sich, Frauen mit



Empfang im Palaste zu Logon.

Körben auf den Köpfen schritten ihren Hütten zu und alles athmete Frieden, Thätigkeit und Wohlstand. Die Stadt hat sieben Thore und etwa 12 000 Einwohner.

Am nächsten Morgen endlich erhielt der Reisende die Botschaft, daß der Herrscher ihn empfangen wollte, aber nicht ihn allein, wie er gehofft hatte, und wie es ihm in seiner Eigenschaft zugestanden hätte, sondern er beschied gleich die ganze Karawane in seinen Palast. Dieser letztere war noch in demselben Zustande, wie ihn Heinrich Barth in seinem Reisewerke beschrieben hat. Aus einem kleinen Vorraum tritt man in einen länglichen Hof, dann in einen etwas geräumigern Gang und durch denselben in den circa 30 m langen Haupthof, weiter in einen dritten Hof und zuletzt durch eine einfache Thür in einen kleinen unbedeckten Raum. Dort saß der König in einer auf Pfählen ruhenden Veranda hinter der auf Kanuri „Kassar“ genannten Vorhängethür aus Schilf, welche jeden Einblick von außen unmöglich macht, doch dem drinnen Befindlichen den Blick nach außen erlaubt. Denn weder in Logon noch in Baghirmi pflegt sich der Herrscher Fremden zu zeigen.

Sobald Nachtigal den Palast betreten, mußte er sich mit dem einführenden Beamten herumzanken, weil dieser darauf bestand, daß der Fremde barfuß vor der Majestät erscheinen sollte, während dieser, wie bei seinem Empfange durch Scheich Omar in Kuka, beim Eintritte nur die Ueberschuhe abgelegt und seine leichten Socken aus gelbem Ziegenleder anbehalten hatte. Nur seine Drohung, kurzweg auf die ganze Audienz Verzicht leisten zu wollen, ließ den pflichteifrigen Beamten

von seiner Forderung abstehen. Auch brauchte er sich nicht der Landessitte zu fügen, mit nacktem Oberkörper vor den König zu treten.

Der Empfangsraum war sehr sauber gehalten und mit einer dicken Schicht schönen feinen Sandes bedeckt. In denselben hockten sie sich nieder und brachten mit gesenkten Augen — denn es ist nicht schicklich, dem Blicke der Majestät zu begegnen — ihre Begrüßungen vor. Nachtigal erinnerte an den Besuch, den Abd-el-kerim (Barth) in Logon abgestattet, und an die höfliche und feine Art, mit welcher der damals regierende Jusef denselben empfangen hatte, sprach seinen Wunsch aus, in Maruf, seinem würdigen Nachfolger, einen gleichen Beschützer der Fremden zu finden und, wie Barth vor 20 Jahren den König Abd-el-Kader, so jetzt dessen Sohn Mohammedu, genannt Abu Sekin, besuchen zu dürfen, und bat um die dazu erforderliche Unterstützung. Darauf legte er die üblichen Geschenke (Salam oder Kosolo) vor sich nieder und wurde nun erst in der Logon-Sprache, dann in Kanuri-Uebersetzung von dem königlichen Dolmetscher begrüßt, der vor dem Käfige des Herrschers so stand, daß dessen Worte nur ihm, nicht aber auch den unten Hockenden vernehmlich waren. Er erkundigte sich nach des Reisenden Gesundheit, fragte, ob in seiner Heimath Frieden und Wohlstand herrsche, und wie sich der Sultan in Stambul, den er für Nachtigal's ganz besonderen Freund anzusehen schien, befinde, richtete dann einen Gruß an alle übrigen Anwesenden insgesammt und ging nun erst zu der Hauptsache über. Dem Befehle Scheich Omar's, den Weg zum König Mohammedu frei zu lassen, unterwarf er sich natürlich, suchte aber Nachtigal's Weiterreise durch eine übertriebene Schilderung der Hungersnoth auf dem ganzen Wege und der Gefahr, in der der entthronte König schwebe, zu verhindern. Er fragte den Reisenden, ob er seine Rathschläge hören wollte, und nachdem dies höflich bejaht worden, forderte er ihn auf, seine Weiterreise aufzuschieben, bis weitere, bestimmtere Nachrichten aus Bugoman eingelaufen seien. Zu dem Endzwecke wolle er einen Boten aussenden, dem der Fremde ja einen seiner Begleiter und einen der Baghirmi-Leute beigesellen könnte. Nachtigal's Begleiter waren geneigt, diesem Vorschlage Gehör zu schenken; doch er selbst blieb taub und fest entschlossen, am nächsten Tage seine Reise fortzusetzen. Nach seinen letzten Nachrichten nämlich befand



Uebergang über den Schari.

sich Mohammedu's Gegenkönig Abd-er-Rahman mit den Hülfstruppen aus Wadaï zu Bidderi, ganz in der Nähe Massenjas, welches mit einem guten Pferde von der Hauptstadt Logons aus bequem in zwei Tagen zu erreichen ist, und er fürchtete deshalb, daß Sultan Maruf, wenn er auf dessen Vorschlag einging, zu jenem schicken und ihn selbst, die Pferde, Geschenke und Waaren ihm, dem Gegenkönig, in die Hände spielen könnte. Der Reisende dankte also dem Könige für seine gute Absicht und freundliche Fürsorge, erklärte aber seine feste Absicht, bestimmtere Nachrichten selbst in Bugoman einziehen zu wollen. Dieser Starrsinn ärgerte ihn, und er ließ dem Fremden schließlich ziemlich grob sagen, daß, wenn er seine verständigen Rathschläge nicht hören wolle, er seinetwegen noch am selben Tage weiterreisen könne. Damit entließ er ihn.

Nachtigal vermuthete hinter dem Eifer, mit welchem König Maruf seine Weiterreise hinauszuschieben versuchte, die Theilnahme des Beamten des Kaschella Bilâl. Ohne Rückhalt an diesem Manne konnte der König absolut nichts thun, was seinen Wünschen hinderlich war; dieser war in Kuka sein Zeuge und sein Anwalt. Nach der Audienz machte er also diesem ein Geschenk in Gestalt eines Haussa-Gewandes und räumte damit in der That das Haupthinderniß aus dem Wege. Schon am nächsten Tage konnte er, wie er gewünscht hatte, mit Zustimmung des Königs den Fluß überschreiten. Seine Versuche jedoch, in einer privaten Audienz des Herrschers Vertrauen und Freundschaft zu gewinnen, scheiterten an dessen kindischer Furcht vor dem Weißen, d. h. wahrscheinlich vor dessen Zauberkünsten. Vergeblich ließ ihn Nachtigal an die freundschaftliche Aufnahme erinnern, welche sein Vater Jusef dem Dr. Barth hatte zu Theil werden lassen: mehrmals ließ Maruf seinen Gast zu einer vertraulichen Audienz einladen; aber jedes Mal verließ ihn im entscheidenden Augenblicke, wenn dieser schon im Vorhofe wartete, der Muth, ihn zu empfangen.

So ging denn Nachtigal über, beziehungsweise durch den Fluß, was damals zur Zeit des niedrigen Wasserstandes sich ohne jegliche Gefahr bewerkstelligen ließ; doch kostete die Passage wegen der großen Anzahl von Pferden, welche sich bei der Karawane befand, viel Zeit, so daß man, am jenseitigen Ufer angelangt, sofort das Lager aufschlug. Am selben Abend noch ganz spät sandte der Iba oder Herr des Flusses einen Boten, um sich von dem Weißen Gift und ein Mittel gegen Zauberei zu erbitten. Wie stets in solchen Fällen antwortete dieser, daß er kein Gift habe und kenne; allein was den Gegenzauber anlangte, so durfte er in einem Lande wie Logon nicht daran denken, darin Unwissenheit vorzuschützen. Deßhalb führte er stets ein ansehnliches Quan-

tum Kampfer bei sich, welcher in manchen mohammedanischen Ländern ganz besonderes Ansehen in dieser Hinsicht genießt; man schreibt ihm alle möglichen wunderbaren Eigenschaften zu, und namentlich die Rechtsgelehrten wenden ihn häufig an. Der Reisende mag sich in vielen Theilen des mohammedanischen Afrika damit versehen; denn oft genügt schon ein einziges Korn, um sich einen Menschen mit Leib und Seele zu verpflichten. Nachtigal freilich hielt es jedesmal, wenn er Kampfer verschenkte, für seine Pflicht, zu erklären, daß man in seiner Heimath weder an Zauber noch Gegenzauber glaube, daß der Kampfer aber in vielen mohammedanischen Ländern für letzteres gelte.

König Maruf war so gütig, der Karawane noch eine Mahlzeit herüber zu senden, und der Iba lieferte ihr Honig für die Reise. Später aber bemerkte der Reisende, wie einige Reiter, welche er an ihrer Bewaffnung sofort als Soldaten Maruf's erkannte, ganz still die Furth passirten, sich bei dem Lager vorbeidrückten und die Richtung nach Südosten einschlugen, und sofort stieg in ihm der Argwohn auf, daß Maruf in seiner Feindschaft gegen Mohammedu dessen Gegner Abd-er-Rahman von dem Nahen der Karawane benachrichtigen wollte, damit die Pferde derselben nicht in Mohammedu's Hände kämen.

Am 18. März 1872 schlugen sie südsüdöstliche Richtung ein, zogen über die Tiefebene zwischen den beiden Armen des Schari (dem Flusse von Busso und dem von Logon) meist durch lichten Buschwald, der zuweilen durch sumpfige Wiesen unterbrochen wird, und erreichten nach fünfstündigem Marsche das Städtchen Kultschi halbwegs zwischen Logon und Bugoman, wo sie auf dem öffentlichen Platze von dem Stadthaupte, das den Titel Galadima führte, empfangen wurden. Kultschi ist ähnlich gebaut wie Logon, nur daß die Häuser weniger geräumig und hoch sind, und zählt etwa 3000 Einwohner, die fast alle dem Stamme der bogenbewaffneten Keribina (s. oben) angehören, welche selbst hier in einem verhältnißmäßig wichtigen Orte und inmitten einer fruchtbaren Gegend sich nicht zum Ackerbau bequemt haben, sondern ausschließlich die Jagd betreiben. Gegen Wild tauschen sie sich das nöthige Getreide ein. Zumeist jagen sie die an den Flußufern häufigen Wildschweine, deren Fleisch die Mohammedaner sonst so verachten. Hier aber findet man in allen Hütten Eberfelle, getrocknetes Fleisch und Hauer, welche von den Küsten des Mittelmeeres an bis zum Aequator als Talisman gegen den bösen Blick hochgeschätzt werden. Trotzdem sind die Keribinas gute Mohammedaner; die Alten im Lande, welche sich über diese Gesetzesübertretung ärgern, verfehlen denn auch nicht, der in religiösen Dingen weniger peinlichen Jugend deshalb ins Gewissen zu reden. Uebrigens lassen sich in vielen mohammedanischen Gegenden Inner-Afrikas, wo es Wildschweine giebt, die Schriftgelehrten herbei, den unreinen Charakter des Thieres zu mildern und sagen, daß wer davon ißt nicht gerade eine Sünde, sondern nur etwas Unpassendes sich zu Schulden kommen lasse. Nachtigal wurde öfters in Baghirmi und Wadaï gefragt, ob das Thier mit dem europäischen Hausschweine und dem Schweine der Bibel identisch sei, und jedesmal waren die Frager sehr befriedigt, wenn er antwortete, daß beide Arten verschieden seien.



Keribina-Bogenschützen in Kultschi.

In Kultschi sah der Reisende jene geheimnißvollen Reiter wieder, welche in der vorhergehenden Nacht nach ihm den Fluß bei Logon passirt hatten. Jetzt stellten sie sich, als kämen sie von einer Reise aus Baghirmi; denn sie hatten glücklicherweise nicht den Befehl gehabt, Abd-er-Rahman von dem Nahen der Karawane zu verständigen, sondern sie sollten nur durch erlogene Schilderungen des in Baghirmi herrschenden entsetzlichen Zustandes den Weißen von der Weiterreise abbringen — was ihnen natürlich nicht gelang.

Von Kultschi bis Bugoman marschirten sie fünf Stun-

den durch bald lichteren, bald dichteren Wald von Mimosen, Hedschlidsch, Tamarinden u. s. w., wozu sich noch ein hoher, bisher nicht beobachteter Baum mit riesigen Schoten, Simsim genannt, gesellte. In südsüdöstlicher Richtung passirte man vier Kanuridörfer, welche dem bedrängten Könige von Baghirmi, als er zu Bugoman Hof hielt, zum Opfer fielen und jetzt in Ruinen liegen, und dann die Grenze zwischen Logon und Baghirmi. Bald darauf kam der Schari in



Ankunft in Bugoman.



Miskin am Schari.

Sicht, d. h. sein Hauptarm, der Ba Busso. **Bugoman** liegt unmittelbar am Rande des Flusses, dessen westliches Ufer hier etwa 5 m hoch ist und steil abfällt. Es hat nach der Wasserseite hin vier verhältnißmäßig weite Thore, welche aber wegen des steilen Ufers für Lastthiere schwer erreichbar sind, im Norden ein Pförtchen, das einem einzelnen Menschen kaum zum Durchkriechen genügt, und nach Westen zwei Thore, deren eines weit genug war, den entladenen

Ochsen den Durchschritt zu gestatten. Der Reisende wurde von den Einwohnern, die treu zu Mohammedu hielten, sehr gut empfangen, weil sie der Ansicht waren, daß er die Pferde und Flinten in seiner Karawane dem Herrscher zur Unterstützung zuführe. Daran änderte sein Christenthum nichts: wenige kannten diese Religion, noch weniger den Unterschied zwischen ihr und dem Islam. Hielten ihn doch die meisten für einen Scherif d. i. Nachkommen des Propheten!

Bugoman war fast zur Hälfte durch eine Feuersbrunst vernichtet worden und trug deshalb zu einem großen Theile mit seinen neuen leichten Strohhütten einen sehr provisorischen Charakter. Es hat über 6000 Einwohner und ist die einzige größere ummauerte Ortschaft auf dem Westufer des Schari und darum ein beliebter Zufluchtsort der Baghirmi-Könige in Zeiten der Gefahr, wie denn auch Mohammedu unmittelbar nach der Eroberung seiner Hauptstadt Massenja (Februar 1871) längere Zeit dort Hof hielt.

Von hier an sah der Reisende mehr und mehr Baghirmi-Leute, eine schöne Race, namentlich was die Frauen anlangt, welche durch ihre harmonischen, schlanken Formen, reizenden Physiognomien und sehr kleidsame Haartracht einen höchst angenehmen Eindruck machten. Letztere besteht aus vier bis fünf falschen Flechten aus schwarz gefärbtem Lammsfell oder Pflanzenfasern, welche zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Die Hautfarbe spielt meist ins Röthliche; reine Schwarze sah Nachtigal in Bugoman nicht.

Obwohl in Folge des Brandes die üblichen Bongo-Wohnungen durch einfache Grashütten ersetzt worden waren, so hatte der Reisende doch ein vortreffliches Quartier, wo es ihm an nichts fehlte. Zum Essen schickte ihm sein



Eine Frau des verstorbenen Königs Abd-el-Kader.

Wirth täglich drei verschiedene Puddings und Fische aus dem Schari, darunter zwei Arten von der Größe eines Hechtes, welche von ganz ausgezeichnetem Geschmacke waren.

Worin er von den Reitern Maruf's nicht belogen worden, das war der vollständige Mangel an Getreide, welcher in den Baghirmi-Ortschaften längs des großen Flusses herrschte. Denn Nachtigal mußte einen riesigen Preis für ein wenig Korn zahlen, dessen er dringend für seine Pferde und Lastochsen bedurfte, von deren Zustand der Erfolg seiner Reise abhing. Deshalb verweilte er auch in Bugoman nicht, sondern zog am folgenden Tage, dem 20. März, Nachmittags nach Mislin, einem Städtchen, das ebenfalls auf dem Westufer des Schari liegt, und obgleich viel kleiner als Bugoman, doch mit einer Stadtmauer versehen ist. Die Stadt mag etwa 2000 Einwohner haben und liegt, noch schöner wie Bugoman, zwischen lauter Bäumen, namentlich Deleb-Palmen, welche einen prächtigen Schmuck abgeben. Die Bongo-Häuser sind groß, solide gebaut und in gutem Zustande. Der Fluß ist etwas breiter als in Bugoman (etwa 250 bis 300 m) und hat im Westen 10 m hohe Ufer, auf der andern Seite aber flache. Auch hier war kein Getreide für Geld zu haben, und weiterhin herrschte vollständige Hungersnoth; indessen erhielt Nachtigal vom Vorsteher der Stadt einige Maß geschenkt, theils aus Patriotismus, theils um ein Zaubermittel gegen Krankheiten und Verwundungen dafür zu erhalten. Die Einwohner von Mislin waren nämlich noch wärmere Parteigänger des Mbang, als die von Bugoman. Die Wirthin, bei welcher der Reisende wohnte, war sogar eine der Frauen des verstorbenen Königs Abd-el-Kader gewesen, der für das schöne Geschlecht eine große

Neigung besaß. Diese Wittwe war nicht mehr jung, nahm aber durch ihre zierlichen Formen, angenehmen Manieren und fast europäische Gesichtsbildung noch immer ein. Daneben wohnte eine andere Wittwe vom Stamme der Schoa-Araber, welche sich von einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit ohne Gleichen zeigte: den ganzen Abend und selbst einen großen Theil der Nacht hörte sie nicht auf, Nachtigal zu quälen, daß er ihre Tochter, ein niedliches Geschöpf von 16 bis 17 Jahren, als Gattin mit sich nehme. Fast die ganze Nacht hindurch blieben die Einwohner auf den Beinen und feierten die Anwesenheit des Fremden mit Musik, Tanz und Lustbarkeiten. Auch sie schienen, ebenso wie die Einwohner von Bugoman, kein richtiges Verständniß von seiner Eigenschaft als Christ zu haben; glaubten doch viele, daß er direkt vom Großherrn in Stambul gesendet sei, um den vertriebenen Mohammedu wieder auf seinen angestammten Thron zu setzen.

Ueber den Ursprung der sogenannten hieroglyphischen Steinschriften.

Von **Richard Andree.**

Es vergeht kein Jahr, daß wir nicht von Reisenden über die Entdeckung „hieroglyphischer Steinschriften“ hörten, die bald in Amerika, bald in der Südsee oder Afrika gemacht wurden. Wir erhalten auch Abbildungen derselben, ihre Beschaffenheit, Lage u. s. w. wird genau geschildert, von einem Versuche diese Hieroglyphen zu lesen ist aber keine Rede, ja wir vermissen fast stets den Beweis, daß es sich überhaupt um eine Schrift handelt. Und dieser Beweis wäre doch zuerst zu erbringen, ehe man sich erlaubt derartige Gebilde als Bilderschrift oder „Hieroglyphen“ anzusprechen. In den allerwenigsten Fällen dürfte aber derselbe erbracht werden, denn ich glaube den Nachweis geführt zu haben, daß die überwiegende Mehrheit dieser Petroglyphen, Felsritzungen, Steininschriften, und wie man diese Gebilde nennen mag, nichts weiter als die müssigen und rohen Anfänge primitiver Kunst sind. Weit über hundert Fälle habe ich in meinen „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen“ (Stuttgart 1878, S. 258 bis 299) zusammengestellt, 59 Abbildungen habe ich dazu gegeben und gezeigt, wie verzweifelt ähnlich derartige Leistungen überall in der Welt sind, daß sie auf derselben Stufe stehen, wie die Beschmierungen unserer Straßenmauern durch „Narrenhände“. Der gleiche Trieb hat sich bei allen Völkern in ähnlicher Weise geäußert. Isolirte Felsblöcke, glatte Felsufer beschiffter Ströme, Reiseziele, Flußübergänge, Jahrmarktstätten sind die einladenden Plätze, wo die Kunst der Kindheit sich breit machen kann, wo, wenn der Anfang mit der Zeichnung oder Einritzung einer Figur, eines Zeichens gegeben ist, bald sich Nachahmer finden. Selbst der Weiße ahmt dem Naturkinde nach. Bei Kabombo am obern Congo fand Stanley auf seiner berühmten Reise eine von Felsen umgebene Höhle am Strom. „Einige Eingeborene,“ erzählt er, „haben auf die glatte Oberfläche des Felsens phantastische Zeichnungen, Quadrate und Kegel gekritzelt und ihrem Beispiele folgend schnitzte ich, so hoch wie ich reichen konnte, den Namen der Expedition und das Datum der Entdeckung ein.“ (Dunkler Welttheil II, 268.) Wie uns Dr. Buchner versichert, können die Maori Neuseelands jetzt alle lesen und schreiben. „Ohne eigentliche Lehrer zu haben lernen sie es einer vom andern und an allen Mauern und Zäunen, an allen Felswänden im Walde sieht man Namen und Zeichnungen eingekratzt, welche die bedeutende Vorliebe der Maori für graphische Künste dokumentiren.“ (Reise durch den Stillen Ocean 157.)

Aus gleichen Ursachen hervorgegangen zeigen diese primitiven Schöpfungen auch eine merkwürdig gleichartige Gestaltung und man mag sie nun in Europa oder Asien, in Amerika oder Afrika betrachten, so bieten sie stets denselben Charakter dar. Unregelmäßig und zerstreut angebracht stellen sie entweder einfache ornamentale Zeichen, Kreise, Vierecke, concentrische Ringe, verschlungene Bänder, Wellenlinien, Mäander dar, oder Gegenstände, wie sie dem Auge des Einritzenden oder Malenden am nächsten liegen: Thiere, Menschen, Schiffe, Geräthe. Ihr Stil, derjenige der primitivsten Kunst, ist überall merkwürdig gleich und sie überraschen nur da, wo man sie einzeln und ohne Zusammenhang mit Ihresgleichen betrachtet, namentlich im Gebiete roher Naturvölker, welche das Werk ihrer Vorfahren oft mit abergläubiger Furcht betrachten und leicht daran Sagen von einem untergegangenen, der Schrift mächtigen Volke knüpfen.

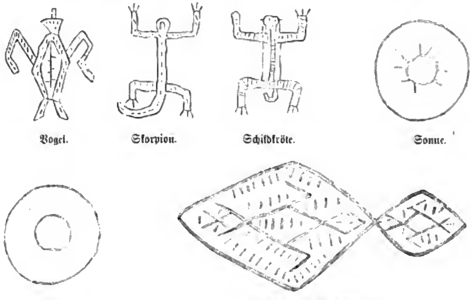
Die „hieroglyphische Steinschrift“, welche jüngst Dr. Theodor Wolf in Guayaquil am Rio Calguru bei Santa Rosa in Ecuador auffand und in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (1880, S. 222) abbildete, gehört völlig in das Bereich sinnloser indianischer Kritzeleien. Der Einsender hält die Zeichen „unbedingt“ für Hieroglyphen, beweist diesen kühnen Ausspruch aber nicht. Nun gut, wären sie solche, dann hätten wir quer durch ganz Südamerika eine und dieselbe Hieroglyphenschrift, denn genau die Zeichen, die uns Dr. Wolf abbildet, kommen in Venezuela, in Guiana, am Rio Negro, am Madeira, in Peru, selbst in Nicaragua und in Nordamerika vor, worüber ich die Tafeln in meinen „Ethnographischen Parallelen“ nachzusehen bitte, die einen solchen Vergleich ermöglichen.

Es läßt sich aber auch der direkte Beweis führen, wie derartige Zeichnungen und Felsritzungen noch heute entstehen, und es ist gar nicht nöthig, sie immer untergegangenen Kulturvölkern zuzuschreiben und sich dabei mit Alexander v. Humboldt in nebelhafte Fernen zu verlieren. v. Martius bereits sah die Felsritzungen des nordöstlichen Südamerika als Hinterlassenschaft „kindlicher Einfalt und mittelloser Unbeholfenheit“ von „Müssigen, die sich dort spielend ergötzt haben“, an, und Richard Schomburgk hebt hervor, daß die Schamschürzen (moса) der Makusifrauen in Guiana mit ihren schönen eckigen Perlstickereien Aehnlichkeit mit den Felsbildern von Waraputa haben. „Dieselben Figuren sah man auch mit weißem Thon, rothen oder schwarzen Farben an die Wände der Hütten, an die Ruder, Corials und Waffen roh mit den Fingern oder einem Stücke Holz gemalt.“ (Reisen in Britisch-Guiana I, 359.)

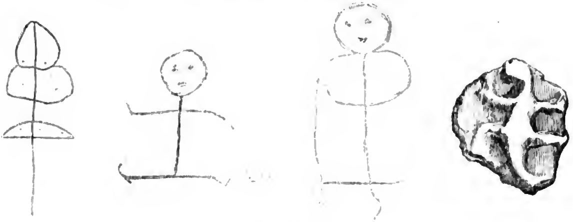
Neuerdings erhalten wir nun durch den französischen Marinearzt Dr. Jules Crevaux erwünschte Bestätigung in der von uns angedeuteten Richtung. Er bereiste 1878 Französisch-Guiana und kam zu den Oyampy-Indianern an den Quellen des Ojapok-Flusses. Er erzählt: „Es machte

mir Vergnügen, die Arabesken und Figuren abzuzeichnen, mit denen diese Leute bedeckt sind. Sie zeigen große Aehnlichkeit mit den Felsritzungen am Timeri-Felsen des Maroni." Er ließ die Indianer nur mit Holzkohle und Bleistift zeichnen, und einer derselben führte „Zeichnungen eines Menschen, Hundes, Tigers, endlich aller Thiere und Teufel des Landes" aus. Ein anderer zeichnete Arabesken mit Genipa-Saft; selbst die Frauen zeichneten die Muster, welche sie auf den Töpfen anbringen, mit großer Leichtigkeit. (Le Tour du Monde Vol XL, 77.) Hier geben wir die Reproduktion solcher Zeichnungen der Oyampy sowie die auch als Bilderschrift verschrieenen Felsritzungen vom Timeri-Felsen.

Daß im Gebiete der Vereinigten Staaten die Sache gar nicht anders liegt, läßt sich gleichfalls darthun. Hier ist der Westen sehr reich an derartigen Felsbildern, namentlich im Gebiete des Rio Gila, in Arizona, Neu-Mexiko, Nevada, Oregon sind sie zu finden. Ein Mitglied der Hayden'schen Expedition, Dr. W. Hoffman, äußert sich (Tenth an-



Zeichnungen der Oyampy-Indianer.



Zeichnungen auf dem Felsen Timeri.

nual report of the geological survey for 1876, Washington 1879, 475) über diese Gebilde in Nevada und Arizona neuerdings folgendermaßen: „Ich bezweifle, daß alle diese piktographischen Ueberreste etwas mit historischen Berichten zu thun haben. Viele Kinder der Pah-Utes im südlichen Nevada haben die Gewohnheit, in große Steine solche Figuren, wie sie gerade ihre Phantasie hervorbringt, einzuritzen. Auf den harten flachen Sandbetten am Spring Mountain wurde unsere ganze Ausrüstung in dieser Weise dargestellt. Mr. W. H. Jackson erzählt, daß die Zuñi-Kinder zum Zeitvertreib verschiedene Charaktere und Figuren in die Felsen einhauen und einritzen." Es steht dieses Verfahren also auf derselben Stufe, wie die eingeschnittenen Namen und Figuren auf unseren Schulbänken und dergleichen. Aber staunend steht später der weiße Reisende vor denselben und stellt tiefsinnige Betrachtungen an, müht sich ab, das „Räthsel" zu lösen und schreibt einen gelehrten Bericht darüber.

Es gehören in dieselbe Kategorie auch die Felsenmalereien auf Neuseeland, welche neuerdings unser verdienter Landsmann Julius von Haast schilderte (Journ. Anthropol.

Instit. VIII, 50), und ich habe mich über die abfällige und nüchterne Kritik, die Professor Gustav Fritsch denselben widmete (Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1880, 200), sehr gefreut. Willkürlich und phantasisch sind die Erläuterungen, welche R. Münch (Die Natur, Halle, 12. Nov. 1879) von einem „Götzenbild" der Indianer am Puget-Sund giebt. Auch dieses ist eine gewöhnliche Felsritzung und wo haben diese Indianer „Götzenbilder" gehabt?

Ehe man seiner Phantasie in Bezug auf Hieroglyphen die Zügel schießen läßt, wünschen wir ruhige Prüfung, ob in der That von einer Schrift die Rede sein kann. Wir verlangen zunächst Beweise, daß es sich um eine solche handelt, sonst tritt die von uns behauptete und durch ein überreiches Material bewiesene Anschauung in ihr Recht, daß es sich hier um müssige Spielerei, um die Kunst der Kinder handelt. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß auf dieser Basis die bekannte Piktographie der Rothhäute entstanden sein kann. Diese aber, welche wir durch Schoolcraft und Andere kennen, zeigt denn doch ein anderes Gesicht.

Isabella L. Bird's Reise durch Japan.

VII.

Auf dem Rückwege von Biratori nach Hakodate verweilte Miß Bird mehrere Tage in einigen Küstendörfern, die sie auf der Hinreise nur schnell passirt hatte. Es kam ihr darauf an, ihre in Biratori gemachten Studien über die Ainos durch Vergleiche mit den Eingeborenen der Küste zu ergänzen, ihren gesammelten Schatz an Ainowörtern zu vervollständigen und vor allen Dingen einen genauern Einblick in die physischen Verhältnisse wenigstens dieses Theiles der Insel zu gewinnen, da die zuerst beabsichtigte Reise nach der Ostseite durch die Ungunst der Witterung und die zu erwartenden Ueberschwemmungen der Flüsse verboten wurde. Fast an der ganzen Südküste von Jesso treten die Spuren vulkanischer Thätigkeit bald mehr bald weniger deutlich zu Tage. In der Umgegend von Schiraoi, einem großen Fischerdorfe, dessen Ainobevölkerung durch die Nachbarschaft zahlreicher japanischer Sakéläden sehr heruntergekommen ist, zeigt die Küste auf Meilen weit Veränderungen von augenscheinlich verhältnißmäßig neuem Datum. Etwa 2 bis 3 engl. Meilen landeinwärts von der heutigen Uferlinie zieht sich deutlich erkennbar der alte, etwas hohe Strand mit seinen Buchten und kleinen Vorgebirgen hin; der davorliegende Küstenstreifen scheint aus einem ausgedehnten Bimssteinlager zu bestehen, das mit einer dünnen, höchstens 50 Jahre alten Humusschicht bedeckt ist. Der Bimsstein stammt zum Theil wohl von den Ausbrüchen des wenige Meilen von Schiraoi belegenen Vulkans Tarumai her, zum Theil wird er in gewaltigen Massen durch die Flüsse aus dem Innern der Insel herabgeführt. Bei der letzten Eruption des Tarumai soll die Umgebung des Berges meilenweit mit einer 3 bis 6 Zoll starken Bimssteinschicht bedeckt worden sein; in welchem Maße aber das Alluvium der Flüsse zu dieser neuen Küstenbildung beigetragen haben muß, sah Miß Bird bei einer Ueberschwemmung, die während ihres Aufenthaltes in Schiraoi stattfand. Der ausgetretene Fluß lagerte zu beiden Seiten eine ausgedehnte, 9 Zoll starke Schicht von Bimssteinstücken ab, die er auf seinem nur 15 engl. Meilen langen Laufe mitgeführt hatte. Die Seitenwände der tief eingeschnittenen Flußbetten weisen hier überall schöne Durchschnitte der Formation auf: zu unterst eine mehrere Fuß starke Schicht von schwarzem Seesande, dann ein breiter hellfarbiger Bimssteinstreifen, und über demselben mehrere Zoll hoch reiche schwarze Pflanzenerde. Miß Bird unternahm von Schiratoi aus eine Tour landeinwärts nach der eigentlichen vulkanischen Region des Tarumai. Der Berg, der sich mit seiner kahlen grauen Spitze, mit einem halb verkohlten und verdorrten Walde an seinem vordern Abhange, von dem dichten Grün des dahinterliegenden waldreichen Berglandes abhebt, zeigt an seiner Nordseite mehrere Höhlen, die mit leuchtend gelben Schwefelkrystallen angefüllt sind, zahlreiche mit großer Gewalt hervorsprudelnde heiße Schwefelquellen und große Risse und Spalten, denen dichter Rauch entsteigt. Das unabsehbar nach Norden sich ausdehnende waldreiche Bergland erscheint als ein Gewirr von durch einander geschobenen Gipfeln und kleinen Hügelreihen, häufig unterbrochen durch breite Schluchten und enge Thäler. Ein langer, seltsam gezackter hoher Bergrücken, der sich dazwischen hindurchzuziehen scheint, zeigte sich, als Miß Bird ihn nach dreistündigem sehr beschwerlichem Ritt durch den hier pfadlosen, von unzähligen Schlingpflanzen durchwebten Wald erreichte, als eine Reihe alter Tuffkegel von 200 bis 400 Fuß Höhe. Mit dichtem, hohem Walde bestanden und mit einer starken Humusschicht bedeckt, weisen sie alle noch eine vollständige Kegelgestalt auf, die sie von den umgebenden Bergen unterscheidet. Miß Bird's mit großen Messern bewaffneten Ainobegleitern gelang es, einen Pfad bis zum Gipfel des einen dieser Kegel zu bahnen, wo man eine tiefe, jetzt mit dichter Vegetation angefüllte Kraterööffnung fand. Ein breiter Waldbach, der um den Fuß des einen Kegels strömt, hat sein Bett durch eine unter dem Waldboden liegende starke Schicht von rother und schwarzer vulkanischer Asche gebahnt. Die in diesen Waldungen vorzugsweise vertretenen Bäume sind zweierlei Eichen-, drei Ahorn-Arten, ungeheure Buchen, Eschen und Ulmen. Unter den verschiedenartigen Schlinggewächsen, die, ebenso wie die über mannshohe Eulalia japonica der sumpfigen Stellen, das Vorwärtskommen oft fast unmöglich machen, ist neben mehreren Hydrangeenarten und wildem Hopfen besonders eine Art wilder Wein mit ungeheuer großen herzförmigen Blättern zu nennen, der bis in die Spitzen der höchsten Baumriesen hinaufklettert, abgestorbene Bäume mit üppigstem Grün bekleidet, sich in gewaltigen bis zum Boden hängenden Bogen von Baum zu Baum schlingt und oft mit seinem verknoteten Netzwerk eine dichte undurchsichtige Wand bildet.

Nach mehreren Tagereisen an der Vulkanbai angelangt, beschloß Miß Bird, diesesmal nicht den zwischen Horobets und Hakodate gehenden Dampfer zu benutzen, sondern ihren Weg zu Lande, an der Küste der Bai entlang zu nehmen. Freilich rechtfertigte dieser nur wenig bekannte Weg, besonders auf seinem letzten Ende, alle die warnenden Schilderungen, die die Einwohner von Mororan der Reisenden

machten; stellenweise durch tiefen, mit dornigem, niedrigem Strauchwerk bedeckten Sand dicht an der Küste entlang, dann wieder durch sumpfiges Waldgestrüpp, zuletzt in unaufhörlichem Hinauf und Hinab an steilen Felsen und über die drei gewaltigen Bergpässe von Lebungetoge, passirte man die großen Dörfer Mororan, Use, Lebunge, Oschamambe und einige andere, deren Bevölkerung zum weitaus größten Theil aus Ainos besteht. Dazwischen kommt eine weite Strecke gut angebauten Landes, das wie ein großer Garten die von der Regierung angelegte Kolonie Mombets umgiebt: eine Niederlassung von 600 Japanern, deren saubere, von Blumengärten umgebene Häuser in den reichen Feldern und ausgedehnten Obstpflanzungen verstreut liegen, zwischen denen eine gutgehaltene, von grünen Hecken eingefaßte Straße hindurchführt. Besser noch als die Musterwirthschaften und Versuchsstationen des Kaitakuschi beweist dies in wenigen Jahren entstandene Paradies, was man unter günstigen Umständen aus Jesso machen könnte.

Wenn bisher allgemein angenommen zu werden pflegte — was Miß Bird auch von gebildeten Einwohnern von Hakodate gesagt worden war —, daß der unweit Mori an der Südostseite der Vulkanbai gelegene Komoni-taki (bei Brunton Konomatake) der einzige feuerspeiende Berg in diesem Theile der Insel sei, so mußte es die Reisende nicht wenig überraschen, als sie an der Nordseite der Bai, in der Nähe von Mororan, einen mächtigen Vulkan vorfand, dessen Höhe sie auf 3000 Fuß schätzt. Von den Ainos dieser Gegend als ein Gott bezeichnet, dessen Namen sie nicht kennen, von den Japanesen „Usu-taki“ genannt, bietet dieser Vulkan einen bei Weitem imposantern Anblick dar, als der Komoni-taki, der „eigentliche Vulkan“ der Bai. Eine dunkle Rauchwolke, die bei Tage, ein helles Leuchten, das bei Nacht weithin sichtbar über seinem Gipfel schwebt, zeigt an, daß seine Thätigkeit noch nicht erloschen ist. Einige Meilen weiter landeinwärts erhebt sich der berühmte Schiribetsan, dessen runder Gipfel sich wie ein gewaltiger Dom gegen den Himmel abzeichnet. Der Komoni-taki erhebt sich in seinem höchsten Gipfel bis zu 3300 Fuß, der große Krater aber, der ungefähr 3/4 engl. Meile im Durchmesser hat, liegt 500 Fuß tiefer; er enthält sechs kleinere Krater, aus deren einem die letzte Eruption des Jahres 1872 stattfand. Auch hier bedeckt ein halbverkohlter Wald die eine Seite des umfangreichen Berges, und das Land an seinem Fuße, das bis vor neun Jahren angebaut war, ist heute eine weite mit bröckligem Bimsstein und breiten Lavaströmen bedeckte Wüste.

Nach Hakodate zurückgekehrt, hielt sich Miß Bird hier noch einige Tage auf, um sich dann auf einem japanischen Küstendampfer nach Jokohama und Tokio zu begeben. Ruhige See und hoher Barometerstand ließen eine gute Ueberfahrt in der gewöhnlichen Zeit von 50 Stunden erwarten; auf das plötzliche Eintreten drückender Hitze am ersten Morgen folgte aber ein typhonartiger Sturm, der 25 Stunden wüthete, darauf ein dichter Nebel; und so erreichte man den Hafen von Jokohama erst einen Tag später, um auch hier überall Spuren der größten Verwüstung vorzufinden. Zahlreiche Häuser waren beschädigt, das ganze tiefergelegene Land überschwemmt, die Eisenbahn nach der Hauptstadt für den Augenblick unpassirbar und alle Gemüther durch die gefährdete Reisernte und den dadurch veranlaßten niedrigen Stand des Papiergeldes in großer Aufregung.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Tokio, wo sie sich von den Strapazen ihrer Jesso-Reise erholte, trat Miß Bird ihre letzte Tour durch Japan an, deren Ziel zunächst die alte Hauptstadt Kioto und dann das berühmteste aller japanischen Heiligthümer, die Tempelstätte von Isé, sein sollte. Heftige tagelange Regengüsse bestimmten die Reisende noch in den letzten Stunden vor dem Aufbruch, ihren Plan einer vollständigen Landreise aufzugeben und anstatt auf der Nakasendo-Gebirgsstraße lieber per Dampfer nach dem Traktatshafen Kobe und von dort weiter nach Kioto zu gehen. Der Schanghai-Postdampfer Hiroschima Maru, auf dem sie die Fahrt machte, ist ein historisches Schiff. Früher im Besitze der amerikanischen Panama Linie, pflegte es zur Zeit des kalifornischen Goldfiebers 1000 Passagiere zugleich nach dem Goldlande zu befördern; noch heute im japanesischen Dienste führen seine beiden Hauptkajüten die Namen l'Espérance und El Dorado.

Am Golf von Osaka gelegen ist die Hafenstadt Kobe eigentlich nur eine Fortsetzung der alten japanischen Stadt Hiogo. Seit dem Jahre 1877 ist es durch eine Eisenbahn mit der westlichen Hauptstadt Kioto verbunden, trotzdem aber hat der Hafen an Bedeutung für den ausländischen Handel eher ab- als zugenommen. Die sehr spärlich vertretenen europäischen Firmen gehören der Mehrzahl nach Engländern an, und der großartig angelegte Fremdenstadttheil mit seinen breiten Straßen und weiten Plätzen macht einen ungemein todten Eindruck. Wie in Hakodate ist aber auch hier die japanische Küstenschifffahrt als Vermittlerin des Verkehrs mit den eigentlichen Exporthäfen eingetreten, und so hat sich, dicht neben der alten Haupthandelsstadt Japans, dem verkehrsreichen Osaka mit seinen 600 000 Einwohnern, Kobe-Hiogo zu einem wichtigen Emporium herausgebildet. Kobe und Hiogo haben zusammen etwa 50 000 Einwohner, und nicht nur im Hafen, in den die Eisenbahn mündet, sondern auch in sämmtlichen Straßen herrscht ein reges Leben, das die Oede in der „Fremden-Concession“ doppelt traurig erscheinen läßt. Die hauptsächlich zum Export kommenden Produkte des reichen Hinterlandes der Westprovinzen sind Seide, Thee, Kupfer, Wachs, Tabak, Kampher, Pilze und Gemüse; dazu kommen noch als Industrieerzeugniß Massen von bemalten Fächern, die allein für das Ausland bestimmt sind. Kobe hat für bestimmte Kreise Englands und Amerikas indessen doch eine hervorragende Bedeutung: es ist der Centralpunkt für die christliche Mission der Amerikaner in Japan, und zwar der Punkt, von dem bis jetzt noch die meisten Erfolge der Missionsbestrebungen überhaupt zu berichten sind.

Für den ungeheuren Aufwand an Kräften sind freilich auch diese Erfolge immer noch verschwindend klein, und es ist noch sehr die Frage, ob für die Zukunft Größeres erwartet werden darf. Immerhin aber ist auch dieser kleine Sieg über die in Japan aus verschiedenen Gründen herrschende, entschiedene Abneigung gegen das Christenthum ein neuer Beweis dafür, daß der eminent praktische Sinn der Amerikaner im Verkehr mit dem japanischen Volke leichter das Richtige und Verständliche zu treffen versteht als die Europäer.

Das in malerischer Gebirgsgegend belegene Kioto, das man nach wenigen Stunden Eisenbahnfahrt von Kobe aus erreicht, ist nicht umsonst fast 1000 Jahre lang die Kaiserstadt des Inselreiches gewesen: schon in der ersten halben Stunde seines Aufenthaltes wird der Fremde gewahr, daß hier eine andere Atmosphäre herrscht, als in allen übrigen Städten Japans. Kioto ist eine Heimath der Kunst, und zwar vorzugsweise der Kunst, die das tägliche Leben zu verschönen und zu erheitern bestrebt ist. Nicht mit Unrecht besingen die Dichter Japans, die des Lobes der alten Hauptstadt nicht müde werden, auch die Schönheit der Frauen von Kioto: in ihrem Wesen zeigen dieselben in der That alle eine gewisse heitere Anmuth, in ihrer Kleidung

einen Sinn für das Schöne, eine Freude am Zierlichen und an wohlangebrachten kleinen Farbeneffekten, wie sie bei uns sonst nur den Pariserinnen nachgerühmt wurden. Die schönen Theehäuser der Stadt, die ausgedehnten Parks und Blumengärten, die Tempelvorstädte und der Kaiserpalast mit seiner zauberhaften Gartenumgebung sind so oft beschrieben worden, daß wir hier nicht näher auf ihre Schilderung einzugehen brauchen. Mächtige in der Ausführung begriffene Tempelbauten in Kioto bezeugen, daß der japanische Buddhismus durchaus nicht so sehr die absterbende Religion ist, als die er so oft und gern geschildert wird. Die im Jahre 1262 gegründete Schinschiu- oder Montosekte, der Protestantismus des buddhistischen Japans, regt sich heute wieder mächtig; nicht um mit den alten Waffen der alten Zeit gegen den Geist der neuen zu streiten, sondern um eine Vereinigung mit derselben auf dem von unnützen Aeußerlichkeiten und alten Irrthümern gereinigten Boden der hohen buddhistischen Moral hervorzubringen. Die Montos verwerfen das Priestercölibat, das Mönchsthum, die Bußen, Fasten und Pilgerfahrten, den Amulet- und Zauberglauben, die Abhaltung von Gebeten und Vorlesungen in unverständlicher Sprache; sie beanspruchen Freiheit des Denkens und Handelns für das Individuum, daneben eine gewisse Beeinflussung des Staates durch die Kirche. Im sichern Bewußtsein, das Rechte anzustreben, scheuen sie vor keinem Vergleich mit anderen Religionsformen, vor keinem Einblick in die geistigen Errungenschaften der neuen Zeit zurück; sie verlangen dieselben sogar von ihren Schülern. Für das gebildete junge Japan von heute, in dem sich der krasse Materialismus der „weitgehendsten“ Naturphilosophie des Abendlandes mit der alten orientalischen Lebensmüdigkeit oft genug zu pessimistischer Weltanschauung verquickt, hat die Montolehre ohne Frage mehr Zukunft, als das dogmatische Christenthum der wohlmeinenden englischen und amerikanischen Missionäre.

Als bemerkenswerthe und sehr bezeichnende Thatsache muß hier erwähnt werden, daß das im japanischen Buchhandel jetzt am meisten begehrte Werk eine Uebersetzung von Darwin's „Entstehung der Arten“ ist. Die umfangreichen, einheimischen Werke über Geschichte, Geographie und Botanik Japans, die vor noch nicht zwei Jahrzehnten dem Bildungsbedürfniß der oberen Volksklassen vollständig genügten, werden heute weniger verlangt als die ins Japanische übertragenen Schriften von Stuart Mill, Huxley, Herbert Spencer und Anderen, der in den Schulen gebrauchten wissenschaftlichen Lehrbücher über allgemeine Geschichte, Geographie und Naturlehre gar nicht zu gedenken.

Am 5. November verließ Miß Bird Kioto, um sich nach Jamada in der Provinz Isé zu begeben. Die Wege waren in gutem Zustande, so daß man mit den Kurumas schnell vorwärts kam. Das ganze Land hier weist überhaupt einen von dem des nördlichen Japan sehr verschiedenen Charakter auf; Reinlichkeit und Wohlhabenheit herrscht in den Dörfern, überall führen in bestem Zustande befindliche Brücken über die Flüsse, und wäre nicht die winterliche Kälte schon so empfindlich gewesen, so hätte diese bequeme Fahrt durch das im Schmucke des bunten Herbstlaubes prangende Gebirgsland den reinsten Genuß geboten. In allen Häusern aber spielte jetzt schon der Hibatschi die Hauptrolle: das bronzene oder eiserne Kohlenbecken, das, mit glühenden Kohlen gefüllt und an die Brust gedrückt, den einzigen Wärmeapparat abgiebt und zugleich die winterliche Hauptbeschäftigung der Japanesen in Anspruch nimmt. Für ganz besondere Fälle von Kälte, wenn diese spärliche Erwärmung des Oberkörpers nicht ausreicht, hat man noch das sogenannte **Kotatsu**, ein viereckiges Holzgestell, das über eine Schale mit brennenden Kohlen gesetzt wird; auf dieses Gestell, das groß genug ist, um mehrere neben einander kauernde Personen tragen zu können, kriecht jeder, der der Erwärmung bedürftig ist, und verbringt, in ein Futon, d. h. eine große wattirte Decke, eingehüllt, oft Stunden des schläfrigsten und zugleich unschönsten Nichtsthuns. Bei der leichten Bauart der japanischen Häuser würden Oefen oder Kamine freilich auch von keinem Nutzen sein; wer aber einmal die Unzulänglichkeit des Hibatschi und des Kotatsu erprobt hat, begreift es wohl, weshalb die Furcht vor dem Winter in Japan so allgemein ist. Ueber **Nava**, das bis gegen das Ende des 8. Jahrhunderts die Residenz der Mikados war, und über **Miwa**, eine Stadt von 1200 Einwohnern, ging der Weg nach **Hasé-dera**, dem „Kloster des langen Thals“, einem berühmten, wegen seiner malerischen Lage vielbesungenen Wallfahrtsorte. In einem engen, von der brausenden Jamagawa durchströmten Thale gelegen, dessen terrassirte Wände mit Päonienbäumen dicht bestanden sind, ist Hasé-dera besonders im April, zur Zeit der Päonienblüthe, das Ziel großer Scharen von Reisenden aus allen Gegenden der Insel.

Die beiden Tempel der tausendarmigen Kwannon und des großen Medizingottes Binzuru sind dunkel und feucht; das hölzerne Bildniß Binzuru's, eine kolossale sitzende Figur, ist im Laufe der Jahrhunderte von hülfesuchenden Kranken bis zur Unkenntlichkeit abgerieben worden. Immer weiter in südöstlicher Richtung führte der Weg jetzt mehrere Meilen am Laufe der Kitsugawa entlang durch den schönsten Wald, in dem an geschützten Stellen Kamelienbäume, Palmen (Chamaerops excelsa), Orangen und Bambus standen. Ueberall auf den Feldern war die Ernte noch in vollem Gange, und es hielt deshalb oft schwer, Kurumaläufer zu bekommen. Die Provinzen Isé und Jamada sind durch ihre Pilzkultur berühmt, sie liefern den größten Theil der verschiedenartigen Pilze, die durch ganz Japan zu den beliebtesten Nahrungsmitteln gehören. An feuchten Stellen des Bergwaldes sah Miß Bird hier oft lange Reihen großer halbverfaulter Holzstücke, die schräg gegen eine Felswand gelehnt waren: diese, ihr zuerst unerklärliche Vorrichtung dient dem Zwecke der Pilzzucht. Die Holzscheite, die man von zwei verschiedenen Eichenarten wählt, werden mit Längseinschnitten versehen und dann während der heißen Jahreszeit an sumpfigen Stellen des Waldes niedergelegt; wenn sie zu faulen begonnen haben, werden sie in der oben beschriebenen Weise aufgestellt, und im nächsten Frühjahr entwickeln sich dann zahlreiche Pilze auf ihnen. Nachdem die ersten abgeerntet sind, werden die Holzstücke mehrere Stunden lang in Wasser gelegt und darauf mit einem hölzernen Hammer geschlagen; nach dieser Behandlung wieder schräg aufgestellt, sollen sie in zwei bis drei Tagen mit einer neuen Ernte bedeckt sein; und zwar mit sehr großen Pilzen, wenn man das Holz lange und mit kräftigen Schlägen bearbeitet, mit einer Menge kleiner aber, wenn man es wenig geschlagen hat.

Je mehr man sich der Stadt Jamada und den heiligen Schreinen näherte, desto belebter wurde die Straße. Große, von Pferden und Ochsen gezogene Wagen, Kurumas, Packkühe mit sammetnen, goldgestickten Stirnbändern, zahlreiche Wanderer, alles verfolgte denselben Weg, an welchem Tempel und Schinto-Embleme immer häufiger wurden. Jamada, die Wiege des alten Schintoglaubens, ist eine reiche, regelmäßig gebaute Stadt, deren durchweg zweistöckige, mit schönen Ziegeln gedeckte Häuser mit den spitzen Giebeln nach der Straße gerichtet stehen. Der ausgedehnte Hain von stattlichen Kryptomerien und Kampherbäumen, die hohen Thore und mit Mauern eingefaßten Gänge, die zu den Heiligthümern, den Tempeln Geku und Naiku, führen, sind großartig genug; diese letzteren selber aber eine Enttäuschung für

jeden, der nicht die ganze Leere der Schintoreligion kennt. Das ganze Jahr hindurch, vorzugsweise im Frühjahr, pilgern Tausende und Zehntausende von Gläubigen hierher; bis vor Kurzem glaubte kein Kaufmann, kein Handwerker sein Gewerbe mit Vortheil betreiben zu können, wenn er sich nicht aus Isó einen mit dem Namen der Hauptgottheit Tenschoko-daidschin beschriebenen Papierstreifen geholt hatte; für das Wohl jeder Familie galt der Besitz eines andern Zettels, des sogenannten o-harai, der jedes halbe Jahr in Isó in einen neuen umgetauscht werden mußte, für unerläßlich. Ein ganzes System von hohen Holzzäunen, zu dem man durch mehrere steinerne torii, die wie große Galgen aussehenden symbolischen Thore des Schinto gelangt, schließt als Kern und Allerheiligstes den von Priestern bewachten Schoden oder heiligen Schrein ein, ein etwa 30 Fuß langes, 18 Fuß breites, auf vier Pfählen stehendes hölzernes Bauwerk, das mit einem Dache aus Baumrinde bedeckt ist, und zu dem mehrere Stufen hinaufführen. Vier hölzerne Kasten, in deren jedem ein in ein Stück Brokatstoff gehüllter Spiegel, die Gottheit, liegt, machen den Inhalt des Schreines aus. Der ursprüngliche Spiegel von Isó, von dem alle übrigen nur Kopien sind, stellte die große Sonnengöttin, die „Mutter des Mikadogeschlechtes", vor; alle Erklärungen dieses Spiegels als „Spiegel der Wahrheit" oder „der menschlichen Seele" sind erst später und zwar nicht von Anhängern des Schintoismus, zur Idealisirung dieses Ueberrestes eines rohen Natur- und Mythendienstes erfunden worden. Dem echten Schintoisten, für den ein Besuch von Isó ein Lebensereigniß ist, der täglich, er möge sich befinden, wo er wolle, sein Haupt ehrfurchtsvoll nach der Richtung der „Göttlichen Paläste der heiligsten Götter von Isó" beugt, ist eine derartige Symbolik kein Bedürfniß, denn diese seltsame Religion ist heute nur noch Form; von einem ethischen Gehalt ist nichts vorhanden. Von Jamada aus begab sich Miß Bird noch über Tsu, eine Stadt mit 83 000 Einwohnern und, trotz der Nähe der Iséheiligthümer, ausschließlich buddhistischen Tempeln, nach Otsu am Biwa-See. Rings um diesen in seiner größten Ausdehnung 45 engl. Meilen langen See liegen nicht weniger als 1800 blühende Dörfer und außer Otsu noch mehrere Städte. Die gebirgige, waldreiche Gegend an der westlichen Seite des Sees, die schönen Jadojas und Theehäuser an seinen Ufern machen ihn zu einem beliebten Ziel für Vergnügungsreisende aus allen Theilen Japans.

Am 15. November wieder in Kioto eingetroffen, verweilte Miß Bird noch einige Tage hier; dann trat sie über Osaka und Kobe ihre Rückreise nach Tokio an. Vom 8. bis zum 19. December hielt sie sich hier auf, unablässig bemüht, ihre Kenntniß des japanischen Volkes und seines Lebens zu vervollständigen. Am 19. schiffte sie sich auf dem Dampfer „Wolga" nach England ein.

Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw.

I.

Mit der Einnahme von Gök-tepe haben die Russen bei ihrem Vorgehen vom Kaspischen Meere aus gegen Merw die Hälfte des Weges zurückgelegt, und wohl den schwierigern Theil der Aufgabe, die sie sich hier gestellt haben, gelöst. Es dürfte von Interesse sein, nun auch die Vorstudien kennen zu lernen, welche sie für das Vorgehen gegen Merw von Norden, von ihren turkestanischen Besitzungen aus, gemacht haben, so wie sie in den Rekognoscirungberichten russischer Offiziere vorliegen.

Daß Gök-tepe nur eine Etappe für weiteres Vorrücken sein soll, daß Rußland entschlossen ist, den ganzen kulturfähigen Oasenstreifen am Südrande der Turkmenen-Steppe und längs der persischen Grenze in seine Gewalt zu bringen, dafür besitzt man, wenn es überhaupt eines Beweises bedarf, ein untrügliches Zeugniß in dem Ausspruche eines höhern russischen Offiziers. Der Oberst Kostenko veröffentlichte im Jahre 1880 eine militärstatistische Beschreibung des turkestanischen Militärbezirks, ein Werk, welches Seitens des russischen Kriegsministeriums der Armee offiziell zum Studium empfohlen wurde. Im Schlußworte dieses Werkes sagt der Verfasser über die Turkmenen-Frage wörtlich Folgendes:

„Die Lösung der turkmenischen Frage ist im Principe leicht, da wir ja die Erfahrung bei Lösung der völlig analogen kirghizischen Frage vor Augen haben. Der in den Jahren 1864 bis 1865 bewirkten Herstellung einer Verbindung unserer westsibirischen und orenburgischen Grenze entspricht jetzt eine Verbindung der Grenzen des turkestanischen und des kaukasischen Militärbezirks. Nur durch eine solche Verbindung der Grenzlinie zwischen den genannten beiden Militärbezirken wird die Ruhe in der Turkmenen-Steppe herzustellen und der Feindschaft zwischen den verschiedenen Turkmenen-Stämmen ein Ende zu machen sein; dann wird ein geregelter Handelsverkehr aus dem Bassin des Amu nach dem Ostufer des Kaspischen Meeres sich einrichten und eine direkte Verbindung des europäischen Rußlands mit Mittelasien sich eröffnen lassen, d. h. der Gedanke, den der Genius Peter's des Großen uns hinterlassen hat, findet seine Verwirklichung. Die Verbindung der Grenzen zwischen den Bezirken Turkestan und Kaukasus wird auch noch einen andern wesentlichen Vortheil bringen. Unsere Gebiete grenzen dann unmittelbar an Persien und nähern sich den Gebieten Englands, d. h. wir kommen in Berührung mit Mächten, welche internationale Verträge zu halten wissen, und mit denen das Eingehen regelrechter Beziehungen möglich ist. Besonders nützlich wird für uns die Nachbarschaft eines so starken und mächtigen Reiches wie England sein. Die Furcht der Engländer vor unserer Annäherung an die Grenzen Indiens verschwindet allmälig, sie überzeugen sich, daß keine ehrgeizigen Gedanken und keine anderen eigennützigen Berechnungen Rußland bei seiner vorschreitenden Bewegung in Mittelasien leiten, als nur der Wunsch dieses Gebiet zu beruhigen, seine produktiven Kräfte frei zu machen und den kürzesten Weg für den Absatz der Produkte Turkestans nach dem europäischen Theile Rußlands zu eröffnen."

Wie man also der Kirghizen Herr wurde, indem man durch Vorgehen von Orenburg und Westsibirien aus das kulturfähige Gebiet längs des Syr-darja im Süden der

Kirghizen-Steppe besetzte, so soll die Turkmenen-Steppe beruhigt werden, nachdem man sie durch Erwerbung eines Gebietes im Süden der Steppe, welches dauernde Ansiedelungen gestattet, ganz in die russischen Grenzen eingeschlossen hat. Kulturfähiges Land im Süden der Turkmenen-Steppe findet sich aber nur an dem Fuße der Gebirge längs der persischen Grenze und weiter ostwärts auf afghanischem Gebiete in den Staaten Kyptschak, Maimene, Andshui und Balch bis dahin, wo von Süden her noch Zuflüsse den obern Amu-darja erreichen, während weiterhin der Wüstensand die Wasserläufe verschluckt.

Ein Haltmachen am Murghab, dem Flusse von Merw, wie es zunächst vielleicht beabsichtigt ist, beschränkt die Verbindung der Russen vom Amu her mit dem wichtigen Merw auf eine 240 Werst lange Karawanenstraße durch die Wüste und läßt ostwärts Merw noch weite Steppenstriche außerhalb der russischen Botmäßigkeit. Die kriegerischen Bewohner dieser Striche, die Ersari-Turkmenen, sind aber nicht weniger der Schrecken der dort an die Wüste grenzenden Staaten, als es bisher weiter im Westen die jetzt unterworfenen Teke waren. Gerade die Berichte der russischen Rekognoscenten lassen deutlich erkennen, daß auch die Besitznahme von Merw nur eine Etappe in dem russischen Vorgehen sein werde, daß dies vielmehr erst mit der Unterwerfung des ganzen Gebietes bis zu der oben bezeichneten Grenze seinen Abschluß finden kann. Zunächst beschäftigen sich die im Jahre 1880 in der „Turkestan. Ztg." veröffentlichten Berichte, denen die nachstehenden Mittheilungen entnommen sind, mit den Straßen, welche von dem südlichsten Hauptorte der russischen Besitzungen, von Samarkand aus über Buchara und Karschi in der Richtung auf Merw zum Amu-darja führen; die Straße über Husar nach Kelif (Balch) wird als den Russen, durch Aufnahmen des Major Tschernjawski, bereits bekannt nur flüchtig erwähnt.

Buchara und Karschi sind die Centralpunkte des Verkehrs in jenem Theile Mittelasiens; von dort aus führen die Steppenstraßen zu den Uebergangspunkten am Amu, dorthin zuerst müssen die Russen sich wenden und sind auch ihre Rekognoscenten stets zuerst gegangen, schon aus politischen Gründen, um sich die freilich nur formelle Erlaubniß des Emirs zu ihren Rekognoscirungsreisen auf bucharischem Gebiete zu holen. Der Weg von Samarkand nach dem fast genau westlich davon gelegenen Buchara läuft in dem verhältnißmäßig wohl angebauten Thale des Zerawschan, der direkte von den Russen vielfach benutze Steppenweg nach Karschi führt über Dsham; Oberst Majew macht noch auf einen zweiten „sehr guten" Weg nach Karschi aufmerksam, der von Kermine (schon auf bucharischem Gebiet am Zerawschan) nach dem von dort 112 Werst [1]) entfernten Karschi führt und zwar über den Sypki, einen Zufluß des Narupai (32 Werst), die Brunnen Jablu-kuduk (16 W.) und Arab-kuduk (16 W.), und den Ort (Kischlak) Kassan (24 W.), zur Stadt Karschi (24 W.). Der Weg ist eben und bietet reichlich Wasser; Jablu-kuduk und Arab-kuduk umfassen jedes eine Gruppe von Brunnen mit gutem, süßem Wasser.

Von Buchara und Karschi zum Amu-darja führen folgende Hauptwege: 1. Von Buchara nach Tschardshui mit einer Abzweigung von Kara-köl zum Fort Ustj; 2. von Karschi nach Naruzym (Narezin); 3. von Karschi nach Burdalyk [2]); 4. von Karschi nach Kerki und 5. von Karschi nach Kelif.

Auf dem Marsche von den beiden bucharischen Residenzen zum Amu ist als wesentlichstes Hinderniß eine Flugsandzone zu überwinden, die sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Aralsee bis zu dem Bergzuge Kerkitsche-tau erstreckt, der bei Kerki an den Amu herantritt. Am Aralsee und am Unterlauf des Stromes ist diese Flugsandzone von beträchtlicher Breite; sie wird aber je weiter nach Osten, um so schmaler. Der Grund dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß dort jährlich sechs Monate lang ein anhaltender ziemlich heftiger Nordostwind weht, der die Sandhügel von Nordost nach Südwest fortbewegt, sie am Unterlaufe des Flusses anhäuft, den nordöstlichen Rand des Steppengebietes aber allmälig vom Flugsande befreit. Die Entstehung dieses Windes erklärt man ähnlich wie bei den Passaten der Tropenländer dadurch, daß die Erhitzung der weiten Sandflächen südlich vom Amu dort einen starken nach oben gehenden Luftzug erzeugt, der ein Nachströmen kalter Luft aus den nordwestlich von diesen Wüsten liegenden Gebirgen zur Folge hat. Erhärtet wird diese Ansicht dadurch, daß der Wind in denjenigen Stunden am stärksten weht, in denen die Sonne am meisten wirkt. Er erhebt sich zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, erreicht seine größte Heftigkeit um 2 Uhr und läßt erst nach Sonnenuntergang allmälig nach, um Mitternacht legt er sich ganz und die Luft bleibt dann bis Sonnenaufgang angenehm und kühl. Von 2 Uhr Nachts bis 10 Uhr Morgens ist in der Region dieser Winde die günstigste Zeit für Märsche. Während des Feldzuges gegen Chiwa hatten die Truppen des turkestanischen Detachements bekanntlich viel von diesen Steppenpassaten zu leiden; Oberst Majew hat deshalb ihrer Strichrichtung und ab- und zunehmenden Stärke auf den Reisen der letzten Jahre besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Schädlich und fieberbringend sind übrigens seiner Ansicht nach (im Gegensatz zu Vambery und anderen Orientreisenden) diese Winde nur da, wo sie vorher über ausgedehnte Reisfelder und Sumpfstrecken dahingestrichen sind, wie z. B. in Tschardshui, dem sie die Ausdünstungen der Zerawschan-Niederung zutragen, während sie nach Buchara noch sehr gesunde frische Luft bringen. Den Einfluß dieser Steppenwinde auf den Flugsand aber beurtheilt Majew dahin, daß der Sand fortschreitend jede Kultur am rechten Ufer des Amu zerstören, das Ufer selbst zur Wüste machen und auch das Flußbett mehr und mehr versanden werde, denn schon jetzt zeige das rechte Ufer weite, sanderfüllte Räume zwischen den noch kulturfähigen Strecken, während das linke Ufer, von dem derselbe Wind den Sand hinwegführt, in ganzer Ausdehnung einen ziemlich breiten kulturfähigen Landstrich darbiete. Majew beruft sich für diese Ansicht auch auf das Zeugniß des Kapitän Bykow in dessen Bericht über „die Uebergangsstellen über den Amu-darja."

Die mehrgenannte Flugsandzone ist bei Kerki wohl ziemlich unbedeutend. Noch hat zwar (bis Herbst 1880) kein Russe den Weg dahin zu Lande gemacht; doch leugnen die dort verkehrenden Dshigiten das Vorhandensein von Flugsand, und es ist glaubwürdig bezeugt, daß auf diesem Wege die landesüblichen Karren (Arba) verkehren. Weiter westlich auf dem Wege nach Burdalyk sind die Sandwellen schon beträchtlicher, doch übersteigt die Breite des Flugsandstriches nicht 16 bis 20 Werst; genau begrenzen läßt er sich bei der steten Veränderlichkeit natürlich nicht. Jenseit der Flugsandzone zeigen sich auf diesem Wege Sandstreifen nur ganz sporadisch und die Flugsandwellen wechseln mit Sandhügeln, die mit verschiedenartigem Buschwerk besetzt sind.

Auf dem Wege von Karschi nach Naruzym hat der Flugsandstrich schon eine Breite von 24 Werst (3 Tascha nach dem dort landesüblichen Maß); auf der Straße Buchara-

[1]) 1 Werst = 1,067 Kilometer.

[2]) Zwischen Naruzym und Kerki, $1/3$ des Weges von ersterm entfernt.

Tschardshui wird er durch das Bassin des untern Zerawschan, der hier in einem Sumpf und Seegebiet sein Ende findet, bis auf 11 Werst eingeengt; westwärts der Straße nach Tschardshui nimmt die Sandzone ganz gewaltige Dimensionen an. Im Jahre 1873 haben die turkestanischen Truppen diesen Wüstenstrich in der Richtung von Chal-ata nach Utsch-utschal so ziemlich seiner größten Breite nach durchzogen.

Außerhalb dieser zusammenhängenden Zone der Flugsandwellen hat die Steppe einen mehr steinigen, stellenweis auch salzhaltigen Boden, an vielen Stellen durchsetzt von schmalen Streifen und Hügeln eines Sandes, der nicht mehr in Bewegung, sondern durch Bewachsung mit Steppenpflanzen schon so fest geworden ist, daß die Substanz stehen bleibt und nur die oberste Schicht durch den Wind fortgeführt wird. Dieser Theil der Steppe ist also ziemlich frei von Flugsand, so sehr auch der Wind mit den einzelnen kleinen Sandkörnern sein Wesen treibt. Atmosphärische Einflüsse ballen dieselben mehr und mehr zu festen Bodentheilen zusammen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Daß die deutsche Sprache neuerdings im Westen, wenn auch nicht extensiv, doch intensiv zugenommen hat, ersehen wir aus J. Fr. de Vries' und Th. Focken's Ostfriesland (Emden, W. Haynel, 1881, 5 Mark), einem ungemein fleißig gearbeiteten Buche, welches mit vieler Liebe zur Sache alle Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner eingehend darstellt. Die Verbindung mit Holland — heißt es da S. 158 —, namentlich dessen kirchlicher Einfluß verdrängte im westlichen Theile Ostfrieslands das Plattdeutsch aus der Schrift und von der Kanzel und setzte an dessen Stelle das Holländische. Im östlichen Theil neigte man sich mehr dem Hochdeutschen zu. Lange Jahre hindurch hat sich die holländische Sprache als Kirchen- und Schulsprache in den reformirten Gemeinden erhalten und häufig das ostfriesische Plattdeutsch mit niederländischen Wortformen und Redewendungen durchsetzt. Darf man den Kampf zwischen Holländisch und Hochdeutsch auf den Kanzeln der reformirten Gemeinden zur Zeit als beendet ansehen, so datirt doch der Sieg des letztern erst aus der jüngsten Vergangenheit. Noch vor wenigen Jahren schrieb Dr. Krüger: „In Emden wird noch in der Kirche und der Volksschule die holländische Sprache gebraucht; sie ist aber, vorzüglich in der Schule, so mit dem Deutschen oder dialektischen Platt versetzt, daß der Holländer es selten für klassisch erkennt. Rechnungen und Korrespondenzen werden von Vielen nur in holländischer Sprache ausgefertigt, so auch die Inschriften an den Häusern und der öffentliche Ausruf. Hierzu kommt bei einem Theil des Volkes der Glaube, daß der echte Gottesdienst der holländisch-calvinistischen Kirche sich in keiner andern als der holländischen Sprache ausdrücken lasse, und man hört wohl sagen: Hé lehrt Luttersch, wenn ein Prediger die reformirte Rede hochdeutsch vorträgt. Daher sind, weil die Sprachen zugleich als Glaubensartikel betrachtet werden, die Lutheraner in Emden der hochdeutschen Schriftsprache im Durchschnitt mächtiger, als die Reformirten."

Für die Gegenwart paßt diese Schilderung nicht mehr; in den Emder Schulen wird seit einigen Jahren im Holländischen nicht mehr unterrichtet und im vorigen Jahre hörten die holländischen Predigten ganz auf. In den Landgemeinden trifft man bei hochdeutscher Predigt noch hier und da holländischen Kirchengesang, was einen fast komischen Eindruck macht. Aus dem Verkehr ist die holländische Sprache längst verdrängt; das Hochdeutsch gewinnt so sehr an Umfang, daß wir alles Ernstes Gefahr laufen, auch das Plattdeutsch, die alte „Mems Tale", die sich im Volk bislang erhalten hat, verdrängt zu sehen. Nicht nur in Städten, sondern auch sogar auf dem Lande bildet schon in manchen Familien die hochdeutsche die Umgangssprache. Freilich wird es noch lange dauern, bis jeder Bauernsohn oder Bauernknecht hinter dem Pfluge hochdeutsch spricht — dennoch läßt sich eine Abnahme des Plattdeutschen nicht bestreiten. — Wir empfehlen das Buch, dem eine statistische Uebersicht, ein Verzeichniß von Karten Ostfrieslands und eine Karte beigegeben ist, als einen guten Beitrag zur Heimathskunde. Namentlich die Abschnitte über den Boden, die Gewässer, die Bevölkerung, Ackerbau (Fehne, Moorkolonien, Moorbrennen), Fischerei und Schifffahrt bieten reiche Belehrung und man wird sie mit wahrem Vergnügen lesen.

— Der Franzose Schrader, welcher mit Unterstützung seiner Regierung die Pyrenäen in orographischer Hinsicht eingehend studirt (s. „Globus" Bd. XXXV, S. 286), hat der Pariser Akademie eine prächtige Karte von etwa dem Drittheil der ganzen Gebirgskette (circa 130 km) vorgelegt. Er hat sich besonders mit dem Abfalle nach Spanien hin beschäftigt, der sehr wenig bekannt ist und wahre Wunderdinge umschließen soll.

— Trotz der kriegerischen Vorbereitungen, welche in Griechenland, wie man annehmen sollte, alle Kräfte und Gedanken in Anspruch nehmen, wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Athen von zwei großen Unternehmungen gemeldet wie folgt. Die Vorbereitungen zu den Vorarbeiten einer Eisenbahn von Athen nach Patras sind in vollem Gange. Die Regierung wird mit einem französischen Eisenbahnbauunternehmer ein darauf bezügliches Abkommen schließen. Auch eine große panhellenische Schifffahrtsgesellschaft ist gegründet worden, welche mit einem Kapital von zwanzig Millionen Franken direkte Verbindung zwischen Griechenland und dem Orient herstellen wird.

— Der nördliche Donez durchschneidet in seinem Laufe auf etwa 1000 Werst Länge die reinsten Kreidegebirge und ungemein reiche Steinkohlenschichten von vorzüglicher Beschaffenheit. Wenn es gelingt, den untern Theil des Flußlaufes schiffbar zu machen, an dem sich im Jahre 1878 schon 53 Gruben theils dicht am Ufer, theils in nächster Nähe desselben im Betriebe befanden, so würde die Lieferung von Brennmaterial in das dicht bewohnte Gebiet am Unterlaufe des Don und in die Häfen des Asowschen Meeres erheblich billiger werden und zugleich erhielte die Kohle des Donetzbeckens die Möglichkeit mit der ausländischen Steinkohle in Konkurrenz zu treten.

Die von den zuständigen Behörden projektirte Kanalisation des nördlichen Donez erfordert die Anlage von sieben Dämmen nach Art derjenigen, wie sie bei der Moskwa angewendet wurden, und von sieben Schleusen. Der Unterlauf des Donez wird durch die Dämme auf 210 Werst Länge in sieben offene Strecken eingetheilt. Auf beiden Ufern werden Leinpfade angelegt. Die Arbeiten sollen einschließlich das Jahr 1881 auf drei Jahre vertheilt werden.

(Nach dem „Russischen Invaliden" 1881, Nro. 44.)

Asien.

— Der Hamburger Rheder — berichten die Deutschen Geographischen Blätter IV, S. 84 —, welcher drei Sommer hindurch den „Neptun" nach dem Ob sandte, hat auf die Veranstaltung weiterer Handelsfahrten nach Sibirien verzichtet; wie es scheint, ist der Hauptgrund dafür, daß nicht mit voller Sicherheit die Fahrbarkeit des Karischen Meeres in jedem Sommer feststeht. In Kopenhagen dagegen hat sich neuerdings (s. oben S. 63) eine „Gesellschaft für den Handel mit West-Sibirien" gebildet und will demnächst durch den Lieutenant Hovgaard, Nordenskiöld's Begleiter bei der Vega-Expedition, ein Schiff nach dem Ob führen lassen. Derselbe soll im Ob-Busen einen guten Hafen aufsuchen und Beobachtungen über Tiefe, Eisbewegung u. s. w. im Karischen Meere anstellen, während gleichzeitig zwei Kaufleute auf dem Landwege nach dem Ob und Jenisei gehen sollen, um die Produktions- und Handelsverhältnisse kennen zu lernen.

— Noch im Laufe des April begeben sich die Drr. Arthur und Aurel Krause, Lehrer an der Louisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin, mit einjährigem Urlaube über New York und San Francisco nach der Ostspitze von Asien, der Tschuktschen-Halbinsel, um dieselbe im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft zu erforschen. Der eine der Herren ist Botaniker, der andere Chemiker und Mineraloge, und beide haben bereits eine wissenschaftliche Reise im nördlichen Norwegen ausgeführt. Von San Francisco aus werden sie eins der Fischer- oder Transportfahrzeuge benutzen, welche im Frühjahre nach der Plover-Bai oder nach Petropawlowsk auf Kamtschatka gehen.

— Dienstag den 15. März ist Lieut. Conder in Begleitung des Lieut. Mantell, beide vom Ingenieurkorps, von England nach Beirut abgereist, um die Aufnahme des Ostjordanlandes, für welche alle Vorbereitungen nun vollendet sind, zu beginnen. Ihm zur Seite stehen wieder dieselben Unteroffiziere, welche bereits an der Aufnahme des westlichen Palästina in den Jahren 1871 bis 1875 betheiligt waren, die inzwischen pensionirten Sergeanten Black und Armstrong. Lieut. Conder wird nach einer kurzen vorbereitenden Arbeit in Galiläa die Aufnahme im Norden beginnen und denkt sie in fünf Jahren vollenden zu können.

— Mr. Hormuzd Rassam, welcher im Auftrage des British Museum in Ninive und Babylon archäologische Nachsuchungen leitet, hat unweit Baghdad eine neue altbabylonische Stadt entdeckt, und zwar an dem berühmten Kanal Nahr Malka. Bereits ist eine werthvolle Sammlung von Inschriften, sowohl in Keilschrift wie in hieratischen Charakteren, ausgegraben worden.

— Mr. Charles M. Doughty, der Arabienreisende (s. Nr. 1 und 2 dieses Bandes), schreibt uns aus Viareggio in Italien: „Da ich es für wichtig hielt, weitere Erkundigungen über den Ursprung des Wadi el Humd in Nedsched und über die Harras oder vulkanischen Gebiete zwischen Mekka und Medina einzuziehen, so wendete ich mich an meinen Freund Dr. Gregory M. Wortabet, welcher den Posten eines officiellen Sanitätsinspektors des Hadsch in Dschidda bekleidet. Derselbe hatte die Güte, verschiedene Leute aus jener Gegend auszufragen, und alles, was er von denselben erfahren konnte, hat ihn in der Ansicht bestärkt, daß das, was ich ihm mitgetheilt habe und was bereits im „Globus" veröffentlicht ist, auf Wahrheit beruht." (S. 30 dieses Bandes muß es wiederholt statt „Daud" S'aud heißen.)

— Ueber die Frauen auf Cypern äußert sich Sir Samuel White Baker (Cypern im Jahre 1879, F. A. Brockhaus 1880) folgendermaßen: „Es war am 4. Februar und die Temperatur des Morgens und Abends zu kalt (6° C.), um zu bivuakiren. Trotz des kalten Windes umgab eine große Anzahl Weiber und Kinder unsere Wagen; sie fröhnten stundenlang ihrer Neugier und froren in ihren leichten, selbstgefertigten baumwollenen Kleidern. Die Kinder waren meist hübsch und viele der jüngeren Weiber von gutem Aussehen; es war aber im Allgemeinen eine vollständige Vernachlässigung des Aeußern bemerkbar, welche in hervorragender Weise allen Frauen in Cypern eigen ist. In den meisten Ländern, in wilden wie in civilisirten, folgen die Weiber einem natürlichen Zuge und schmücken ihre Personen in einem gewissen Grade, um sich anziehend zu machen; aber in Cypern fehlt die nöthige Eitelkeit gänzlich, die man auf Reinlichkeit und Kleidung verwenden sollte. Der saloppe Anzug giebt ihren Gestalten ein unangenehmes Aeußeres, alle Mädchen und Frauen sehen aus, als ob sie bald Mutter werden würden. Ueber die groben, schlecht gegerbten, ungewichsten hohen Stiefeln mit mächtigen Nägeln hängen große, sackähnliche Hosen. Ueber diese hängt lose eine beträchtliche Zahl leicht um die Taille gebundener Unterröcke, während die Brust nicht mit Hülfe von Schnürleibchen gehalten und gestützt wird. Eine Art kurzer Jacke von keinem besondern Schnitt, die den Vortheil hat, jeder Gestalt und jeder Größe zu passen, vollendet den Anzug. Die Knöpfe, welche die Kleider vorn zusammenhalten sollten, fehlen in den meisten Fällen, und die Damen schämten sich nicht ihres Verlustes, sondern zeigten ihre Busen, ohne das Bewußtsein, daß es unpassend sei. Ihre Haartracht hatte nichts Besonderes an sich, aber um jeden Kopf war ein einstmals reines Tuch gebunden, das entweder weiß oder von irgend einer schreienden Farbe gewesen war, seine Farbe aber durch den Schmutz verloren hatte. Trotz des vernachlässigten Aeußern hatten die Frauen sehr gute Manieren; sie näherten sich selten meiner Frau, ohne ihr mit anmuthsvoller Verbeugung einen Blumenstrauß oder einen Strauß duftiger Kräuter zu überreichen, welche sie für dieselbe besonders gepflückt hatten, und wir hatten bald eine ganze Menge gefüllter Narcissen, Ringelblumen und Rosmarin. Wenn wir nach einer Stadt oder nach einem Dorfe kamen, rannten Knaben und Mädchen schnell nach ihren Gärten, um sich entweder eine einzelne Blume oder Rosmarin zu holen; sie erwarteten uns damit in der Straße und überreichten uns dieselben, wenn wir vorbeizogen. Durch ganz Cypern haben wir ähnliche, wohlgemeinte Aufmerksamkeiten erfahren, und die Einfachheit und das zarte Benehmen, mit welchem die Gabe überreicht wird, bildet einen seltsamen Gegensatz zu den schmutzigen Gewohnheiten und zu dem Aussehen der Leute.

Bei genauer Besichtigung konnte man an den Hälsen und Brüsten aller Frauen und Mädchen deutlich die zahllosen Spuren alter und neuer Flohstiche bemerken. Ihre Wohnungen waren ganz besonders schmutzig und schwärmten von Ungeziefer, da die Hühner, Ziegen und selbst eine oder zwei Kühe gewöhnlich den Hausstand vermehren. Es ist allgemein bekannt, daß Paphos in Cypern der Geburtsort der Venus gewesen sein soll, und daß die Insel einst der Schönheit und der Lasterhaftigkeit ihrer Frauen wegen berühmt war. Die Veränderung ist radikal gewesen, da ich nicht glaube, daß es irgendwo keuschere und zugleich weniger anziehende Frauen giebt, als die jetzigen Bewohnerinnen von Cypern es sind. Sie sind gewöhnlich klein und untersetzt; sie werden von den Männern schlecht behandelt und verrichten meist die harte Arbeit bei Urbarmachung des Bodens u. s. w. Nach dem Aussehen ihrer Hände zu urtheilen, gehen sie selten müssig. Die Männer dagegen sehen meist gut aus und geben viel mehr auf ihr Aeußeres.

Afrika.

— Um die für Aegypten so schwierige und so wichtige Frage der Grundsteuer zu studiren und darnach Reformvorschläge zu machen — so wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Kairo, 5. März, geschrieben — ward eine Kommission

eingesetzt, die sich zunächst mit der Katasterfrage beschäftigen mußte; denn ohne Kataster kann es keine gerechte Grundsteuer geben, und diese Frage, an und für sich so einfach, hat sich, wie alles in Aegypten, zu einer sehr schwierigen komplicirt. Zuerst wurde nämlich der Chef des Generalstabs, der General Stone, zum Direktor des Kataster ernannt. Allein nachdem dieser die Arbeiten drei Vierteljahre lang geleitet hatte, merkte man, daß man so nicht weiter kommen konnte und ersetzte ihn deshalb am 7. April 1880 durch ein Comité-Directeur, das zunächst nichts weiter zu thun hatte, als die früheren Arbeiten zu verificiren, die dann auch zum größten Theile als ungenügend befunden wurden. So hat man denn bis jetzt, obwohl man bereits gegen 300000 ägyptische Pfund (à 26 Franken) ausgegeben, doch noch fast nichts erreicht, und es werden 15 Jahre vergehen, ehe ganz Aegypten aufgenommen sein wird, wenn man nicht — wozu jetzt Anstalten gemacht werden — durch Herbeiziehung zahlreicherer und tüchtigerer Kräfte die Arbeit beschleunigt.

— Die unter englischen Auspicien in Angriff genommene Straße von Dar es-Salaam an der Ostküste Afrikas nach dem Njassa-See ist jetzt aufgegeben worden und der damit beauftragte Mr. Beardall hat von dem Sultan von Zanzibar den Befehl erhalten, die Flüsse Rufidschi und Uranga zu untersuchen und festzustellen, wie weit letzterer schiffbar und zu einem Verkehrswege nach dem Njassa-See geeignet ist. Wahrscheinlich geht des Sultans Hauptabsicht dahin, den Elfenbeintransport von der Seenregion nach Zanzibar zu erleichtern.

— Kapitän Cambier, welcher die erste Station der Internationalen Afrikanischen Association in Karema am Tanganjika-See gründete, hat die Leitung dieses schlecht gewählten Postens den Herren Ramaeckers und Popelin übergeben und hat die Rückreise nach Europa angetreten. Schade, daß man in den maßgebenden Kreisen die Kosten dieser häufigen Reisen nicht stärker berücksichtigt und lieber Leute aussendet, welche entschlossen sind, auf eine Reihe von Jahren Afrika zu ihrer Heimath zu machen!

— Der mit der innerafrikanischen Mission betraute Erzbischof von Algier hat eine neue Missionar-Abtheilung ausgesendet, um zwischen der Küste und den Seen eine Station zu gründen und den Verkehr mit den bereits in Uganda und Urundi (Nordende des Tanganjika) bestehenden Posten zu erleichtern. Die an letzterm Punkte befindlichen Missionäre sollen über den See hinübergehen und sich dort niederlassen, so daß man Manjema-Land und den obern Kongo auf einem bequemern Wege zu erreichen vermag.

— Von Dr. W. Junker sind in Kairo ausführliche Briefe aus dem Niamniam- und Monbuttu-Lande eingetroffen, deren letzter vom 1. September 1880 datirt und an der Grenze des Monbuttu-Stammes Mangballe, nur eine Tagereise nördlich vom Uelle-Flusse, geschrieben wurde. Der Reisende hatte Mitte Juni die Residenz des Niamniamfürsten Ndoruma (s. „Globus" XXXVIII, S. 351) erreicht und sich dort mit seinen Leuten auf das Beste eingerichtet. Im August vertraute er diese Station sammt den Vorräthen der Obhut seines Begleiters Bohndorf an und unternahm eine Rekognoscirungsreise gegen Südosten, auf welcher er ohne weitere Hindernisse zu den Monbuttu gelangte. Schon auf der Reise vom Gazellenflusse durch Dar-Fertit zu Ndoruma hatte er wichtige Ergebnisse für die Geographie, namentlich in dem noch unerforschten Gebiete am obern Wau und an der Nilwasserscheide, zu verzeichnen; ungleich werthvoller noch werden diejenigen sein, welche seiner am Uelle, den er zu überschreiten gedenkt, harren, da alle unsere Kenntnisse dieser Länder nur auf Erkundigungen beruhen.

Nordamerika.

— Die großen Soda-Seen bei Laramie City in Wyoming wurden kürzlich von Oberst Downy an die Union-Pacific-Eisenbahngesellschaft unter der Bedingung verkauft, daß dieselbe die sofortige Verwerthung des unerschöpflichen Materials in Angriff nimmt. Eine von Fachmännern angestellte Untersuchung hat ergeben, daß Soda aus dem Wasser dieser Seen mit dem geringen Kostenaufwand von 19,65 Doll. per Tonne hergestellt werden kann, während das Produkt gegenwärtig 56,40 Doll. per Tonne bringt. Statistische Berichte geben den Werth der nach den Vereinigten Staaten eingeführten Soda auf sieben Millionen Dollars im Jahr an, und daraus ist ersichtlich, von wie großem Werth die Bearbeitung des Wassers der Laramie-Seen für das ganze Land sein wird.

Südamerika.

— Dr. Crevaux, welcher im vorigen Sommer seine dritte südamerikanische Reise antrat (s. „Globus" XXXVIII, S. 276) hat den Rio Magdalena von Honda bis Neiva aufgenommen, während sein Gefährte Lejanne thermometrische, hypsometrische und Breitenmessungen des Stromes angestellt hat. Crevaux beabsichtigt nun von Neiva aus die östliche Cordillere zu überschreiten und den großen Nebenfluß des Orinoko, den selbst den Eingeborenen unbekannten Guayabero, kennen zu lernen.

— Barrington Brown und William Lidstone, der erstere Geologe, der andere Ingenieur, welche in den Jahren 1873 bis 1875 den ganzen Amazonenstrom innerhalb Brasiliens und die meisten seiner größeren Nebenflüsse im Auftrage der Amazon Steam Navigation Company befuhren und die Reise in dem Buche „Fifteen Thousand Miles on the Amazon and its Tributaries" beschrieben, fanden auf den das Thal des Amazonenstroms hier und da begrenzenden Hügeln, und zwar an dem Rande derselben, gewöhnlich einen schwarzen Erdboden, welcher weiter landeinwärts allmälig sich ändert und seine gewöhnliche Zusammensetzung annimmt. Schon daraus ergiebt sich, daß er auf künstlichem Wege entstanden ist. In diesem Boden fanden sie z. B. auf dem Parentins-Hügel (70 Miles oberhalb der Einmündung des Juruty) selbst noch in einer Tiefe von 18 Zoll Scherben irdener Kochtöpfe, zerbrochene Knochen verschiedener Thiere sowie einige Steinwaffen, welche deutlich zeigten, daß diese Erhebung, wie viele andere längs des Stromes, früher von Indianern bewohnt war. Ihre Waffen bestanden aus polirtem Grünstein, welcher im Amazonas-Thale selten, aber in großer Menge weiter im Norden vorkommt. Jahrhunderte hindurch müssen dort Dörfer gestanden haben, um eine so tiefe Kulturschicht erzeugt zu haben; vielleicht gehörten ihre ersten Erbauer Stämmen an, die gegenwärtig vollständig verschwunden sind. Heutigen Tages werden solche Stellen wegen ihrer Fruchtbarkeit sehr als Ackerland gesucht; man nennt sie „terras pretas" (schwarze Erden). Sie kommen so häufig vor, daß die Reisenden sie nicht alle aufzählen konnten, und finden sich meist in erhöhten, beherrschenden Lagen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

IV.

Mit dem Morgengrauen wurde am nächsten Tage aufgebrochen, denn es galt, den Fluß zu überschreiten, um noch am selben Tage Mandschafa oder Maifa zu erreichen. Der Schari ist hier etwa 500 Schritt breit und, wenigstens auf der der Stadt zu liegenden Seite, wo er hohe Ufer hat, sehr tief, während er auf der andern Seite einen flachen sandigen Strand bildet. Das Uebersetzen nahm wegen der zahlreichen Pferde, Esel und Ochsen, welche hinüberschwimmen mußten, viele Stunden in Anspruch, weil namentlich die Esel ihren ganzen Vorrath von Halsstarrigkeit entwickelten, ehe sie die Scheu vor dem Wasser überwanden. Die Kosten für das Uebersetzen der Personen und des Gepäckes betrugen 3 gabaga (Baumwollstreifen), 20 Glasperlen und 12 Nürnberger Stopfnadeln.

Nach $1\frac{1}{2}$ stündigem Marsche am Ostufer entlang erreichte man den Seitenarm des Schari, der sich als Ba Batschikam oberhalb Busso abzweigt und bei dem Dorfe Mebi sich wieder mit demselben vereinigt. Derselbe wurde an einer Stelle überschritten, wo er nur 60 m breit und $1\frac{1}{4}$ m tief war, dann folgte eine grasige Ebene und weiter in der Nähe des Hauptstromes ein dichter Wald mit zahlreichen Spuren von Elephanten und Rhinoceros. Nach achtstündigem Marsch erreichte man bei Einbruch der Nacht Mandschafa. Diese Stadt liegt unmittelbar am Flusse auf seinem etwa 12 m hohen steil abfallenden Ostufer, ist ummauert und mag in ruhigen Zeiten wohl 4000 bis 5000 Einwohner haben. Damals schien sie wie ausgestorben; doch sollten sich die meisten wegen des herrschenden Getreidemangels in ihren Hütten eingeschlossen halten. Sie nährten sich kümmerlich von Fischen, an denen der Schari hier sehr reich ist — Nachtigal erhielt von dem Vorsteher des Ortes als Gastgeschenk einen solchen von etwa 2 m Länge —, sowie von den Früchten von Hedschlidsch, Tamarinden und Birgim, soweit die Affen und andere Waldbewohner ihnen solche übrig lassen.

Das der Karawane angewiesene Quartier zeigte sich gänzlich unbewohnbar, wegen der Millionen von Ameisen, von welchen es wimmelte. Schon Heinrich Barth erwähnt dieser Landplage, durch welche sich Baghirmi vor allen übrigen, ohnehin mit Insekten schon überreichlich gesegneten Nachbarländern auszeichnet. Bivouakirt der Reisende im Walde, so mag er sich vor den alles zernagenden Termiten in Acht nehmen, schläft er unter einem Dache, so fällt er den Ameisen zum Opfer: seinem Schicksale vermag er nicht zu entrinnen. Auch in Mandschafa blieb kein anderer Ausweg, als das Quartier zu wechseln. Von hier an tritt der Melonenbaum (Carica papaya), der mit einheimischem Namen Gunda masseri heißt, häufiger auf. In einzelnen Exemplaren zeigt er sich schon in Kuka und hat weiter westlich nach Barth's Angaben eine größere Verbreitung. Seine Frucht gleicht etwas einer großen Birne und schmeckt ähnlich unseren europäischen Obstsorten.

Am 23. März ging es nach eintägiger Rast in Mandschafa dem Flusse parallel zuerst in südlicher, dann in südöstlicher Richtung in fünf Stunden bis Andia, dem gegenüber man die Mittagshitze verbrachte und einige wohl-



Vegetation am Ufer des Schari.

schmeckende Enten zum Mahle erlegte. Unterwegs hatte sich zum ersten Mal in dem dichten Walde längs der Flußufer die Euphorbien-Art gezeigt, deren Saft anderswo zum Vergiften der Pfeile und Speere dient. Nachmittags passirte man Morlang und Mendiri und übernachtete in Machalen, alles Dörfer von 30 bis 100 Hütten, welche von ihren Einwohnern verlassen und halb zerstört waren. Die meisten hatten sich auf die sandigen Flußinseln geflüchtet, wo sie gegen einen Handstreich ziemlich sicher waren, aber freilich viel vom Hunger zu leiden hatten. Die Männer suchen durch Fischfang, Weiber und Kinder durch Sammeln von Grassamen am sichern Westufer der Roth nach Kräften zu steuern. Am nächsten Tage marschirten sie vielfach in der Niederung, welche auf einer oder beiden Seiten in einer Breite von mehreren Kilometern den Fluß begleitet, öfters aber auch auf den dieselbe begrenzenden Uferhöhen, welche von dichten, hochstämmigen Wäldern bedeckt sind. Auch diesmal lagerten sie in der Wildniß, da die Dörfer am Flußufer, deren Hütten zudem von Wanzen und Flöhen wimmelten, menschenleer und verfallen waren: die große Zahl von Menschen, Pferden und Gewehren in der Karawane erweckte außerdem bei den Bewohnern der Inseln stets die Furcht vor einem beabsichtigten Ueberfalle, so daß sie die Fremden nie in Masse auf ihre Inselasyle kommen ließen.

Am 25. März erreichten sie den größern Ort Baïngana, wo sie vom nordöstlichen wieder auf das südwestliche Ufer zurückkehren mußten, weil ersteres durch die arabischen Horden des Gegenkönigs Abd-er-Rahman unsicher gemacht

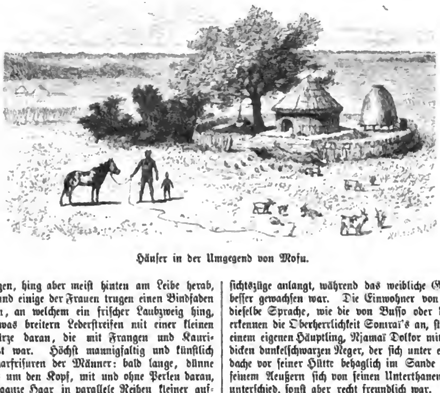


Die Heiden von Mosu.

wurde; und hätte derselbe Wind von der an Pferden so reichen Karawane bekommen, so hätte er gewiß eine ansehnliche Streitmacht abgeschickt, dieselbe aufzuheben. Am nächsten Tage wurde dieselbe in Booten übergesetzt, welche an 9 m lang und circa 1 m breit, aber wie alle dortigen Fahrzeuge durchaus nicht wasserdicht waren. Obgleich verschiedene Mitglieder der Karawane riethen, schon von hier aus südlich oder südsüdöstlich in die Heidenländer abzubiegen, da Abd-er-Rahman unzweifelhaft schon in der Nähe von Busso sich befand, so setzten sie doch am 27. Nachmittags ihren Weg nach O.-S.-O. längs des herrlichen Stromes fort und marschirten bis zur Nacht, zuletzt durch so dichten Wald, daß sie Fetzen von Haut, Kleidern und Gepäck an den Dornen zurücklassen mußten. Um Mittag des folgenden Tages trafen sie in Mafaling ein, der größten der bisher gesehenen Inselortschaften, deren Haupt den Titel Mbang (König) führt, während die übrigen nur als Ngare (Bürgermeister) bezeichnet werden. Die Treue der Bewohner Mafalings gegen ihren angestammten König war zweifelhaft, und zudem hatte sie die Nähe des Gegenkönigs — Abd-er-Rahman stand nur zwei Tagemärsche von dort entfernt — veranlaßt, demselben sich zu unterwerfen. Nachtigal miethete deshalb noch am Abend heimlich — denn es befanden sich zwei Aufseher Abd-er-Rahman's im Orte — einen wegkundigen Mann für acht Ellen Zeug und setzte früh am Morgen seinen Weg fort, zunächst noch in ostsüdöstlicher, dann in ganz südlicher Richtung, indem er den Schari oder Ba definitiv verließ. Im Laufe des Nachmittags passirten sie drei verlassene Dörfer, deren Insassen durch die Furcht vor dem Bürgerkriege in schwer erreichbare Gegenden getrieben waren, und zogen bis in die Nacht hinein durch dichten, äußerst schwierigen Wald, auf dessen Pfaden einer der Baghirmi-Leute für Nachtigal's Augen, Haut und Kleidung der Beschützer wurde. Derselbe ritt vor ihm her und mit katzenhaft scharfem Auge die Konfiguration des Weges und der Bäume prüfend und die Gefahren erkennend, rief er ihm mit Kommando-Stimme zu: „Holz von oben!“ oder „Dornen zur Linken!“ oder „Stacheln!“ oder „Holz zur schönen

Hand!" (d. i. zur Rechten) oder „Nimm Dich in Acht auf beiden Seiten!" An einem Teiche wurde einige Stunden gerastet, um Mitternacht wieder aufgebrochen und in Süd-Richtung bald nach Sonnenaufgang das große Dorf Gurgara erreicht, von Baghirmi-Leuten, welche die an Eisenerde reiche Gegend ausbeuten, bewohnt, doch augenblicklich aus Kriegsfurcht verlassen. Der Ort liegt am Ba-Ili, d. h. dem „schwarzen Flusse", einem Arme des Schari, welcher damals nur halb Sumpf oder doch stehendes Gewässer war, während er in späterer Jahreszeit reichliche Wassermassen mit sich führen soll. Aus den sich sehr widersprechenden Erkundigungen bei den Einheimischen ging nur hervor, daß er aus mehreren Abzweigungen sich bildet und auch zwei Mündungen, in den Fluß von Logon und den von Busso, besitzt und aus einem System von Niederungen besteht, die in der trockenen Jahreszeit mit einzelnen Seen, Teichen und Sümpfen erfüllt sind. Sein Reichthum an Flußpferden beweist, daß er an einzelnen Stellen stets viel Wasser haben muß; übrigens ist er wegen seiner für Pferde und Rinder gefährlichen Fliegen berüchtigt, welche Nachtigal später am untern Schari gezeigt wurden: eine große, graubraune Art mit smaragdgrünem Kopfe, deren Stachel beim Menschen jedesmal das Blut fließen macht.

Nachdem Nachtigal's Karawane den Ba-Ili an einer schmalen, sumpfigen Stelle überschritten hatte, näherte sie sich Nachmittags dem ersten heidnischen Dorfe, Mofu mit Namen, ohne es indessen zu betreten; denn der unerwartete Anblick so vieler wohlbewaffneter Fremden hätte nach der Ansicht aller eine sofortige Flucht der Einwohner in den Wald hervorgerufen. Dennoch fand dieselbe statt, da die Eingeborenen einzelne Leute des Vortrabes bemerkt hatten. Erst am nächsten Morgen zog Nachtigal in das Dorf ein und bekam die ersten Heiden vom Stamm der Somraï zu Gesicht. Dieselben waren schwarz, durchschnittlich etwas über mittlerer Größe, sehr selten von häßlichen, aber oft von regelmäßigen Gesichtszügen, die Männer mit einem einfachen Fell um die Hüften, die Frauen meist gar nicht bekleidet. Das Fell, von Gazellen, wilden Katzen und zu-



Häuser in der Umgegend von Mofu.

meist von Ziegen, hing aber meist hinten am Leibe herab, anstatt vorn, und einige der Frauen trugen einen Bindfaden um die Hüften, an welchem ein frischer Laubzweig hing, oder einen etwas breitern Lederstreifen mit einer kleinen ledernen Schürze daran, die mit Frangen und Kaurimuscheln besetzt war. Höchst mannigfaltig und künstlich waren die Haarfrisuren der Männer: bald lange, dünne Flechten rings um den Kopf, mit und ohne Perlen daran, bald war das ganze Haar in parallele Reihen kleiner aufrechtstehender Flechtchen getheilt, die von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern verliefen; andere trugen nur vier aufrechtstehende Hörner an den vier „Ecken" des Kopfes u. s. w. Die Frauen trugen das Haar rasirt oder ganz kurz geschoren, in letzterem Falle mit hochansrasirter Stirn, als Schmuck in der durchbohrten Oberlippe, zuweilen auch in beiden Lippen, einen dünnen Glascylinder, ein Stückchen Holz oder einen Büschel Gras; und zuweilen eine Schnur rother oder blauer Glasperlen um den Hals. Die Somraï brechen einen Schneidezahn aus und haben Nasenflügel und Ohrläppchen undurchbohrt. Im Ganzen waren die Männer hübscher als die Frauen, was die Gesichtszüge anlangt, während das weibliche Geschlecht wieder besser gewachsen war. Die Einwohner von Mofu sprechen dieselbe Sprache, wie die von Busso oder die Kuang; sie erkennen die Oberherrlichkeit Somraï's an, stehen aber unter einem eigenen Häuptling, Njamaï Dokkor mit Namen, einem dicken dunkelschwarzen Neger, der sich unter einem Schattendache vor seiner Hütte behaglich im Sande wälzte und in seinem Aeußern sich von seinen Unterthanen durchaus nicht unterschied, sonst aber recht freundlich war. Hier war endlich wieder Getreide, und zwar ausschließlich Durra, zu kaufen, die in Menge gebaut wurde. Man tauschte sie gegen Kaurimuscheln und Perlen ein; weit begehrter aber war Tabak, den Nachtigal leider nicht besaß. Es ist für einen Reisenden in den Heidenländern Baghirmis unerläßlich, reichlich damit versehen zu sein. Der Verkehr mit den Heiden war übrigens leicht; denn fast alle verstehen und sprechen die Baghirmi-Sprache.

Am 1. April ging es in südsüdwestlicher Richtung nach Gubugu, der Residenz des Sultans Gedik von Somraï, zuerst durch die Aecker von Mofu, dann über dünn bewaldete Grasebenen, auf denen zum ersten Male der riesige

Silk-cotton-tree (Rimi oder Rum), auf denen die Eingeborenen in Kriegszeiten Zuflucht suchen, ferner der Butterbaum und der Runo auftraten, letzterer eine majestätische Leguminose, deren gerbstoffhaltige Schoten in unreifem Zustande gegessen werden und in reifem Zustande eine dichte safrangelbe Masse enthalten, in welcher die Kerne gelagert sind. Diese Masse wird mit Wasser oder Milch zu Brei gerührt und als Nahrungsmittel oder als Arznei gegen Diarrhoe genossen; doch müssen, um Verdauungsstörungen zu verhüten, säuernde Ingredienzien, wie Tamarindeninfusion oder saure Milch, zugesetzt werden.

Nach vierstündigem Marsche hörte der lichte Wald auf und die erste Häusergruppe erschien, der sofort eine zweite, dritte u. s. w. folgte: das ganze Land wurde zu einem großen Kulturfelde mit zerstreuten Meiereien. Die Häusergruppen waren von Karage- (Giraffen-) Bäumen umgeben, zwischen denen vereinzelte Dum- und Deleb-Palmen, Kautschuk- und Feigenbäume standen. Sie verliefen übrigens mehr oder weniger in der Richtung des Weges, so daß die sie umgebenden Baumgruppen in der Ferne als lange Baumlinien erschienen. Die Felder gelblichen Lehmbodens waren meist mit rothem Ngafoli (Durra) bestellt, jede Pflanze auf je einem ansehnlichen Erdhügel. Die Brunnen waren hier, wie schon in Mofu, nur Wasserlöcher von 5 bis 6 Fuß Tiefe, die nur weniges und trübes Wasser enthielten. Die Hütten, deren einige auch einen Unterbau von Thonerde haben, sind sehr solide und gefällig aus Stroh errichtet, und jede Häusergruppe besitzt ein Getreidereservoir aus Thonerde, in welches das geschnittene Getreide von oben, wo eine verschließbare Oeffnung angebracht ist, hineingeschüttet wird.

Unzertrennliche Beigabe eines Hauses ist das Pferd, das an langem Halfter rings um die Hütte grast. Das Musgo-Pferd und das von Somraï ist desselben Ursprungs; es hat die Größe eines ansehnlichen, starken Pony, einen klugen Kopf mit abgeflachter oder eingedrückter Nasenwurzel und ist außerordentlich menschenfreundlich. Rappen und Braune sind selten; Schecken, Schimmel und Rothfüchse walten vor. Alle haben künstlich geschundene, blutige Rücken an Stelle des Sattels. Die Eingeborenen schwingen mit Leichtigkeit ihre langen Beine über den Rücken des Thieres, ergreifen die langen Halfter und sofort setzt sich das Pferdchen in Galopp. Rindvieh ist selten, häufiger Schafe und besonders Ziegen, ebenso Hunde, welche ein geschätztes Nahrungsmittel bilden. Katzen sah der Reisende gar nicht, Hühner in mäßiger Anzahl.

Gegen Mittag erreichte man eine Art Dorf und rastete dort bei einem Vetter des Sultans, der von hier aus von der Ankunft der Karawane durch zwei berittene Knaben benachrichtigt wurde. Bei der Zerstreutheit der Häuser und der Schnelligkeit der Pferde ist es nicht zu verwundern, daß die Annäherung eines Feindes sofort das ganze Land allarmirt. Außerdem trägt noch jeder Mann ein Gazellen- oder Ziegenhorn an einer Schnur um den Hals, auf welchem er bei der geringsten Gefahr tutet: dann schwingt sich jeder auf sein flinkes Roß, und im Nu sind alle zum gemeinsamen Handeln versammelt.

In drei Stunden war die Residenz Gubugu, das aus vielen Dörfern und Weilern bestand, erreicht, wo der Reisende an den „Wezir" des Sultans, seinen Freund, Minister und Feldherrn, Namens Busso, gewiesen wurde. Dieser wies ihm als Quartier nichts weiter als einen riesigen Feigenbaum an, der ca. 1 m über der Erde einen Umfang von 9,6 m hatte. Kaum hatten sie sich dort gelagert, als ein Gewitter losbrach, gegen welches der Baum nur unvollkommenen Schutz gewährte. Dazu kam noch ein Bote des Sultans und verkündete: „Ihr seid Fremde, Kanuri oder Fellata, kennt nicht Land noch Leute, seid bei sinkender Nacht gekommen: verhaltet euch ruhig unter eurem Baume; geht nicht in die Dörfer; morgen früh wird der König euch empfangen und bewirthen." Und dabei waren sie ohne Wasser, ohne Holz, ohne Nahrung!



Der Häuptling Busso.

Somraï nimmt unter den Heidenstaaten Baghirmis eine hervorragende Stellung ein, nicht durch seine Größe, wohl aber durch seine starke Bevölkerung, hat zahlreiche tributpflichtige Nachbaren und ist durch die Natur seines Landes (Lehmboden) vor fremden Einfällen gesicherter. Es mißt von Nord nach Süd und von West nach Ost je 1 bis $1\frac{1}{2}$ Tagemärsche, producirt sehr viel Durra, ist reich an Pferden und Kleinvieh und gehorcht einem, absolut herrschenden Fürsten, der unter dem nichtigsten Vorwande jeden seiner Unterthanen ermorden, ihm Frau und Kinder in die Sklaverei verkaufen oder sein Hab und Gut wegnehmen kann. Hat er Tribut an Baghirmi zu zahlen, so verfährt er wohl mit einer ganzen Ortschaft in dieser Weise.

Am folgenden Morgen brachte die Karawane ihre Geschenke an den Sultan zusammen, deren Löwenantheil natürlich auf Nachtigal entfiel, und die von dem oben erwähnten Busso, einem untersetzten, dicken, eitlen, aber liebenswürdigen Manne mit fettglänzender Haut, begutachtet wurden. Dann galoppirte derselbe auf seinem weißen Pony zum Dorfe des Königs, während sich die Ankömmlinge nach Kräften schmückten. Nachtigal setzte namentlich die blaue Brille auf, welche schon auf Sultan Maruf von Logon einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, verhüllte die untere Hälfte des Gesichts und ritt zur Königsburg. Dort hockte im Innern des Hofes Sultan Gedik, nur mit einem Felle bekleidet, aber im Halbkreise von einem Dutzend Prinzen umgeben, auf der Erde, während das Gefolge, nur das un-



Die Reiter des Mbang Mohammedu.

vermeidliche Wurfeisen auf der Schulter, rechts und links und im Hintergrunde aufgestellt war.

Von allen Anwesenden war Busso, der den Dolmetscher abgab, der interessanteste: eine untersetzte, regelmäßig gebaute Figur mit kohlschwarzer, sorgfältig eingeölter Haut, ein breites, behaglich schmunzelndes Gesicht, schöne, weiße Zähne, einen zierlich gedrehten Zwickelbart, dessen lang ausgezogene Spitze durch eine Reihe blauer und rother Perlen noch ansehnlich verlängert wurde, um die Fußknöchel Messingringe, die hinten offen waren und in spornartige Spitzen ausliefen: ein vollendeter Stutzer. Die Audienz war nur kurz; der Sultan erwies sich als ein noch junger Mann in den dreißiger Jahren, von mäßig schwarzer Farbe, bartlos und von ziemlich regelmäßigen Zügen.

Als die Fremden wieder unter ihren Baum zurückgekehrt waren, entwickelte sich dort ein ansehnlicher Markt in Cerealien, welche die Frauen gegen Glasperlen, Muscheln und Tabak austauschten. Gedik sandte eine Kuh und eine Ziege und Abends schickte Busso einen Krug vortrefflicher Melissa (stark gegohrenes Durra-Bier), einen Krug weißen Erdhonigs und ein Huhn mit der Bitte um Nachtigal's Freundschaft und besonders um einige schöne Perlen für seinen zierlichen Bart, was denn auch zu seiner Zufriedenheit bewilligt wurde.

Am nächsten Morgen sollte der Aufbruch stattfinden; allein Gedik suchte denselben zu hintertreiben, um die Pferde und Flinten der Karawane erst gegen seine Feinde auszunutzen — ein Vorschlag, worauf dieselbe natürlich nicht einging, auch nicht, als Gedik dem Reisenden einige Dutzend Sklaven als seinen Antheil an dem Geschäfte in Aussicht stellte. So ging es denn in südöstlicher Richtung weiter, fortgesetzt über Felder und an Häusergruppen vorbei, doch in langsamem Tempo, denn man war jetzt nahe bei König Mohammedu, und es erschien unstatthaft, gegen Abend bei ihm anzulangen. Um Sonnenuntergang wurde im letzten Dorfe von Somraï gelagert.

Am nächsten Morgen, den 4. April, wurde spät aufgebrochen, um dem König Zeit zu lassen, einen würdigen Empfang vorzubereiten. Bald betrat man das Territorium der Gáberi und rückte nun gegen das Wäldchen vor, wo sich das Endziel der Reise befand. Es erschienen nun einige Reiter in Wattenpanzern, brachten Nachtigal's Faktotum Almas eine Botschaft und setzten sich dann an die Spitze des Zuges. Bald darauf entwickelte sich vor ihnen ein beträchtlicher Theil der Reitermacht des entthronten Königs, und zwar in ziemlich sonderbaren Kostümen. Sie waren alle in Kriegsschmuck, so weit das ihre Verhältnisse gestatteten. Einige vollständig in Watte gepanzert, sie sowohl wie ihre Pferde, und mit eben solcher rothen Mütze mit weißem Knopfe, die den ganzen Kopf einhüllte; andere nur mit Pferdedecken, wieder andere nur mit der Mütze versehen. Hier schleppte einer einen rothen Tuchburnus aus besseren Zeiten, dort ein anderer ein Panzerhemd über seiner zerlumpten Kleidung. Im Ganzen waren ihrer etwa vierzig; dazwischen jagten wie Dämonen auf ihren schnellen kleinen Ponies die Heiden umher, natürlich noch viel unzureichender und viel seltsamer ausstaffirt, als jene 40 Kavaliere. Man ordnete sich zum Zuge; voran Kiari, dann in breiter Front die Mitglieder der Karawane, Nachtigal in der Mitte. Heiden zu Pferde und zu Fuß, letztere mit sechs Fuß hohen schmalen Schilden aus Büffelhaut oder dichtem Korbgeflecht, umschwärmten sie schreiend, heulend, tobend. Zuweilen machten Nachtigal's Reiter einen Scheinangriff auf sie, wobei jeder Flintenschuß ein furchtbares Kriegsgeheul ihrerseits hervorrief. Sie gingen auf das Spiel ein, vertheidigten sich scheinbar, ergriffen bei jedem Schusse die Flucht, kehrten von allen Seiten heulend wieder zurück u. s. w. In dieser Weise zogen sie langsam vorwärts, an dem Rande des oben erwähnten Gehölzes nach Westen hin, stets Häusergruppen und Dörfchen der Gaberi vor sich, bis zur improvisirten Stadt Sultan Mohammedu's.

Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern.

I.

Am 4. Juni 1878 wurde in Konstantinopel der seltsame „Vertrag einer Defensivallianz zwischen England und der Türkei“ unterzeichnet, durch den England in den Besitz von Cypern gelangte. Die Insel, die bis dahin von den betretenen Pfaden der englischen Touristen ganz ausgeschlossen gewesen war, wurde dadurch plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt: der neue Besitz, der wichtige strategische Punkt wurde das Ziel zahlreicher Reisen; es entstand in kürzester Zeit eine nicht unansehnliche Cypern-Literatur, in der das Land unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet, das Für und Wider der Besitznahme bald mehr, bald weniger vorurtheilsfrei erörtert wird. Sir Samuel W. Baker's, des bekannten Afrikareisenden, „Cyprus as I saw it in 1879“ (London, Macmillan, 1879) steht unter der Zahl dieser Werke obenan; denn wenn es auch an wissenschaftlichem Werthe in mehr als einer Beziehung von anderen übertroffen worden ist, so erfüllt es seine Aufgabe, dem Leser ein ungefärbtes, anschauliches Bild von Land und Volk Cyperns zu geben, in vollstem Maße. Die sonderbare Verklausulirung des englisch-türkischen Vertrages[1]), derzufolge Englands Besitzrecht auf Cypern ein nur bedingtes, unter Umständen aufzuhebendes ist, während die Pforte nach wie vor den Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Insel (96 000 Pf. St. jährlich) bezieht, hat, wie überhaupt die ganze Idee einer Defensivallianz mit einer so unzuverlässigen, absterbenden oder eigentlich abgestorbenen Macht, in England viele Widersacher gefunden: auch Baker gehört zu denjenigen, die diesen unmotivirten und unklaren Abmachungen „die

---

[1]) Zwischen den kontrahirenden Mächten ward weiterhin vereinbart:

„Daß England der Pforte den gegenwärtigen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Insel bezahlen und daß dieser Ueberschuß nach dem Durchschnittsertrag der letzten fünf Jahre berechnet und bestimmt werden soll,“
und

„Daß, wenn Rußland der Türkei Kars oder andere von ihm in Armenien während des letzten Krieges gemachte Eroberungen wieder zurückgiebt, die Insel Cypern von England wieder zu verlassen ist und der Vertrag vom 4. Juni 1878 seine Endschaft erreicht haben soll.“

ehrliche, offene und geschäftsmäßige Transaktion eines Kaufes der Insel vorgezogen haben würden, und die nicht einsehen, warum England, wenn es wirklich im Falle eines Krieges mit Rußland durch eine Defensivallianz an die Türkei gebunden ist, Cypern unter so einseitigen und ungewöhnlichen Bedingungen besetzt, die alle Hoffnungen auf die Entwickelung des Handels vernichten, nur um eine strategische Stellung zu erhalten, die ihm infolge der Allianz stets offen gewesen wäre." Mochte hier nun eine Uebereilung der englischen Diplomaten vorliegen, oder mochten sie Schwierigkeiten zu überwinden gehabt oder Nothwendigkeiten vorgefunden haben, die dem leitisirenden Publikum unbekannt geblieben sind: „jedenfalls," sagt Baker, „schien mir die politische Situation nicht ganz gesichert; daher beschloß ich, mir Cypern selbst genau anzusehen, um mir eine eigene Meinung von seinen Hülfsquellen, von seinem gegenwärtigen und zukünftigen Werthe zu bilden." Ein neunmonatlicher Aufenthalt auf der Insel, die er nach allen Richtungen durchreiste, war die Folge dieses Vornehmens; und wie richtig die Meinung ist, die er sich dabei gebildet, wie verständnißvoll sein Einblick in die heutigen Zustände des Landes, wie praktisch fast jeder Vorschlag, den er zur Abhülfe der vielen schreienden Mißstände angiebt: das wird wohl am besten durch die unbedingt günstige Aufnahme bewiesen, die sein Buch in England gefunden hat, trotz der, seine Landsleute wahrlich nicht schonenden, rückhaltlosen Offenheit der Darstellung. Der frische Humor, mit dem Baker daneben die größeren und kleineren Erlebnisse seiner gefahrlosen aber nicht unbeschwerlichen Tour durch Cypern schildert, macht das Buch, das jüngst auch in deutscher Uebersetzung (Cypern im Jahre 1879 von Sir S. W. Baker, aus dem Englischen von R. Oberländer, Leipzig, F. A. Brockhaus 1880) erschienen ist, zu einer sehr empfehlenswerthen, unterhaltenden Lektüre. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus demselben, müssen dabei aber auf eine Wiedergabe der eigentlichen Reiseschilderungen verzichten, um die andere Seite des Buches, die Darstellung der heutigen Verhältnisse des Landes und seiner Hilfsquellen, für Gegenwart und Zukunft eingehender berücksichtigen zu können.

Am 4. Januar 1879, gerade sechs Monate nach der Besitznahme der Insel durch die Engländer, kam Sir Samuel W. Baker in dem südlichen Hafen Larnaka an. Der erste Eindruck, den die im hellen Sonnenscheine daliegende neue Erwerbung den englischen Passagieren des von Alexandria kommenden Postdampfers machte, war der der Enttäuschung. Die hohen Berge in der Mitte der Insel, als höchster der Troodos (6400 Fuß über dem Meere), sahen wohl imposant genug aus, aber die steile Südküste, die wie weiß beschneit erschien, zeigte sich, als man ihr näher kam, als ein vollkommen kahles, jeder Vegetation bares Bergland. Die Hafenstadt Larnaka, durch ihr hohes Minaret weithin sichtbar, hat drei oder vier grüne Bäume aufzuweisen und sieht aus etwa einer halben Meile Entfernung von der Rhede erträglich aus, mit ihrem langen steinernen Quai, von dem mehrere hölzerne Hafendämme auslaufen. Ein türkisches Fort, von dessen Wällen die britische Flagge weht, begrenzt die Stadt auf der linken Seite; und als eine türkische Stadt erkennt der Reisende Larnaka bei dem ersten Betreten seiner engen Gassen, in denen die meisten Häuser die Spuren eines unaufhaltbaren Verfalles tragen. Das Fehlen des obligaten Schmutzes in einigen dieser Gassen, mehrere ansehnliche neue Gebäude, darunter ein englisches Hotel einfachster Art, und Ausbesserungsarbeiten, die an dem Mauerwerk des Quai vorgenommen wurden, lassen das neue Regiment und seine Lichtseiten erkennen; freilich genügt auch ein Gang durch die Straßen von Larnaka, um sich ein Bild von der trostlosen Finanzlage der Stadt zu machen. In der ersten Begeisterung nach der Besitznahme Cyperns waren zahlreiche unglückliche Spekulanten von England aus hieher gekommen; in der Hoffnung auf reichen Gewinn in dem „reichen Lande", für das Cypern allgemein galt, hatte man eine Menge von Kaufläden aller Art eingerichtet, die, zuviel schon für den ersten Bedarf, jetzt (d. h. im Jahre 1879), wo ein großer Theil der in Larnaka stationirt gewesenen Truppen zurückgezogen worden ist, eines langsamen aber sichern Todes an mangelnden Käufern sterben. Jetzt schon sind die Preise der meisten noch auf Lager befindlichen Waaren unter die Herstellungskosten gefallen; der eingeborene Cypriote, der überhaupt nur geringe Bedürfnisse hat, weiß mit europäischen Waaren nichts anzufangen; und so ist die nicht unbeträchtliche Einfuhr der ersten Monate fast auf Null herabgegangen, zur großen Erleichterung der türkischen Zollbeamten, die, von den Engländern noch im Amte belassen, sich selber und den unglücklichen Kaufleuten das Leben schwer genug gemacht haben. Jede Kiste wurde gänzlich entleert, jeder Artikel ad valorem verzollt; wußte der mit europäischen Waaren fast ganz unbekannte Taxator sich keinen Rath, und das war fast Regel, so begab er sich mit dem fraglichen Artikel nach dem 200 Schritt vom Zollhause gelegenen englischen Obersteueramt, um sich Auskunft zu holen. Danach kann man sich einen Begriff von der Schnelligkeit der Abfertigung machen; von der Vorsicht aber, mit der dabei umgegangen wird, giebt das Faktum ein Beispiel, daß vor nicht langer Zeit große Kisten mit Thonwaaren, die im Hafen von Limasol angekommen waren, am Strande ausgepackt und die einzelnen Stücke auf den losen Ufersteinen zum Zählen und Abschätzen ausgebreitet worden sind.

Die Umgegend von Larnaka, eine etwa zehn (englische) Meilen lange und vier Meilen breite Küstenebene, zeichnet sich durch keinerlei landschaftlichen Reiz aus. Der Hügelkranz, der sie nach Norden begrenzt, ist kahl und unfruchtbar, die Ebene selbst aber weist unfruchtbaren kalkhaltigen Boden auf, der zum Anbau von Wein und Getreide vorzüglich geeignet sein müßte, mit Ausnahme aber einiger kleiner frischgrüner Weizenfelder dicht bei der Stadt keine Spur von Anbau, dafür wahre Waldungen von Disteln und dornigem Gestrüpp zeigt. Augenscheinlich ist diese Bodenschicht von den jetzt vollkommen nackten felsigen Hügeln herabgeschwemmt worden, als in der längstvergangenen Zeit des größern Waldreichthums der Insel auch der Regenfall größer war als heute, und zahlreiche Bäche zu Thal flossen. Unter den vielen Fieberorten Cyperns gilt Larnaka als ganz besonders heimgesucht, und die großen Sümpfe, die sich in der nächsten Umgebung der Stadt ausdehnen, zeigen die Ursache dieser traurigen Eigenschaft an. Der alte seichte Hafen von Kition lag östlich vom heutigen Larnaka: durch Verschlammung vom Lande her oder durch Veränderung des Meeresbodens und Sandanspülungen hat man diesen Hafen wie noch manchen andern von Cypern allmälig und ungehindert zu einem Sumpfe werden lassen, der in der heißen Jahreszeit die Stadt und ihre Umgebung verpestete. Und dicht neben diesem Sumpfe mußten die englischen Truppen in der glühenden Julihitze des Sommers 1878 ihr Lager, das berüchtigte Fieberlager von Larnaka, beziehen, in Folge eines verhängnißvollen Fehlers des Kommissariats, der, durch Unachtsamkeit und Unkenntniß veranlaßt, leider nur einer von vielen ähnlichen war.

Nach längerm Aufenthalte in Larnaka trat Baker gegen Ende des Monats die Reise in das Innere der Insel, zunächst nach der Hauptstadt Nikosia, an. Von eigentlichen Straßen war in dem türkischen Cypern nichts vorhanden gewesen; diesen Mangel hatten die Engländer

in den wenigen Monaten ihres Besitzes schon durch die gut beabsichtigte, aber schlecht ausgeführte Anlage einer breiten, 28 Meilen langen Fahrstraße zwischen Larnaka und der Hauptstadt abzuhelfen versucht. Das Material zum Straßenbau war reichlich vorhanden, aber es hatte an Steinhämmern zum Zerkleinern desselben gefehlt; so hatte man etwa kopfgroße Steine auf die Unterlage geworfen und eine starke Schicht kleinerer unzerbrochener Steine darauf geschüttet. Natürlich wurde einstweilen noch die „Straße" allgemein gemieden; die Eingeborenen zogen mit ihren Maulthieren und Kameelen sowie mit den landesüblichen, mit Ochsen bespannten zweirädrigen Karren stets daneben entlang. Baker mit seiner aus drei großen Wagen bestehenden Karawane mußte dasselbe thun. An der Grenze des Larnaka-Distriktes angelangt, sieht man die traurige Ebene Messaria sich weithin ausdehnen: ein trostloser Anblick, harter steiniger Boden, der dicht mit etwa zwölf Zoll hohem Dornengebüsch bewachsen ist, dessen dunkele rothbraune Farbe zu der irrigen Angabe geführt hat, daß es auf Cypern weite mit Haidekraut bedeckte Strecken gebe. Durch diese Angabe unterstützt, fand denn auch die Fabel von dem ungeheuern Wildreichthum der Insel unbedingten Glauben. Die Berichterstatter der englischen Zeitungen, die zur Zeit der Besitzergreifung nach Larnaka gesandt wurden, erzählten in ihren Schilderungen von dem massenhaften, zu jener Zeit auf den Markt der Stadt gebrachten Wild: vornehmlich Hasen, Frankolinhühnern, Schnepfen und Rebhühnern. Bei diesen Berichten, die in den Sportkreisen Englands freudig aufgenommen wurden, bedachte man nur nicht, daß fast jeder Cypriote ein Gewehr besitzt, daß die Jagd ganz frei und der Arbeitslohn so niedrig war, daß er selbst durch eine geringe Jagdbeute aufgewogen wurde, und daß endlich das Wild aus weiten Entfernungen in Larnaka zusammengebracht wurde. Thatsache ist, wie Baker, der eifrige Jäger, aus den täglichen Erfahrungen seines Aufenthaltes auf Cypern nur zu gut weiß, daß sehr wenig Wild auf der Insel vorhanden ist. Auch die britischen Behörden hatten dies schon eingesehen und, um einer gänzlichen Ausrottung vorzubeugen, Jagdsteuer und Schonzeit eingeführt. Nach Baker's Meinung werden diese Maßregeln aber nicht genügen, so lange die Regierung nicht Belohnungen auf die Vertilgung der zahllosen großen und kleinen Raubvögel setzt, die, von großen Adlern und Geiern an bis herab auf Krähen und Elstern, dem Wilde unendlichen Schaden zufügen.

Wenige Meilen von Larnaka entfernt dehnen sich die großen Salzseen aus, deren Produktivität Mr. Watkins, der frühere britische Konsul, auf 20 Mill. Oka (25 bis 30 Mill. Kilogramm) im Jahre schätzt. Die in vielen Büchern über Cypern vertretene Annahme, daß die Salzseen von Larnaka durch Meerwasser gespeist werden, welches durch den Sand sickern soll, wird hinreichend durch die unbestreitbare Thatsache widerlegt, daß der Boden der Insel noch an vielen anderen Stellen, so z. B. auf der Ebene von Trichomo, Salz enthält, das nach heftigen Regenschauern oft eine dünne Kruste auf der Oberfläche bildet. Salzhaltige oder brakische Brunnen sind zahlreich vorhanden; der tiefgelegene Theil der marschigen Ebene von Famagusta enthält Salz genug, um die jungen Cerealien zu zerstören, wenn nicht genug Regen fällt; in der regenlosen Zeit des Jahres 1879 starben diese zuerst ab, trotzdem sie auf feuchtem Boden standen.

Salz ist in Cypern ein Regal und bildete schon zur Zeit der Lusignan-Dynastie einen wichtigen Exportartikel und eine der Haupteinnahmequellen des Landes. Für unsere heutigen Begriffe ist indessen die cyprische Salzgewinnung eine sehr prekäre und der zeitgemäßen Verbesserungen durch Regierungsmaßnahmen nur zu bedürftige Sache: jeder heftige Regenfall überschwemmt die Seen und verdünnt die Lösung in beträchtlichem Maße.

Von einer großen Vergangenheit der Insel sprechen die durch das ganze Land anzutreffenden Ruinen früherer großartiger Arbeiten: Ueberreste alter Wassermühlen und mächtiger Aquädukte. Viele der letzteren sind heute noch im Gebrauch: so der acht Meilen lange, der das Wasser der Quellen von Arpera nach Larnaka leitet. Vor etwa 200 Jahren von einem Pascha des Distriktes gebaut, geht er bei dem Dorfe Tschiftlik Pascha auf 32 gewaltigen gemauerten Bogen über ein breites tiefes Thal. Das Princip, das hierzulande schon von Alters her bei der Anlage von Wasserleitungen befolgt wird, ist ebenso einfach wie praktisch. In allen Theilen der Insel ist, trotz des geringen Regenfalls, eine große unterirdische Wasserkraft vorhanden; eine undurchdringliche Schicht hält das Wasser in einer nach den verschiedenen Bodenerhebungen auch verschiedenen Tiefe zurück. Bis auf dieses Wasser wird nun an einer geeignet scheinenden hochgelegenen Stelle ein Brunnenschacht gegraben, der bei dem festen meist aus geschichtetem Kalkstein bestehenden Boden keiner Absteifungen der Wände bedarf. Zeigt sich das Wasser in demselben nach einigen Tagen ausgiebig genug, so wird in 10 bis 15 Meter Entfernung von ihm und in der Richtung des anzulegenden Aquädukts ein gleicher Brunnen gegraben, dann ein dritter und so fort, bis man eine Reihe von 10 oder 12 Schächten hat, die unter einander durch einen Tunnel verbunden werden, in den das Wasser bis zu dem eigentlichen Sammelpunkte für die Leitung strömt. Oft werden mehrere solcher Brunnenreihen für einen Sammelpunkt benutzt und so eine bedeutende hydraulische Kraft gewonnen, die häufig ausreicht, das Wasser bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaufzutreiben. Wenn ein derartiger Aquädukt so gut in Stand gehalten wird, wie der von Larnaka, so entspricht er allen Anforderungen; und das Vorhaben der Engländer, gerade hier noch eine eiserne Röhrenleitung anzulegen, oder wohl gar die vorhandene Leitung durch dieselbe zu ersetzen, erscheint Baker wie eine höchst überflüssige Verschwendung der an anderen Orten dringend gebrauchten Mittel.

Der Ackerbau wird in Cypern heute noch in der primitivsten Weise betrieben; man sah an vielen Stellen des Weges jetzt die Eingeborenen mit dem Umpflügen der Felder beschäftigt, die bis zum nächsten Jahre brach liegen sollten. Der landesübliche Pflug, der für den harten Boden Cyperns vortrefflich geeignet erscheint, hat noch dieselbe ursprüngliche Form, in der er auf den altägyptischen Denkmälern abgebildet ist. Die Pflugschar ist zwar nicht scharf und schneidig genug, um die Wurzeln des Unkrauts, der Mehrzahl nach gewaltiger Disteln, zu durchschneiden, aber die obere Rundung des Eisens geht unter dem Erdboden weg und bricht ihn tief auf. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, die von dem Pfluge umgewendeten großen Klumpen zäher Erde zu zerkleinern, da die Sonne dieselben fast zu Ziegelhärte brennt. Ein 16 Fuß langes und 3 Zoll starkes Brett, in dem zwei große eiserne Ringe befestigt sind, wird zu diesem Behufe von Ochsen über den Acker weggezogen, der nach dieser Behandlung gewöhnlich in so weichem Zustande bleibt, daß man kaum darauf gehen kann. Unter den Ruinenhaufen von Cypern liegen viele Steinsäulen umher, die vortreffliche Walzen abgeben würden, aber nie würde ein Cypriote von selber auf den Gedanken an ein so einfaches Geräth kommen. Er benutzt treulich dasselbe Ackergeräth, das seine Väter vor ihm gehabt haben: den breiten, leichten Pflug, das Flachbrett und die mit Feuersteinen besetzte Dreschegge; denn auch dieses primitive Instrument, welches schon Abraham und seine Zeitgenossen verwendet

haben, wird hier in derselben Weise von Ochsen über das Getreide gezogen, das dadurch in einen mit Körnern untermischten staubigen Häckſel verwandelt wird. Die Getreidereinigungsmaschine des cyprischen Ackerbauers ist ebenso einfach und unzulänglich wie sein übriges Geräth; die grobe, unsaubere Spreu aber, die mit Baumwollsamen, Linsen oder Gerste gemischt wird, bildet das Futter für die Hausthiere; und als einen bemerkenswerthen Zug konservativer Grundsätze bei den sonst vortrefflich brauchbaren Ochsen Cyperns erzählt Mr. Hamilton Lang, daß dieselben, an das durch die Dreschegge zermalmte Stroh gewöhnt, hartnäckig sein neues Futter verweigert hätten, das durch eine englische Dreschmaschine gegangen und durch eine neue Häckselschneidemaschine zerkleinert worden war. „Diese Thatsache," sagt Baker, „sollte allen denen zur Warnung dienen, welche in einem neu erworbenen Lande bei Menschen und Thieren zu schnell Reformen einführen wollen."

Ueber Dali, das alte Idalium, heute eine kleine unsaubere und arme Stadt, führte der Weg nach Nikosia. Die unfruchtbare baumlose Ebene, mit ihren nackt abgewaschenen Kreidehügeln, aus deren Spalten die gewöhnlichen Stachelpflanzen herauswachsen, bildet den trostlosesten Anblick. An einigen Stellen ist auch die Kreide abgewaschen und das zerklüftete, zerspaltene Urgestein tritt zu Tage. Ab und zu zeigt sich ein erbärmliches etwa 6 Fuß hohes Exemplar von Pinus maritima, welches durch sein kümmerliches Wachsthum die Annahme widerlegt, daß die ganze Insel vor Zeiten mit Wald bedeckt gewesen sei. Auf den unfruchtbaren, langgedehnten Hügeln kann nie ein Baum, geschweige denn ein Wald, gediehen sein. Eisähnliche, glitzernde Gipslager, die stellenweise aus dem kalten weißen Mergel emporstehen, lassen die landschaftliche Oede winterlich erscheinen. Endlich, nach mehrtägiger Fahrt, erreichte man ein enges Thal, in dem mehrere hundert Acker Weinberge angelegt waren, und es zeigten sich einige Olivenbäume; einige Meilen weiter kam man in die fruchtbare Ebene von Dali, die etwa 6 Meilen lang, 1 Meile breit und vorzüglich angebaut ist. Der Fluß strömt mitten durch sie hindurch, Olivenhaine, Weinberge, gepflügtes Land und zahlreiche Dörfer zeigen an, was die Macht des Wassers zu schaffen vermag. An den Bewohnern Dalis und der umliegenden Ortschaften hatte diese Macht freilich sich nicht bewährt; die neugierige Menge, die das vor der Stadt aufgeschlagene Lager der Reisenden umdrängte, bot dem Auge so viel Schmutz und Lumpen, als irgend möglich. Sehr mit Unrecht sind die Bewohner Cyperns in den Ruf der Faulheit und Indolenz gekommen. Die durch das Aussaugesystem der türkischen Regierung hervorgebrachte Armuth und die damit zusammenhängende Unsauberkeit haben wohl den Grund zu dieser Annahme gegeben. Hat man aber einmal gesehen, wie sie nicht nur die fruchtbaren Thäler trotz ihrer unzureichenden Mittel mit Weinbergen und Feldern erfüllen, sondern wie sie selbst in den steilen, durch die Regengüsse von Jahrhunderten in den Berglehnen ausgehöhlten Schluchten Mauern aufführen, um das von der Höhe herabgespülte Erdreich aufzuhalten, und wie sie sich auf diese Weise kleine Terrassen von reichem Alluvium bilden, die oft nur mit Lebensgefahr zu bestellen und abzuernten sind: so bekommt man Achtung vor ihrem Fleiß und ihrer Energie. In sehr vielen Fällen lohnt der spärliche Ertrag den Aufwand von Kraft und Zeit durchaus nicht — man sieht aber, was sich aus Cypern und seiner Bevölkerung machen ließe, wenn die Regierung für die so nothwendige und verhältnißmäßig leicht herzustellende rationelle Bewässerung der durch türkische Vernachlässigung verödeten Landstrecken sorgen, wenn sie den einzelnen Grundbesitzern Darlehne zur Anlage von Wasserrädern geben und wenn sie endlich einen gewissen Betrag von Baumkultur für jeden Besitzer obligatorisch machen, selber aber die Beforstung der ehemaligen Waldflächen in die Hand nehmen wollte. Das alles ist noch auf lange Jahre hinaus nothwendiger, als die Einführung englischen Ackergeräths und landwirthschaftlicher Maschinen, als das Bestehen auf richtiger Bodendüngung und Wechselwirthschaft und ähnlichen landwirthschaftlichen Desideraten.

Die Wege aus dem russischen Turkestan nach Merw.

II.

Den nördlichen Rand des Steppengebietes zwischen Buchara und Karschi einerseits und dem Amu-darja andererseits bildet ein lehmig-salzhaltiger Landstrich, der mit Wermuth, Disteln und an den Salzmoräſten mit Salzpflanzen bewachsen ist. Dieser Strich trägt ganz den Charakter der Hungersteppe von Tschinaz und Dshizak.

Die oben bereits genannten fünf Straßen durchschneiden alle diese drei bezeichneten Steppenregionen. Die erste von Buchara nach Farab (Uebergangspunkt zu dem auf dem linken Ufer des Amu gelegenen Tschardshui) wurde, gleich der östlichsten von Karschi nach Kelif, im Jahre 1876 vom Major Tschernjawski rekognoscirt und 1879 bei dem damaligen Vorschieben der Detachements an den Amu von den russischen Truppen bereits benutzt. Diese Straße führt 120 Werst lang von Buchara über Mazar-Chodschtjube (13 Werst), die Ruinen von Chodsha-islam (2 W.), den Ort Jak tul (19 W.), die Ruinen von Schaari-Chaiber (10 W.), den Ort Paikan (12 W.), die Stadt Kara-kul (8 W.), den Ort Chodsha-Daulet (16 W.), Mazar Chodsha-Jusuf (8 W.), und an einem Solontschak (Salzsumpf) vorbei (20 W.) nach Farab (12 Werst).

Ein direkter Weg von Buchara nach Burdalyk, aufgenommen vom Major Tschernjawski, beschrieben von Bykow in dem bereits erwähnten Bericht, führt 145 Werst lang von Buchara über den Ort Serai ($7^1/_2$ W.) und die Brunnen Kitschik-ob ($57^1/_2$ W.), Tasch-achur (20 W.), Nachta (18 W.) und Tasch-kuduk (23 W.) zur Stadt Burdalyk (19 Werst).

Der die eben genannte Straße durchschneidende Weg von Karschi nach Naruzym hat für Truppenmärsche nur geringe Bedeutung, weil die an ihm liegenden Brunnen alle bittersalziges Wasser enthalten. Der Weg, nur durch Erkundigungen bekannt, ist 157 Werst lang und führt von Karschi aus über die Orte Schirin-dshui (21 W.) und Denau (22 W.) sowie die bitteren Brunnen Alang (18 W.), Tali-pachta (32 W.) und Utsch-oguz (24 W.) zur Stadt Naruzym (40 Werst).

Der Weg nach Kerki führt, den Erkundigungen des

Oberst Majew zufolge, von Karschi direkt 112 Werst lang an den bittern Brunnen Nischan (28 W.) und Sansulak (48 W.) vorüber zur Stadt Kerki (36 W.), ein brauchbarerer, aber 156 W. langer von Karschi über Jangi-kent (24 W.) nach Huzar (16 W.) und dann an den Brunnen Kerkintschak (32 W.), Gurtschak (32 W.) und Sansulak (16 W.) vorüber nach dem noch 36 Werst entfernten Kerki.

Der wichtigste Weg endlich, die 131 Werst lange Straße von Karschi über Schirin-dshui (21 W.), Denau (22 W.), den Brunnen Alang (18 W.), die Sardoba [1]) Tschil-gumbez (18 W.) und den Brunnen Tasch-kuduk (24 W.) nach der Stadt Burdalyk (28 Werst), die geradeste Verbindungslinie nach Merw, soll im Folgenden noch genauer beschrieben werden.

Von Karschi bis gegen Denau führt der Weg zwischen Aeckern und Gemüsefeldern hin, man findet reichlich Brunnenwasser, das süß und der Gesundheit nicht schädlich ist; fließendes Wasser aber fehlt, die vorhandenen Bewässerungsgräben erhalten nur bei sehr hohem Wasserstande des Kaschka-darja (Ende Mai und Anfang Juni) Wasser. Dieses Mangels wegen sind aber die Bewohner um so mehr auf das Graben von Brunnen bedacht gewesen. Auf dem Wege berührt man die Orte Mitan (4 Werst vom Endpunkt der Gärten von Karschi), Kalla-kurgan (4 W. von Mitan), 6 W. weiter liegt Zar-kunak, und nochmals 7 W. entfernt Schirin-dshui. Von dort erreicht man zunächst Tschim-kurgan (3 W.), dann den großen Ort Kazwi (7 W.) mit einem alten Hünengrabe (Kurgan); 12 W. weiter liegt das ebenso große Denau, der Sitz eines Amljakdar. Zwischen Kazwi und Denau wechseln die Ackerfelder schon mit Streifen unfruchtbaren Steppenlandes, die nur Disteln tragen. Hinter Tschandyr (?) beginnt die lehmig-salzhaltige, leicht gewellte Steppe. Alang ist eine Gruppe von Brunnen mit vorzüglichem frischen Wasser, die in kurzen Abständen von einander entfernt liegen. Die Brunnen sind innen mit gebrannten Ziegeln ausgesetzt und mit einer Lehmeinfriedigung umgeben, in der eine Rinne für die Viehtränke angebracht ist. Die Brunnen sind 56 Schritte tief, Krüge und Schläuche werden mittels einer Blockwinde in dieselben hinabgelassen. Von Alang bis zur Sardoba Tschil-gumbez (18 W.) führt der Weg durch welliges Steppenland, das mit verschiedenartigen Pflanzen bedeckt ist, wie sie die nicht flugsandhaltige Steppe charakterisiren. Die Gegend ist aber durchsetzt mit Sandstrichen, welche nur schmal und nicht eben hoch, fast immer senkrecht zu der herrschenden Windrichtung liegen. Von Alang an macht sich der beständige heftige Luftzug geltend, der aus dem nördlichen Theile der Steppe nach dem südlichen, sandigen hinweht und in den Sommermonaten vom Mai bis August als „Harmsir" besonders erhitzend und erschlaffend wirkt.

Die Sardoba Tschil-gumbez ist ein kuppelartiger Bau, in dem Schneewasser während des ganzen Sommers frisch erhalten werden soll. Die Cisterne ist in einer kleinen Vertiefung angelegt und fest aus gebranntem Ziegel erbaut. Die zum Wasser hinabführende Treppe ist mit der Zeit zerbröckelt und bietet jetzt nur einen sehr steilen Abstieg. Der Zugang zur Sardoba ist mit einer Lehmwand umgeben, damit nicht Thiere in dieselbe hineinfallen; auch führt man die Pferde u. s. w. nie hinter diese Wand, schon damit sie nicht das Wasser verunreinigen. Diese Regel wird ohne jede Ueberwachung und ohne Bekanntmachungen allseitig befolgt. Jeden Winter füllen die in der Steppe nomadisirenden Illibai-Turkmenen die Sardoba bis obenhin mit Schnee, und das Schneewasser erhält sich den ganzen Sommer und Herbst über frisch. Oberst Majew fand Ende August die Sardoba noch ziemlich gefüllt und das Wasser ohne jeden Anflug von Verdorbenheit oder von Blühen, wie es auf offen daliegenden Wasserflächen sich gewöhnlich zeigt.

Von Tschil-gumbez nach dem Brunnen Tasch-kuduk (24 Werst) führt der Weg anfangs über harten kieshaltigen Boden, der leicht gewellt und hier und da von Sandhügeln durchschnitten ist; weiter südwärts geht der Kiesgrund in salzhaltigen Boden mit dem einem solchen charakteristischen Pflanzenwuchse über; 16 Werst von der Sardoba beginnen die Sanddünen (noch nicht der Flugsand). Hier an der Grenze der Sandzone ist ein Brunnen Masa-kuduk angelegt, dessen Wasser zwar bitterlich, aber zur Tränke für Pferde und Hornvieh brauchbar ist. Um diesen Brunnen versammelt sich im Frühjahr die zahlreiche nomadisirende turkmenische Steppenbevölkerung, die für den Sommer nach Burdalyk und überhaupt zum Ufer des Amu herunterzieht. 8 Werst weiter liegt an einer ebenen Stelle rings von Sanddünen eingeschlossen der Brunnen Tasch-kuduk; auch dieser hat bitterliches Wasser, welches jedoch die Pferde gern trinken. Ueberhaupt ist das Wasser aller Brunnen in diesem Theile der Steppe mehr oder weniger bitter, doch findet man stets gutes süßes Wasser auf wenige Arschin (1 Arschin = 0,71 m) Tiefe unter dem Sandboden; dieses Wassers bedienen sich sowohl die hier nomadisirenden Illibai-Turkmenen als alle Durchreisenden. Die Gegend von Tasch-kuduk erinnert in ihrem Charakter wie in ihrem Wasserreichthum vielfach an das aus dem Feldzuge gegen Chiwa wohlbekannte Adam-krylgan. Zwischen Tasch-kuduk und Burdalyk (24 Werst) ist der Charakter der Landschaft derselbe wie auf der zuletzt beschriebenen Strecke. Der Weg windet sich zwischen den Flugsandwellen hin, die mit Ausnahme einiger hellgrüner Disteln jedes Pflanzenwuchses entbehren. Diese spärlichen Disteln werden von den Pferden nur ungern gefressen. Die Sandwellen haben ihre bekannte hufeisenförmige Gestalt, die Rundung stets der herrschenden Windrichtung zugekehrt, sanften Anstieg auf der einen, steile Abfälle auf der andern Seite. Um letztere, von denen man nur schwer wieder herabkommt und die man erst sieht, wenn man sie dicht vor sich hat, zu vermeiden, schlängelt sich der Weg in den Einsenkungen hin und berührt nur die äußersten niedrigen Enden der Sandhügel. Wie auf der vorigen, so ist auch auf dieser Strecke im Sommer während der Stunden des Nordostwindes der Marsch im höchsten Grade beschwerlich.

Am Wege selbst liegt 16 Werst von Tasch-kuduk ein Brunnen Baigusch-kuduk, einige andere mehr seitwärts; überall aber findet man beim Graben reichlich Wasser. Bei Baigusch-kuduk beginnt ein 2 Werst langer Salzmorast, der ganz frei von Sandwellen ist. Südlich davon aber tritt man wieder in die Flugsandzone, die sich 8 Werst weit bis zum Kreuzpunkte des Weges nach Naruzym erstreckt. Am Ende dieser Zone erheben sich mächtige Bäume (populus diversifolia) und hohe Tamariskensträuche, die jedoch vom Sande schon halb verschüttet sind. Hier ist recht deutlich zu erkennen, wie der Sand allmälig das Land bedeckt und alle Kultur auf dem rechten Ufer des Amu in nicht ferner Zukunft mit völliger Vernichtung bedroht.

Diese fortschreitende Zerstörung der Kultur zeigt sich auch darin, daß in der ganzen Steppe zwischen Karschi und den Städten am Amu sich breite festgestampfte Wege mit eingedrückten Radspuren befinden, auf denen ersichtlich vor nicht allzulanger Zeit ein lebhafter Verkehr stattgehabt haben muß (wie das auch die sorgfältige Anlage der Brunnen, der Sardoba und die Trümmer eines Karawanserai bei der letz-

[1]) Schneewasser-Cisternen, Beschreibung s. unten.

tern beweisen). Man führt diese Anlage auf die Zeit Abdulla-Chans (1555 bis 1597), des größten bucharischen Herrschers aus dem Hause der Scheibaniden, zurück; es ist also zu vermuthen, daß vor dreihundert Jahren das Ufer des Amu noch nicht so versandet war wie jetzt, und für den Handel Wichtigkeit hatte. Offenbar war damals Burdalyk der bedeutendste Stapelplatz; zu ihm führte eine Hauptstraße, an welcher halbwegs von Karschi zum Amu jene Sardoba angelegt ist, die jetzt allein noch erhalten blieb, während die sonstigen Anlagen um dieselbe längst verfallen sind.

Die Straße Karschi-Burdalyk führt auch direkt zu dem Hauptsitze der südlich des Amu wohnenden Ersari-Turkmenen, dem Orte Gurjasch. Dort residirt als Haupt des Stammes Tilja-toksaba, der zwar nominell dem Emir von Buchara unterthan, in Wirklichkeit aber ganz unabhängig ist. Dies zeigt sich am besten darin, daß diese Turkmenen die bucharischen Orte am Amu-darja ebenso wenig mit ihren Raubzügen verschonen, als das afghanische und persische Gebiet. Abdurrahman-Chan suchte von Kabul aus sogar die Bundesgenossenschaft des Tilja-toksaba zu gewinnen, vielleicht nur um die Angriffe auf Andschui &c. hintan zu halten. Im Jahre 1879 wußte der bucharische Beg von Tschardschui die Ersari sogar zu einem Zuge gegen die Tekke-Turkmenen in Merw zu veranlassen, während sie sonst Streifzüge bis in das persische Gebiet hinein mit jenen gemeinschaftlich ausführen.

Ueber die Straßen vom Amu nach der Oase Merw sind Beschreibungen bis jetzt nicht veröffentlicht. Nach der Karte des turkestanischen Militärbezirks vom Jahre 1877 ist die Straße von Burdalyk nach Merw nicht nur die nächste, sondern auch die am reichsten mit Ortschaften und Brunnenstationen besetzte. Die Karte giebt auf der 200 Werst langen Strecke vom Amu bis zur Oase von Merw deren nicht weniger als 27 an, während auf die Straße von Naruzym her deren nur 10 (davon 6 im eigentlichen Wüstengebiet) und auf die Straße von Tschardschui deren nur 4 kommen. Von Kerki aus in der Richtung auf Merw sind Karawanenwege auf jener Karte überhaupt nicht verzeichnet.

Biene und Honig im Volksglauben.

Von **Carl Haberland.**

III.

Es erübrigt nunmehr noch, die Stellung des Erzeugnisses des Bienenfleißes in der Volksanschauung zu betrachten.

Dieser süße, goldigglänzende Stoff konnte nicht nur das Erzeugniß des unscheinbaren Thierchens sein — „Klein unter den Geflügelten ist die Biene und der Süßigkeiten erste ist ihre Frucht“ [1]) —, er mußte einen höhern, bessern Ursprung haben, die Biene selbst konnte nur sein Sammler, sein Eintrager sein. Der böhmische Volksglaube drückt dies direkt aus, wenn er sagt, daß der Honig vom Himmel auf die Blumen fällt, wo ihn die Bienen nur sammeln; der Elsässer Volksmund nennt ihn einfach „Himmelsschweiß“; dem heidnischen Germanen war die Bienennahrung der Honigthau, der Thau welcher von der Weltesche Yggdrasil auf die Erde fällt [2]). Ein finnisches Runenfragment ermahnt die Biene ihre Schwingen in den kleinen Korb der alten Akka, des Weibes des Hauptgottes Ukko, zu stecken und dort Honig zu holen [3]); im Rigveda scheint dem Zwillingspaar der Asvinen das Bringen des Honigs für die Bienen zugeschrieben zu werden [4]). Auch nach antiker Anschauung kommt der Honig bei Tagesanbruch oder beim Aufgang der Gestirne oder wenn ein Regenbogen am Himmel steht aus der Luft, und wird er verschiedenartig bald als ein Ausschwitzen des Himmels, bald als ein Ausspucken der Sterne, bald als eine Reinigung der Luft selbst erklärt; je besser der Blumenkelch, welcher ihn aufbewahrt, je schöner und reiner ist auch der Honig. Nur der Honig fällt aber aus der Luft, den Wachs müssen die Bienen aus den Blumen, den Vorwachs aus den ausschwitzenden Säften der Bäume bereiten [5]).

Kein Wunder, daß diesen himmelentstammten Stoff Pindar neben der Milch als die zarteste, als die feinste Speise bezeichnet, daß er ihn den hundertsten Theil der Unsterblichkeit nennt; daß Ibykus ihm den neunten Theil der Lieblichkeit der Ambrosia beilegt [6]). Honig bildete in Verbindung mit Brod nicht nur das Mahl der alten Pythagoräer, er war nicht nur die Speise Johannes des Täufers in der Wüste, sondern auch ein beliebter Bestandtheil des Mahles der Könige in den älteren Zeiten, als welchen ihn schon Homer und das alte Testament erwähnen; in Persien war er Königen und Priestern geschätzte Nahrung [7]).

Für Indien schreiben die Gesetzbücher vor, daß zu ehrenden Gästen stets Madhuparka, ein Gericht welches aus Honig mit dicker Milch oder süßer Milch oder im Nothfall Wasser besteht, vorgesetzt werden muß. Honig darf der in Annahme von Essen so peinliche Zweigeborene von einem jeden annehmen; verboten ist er ihm aber während seiner Schülerzeit und auch dann wieder, wenn er sich gegen Ende seiner Laufbahn vom bürgerlichen Leben zurückgezogen hat und als Einsiedler dem Heile seiner Seele lebt. Auch gehört der Honig unter die Gegenstände, mit denen ein Brahmane selbst in der höchsten Noth keinen Handel treiben darf. Beim Vorübergehen an einem Gefäß mit Honig muß der Hindu dieses, wie alle zu ehrenden Gegenstände, zur Rechten lassen [8]).

Dem Alterthum war es bekannt, daß in Honig aufbewahrtes Fleisch nicht verwest, und scheint der Honig als Konservirungsmittel dementsprechend benutzt zu sein [9]). Ganz ebenso bewahren die Beddahs auf Ceylon noch jetzt ihr Fleisch in Honig wegen Uebermaßes davon anstatt in Salz auf [10]), und im Sudan genießt man Schaffleisch in Honig gesotten als ein beliebtes Gericht, welches auch europäischem Gaumen zusagt [11]). Auch das deutsche Alterthum kannte die Zubereitung des Fleisches mit Honig; als Gudrun die Söhne des Atli aus Rache getödtet und ihm aufgetischt hatte, ruft sie ihm triumphirend zu:

> Du hast deiner Söhne, Schwertvertheiler,
> Blutige Herzen mit Honig gegessen [12]).

Gleich den Menschen war der Honig auch den Göttern eine beliebte Speise. Nach Porphyrius bildete Milch und

Honig oder vielmehr der Extrakt der feinsten Theile daraus die Kost der Götter; bei den Finnen war der Honig die Nahrung der Waldgottheiten, und der Waldwirthin, der Göttin des Waldes, die Obhut über den Honig, das Bier des Waldes, anvertraut, und ebenso befinden sich in der Nymphenhöhle auf Ithaka

Mischkrüg und zweigehenkelte Urnen,
Alle von Stein, wo die Bienen Gewirk anlegen für Honig[13].

Er fand daher auch eine reiche Anwendung bei den Opfern der verschiedensten Völker. In Aegypten wurde am 19. des ersten Monats dem Thot ein Fest gefeiert, an welchem Honig und Feigen gegessen wurden mit dem Ausrufe: „Süß ist die Wahrheit"; beim ersten Jahresfest des Huitzilopochtli, welches das Erwachen der Natur feierte, wurde das Bild dieses Gottes von den Priestern, deren Lippen selbst mit Honig bedeckt waren, aus Honig und einer eßbaren Pflanze geformt, um später von den Gläubigen verzehrt zu werden[14]. Honig und Butter bilden bei den Gallas, welche sich gleich den Abessiniern viel mit der Bienenzucht beschäftigen, die beiden Völkern auch ihr Nationalgetränk, den Honigmeth, liefert, den Hauptbestandtheil ihrer meisten Opfer[15]), und ebenso bieten viele andere Naturvölker das süße Produkt des Waldes ihren Gottheiten dar.

Bei den Griechen spielte der Honig eine Rolle besonders bei den Festen solcher Naturgottheiten, welche zugleich dem Todtenreiche angehörten[16]). Die nüchternen Trankopfer bestanden bei ihnen aus Honig mit Ausschluß des Weines, weil, so erklärt Plutarch, der Honig seinem Wesen nach dem Weine durchaus entgegengesetzt sei, weshalb auch die Juden den Honig von ihren Opfern aus Furcht, daß er den Wein verderbe, ausschlössen[17]). Außer mannigfachen Honigspenden an andere Götter wurde in Rom dem Liber, welcher zuerst die von dem Lärm des seinen Zug begleitenden tönenden Erzes angezogenen Bienen in die Höhlung eines Baumes eingeschlossen hatte und dadurch Finder des Honigs geworden war, an seinem Feste „glänzender Honig auf rauchende Kuchen gegossen" dargebracht[18]). Der Erde wurden gleichfalls von den Sammlern der Verbenaka, deren Ausgrabung mit mancherlei Ceremoniell geschehen mußte, Honigscheiben als Sühnopfer dargebracht, auch wohl Bienen selbst, nachdem die Erde mit Honig und Wab besprengt, dabei geopfert[19]).

Auch im deutschen Volksglauben erscheint das Honigopfer noch in der böhmischen Sitte, den Hummeln auf dem Felde den Honig wegzunehmen, ohne daß es jemand sieht, und ihn auf einen Altar zu legen in der Hoffnung, daß man dann einen reichen Schatz finden wird[20]).

Bei den Juden war der Honig nur als Erstlingsgabe gestattet, aber auf den Altar durfte er nicht kommen; „kein Speisopfer, das ihr wollt dem Herrn bringen, soll gesäuert gemacht sein; denn weder von Sauerteig noch Honig sollt ihre eine Feuerung dem Jehova anzünden"[21]). In der nordischen Mythologie tritt der Honig als Bestandtheil des kräftigen Meths auf, welchen die Zwerge Fialar und Galar aus dem Blute des von ihnen getödteten allwissenden Kwasir brauten, und dessen Genuß zur Dichtung und Weisheit befähigte. Er scheint hier die Süßigkeit poetischen Wohllauts zu symbolisiren — man vergleiche das obenerwähnte ägyptische „Süß ist die Wahrheit" —, welcher ja der Jugendweisheit der Völker fast stets als Hülle dient.

Als in der idäischen Höhle Zeus das Licht der Welt erblickte, da waren es die Bienen der Höhle und die Ziege Amalthea, welche dem Gotte als erste Nahrung Milch und Honig darbrachten; heilige Bienen bewachen die Höhle, wo im Geheimen das Götterkind aufwächst[23]). Auch vom Plato und Pindar fabelte die spätere Zeit, daß Bienen ihnen als Kindern die Nahrung gebracht, daß auf Plato's Lippe, als er in der Wiege schlief, sich Bienen gesetzt hätten, die Lieblichkeit seiner dereinstigen Rede vorausverkündend[24]).

Ebenso wie hier Milch und Honig als erste Nahrung des Götterkindes betrachtet werden, erwähnt beider Stoffe auch das alte Testament[25]) als der Kindernahrung, und treten diese Stoffe auch wieder im indischen und altdeutschen Brauche als solche auf. Wenn der Vater seinem Kinde den geheimen Namen gegeben hat — oder nach anderer Bestimmung bereits vor dem Abschneiden der Nabelschnur — soll er nach alter indischer Vorschrift den Säugling selbst füttern mit einem Gemisch von geronnener Milch, Honig und Butter aus reinem Golde[26]), und ähnlich war es bei den Germanen auch ein Tropfen Milch oder Honig, welcher dem Neugeborenen das Leben sicherte, es vor dem Nichtauferziehen schützte[27]). Die älteste christliche Kirche wandte Milch und Honig, welche ihr auch als eine heilige Speise galten, gleichfalls unmittelbar nach der Taufe an[28]).

Diese Bedeutung des Honigs als der ersten Kindernahrung spielt auch noch in jetzige Volksbräuche hinüber, nur daß an seine Stelle meist andere süße Stoffe getreten sind. So war es vor noch nicht langer Zeit in dem schottischen Hochlande Brauch, daß die Amme bei der Geburt einen grünen Eschenzweig nahm, ihn mit dem einen Ende ins Feuer steckte und den am andern Ende herabträufelnden Saft dem Kinde als erste Nahrung gab; es wurde dieser Saft überhaupt dort den Kindern sowohl als Medicin, namentlich aber als ein Schutzmittel gegen zauberhafte Anfechtungen gern gegeben[29]). Der Böhme giebt noch dem Neugeborenen einen Löffel Apfelsaft, damit es still ist, der Bewohner des altmärkischen Hausjochenwinkels ihm etwas Honig oder Zucker in den Mund, damit es später süß aus demselben rieche[30]); beides wohl Nachklänge des altgermanischen Brauches, dessen unverständlich gewordenen Zweck der Volksglaube wie so vielfach durch einen andern der jetzigen Anschauung näherliegenden ersetzt hat. Slavischer Brauch ist das Essen von Honig Seitens Neuvermählter, damit Eintracht in der Ehe herrsche[31]).

Dem so reinen heiligen Nahrungsmittel müssen natürlich auch bedeutende Heil- und Uebeles obwehrende Kräfte eigen sein. Das Alterthum schrieb ihm namentlich in Augenkrankheiten bedeutende Heilwirkungen zu: Dioskorides behauptet von ihm, daß er die Dunkelheit den Augen benehme, und Plinius empfiehlt den von den Bienen nach Aufgang eines Gestirnes von Range oder nach einem Regenbogen, auf welchen ein von der Sonne erwärmter Thau folge, bereiteten Honig als eine vom Himmel geschenkte Medizin für die Augen, Geschwüre und innere Eingeweide; dem regelmäßigen Genusse von Brot und Honig als Morgenimbiß sollten auch die Pythagoräer das Freibleiben von Blindheit und Augenübeln zu danken gehabt haben[32]). Schwer nur sollte erwachen, wer durch Honig eingeschläfert war, weshalb Jupiter sich desselben bediente, um seinen Vater Kronos einzuschläfern[33]). Honig, worin Bienen gestorben waren, galt als vorzügliches Mittel nicht nur gegen Gifthonig, sondern auch gegen Lungengeschwüre und Ohrenleiden[34]).

Als eines kosmetischen Mittels um das Gesicht „klar und lauter" zu machen, erwähnt Konrad von Megenberg den Honig, und gleichzeitig auch als beliebter Beimischung zu bitteren Arzneien „wan ez tregt mit seiner süezen die vergift in die tiefen der glieder"[35]).

Bei den finnischen Völkern spielt die Biene als Trägerin von Heilmitteln eine Rolle, wie sie denn überhaupt bei diesen Völkern in großem Ansehen und einer Art von reli-

giöser Verehrung steht. In dem Nationalepos der Finnen bittet die Mutter des Lemminkäinen, nachdem sie die Theile ihres getödteten Sohnes wieder zusammengeheilt hat und ihm nun Sprache und Leben wiederbringen will, die Biene Honig und Salben zu holen, um seine Schmerzen zu stillen und sein Uebel zu heilen, und zuletzt, als alle diese Salben nichts helfen, fleht sie dieselbe an, über neun der Himmel zu fliegen und dort den süßen Seim zu holen, welchen der Schöpfer selbst gebraucht:

Tauch den Flügel in den Honig,
Deine Federn in die Süße,
Bringe Honig auf dem Flügel,
Süßen Seim auf deiner Hülle,
Um die Schmerzen hier zu stillen,
Um den Schaden herzustellen [36]).

In einem andern finnischen Liede wird sie gebeten, Arznei auf ihren Flügeln, Honig in ihrem Munde für böse Eisenwunden und Feuerwunden zu bringen [37]), in einer ehstnischen Schlangenbeschwörung wie folgt angeredet:

Honigbiene, du bedächt'ge,
Bring von hundert Orten Salbe,
Linderung von tausend Orten,
Uebers Meer das Kräutlein Neunmannskraft [38]).

Am Gründonnerstage soll man nach böhmischem Brauche Honigbrot essen, um sich gegen jede Verletzung durch giftige Thiere im folgenden Jahre zu schützen, auch soll man alsdann vor Sonnenaufgang eine durch Honig gezogene Schnur um einen Obstbaum binden, damit man viel Obst im Jahre erhalte; wer an diesem Tage sein Honigbrot ißt und Charfreitag dann vor Sonnenaufgang unter irgend einem Baum betet, der bleibt ein Jahr lang frei von Krankheit [39]). Ueberhaupt ist der Genuß von Honig am Gründonnerstag für Schlesien und viele Gegenden Norddeutschlands unerläßlich [40]). Streicht man den Honig, welcher von dem Gebäcke „Judas“ zurückgeblieben, auf Ruthen und bespritzt damit am Charsamstag die Zimmer, so vertreibt man dadurch sämmtliche Flöhe aus dem Hause; so glaubt man wenigstens in Böhmen [41]).

Nach polnischem, auch noch in Schlesien üblichem Brauche ißt man zu Weihnachten Honigkuchen oder Karpfen in Honigkuchenbrühe [42]); im österreichischen Schlesien giebt man an diesem Abend den Rindern Aepfel und Honigkuchen und reibt ihnen die Augenlider mit Honig ein, damit sie das ganze Jahr vor Krankheiten namentlich aber vor dem „Hauch“, einem sehr gefährlichen Augenübel, bewahrt seien; auch wirft man zu der Zeit ein Stückchen Honig in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulniß zu schützen [43]). Angeschwollene Euter reibt man in Böhmen gleichfalls mit Honig ein [44]).

Seine letzte Bedeutung für das Menschenleben erhält der Honig noch im Todtenkulte. Da sind es zunächst die Inder, welche ihm eine bedeutende Rolle in ihren Manenmahlen zuertheilen. Honig sowohl allein als wie als Beigabe zu anderen Speisen namentlich auch zu verschiedenen Fleischsorten gewährt den verstorbenen Ahnen im Himmel ein sehr langes, sogar ewiges Vergnügen und dauernde Befriedigung [45]). Honig und Butter sind die Speisen, welche mit Vorliebe von den Vätern im Jenseits genossen werden, und womit sie zu nähren die heilige Pflicht der Nachkommen ist [46]). Bei den Griechen stand gleichfalls der Honig in Beziehung zum Todtenreiche, er wurde den chthonischen Göttern geopfert, und als Odysseus bei der Befragung der Schatten das Opfer für die sämmtlichen Todten bringt, da sind es wieder Honig und Milch, welche zuerst ihnen dargebracht werden [47]); ganz ebenso nahmen auch bei der römischen coena ferialis, welche die Todtengeister besänftigen sollte, beide, sowohl Honig als Milch, die bedeutsamste Stelle ein [48]). Noch jetzt setzt der Russe einen Teller mit Honig neben den Sarg und begießt am Gedenktage der Verstorbenen ihre Gräber mit Honig und Wein [49]); wir dürfen daher wohl in der Beziehung des Honigs auf das Todtenreich eine alte indogermanische Idee mit Sicherheit erkennen.

Sogar von Bestattungen in Honig und Wachs weiß der Orient viel zu erzählen. Herodot berichtet von einem babylonischen Brauch, die Leichen in Honig beizusetzen, und von dem persischen, sie, nachdem Hunde oder Vögel sie zerfleischt, mit Wachs zu überziehen und zu begraben; skythische Könige wurden nach seinem Berichte gleichfalls, nachdem ihnen der Bauch mit Verschiedenem gefüllt und zugenäht war, vor der Bestattung mit Wachs überzogen [50]). Die Leiche des vergifteten Aristobulus wurde nach Josephus mit Honig einbalsamirt [51]). Die Abazas sollen noch jetzt die Särge vornehmer Personen zwischen die Zweige eines Baumes schieben, damit die Bienen den nach geschehener Fäulniß durch die Luft ausgetrockneten Leichnam allmälig mit Waben überziehen; die Särge sind zu diesem Zwecke mit Oeffnungen versehen [52]). Ganz ähnlich überziehen in einer Sage des Ormontthals in der Schweiz die Bienen die Höhle, worin der zum Sahnen im Milchsee herumfahrende und dabei ertrunkene Senn bestattet wird, mit Honigwaben und zwar solchen von der Größe eines Stadtthors [53]).

So sehen wir denn also den Honig gleich der Biene einen bedeutsamen Platz in dem Ideenkreise der verschiedenen Völker einnehmen. Der reine und heilige Stoff erscheint als Nahrung der Götter und der Seelen der Verstorbenen, er bildet die erste Nahrung des Kindes und sichert ihm das Leben, er beut seine Heil- und bewahrende, schützende Kraft dem Menschen bei mannigfacher Gelegenheit dar, er tritt als Symbol bei wichtigen Anlässen des Lebens ein und verknüpft zuletzt noch das Diesseit mit dem Jenseit, überbrückt gewissermaßen die Kluft, welche beide trennt.

---

1) Jesus Sirach Kap. 11, Vers 3.

2) Grohmann Sagen S. 134. Menzel Bd. 2, S. 124. Die Edda, übersetzt von Simrock. Stuttgart 1876, S. 260. (Gylfaginning 16.) Kelly, Curiosities of Indo European tradition and folk-lore. London 1863, p. 144, macht darauf aufmerksam, daß melia, die Esche — die in Südeuropa einheimische fraxinus ornus giebt aus ihrer aufgeritzten Rinde eine Art Manna —, und meli, melit, der Honig, von der gleichen Wurzel mel, süß, angenehm, benannt sind.

3) A. Castrén, Vorlesungen über die finnische Mythologie. Petersburg 1853, S. 34. In der Kalewala Gesang 15, Vers 407 bis 410 (übersetzt von Schiefner. Helsingfors 1852) heißt es von der Biene:

„Picket Blumen von der Wiese,
Kocht den Honig mit der Zunge
Aus der Spitze von sechs Blumen,
Aus der Blüth' von hundert Gräsern.“

4) Rigveda 1, 112, 21, wenigstens nach der Auffaßung von Gubernatis; Andere setzen „Fliege“ und nicht „Biene“.

5) Plinius Buch 11, Kap. 12, 13. Lenz S. 563 (Aristoteles).

6) Creuzer Bd. 4, S. 348 Anmerkung. L. Preller, Griechische Mythologie. Berlin 1872/5, Bd. 1, S. 105.

7) Creuzer Bd. 4, S. 348, 361.

8) Manu 2, 177; 3, 119; 4, 39 247; 6, 14; 11, 158. Yâjnavalkya 1, 33. Apastamba 1, 1, 2, 23; 2, 4, 8, 5/8. Gautama 2, 13; 5, 27; 7, 12.

9) Plinius Buch 7, Kap. 35. Buch 22, Kap. 208.

10) „Globus“ Bd. 31, S. 294.

11) A. E. Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika. Jena 1862, Bd. 1, S. 180.

12) Edda S. 225. (Atlakwida 36.)

13) Creuzer Bd. 4, S. 348. Castrén S. 97, 101. Odyssee Gesang 13, Vers 105 bis 106.

14) Plutarch, Isis und Osiris, Kap. 68. J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867, S. 603.

15) Harris Bd. 2, S. 138; Bd. 3, S. 139.
16) Creuzer Bd. 2, S. 427.
17) Plutarch, Tischreden, Buch 4, Kap. 6, §. 2. Porphyrius bei Creuzer Bd. 2, S. 538.
18) Ovid, Festkalender, Gesang 3, Vers 735 u. folg.
19) Plinius Buch 25, Kap. 59. „Natur" Bd. 26, S. 303.
20) Grohmann Nro. 607.
21) Drittes Buch Mosis Kap. 2, Vers 11 bis 12.
22) Edda S. 299 (Bragarödue 57).
23) Preller Bd. 1, S. 105. Creuzer Bd. 4, S. 349.
24) Menzel Bd. 2, S. 126. Lenz S. 580.
25) Jesaias Kap. 7, Vers 15.
26) Satapatha Brâhmana bei Kelly S. 145. Manu 2, 29.
27) Grimm, Rechtsalterthümer S. 457.
28) Ebendaselbst. Creuzer Bd. 4, S. 361.
29) Kelly p. 145 (nach Lightfood). Brand Vol. 3, p. 72.
30) Grohmann Nro. 767. Temme S. 81.
31) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 284.
32) Creuzer Bd. 4, S. 348. Plinius Buch 11, Kap. 14. Creuzer Bd. 3, S. 620 Anmerkung.
33) Creuzer Bd. 4, S. 348 (nach Jamblichus und Porphyrius).
34) Plinius Buch 29, Kap. 31. Buch 30, Kap. 16. Buch 29, Kap. 39.
35) Megenberg S. 293.
36) Kalewala, Gesang 15, Vers 393 u. folg., 483 bis 488.
37) Menzel Bd. 2, S. 127.
38) Kreutzwald und Neuß, Mythische und magische Lieder der Ehsten. Petersburg 1854.
39) Grohmann Nro. 579, 1679, 87.
40) Wuttke §. 22.
41) Grohmann Nro. 619.
42) Menzel Bd. 2, S. 129.
43) Peter S. 274.
44) Grohmann Nro. 948.
45) Manu 3, 272/3. Gautama 15, 15.
46) Yâjnavalkya 1, 41.
47) Creuzer Bd. 4, S. 351. Odyssee, Gesang 11, Vers 27.
48) Brand Vol. 2, p. 191 (nach Juvenal). Auch bei den indischen Manenmahlen tritt die Milch als wichtiger Bestandtheil auf.
49) Menzel Bd. 2, S. 129 (nach Kohl). Grohmann Nro. 1345. Anmerkung.
50) Herodot Buch 1, Kap. 198, 140. Buch 4, Kap. 71.
51) Rihm, Handwörterbuch des biblischen Alterthums. Bielefeld 1875 ff., S. 637.
52) Menzel Bd. 2, S. 129.
53) „Illustrirte Welt" 1864, S. 260.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Wald in Ostfriesland. An Wald besitzt Ostfriesland gegen die anderen Theile der Provinz Hannover nur sehr wenig. Guthe in seinem Werke: „Die Lande Braunschweig und Hannover" giebt für die Landdrostei Aurich die Waldfläche zu nur 0,6 Proc. der Gesammtfläche an, während sie in der ganzen Provinz Hannover 13 Proc. beträgt. Seitdem in der neuesten Zeit ansehnliche Forstkulturen vorgenommen sind (seit 1873 sind etwa 1100 ha Blößen in Staats- und Privatwäldern aufgeforstet), hat sich die Waldfläche jetzt über 2 Proc. gehoben. Immerhin ist das noch sehr wenig, und Ostfriesland gilt mit Recht für eine waldarme Gegend. Erfreulich ist es zu sehen, wie jetzt eifrig daran gearbeitet wird, die großen, fast ganz nutzlos liegenden Haidflächen in den Aemtern Aurich und Wittmund mit Wald zu bepflanzen; es wird dadurch nicht allein den kommenden Geschlechtern ein ansehnliches Kapital vermacht, sondern auch sehr wesentlich zur Verschönerung jener Ebenen und zur Verbesserung des Klimas beigetragen. Bei weitem der größte Theil — etwa ⁷/₈ — besteht aus Nadelholz, vorzugsweise Kiefern, weniger Fichten und Weißtannen; Lärchen stehen nur vereinzelt dazwischen. Die Weißtanne (Pinus picea), die in den anderen Theilen Hannovers so selten vorkommt, scheint hier ganz besonders gut zu gedeihen. Eichen sind vorzugsweise in den älteren Waldungen: in dem Ihlower und Hopelser Walde; auch Egels und Sandhorst haben manche herrliche Exemplare davon aufzuweisen; Eschen und Ahorn bilden nur kleine Bestände; Erlen und Birken stehen meist den Eichen untermischt. An Unterholz ist hier vorherrschend Vogelbeere, Espe, Faulbaum und Hasel. Charakteristisch ist hier für den Wald, daß die Kiefer vorherrscht, die Buche aber weit seltener vorkommt, als anderswo. Noch verdient die Ulme (Yper) genannt zu werden, die an Wegen und in der Nähe der Dörfer und Städte hier häufiger angepflanzt wird, als anderswo.

(Nach A. Wessel, Ostfries. Monatsblatt 1877.)

— In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Petersburg am 31. Januar (12. Februar) d. J. hielt Herr Kudrjawtzew einen Vortrag über eine Reise nach der Halbinsel Kola im Sommer 1880. Bis Sumski-Posad war der Reisende mit dem Zoologen Professor Bogdanow zusammen geblieben; in Sumski sollte die Expedition sich theilen, doch nöthigte das Fehlen jedes Landweges an dem Westgestade des Weißen Meeres Kudrjawtzew bald sich den Zoologen wieder anzuschließen. Von Sumski an wurde die Reise in Kähnen zurückgelegt. Unterwegs besuchte Kudrjawtzew einige Inseln, über deren geologischen Bau er in dem Vortrage sich aussprach. Von Kandalakscha bis Kola war die Reise äußerst beschwerlich; ein Theil des Weges mußte zu Fuß gemacht werden und zwar auf schmalem Pfade längs des Flusses Niwa, anfangs in ebener Gegend, bald jedoch bergaufwärts. Die Berge, die man trifft, haben theils kahle Gipfel, dort „Tundra" genannt, theils sind sie mit Wald bedeckt und heißen dann „Warok". Dann ward der Imandra-See untersucht, der sich 90 Werst lang von Nord nach Süd erstreckt. Die Tiefe dieses Sees ist meist nur unbedeutend. (Nach dem Russ. Inval.)

— Volkszählung beim orenburgischen Kazakenheere am 8. (20.) März 1880. Die Zählung ergab eine Gesammtbevölkerung von 288 778 Köpfen, davon 140 852 männlich und 147 926 weiblich. Auf die drei militärischen Unterabtheilungen des Gebietes entfielen davon: auf die erste: 95 638 Köpfe (46 963 männl., 48 675 weibl.); auf die zweite: 96 887 Köpfe (47 567 männl., 49 320 weibl.), und auf die dritte: 96 253 Köpfe (46 322 männl., 49 931 weibl.). Nach Altersklassen theilen sich die Einwohner wie folgt: Unter 5 Jahr alt waren 44 452 Köpfe (21 867 männl., 22 585 weibl.); von 5 bis 18 Jahr 82 458 Köpfe (40 795 männl., 41 663 weibl.); von 18 bis 38 Jahr, die Zeit der Dienstpflicht, 90 623 Köpfe (43 940 männl., 46 683 weibl.); von 38 bis 60 Jahr 55 195 Köpfe (26 601 männl., 28 594 weibl.); 60 Jahr und darüber endlich 16 050 Köpfe (7649 männl., 8401 weibl.). Von den 43 940 dienstpflichtigen Männern waren zur Zeit der Zählung 6428 im Alter von 21 bis 25 Jahren zum aktiven Dienste eingezogen.

Der Religion nach waren Christen 266 384 (92,24 Proc.) und Mohammedaner 23 394 (7,76 Proc.). Der Abstammung nach waren Russen 253 950 oder 87,94 Proc.,

Tataren 19 874 (6,88 Proc.), dann folgen 5881 (2,04 Proc.) Nagaibaken, 4250 (1,47 Proc.) Mordwinen, 2520 (0,87 Proc.) Baschkiren, 1820 (0,63 Proc.) Kalmycken, und 483 (0,17 Proc.) Tschuwaschen; unter einem andern Gesichtspunkte sind Nachkommen von Kasaken 100 470 (davon 276 von Don-Kasaken) von der männlichen Bevölkerung von Bauern 26 781; aus aufgelösten Linienbataillonen übergetreten 8663, aus Militärkolonien stammen 4899 und 39 führen ihr Herkommen auf französische Kriegsgefangene zurück.

Das Landgebiet des Heeres umfaßt 8 492 808 Deßjätinen, auf ihm befinden sich 396 verschiedene Ansiedelungen mit 49 196 Gehöften, in denen 52 083 einzelne Familien wohnen. Es kommen danach auf jede Quadratmeile Landes 0,34 Ansiedelungen und auf jede Ansiedelung im Durchschnitt 124 Gehöfte, 132 Familien und 729 Einwohner.

(Nach dem Russ. Inv. 1881, Nro. 42 und Nro. 46.)

— Die halbofficielle ungarische Zeitung „Hon" giebt folgende summarischen Resultate der letzten Volkszählung in den Ländern der Stephanskrone:

Ungarn und Siebenbürgen	13 697 999
Fiume und sein Gebiet	21 363
Kroatien und Slavonien	1 191 845
Militärgrenze	697 516
zusammen	15 608 723
Gesammtbevölkerung im Jahre 1870:	15 417 327
Also Zunahme:	191 396,

d. h. in dem ganzen zehnjährigen Zeitraume nur um 1,24 Procent.

Afrika.

— Dr. M. Buchner ist nach drei vergeblichen Versuchen, nordwärts in das unbekannte Innere des Congo-Beckens einzudringen, in Malange eingetroffen und befindet sich auf der Rückkehr in die Heimath. An der Unzuverlässigkeit seiner Leute ist sein Unternehmen gescheitert, von 56 Trägern hielten zuletzt nur noch 8 bei ihm aus. Immerhin, wenn er auch sein Ziel, die Durchkreuzung Afrikas, nicht erreicht hat, darf man hoffen, daß seine Reise in den verschiedensten Wissenszweigen Bereicherung unserer Kenntniß bringen wird.

— Wieder hat die Erforschung Afrikas Opfer gefordert, diesmal jedoch in solcher Menge, wie vielleicht nie zuvor: Die große französische Expedition unter Oberst Flatters, welcher Vorarbeiten für die Eisenbahn durch die Sahara aufgetragen waren, ist im Berglande der Tuareg fast vollständig vernichtet worden! Wie wir auf S. 319 des vorigen Bandes mittheilten, zählte die Expedition folgende Mitglieder: Oberst Flatters, Hauptmann Masson, die Ingenieure Beringer und Santon, den Geologen Roche, den Arzt Guiard, Lieutenant Dianous als Dolmetsch, 83 eingeborene Träger, Führer und Kameeltreiber und 48 eingeborene Schützen. Anfangs machte dieselbe die besten Fortschritte, und die über sie einlaufenden Nachrichten berechtigten zu der Hoffnung, daß demnächst eine ganz bedeutende Lücke in der Kenntniß Afrikas und speciell der westlichen Sahara ausgefüllt und uns das bisher unzugängliche Gebirgsland der Ahaggar oder Hogar erschlossen werden würde. Es ist leider anders gekommen. Nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten brach Oberst Flatters am 19. December von Hassi-Inifel (südöstlich von el-Golea) auf, überschritt den südöstlichen Theil des Plateau Admaut oder Tedmaid, welches auf unseren Karten als zu Marokko gehörig bezeichnet wird, gelangte dann auf die Ebene Adschemor (von hier an etwa auf unerforschtes Gebiet) und mußte dort wegen Wasser- und Futtermangels nach Osten abbiegen. Weiter überschritt er das Frauen-Gebirge, dann das große Wadi Igharghar, befand sich am 18. Januar in Amdschid am westlichen Fuße des Plateaus von Tasili und erreichte noch vor Ende des Monats die Sebcha (Salzsumpf) Amadghar, wo früher alljährlich ein wichtiger Markt abgehalten wurde, welcher seitdem wegen innerer Kämpfe zwischen den Tuareg in Wegfall gekommen ist. Von dort drang er in das Plateau von Ahagger ein, und ein am 21. Februar unter den Arabern in Wargla verbreitetes Gerücht ließ ihn schon den Asiu-Brunnen am südöstlichen Fuße desselben (von Barth, Richardson und Overweg 1850 und später von v. Bary berührt) erreicht haben. Indessen kamen am 28. März vier Eingeborene von der Expedition in Wargla an mit der Meldung: „Die Mission sei fast vollständig vernichtet; sie sei vier Tagereisen von Hairer, südlich von Asiu, überfallen worden, Flatters und sämmtliche (französische) Mitglieder der Mission seien todt. Das Mitglied Dianous und der Unteroffizier Pobéguin mit 63 Leuten entkamen und schlossen sich den Tuaregs von Hogar an, welche versicherten, an dem Blutbade nicht theilgenommen zu haben, und Datteln anboten, welche aber vergiftet waren. Dianous und 28 Mann starben. Pobéguin mit 30 Mann setzte auf dem Rückzuge den Kampf fort, wurde aber südlich von Messegem eingeschlossen und sandte die vier Eingeborenen nach Wargla. Es wurde unverzüglich Hülfe geschickt; es besteht aber wenig Hoffnung, die 30 Ueberlebenden zu retten, da sie bei ihrer Umzingelung wenig Lebensmittel und Munition besaßen." Unter „Hairer" ist wohl die Landschaft Air oder Asben zu verstehen, und die unglückliche Expedition hatte danach schon das Ahaggar-Gebirge hinter sich, als die Katastrophe eintrat. Der Vorfall ist für die Geographie ebenso schmerzlich, wie er für das französische Prestige in Nordafrika verhängnißvoll werden kann. Als die Expedition vorbereitet wurde, ließen es die Vertreter Algeriens nicht an Warnungen fehlen. Oberst Flatters erschien ihnen zur Leitung derselben wenig geeignet, weil er als ehemaliger Kommandant des Militärbezirks el-Aghuat sich ein allzu gefürchtetes Renommée bei den Eingeborenen erworben hatte, als daß eine von ihm geführte Expedition als friedlich hätte gelten können. Die Nichtbefolgung der Warnungen hat sich nun schwer gerächt.

Nordamerika.

— Die Anzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten giebt der Bericht des Indianer-Kommissars für 1880 auf 256 127 Seelen an (Alaska ausgeschlossen). 138 642 davon tragen bürgerliche Kleidung. Bei denjenigen Stämmen, welche unter Agenten standen, kamen 3430 Geburten und 2020 Todesfälle vor.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

V.

Die Stadt des legitimen Baghirmi-Königs, Mosu mit Namen, hatte zwar einen sehr provisorischen Charakter, war jedoch viel größer, als Nachtigal erwartet hatte. Die Häuser, etwa 1000 an der Zahl, durch einander geworfen, ohne deutlich erkennbare Straßen und Abtheilungen, die Strohhütten oft von der leichtesten, einfachsten Bauart und selten nur durch Zäune von Strohgeflecht eingefriedigt. Doch gab es wenigstens ein Centrum, den Dendal oder Fascher (das ist Palastplatz), einen weiten freien Raum vor der Königswohnung, welche im Schatten eines ungeheuern, die Stadt beherrschenden Kagem-Baumes aufgeschlagen war. Die Karawane drängte sich durch die verschlungenen Pfade des Ortes bis zum Fascher, an dessen Eingang der Reisende anhielt. Im Innern seines Hofes, doch außerhalb der Hütten, hatte König Mohammedu seinen Thron aufgeschlagen, um die Ankömmlinge und deren Pferde zu besichtigen, und auf dem Fascher selbst wurden nach arabischer Sitte Reiterspiele aufgeführt und Pulververschwendung getrieben. Als dessen genug war, ritt Nachtigal quer über den Platz bis zum Eingange der Königswohnung, schwang dort grüßend seine Flinte vor der dicht vermummten Gestalt, welche den König repräsentirte, und ließ sich dann seine Wohnung anweisen oder vielmehr den Platz, auf welcher sie binnen zwei Stunden errichtet wurde, und der zu dem Hause des Fatscha oder obersten Feldherrn gehörte.

Am folgenden Tage sollte die Audienz stattfinden. Nachtigal zeigte vorher die dem Könige bestimmten Geschenke dem Fatscha, der seinen Beifall aussprach und ihn sofort zur Königswohnung führte, doch zunächst ohne Geschenke. Sie begleitete der sogenannte Dschirgebe, den schon Barth erwähnt, und welcher durch seine Kenntniß des Arabischen und Kanuri und durch seine Welterfahrung eine Art Dolmetscher und Vermittler zwischen dem König und Fremden geworden ist. Auch diesmal erhob sich wieder ein Etikettestreit, indem der Reisende barfuß vor dem Fürsten erscheinen sollte und erst durch Drohungen es erreichte, daß man ihn die Strümpfe anbehalten ließ, dergleichen man übrigens noch nie gesehen hatte und nicht wenig anstaunte. Darauf wurden verschiedene Vorhänge emporgehoben, und Nachtigal betrat einen kleinen, reinlichen, sandigen Platz, auf den ein Schattendach ging, in welchem hinter Vorhängen der Herrscher saß. Er sowohl wie die Bank war mit bunten Stoffen bedeckt, und vom königlichen Gesichte war nur die schwarze Nase zu sehen. Hinter dem Herrscher und zu beiden Seiten fächelten Sklaven mit kleinen Fächern von Straußenfedern und wedelten mit Giraffenschwänzen. Nach den ersten gebräuchlichen Begrüßungen und langweiligen Fragen ergriff Nachtigal das Wort und schilderte den bisherigen Verlauf und den Zweck seiner Reise, und wie er sich entschlossen habe, ihn, den muthigen und standhaft seine Rechte vertheidigenden König zu besuchen, wie er die Erlaubniß und Unterstützung des Scheich Omar dazu erhalten, daß er schließlich ihm weitern Sieg und Erfolg wünsche und Gott bitte, sein Leben zu verlängern u. s. w., vergaß auch nicht, ihm verstehen zu geben, daß der König die große Pferdezufuhr ihm zu verdanken habe, und übergab ihm den

Brief des Königs von Bornu. Diese Rede wurde wiederholt von Beifallsäußerungen unterbrochen; als sie beendet war, erklärte der König mit leiser, unhörbarer Stimme, wie es die Etikette vorschreibt, dieselbe sei ausgezeichnet gewesen, belobte ihn wegen seines Muthes, eine so weite und gefahrvolle Reise ohne selbstsüchtige Zwecke unternommen zu haben, hieß ihn herzlich willkommen und versicherte ihn seines vollständigsten „Amân". Darauf zog sich der Fremde zurück, um Nachmittags, nun aber mit den Geschenken, seinen Besuch zu wiederholen. Diesmal fand Nachtigal den König ohne die zahlreiche Umgebung von Höflingen, welche am Morgen der Audienz solche Würde verliehen hatte, in einem kleinen dunklen Gemache auf einem Teppich unverhüllt auf der Erde sitzen. Gemüthlich reichte der Sultan seinem Gaste die Hand, tauschte mit ihm allerlei höfliche Reden und empfing dann etwa 40 Pfund Pulver, 100 Flintenkugeln und ebenso viele Flintensteine, 200 Guro-Nüsse, einen Sack Borku-Datteln, einen schönen, goldgestickten, violetten Tuchburnus, einen rothen Tarbusch und zwei Stücke Turbanstoff, das Ganze im Werthe von circa 50 Thalern, was hier als sehr splendid galt. Außerdem aber verstand der Herrscher durch seine Betteleien diese Geschenke sehr zu vermehren, wobei zu bedenken ist, daß er damals schon seit länger als Jahresfrist von den Erzeugnissen der sudanischen wie der europäischen Civilisation abgeschnitten gewesen war.

Die ganze Stadt wußte bald um diesen schmeichelhaften



Empfang bei dem Mbang.

Empfang, und es wurde behauptet, daß Nachtigal kraft seiner geheimnißvollen Macht den König bald von seinen Feinden befreien würde. Am Abend des Tages, an welchem der Fremde angekommen war, waren sehr gute Nachrichten eingetroffen; die Leute des Gegenkönigs waren mit Verlust an Gefangenen zurückgetrieben worden, und die ganze Nacht hindurch wurde das Ereigniß mit Flintenschüssen, Tanz und Musik gefeiert. Am folgenden Morgen aber veranstaltete Mohammedu eine Heerschau, zu welcher er sich Nachtigal's weißen Burnus borgte. Auf einer Ebene vor dem Stadtwalde war seine gesammte Macht an Baghirmi-Leuten und Heiden versammelt. Der König selbst erschien in Nachtigal's Gewande auf einem prächtig gezäumten Pferde, jederseits von einem rothseidenen Regenschirme mit handbreitem, herabfallendem, grünem Rande beschattet; vor ihm her tänzelten taktmäßig die Träger der Straußenfederfächer, zwölf an der Zahl, welche dieselben an kurzen Stangen tragen und, sie taktmäßig schwingend, wirbelnd in die Höhe stoßen. Zu beiden Seiten seine Sklaven zu Pferde im vollständigen Panzer, etwa 50 an der Zahl, und die zu Fuß. Mit 30 Reitern und 50 Fußgängern erschien der Ngarmane oder oberste Eunuch, dem die Verwaltung des gesammten Hofstaates und königlichen Besitzes obliegt, und mit etwa eben so vielen der schon erwähnte Fatscha; andere Würdenträger befehligten kleinere Abtheilungen. Geräuschvoll drängen sich die heidnischen Hülfstruppen um diese Centren, die Somraï und die Gaberi, letztere in zwei Abtheilungen, die von Modó und die von Bröto zerfallend, welche sich in Abwesenheit des Baghirmi-Königs blutig befehden. Da war Sultan Phong von Ndamm mit seiner Schaar, eine Abtheilung

der Bûa von Korbol, die sich durch viereckige, platte, behaarte Schilde, eine Jacke aus langbehaartem Felle und durch riesige Elfenbeinringe am Vorderarm, zum Pariren von scharfen Waffen, auszeichnen, und andere mehr. Alle trugen das Wurfeisen, manche deren 3 bis 5 in Fellfutteralen; Lanzen waren selten. Die Kostüme waren die lächerlichsten von der Welt. Die Anführer glänzten in Toben (Hemden), die stets bis zum Gürtel aufgeschürzt waren und die untere Hälfte des Leibes den Blicken preisgaben; hier trug einer einen zerrissenen Maschenpanzer auf der nackten, schwarzen Haut, dort bestand die ganze Kleidung eines andern aus einem rothen, gelben, grünen, blauen oder bunten Tuche um den Kopf oder irgend einem Felle um die Schultern oder einigen Federn im wolligen Haare. Hier hatte einer ein Körbchen voll der landesüblichen Rohrpfeile, die am einen Ende scharf zugespitzt, am andern durch einen hinlänglich großen Thonklumpen beschwert sind; ein um den Hals getragener Korb war zur Aufnahme der Eßvorräthe während der Raubzüge bestimmt. Um Mittag hatte die Parade ihr Ende erreicht.

Nun folgte ein langer Aufenthalt an diesem Orte, der dem Reisenden bald langweilig, ja unerträglich wurde. Des Wissenswerthen gab es freilich genug zu beobachten und zu erfragen, was Natur und Mensch anlangte. Aber die Heiden wollten nicht recht zutraulich werden oder wurden leicht zu bettelhaft und unverschämt — und der Baghirmi andererseits ist wenig zugänglich, ungefällig, unliebenswürdig und in hohem Grade lügenhaft. Doch zog er immerhin Erkundigungen über die Länder im Süden und Südosten ein, sammelte Sprachproben und suchte sich einen Einblick in



Ländliche Scene aus der Umgebung der Residenz Mosu.

das psychische und intellektuelle Leben der nächsten Stämme zu verschaffen. Damals sammelte er die Materialien für den Aufsatz: „Der Hofstaat des Königs von Baghirmi" und andere, welche in Bd. 24 dieser Zeitschrift (S. 119, 137 und 153 und sonst) veröffentlicht wurden. Einen interessanten Bevölkerungstheil des königlichen Lagers bildeten die Königswittwen, deren bei dem großen Harem der Baghirmi-Herrscher natürlich eine große Anzahl und oft sehr junger existirten. Dieselben durften sich früher nicht wieder verheirathen, wurden aber mit der Zeit so lästig, daß es ihnen von Sultan Hadschi gestattet wurde, eine neue Ehe mit Freigeborenen einzugehen. Noch damals gab es ihrer viele, und da der Krieg mit Wadaï die Männer fortgerafft hatte, so konnten sie keine Gatten finden, gingen, wie überhaupt alle Wittwen, auf allerhand Abenteuer aus und suchten aus ihren Reizen Gewinn zu ziehen. Uebrigens unterschieden sie sich in physischer Hinsicht sehr zu ihrem Vortheil von ihren Nachbarinnen in Bornu. Sie sind weit schöner gebaut, schlank und hoch gewachsen, von viel regelmäßigeren und feineren Zügen; wenn sie lachen, läßt der wohlgebildete Mund zwei Reihen weißer Zähne sehen, was dem europäischen Schönheitssinne weit mehr entspricht, als die künstlich rothgebeizten der Bornuerinnen. Ihre Augen sind meist lebhaft, und Grübchen in den Wangen sind nicht selten.

Zunächst hielt sich König Mohammedu noch ruhig und hatte nur fortwährend Boten nach allen Richtungen unterwegs, welche günstige Gelegenheiten zu Raubzügen auskundschaften sollten. So benutzte Nachtigal die Zeit, um fast täglich Ritte in die Umgebung nach den Weilern der Broto und Mode zu unternehmen und dort im lichten Walde angenehme Stunden zu verbringen. Die Gehöfte waren so sauber eingefriedigt, die Hütten so reinlich und zierlich und solide gebaut und lagen so anmuthig im Schutze der majestätischen Bäume, daß es ein Vergnügen war, im Schatten derselben gelagert, den Spielen der zahlreichen und hübschen Kinder zuzuschauen oder die häuslichen Arbeiten der Frauen, wie Getreidemahlen oder Vorbereitungen zur beliebten Melissa, zu beobachten oder inmitten der Männer ihrem primitiven Spielen auf

viersaitigen Darmsaiteninstrumenten und ihrem einfachen, nicht unmelodischen Gesange zu lauschen. Das störendste Element in diesem Stillleben waren die zahllosen, kläffenden Köter, die meist gelb, klein, spitzohrig, dem Reisenden auch keinen Augenblick Frieden gönnten, und das Lieblichste die wohlgebildeten, wirklich hübschen Kinder, deren sich die Leute durchgängig erfreuten.

Die religiösen Vorstellungen dieser Heiden beschränken sich auf den Glauben an einen Gott, der im Himmel wohnt und sich im Donner zu erkennen giebt. Sein Symbol ist ein heiliger Pfahl aus dem Holze der Habila, den man durch theilweise Entfernung der Rinde ringt und in einer besondern kleinen Hütte neben der Familienwohnung aufstellt, zu welcher Frauen und Kinder keinen Zutritt haben. Diesem heiligen Pfahle opfert man von allem: von den Fellen des erbeuteten Wildes die Nackenhaut, von dem erschlagenen Feinde das Schamfell. Nie vergißt man, ihm Melissa zu opfern, und bedarf man seines Rathes und Beistandes, so schlachtet man ein Huhn an ihm.

Zauberer und Zauberei sind sehr im Schwange und äußern sich, wie so vielfach bei den Negern, in bestialischer Weise. Stirbt der Sultan oder ein vornehmer Mann oder auch nur ein schönes Pferd, so kann dies nie ohne Einfluß von Zauberei geschehen sein, deren Urheber in willkürlichster Weise, die der Bosheit freien Spielraum läßt, entdeckt wird. Zwei Mann tragen in Somraï den Todten, so daß der eine das Fußende, der andere das Kopfende auf dem Kopfe hat. Die Verwandten und „kluge Männer" ermahnen dann den Todten laut, seine Träger zum Hause des Schuldigen zu führen, und wohin seine Füße sich wenden, folgt man, um, wenn die Füße des Todten sich einem Hause gegenüber fixiren, dasselbe zu überfallen, zu verbrennen, den Hausherrn todtzuschlagen, Frauen und Kinder fortzuschleppen und als Sklaven zu verkaufen und sich der ganzen Habe zu bemächtigen.

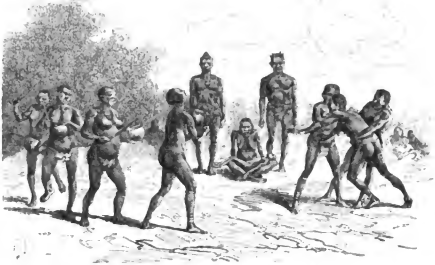


Baghirmi-Wittwen.

Die Todten werden in einem großen, runden Grabe bestattet. In der östlichen Wand desselben wird eine Nische angebracht, geräumig genug, den Todten mit Zubehör aufzunehmen. Man bettet ihn auf 20 bis 30 schönen Toben, bindet ihm die Hände zusammen, schlägt die Toben über ihm zusammen und umwickelt das Ganze mit Baumwollstreifen. Zu seinen Häupten wie zu seinen Füßen legt man eine geschlachtete Ziege, stellt einige Krüge Honig und noch mehr Melissa neben ihn und stülpt eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf seinen Mund. Bei einigen Stämmen, wie bei den Njillem, begräbt man mit dem verstorbenen Sultan einen 12 bis 14 jährigen Knaben und ein fast mannbares Mädchen lebendig, damit dieselben ihm die Fliegen abwehren. Letztere Gewohnheit soll früher ganz allgemein gewesen sein, jetzt aber allmälig durch den Verkehr mit den Baghirmi aufhören. Am Tage von Nachtigal's Ankunft in Mosu war in einem Nachbarhause ein Kind gestorben. Man grub ein ovales Loch etwa so tief, wie die Hüftenhöhe des Todten war, und stopfte die Leiche hinein, so daß die Knie herausragten; dann heulten und jammerten Männer und Weiber den ganzen Tag vor der Thür der betreffenden Hütte, bald ohne Begleitung, bald mit Lanzen und Töpfen klappernd, bald unbeweglich stillstehend, dann wieder den Körper einförmig hin- und herbewegend. Am Tage nach dem Begräbnisse folgte den Trauerbezeugungen ausgelassene Lustigkeit und ein schwelgerisches Melissa-Gelage.

Unweit Bróto lagen verschiedene Ortschaften, deren Einwohner sich auf die hohen Bombax-Bäume zurückgezogen hatten und auf die schönen Worte und politischen Unterhandlungen der Baghirmi nicht hören wollten. Diese aber fühlten sich den luftigen Wohnungen gegenüber machtlos. Eine halbe Tagereise südöstlich von Bróto wohnten die Leute von Kimré, ihrem Stamme nach Gaberi, gegen welche der Fatscha, Mohammedu's oberster Feldherr, am 14. April einen Raubzug unternahm, dem sich Nachtigal anschloß. Der Zug ging durch die Ackerfelder von Bróto, über baumlose Ebenen, durch Buschwald und endlich über die fruchtbaren Felder Kimré's, schwarzen Thonboden, mit Wassertümpeln durchsetzt und von Elephantenspuren durchzogen. Vor ihnen lag der Wald, welcher das Dorf verbarg; Rauchwolken stiegen hier und da aus demselben auf, als Warnungszeichen für Fernerwohnende und als Beweis, daß die Annäherung der Feinde bemerkt worden war. Auf lichten Stellen des Waldes sah man noch Getreidefelder;

die Wohnungen lagen weithin zerstreut im Schutze und Schatten der ebenso majestätischen als lieblichen Bäume, sie waren aber längst verlassen und meist vom Feuer zerstört. Seit Wochen lebten die Einwohner hoch oben in ihren luftigen Kriegswohnungen auf den riesigen Bombaxbäumen, welche diese Wälder charakterisiren. Die Höhe derselben und die Regelmäßigkeit ihrer Aeste in Zahl und Richtung machte dieselben besonders dazu geeignet. Der dicke graue Stamm entwickelt in einer Höhe von circa 15 Fuß die ersten Aeste, welche unbenutzt bleiben. Doch die darauf folgende Etage, circa 25 Fuß vom Erdboden entfernt, wird bewohnt, indem man zwei der Riesenäste, welche fast rechtwinklig vom Stamme abstehen, durch darüber gelegte Stangen vereinigt. Auf diesen befestigt man ein solides dickes Strohgeflecht und errichtet darauf eine kleine Hütte oder läßt diese Plattform zum Aufenthalte der Ziegen und Hunde dienen. Hart am Stamme werden, wie Mastkörbe, große stark geflochtene Körbe angebracht, welche einen oder mehrere Menschen aufnehmen können, und wo sich die Waffen befinden. In den leichten kleinen Hütten wird das nothwendigste Hausgeräth, nämlich der große Holzmörser zum Mahlen des Getreides und die großen Wasserkrüge aus Thon, aufbewahrt. In noch höherer Etage der riesigen Bäume wiederholt sich ein solches Hauswesen, so daß verschiedene Familien auf einem Baume wohnen, mit ihrem Hausgeräth und selbst ihrem Kleinvieh, wenn dasselbe nicht zu zahlreich ist. Nachts, wo sie vor Ueberfällen sicher sind, steigen sie herunter und erneuern ihren Vorrath von Wasser und von Getreide, das sie im unzugänglichen Busche versteckt halten oder im Boden vergraben. Zwei durch feste Stricke in bestimmten Absätzen verbundene dünne Baumstämme bilden die primitive Leiter, deren Sprossen die Vorsprünge bilden, welche durch die Stricke entstehen. Von den Mastkörben und offenen Hütten aus schleudern die Männer ihre harmlosen Wurfgeschosse — ein circa 1 Fuß langes, an einem Ende scharf zugeschnittenes, am andern durch Thonklumpen beschwertes Rohr — auf die Untenstehenden; von dem Wurfeisen machen sie erst Gebrauch, wenn der Angreifer im sichern, unvermeidlichen Bereiche desselben ist, und die Lanze benutzen sie erst, wenn es dem Feinde gelungen ist, den Baum zu ersteigen.



Ceremonien beim Begräbnisse eines Kindes.

Die Baghirmi mit ihren heidnischen Bundesgenossen, zusammen eine Streitmacht von etwa 80 Reitern, 500 Baghirmi mit Sklaven und mehr als 1000 Heiden, waren diesen Festungen gegenüber gänzlich hülflos. Jeden Baum unter Verlust einiger Streiter gewaltsam zu erobern, dazu fehlte ihnen der Muth; die Bäume abzusägen, hatten sie nicht die Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den Leuten oben gefährlich zu werden. Es waren zwar einige Flintenträger vorhanden, aber dieselben waren nicht im Stande, zu zielen und zu treffen. Zuweilen freilich versuchte man, die Strohbauten durch Feuer, das man mittels langer Stangen anlegte, zu zerstören; doch war es stets leicht für die Belagerten, entweder die Gefahr ganz abzuwenden oder das Feuer gleich im Beginn zu ersticken. Die Ehre des Tages gebührte zu Nachtigal's Schmerz leider seinen Leuten, besonders Almas, welcher mit dem Pulver und Blei des Reisenden die armen Leute wie Vögel von den Bäumen herabschoß und dadurch viele der übrigen zum Herabsteigen veranlaßte, worauf dann stets eine wahre Hetzjagd auf die Unglücklichen begann. Glücklicherweise war aber auch er nur ein mittelmäßiger Schütze; sonst würden an diesem Tage viele Kimré ihr allzu großes Vertrauen auf den Bombax mit ihrem Leben gebüßt haben.

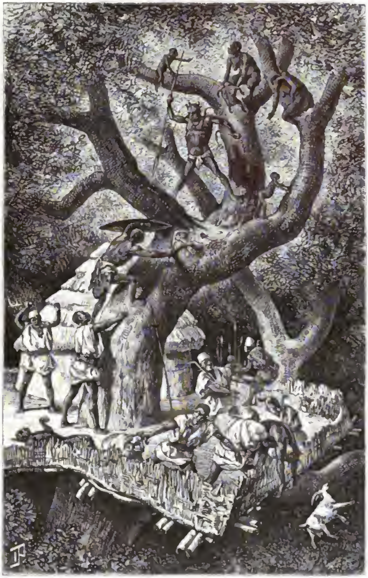
Männlicher Muth fehlte den armen Heiden wahrlich nicht: Nachtigal sah unreife Knaben, in die höchsten Wipfel der Bäume getrieben, von dort freiwillig sich in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode oder leichter getroffene sanken stets ohne einen Laut des Schmerzes zusammen, und gingen die Schüsse fehl, so brachen Männer und Frauen in ein Triumphgeschrei aus. Aber die Baghirmi und ihre heidnischen Bundesgenossen, eigentlich doch die Vettern der armen Belagerten, entwickelten eine ekelerregende Bestialität. Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe herabfallender Verwundeter den Boden erreicht, so fielen diese Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren scharf schneidenden Wurfeisen. Die obenerwähnten Knaben sah Nachtigal in der Luft von Zweig zu Zweig fallen; doch als er hinzueilte, fand er nur noch unförmliche, kopflose Massen mit herausgerissenen Gedärmen;



Episoden bei der Belagerung der Baumwollbäume von Kimré.

so schnell und ausgiebig waren die Belagerer über sie hergefallen.

Zuletzt entdeckte man auch die Wohnung des Häuptlings, gegen welchen sich nun sämmtliche Flinten richteten. Es gelang auch, die unterste Etage seines Baumes zu ersteigen, worauf sich seine beiden Frauen und seine vier kleinen Kinder in die Wipfel flüchteten, während er selbst, schon durch eine Kugel verwundet, mit unglaublicher Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit den Angreifern so lange weiter unten im Baume trotzte, bis denselben das Pulver ausging. Da machten sie schließlich vor seinen Lanzenstichen und Wurfeisen Kehrt, und traten, befriedigt von ihren ungewöhnlichen Erfolgen, um Mittag den Rückzug an. Die meisten Bäume waren unberührt geblieben; immerhin aber bestand das



Angriff auf den Baum des Häuptlings.

Resultat der Expedition, deren Bestialität den Reisenden tief empört hatte, aus etwa 50 Gefangenen. Die Leute von Kimré aber dachten nicht an Unterwerfung, sondern verließen ihren schönen Wald und zogen sich nach Kariatu, einem südwestlich von ihrer alten Heimath gelegenen Nachbardorfe, zurück. Nachtigal aber hatte es an jenem Tage keiner von beiden Parteien zu Danke gemacht: seinen Karabiner auf dem Rücken, weigerte er sich sowohl selbst zu schießen als andere damit schießen zu lassen und war ein unnützer Zuschauer gewesen — die Leute von Kimré aber schrieben ihm und seinem Fernrohre, mit welchem er die Baumwohnungen gemustert hatte, ihre blutigen Verluste zu.

Gegensätze im spanischen Amerika.

Von **Carl Lamp.**

Man sieht die spanisch-amerikanischen Länder vielfach als ein gleichartiges Ganzes an. Sehr mit Unrecht! Sie weichen vielleicht ebenso sehr von einander ab, wie die europäischen Staaten. Allerdings, unter der Herrschaft der spanischen Könige und der römischen Kirche, von der Eroberung an bis in unser Jahrhundert hinein, bildeten sie ein umhegtes befriedetes Gebiet, gleichwie das romanisch-germanische Europa es unter der Leitung der Päpste und der Kaiser that. Seit aber die zusammenhaltenden Kräfte sich aufgelöst haben, sind die einzelnen Länder dort wie hier sehr auseinander gegangen. Zwar ist die spanische Herrschaft nicht verschwunden, ohne Spuren zurückzulassen, welche sämmtlichen Ländern, die einst unter ihr standen, gemeinsam sind. In ihnen allein ist der katholische der herrschende Kultus. Aber man weiß, daß die Völker, welche eine gemeinsame oder eine verschiedene Religion bekennen, deßwegen sich, außer im Orient, nicht viel stärker anziehen oder abstoßen. Ferner genügt in der ganzen Ausdehnung des spanischen Amerika allerdings die Kenntniß Einer Sprache. Allein diese wird höchstens überall verstanden, keineswegs von Allen gesprochen. Uebrigens zeigt sie selbst da, wo sie die Alleinherrschaft erlangt hat, je nach den Ländern, in denen dies geschehen ist, sehr merkliche Unterschiede. Auch der Fremde lernt leicht die dumpfe Aussprache des Chilenen und des Cubaners — die dem Altspanier ein Gräuel ist — von der klaren, voll austönenden Sprachweise des Mexikaners oder Peruaners unterscheiden. Mag übrigens, im Gegensatze zu dem vielsprachigen und religiös getheilten Europa, die Bedeutung, welche eine gemeinsame Verkehrssprache und Religion für den Zusammenhalt der Südamerikaner haben, noch so hoch angeschlagen werden, so sind dafür hier die centrifugalen Kräfte viel mächtiger als dort. Zunächst ist in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung des westlichen Europa Einer Race angehört, daß die Unterschiede der Natur hier mehr als irgendwo anders durch die Thätigkeit der Menschenhand ausgeglichen sind. Ferner ist ein allgemeiner Umstand zu berücksichtigen. Es giebt kein Gemeinwesen, das völlig unabhängig genannt werden könnte. Jedes kann seinen eigenen Antrieben nur soweit nachgehen, als es nicht von den Nachbaren, mit denen es ein Staatensystem bildet, gehindert wird. Aus dieser nahen, friedlichen oder feindlichen Berührung muß den Völkern ein Schatz gemeinsamer Grundsätze und Anschauungen, bis zu einem gewissen Grade eine gemeinsame Gesittung erwachsen. Dieser Zwang nun wirkt viel nachhaltiger auf die europäischen Staaten, die auf engen Raum zusammengedrängt sind und von denen ein jeder fast an jeden andern grenzt, als auf die südamerikanischen Republiken, die in langer Reihe von Norden nach Süden sich erstrecken und nur sehr dünn bevölkert sind. Sie können eine jede mehr ihren eigenen Weg gehen und thun dies in der That. Seit die spanische Herrschaft, welche sie alle zusammen- und niederhielt, aufgehört hat, tritt der ursprüngliche Gegensatz ihrer Bevölkerung und ihrer Interessen von Jahr zu Jahr stärker zu Tage. Zu Grunde liegt alledem der Unterschied der Natur. Der soll uns zunächst beschäftigen.

Die Botaniker unterscheiden im spanischen Amerika ein mexikanisches, ein westindisches, ein cisäquatoriales, ein andinisches, ein chilenisches und ein Pampas-Gebiet. Wir können für unsern Zweck dreist die mexikanische mit der andinischen und die cisäquatoriale mit der westindischen Zone zusammenwerfen. Den Botaniker mag das Vorkommen oder das Fehlen einer besondern Pflanzenspecies interessiren, wir gehen nicht von dem Standpunkte des Botanikers, sondern von dem des Volkswirths aus, der jene Zonen darauf ansieht, welche Produktionsweise sie haben. Von diesem Standpunkte aus betrachtet können die mexikanischen Länder den peruanischen und die Gebiete der *tierra firme* den westindischen zugerechnet werden. Das Ganze aber stellt sich hiernach so:

Das grasreiche La-Plata-Becken hat Ueberfluß an Schlachtvieh. Chile erzeugt in der Regel mehr Weizen und stets weit mehr Kupfer, als es selbst bedarf. Die Inseln des westindischen Meeres und die südlichen Gestade desselben vermögen für den Bedarf der halben Welt hinreichenden Zucker und Tabak anzubauen. Sie thun dies in der That, weil sie mit Leichtigkeit den Entgelt dafür erhalten. Da nämlich jeder Punkt in ihnen nicht allzuweit von der Küste entfernt ist, so kommt der Transport nicht sehr theuer zu stehen. Dasselbe gilt von Chile, welches, gleich dem alten Phönizien, schmal und lang am Meere sich hinzieht, und von der Argentina, welche durch den Silberstrom erschlossen wird.

Aus den beiden Momenten des Ueberschusses an einer besondern Gattung von Gütern und der Leichtigkeit des Austausches derselben erwächst den genannten Produktionszonen ein ungemein lebhafter Verkehr mit den Industrieländern. Sie sind gleichsam prädestinirt für den Freihandel. Eigenen Gewerbfleiß haben sie keinen. Sie finden es vortheilhafter, die Erzeugnisse desselben gegen ihre Rohprodukte einzutauschen.

Ganz anders liegt die Sache in den andinischen Ländern. Sie sind die Rücken hoher Gebirge, daher zu arm und, wenn sie auch reich wären, zu sehr von dem die Länder verbindenden Meere abgeschnitten, um lebhaften Antheil an dem Welthandel nehmen zu können. Außer Metallen haben sie fast kein Tauschmittel, welches die Mühe des Transports lohnte. Mit jenen mögen sie Luxusartikel einkaufen, welche großen Werth und geringes Volumen haben. Im Wesentlichen sind sie doch immer darauf angewiesen, selbst für ihren eigenen Bedarf und nur für diesen zu sorgen. Sie brauchen darum nicht so viel zu entbehren, als andere Länder thun würden. Denn sie sind in der Lage, daß sie auf den verschiedenen Höhenstufen ihres Gebirges die verschiedensten Erzeugnisse hervorbringen können. Aus ihrer Abgeschlossenheit aber entsteht ihnen nothgedrungen eigener Gewerbefleiß und es geht eine eigenartige Gesittung daraus hervor.

Auch Peru gehört in die Reihe dieser Länder, trotz seiner einige Zeit lang sehr starken Ausfuhr und entsprechenden Einfuhr. Denn jene besteht aus Guano und Salpeter, Schätze, welche fern von dem Kerne des Landes an der Küste lagern, vorwiegend nur dieser zu Gute kommen und die außerdem nicht unerschöpflich sind. Gingen sie, wie es fast den Anschein hat, durch den jetzigen Krieg zum Theil an Chile verloren, so würde dieses noch mehr wie bisher seine Rich-

tung auf Verkehr mit dem Auslande und auf Schifffahrt, für welche es ihm an Kohlen nicht mangelt, nehmen, Peru dagegen erst recht das werden, was es seinem Kerne nach immer gewesen ist: ein vorwiegend binnenländisches abgeschlossenes Gemeinwesen.

Die Abgeschlossenheit oder die Zugänglichkeit der spanisch-amerikanischen Länder, welche auf ihrer sehr verschiedenen Natur beruht, mußte eine entsprechend verschiedene Wirkung auf ihre Menschen üben. Nach Westindien, nach der Argentina, nach Chile, reichen und leicht zugänglichen Ländern, hat sich seit der Eroberung ununterbrochen, theils freiwillig, theils, wie die Neger, gezwungen, ein Strom fremder Menschen ergossen. Vor ihnen sind die Eingeborenen ganz oder doch bis auf kümmerliche Reste dahin geschwunden. In der Argentina und in Chile, die beide der gemäßigten subtropischen Zone angehören, wiegen Menschen europäischer Abstammung vor. In dem heißen Westindien überwiegen an Zahl die Afrikaner. Dagegen auf dem Rücken der Anden sind die Ureingeborenen obenauf geblieben.

So verschieden im Blut sind die Bevölkerungen dieser Länder. Und diese Verschiedenheit tritt immer stärker zu Tage. Alljährlich wandern Tausende von Italienern nach der Argentina, zahlreiche Deutsche, Engländer, Amerikaner nach Chile ein. Diese beiden Länder werden immer mehr europäisirt. Dagegen in Westindien, in den Thälern des Cauca und des Magdalena, in Venezuela treten die Afrikaner von Jahr zu Jahr stärker hervor. Es steht zu befürchten, daß in den genannten Ländern mit der Zeit auch die politische Herrschaft den Schwarzen zufallen wird, wie es auf Haiti schon seit fast einem Jahrhundert geschehen ist. Endlich in den Andesländern beginnen die Indier neuerdings sich selbst thätig zu regen, nachdem sie Jahrhunderte lang nur durch leidendes Beharren ihren Eigenwillen gezeigt haben. Von Mexiko kann ich selbst dies bezeugen. Von Peru wird es außer durch andere durch die Autorität von Tschudi's beglaubigt.

Wir unterschieden im spanischen Amerika zuletzt drei ausgedehnte Zonen sehr verschiedenartiger Produktion und Bevölkerung. Darauf beschränken sich die Gegensätze nun nicht. In jeder dieser Zonen haben sich mehrere Gemeinwesen gebildet, die einander widerstrebende oder doch nicht zusammenfallende Interessen haben, wenn sie auch sich sehr viel näher stehen, als jene großen Gruppen zu einander.

In dem Gebiete des La Plata finden sich drei oder, wenn wir Brasilien hinzurechnen, vier Staaten. Es ist bekannt, wie fremd inmitten der drei anderen das von Jesuiten gegründete und in ihrem Geiste fortgeleitete Paraguay steht, wie eifersüchtig das kleine Uruguay über seine Unabhängigkeit Brasilien und der Argentina gegenüber wacht, wie häufig die letztere durch den Gegensatz der großen Hafen- und Hauptstadt und des viehzüchtenden Landvolks zerrissen wird.

Man kennt ferner den Zwiespalt zwischen Chile und der Argentina wegen des südlichen Patagoniens, besonders der Kolonie Punta Arenas halber, welche die Magellanstraße beherrscht und deshalb noch einmal eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird, wenn nicht inzwischen der Panama-Kanal eröffnet wird und dem Handel zur Westküste eine andere Richtung weist.

Wir kommen jetzt zu den Staaten, welche sich aus dem Reiche der Incas gebildet haben, und wollen uns bei diesen etwas länger aufhalten.

Man sollte denken, daß Ecuador, Peru, Bolivia ein einziges Gemeinwesen bilden müßten. Unter den Incas haben sie es gethan. Seitdem gehört ihre eingeborene Bevölkerung — mit Ausnahme der des mittlern Bolivia, wo Aymará gesprochen wird — größtentheils einem Sprachstamme, dem Quichua, an, das sogar der Fremde neben dem Spanischen anzuwenden gezwungen ist. Endlich die Natur der drei Länder ähnelt sich sehr. Das sind die Gründe, welche für ihre Vereinigung zu sprechen scheinen, zu der ja übrigens neuerdings Piérola, der Diktator Perus, die Initiative ergriffen hat. Sie sind nicht unstichhaltig. Dennoch sehen wir die drei Republiken getrennt.

Die Staaten sind eben nicht Verbindungen aller Menschen gleicher Sprache, sondern geschichtliche Bildungen. Eine Familie oder eine Anzahl von Familien erwirbt das Uebergewicht über andere und hält es fest. Sie schützt sie und wird dafür von ihnen erhalten. Ob dieselben gleiche oder verschiedene Sprache reden, macht nicht so viel aus. Ich meine, die Menschen sind sich, wenn sie nicht in persönlicher Beziehung zu einander stehen, im Grunde sehr gleichgültig, und der Umstand allein, daß zwei dieselbe Sprache reden, macht den Einen dem Andern nicht sympathischer. Wenn ein Staat sich auf Gesinnungen anstatt auf Einrichtungen stützte, so wäre er auf Sand gebaut. Auf die Einrichtungen oder vielmehr auf die Menschen, welche die Einrichtungen zu treffen haben, kommt es an. Nun hat sich aber in den Hauptstädten der drei Länder, zum Theil schon in der spanischen Zeit, je ein herrschender Kreis gebildet. Natürlich wird ohne Weiteres weder die Oligarchie von La Paz zurücktreten noch die von Quito auf die reichen Zolleinnahmen ihres Hafens Guayaquil verzichten wollen.

Zwischen Peru und Ecuador schwebt übrigens noch eine besondere Mißhelligkeit. Es handelt sich um den Bezirk von Jaen de Bracamoros, den Ecuador in Anspruch nimmt, Peru seit einigen Jahrzehnten in Besitz genommen hat. Ecuador hat diesen Verlust nicht verwunden. Um ihn wieder einzubringen, hat es sich sogar, nach Zeitungsberichten zu urtheilen, in dem gegenwärtigen Kriege einmal auf die Seite Chiles gegen Peru stellen wollen.

Peru, Bolivia und Ecuador sind indeß nicht allein politisch gesondert. Sie sind auch Verkehrsgebiete für sich. Quito hat einen vortrefflichen und nicht allzu weit entfernten Hafen in Guayaquil, das seinerseits durch den Kakao seiner feuchtheißen Umgegend von selbständiger Wichtigkeit ist. Bolivias Schwerpunkt liegt auf der östlichen Abdachung der Anden um die Quellen des Pilcomayo und des Madera herum. Das auf der öden mittlern Hochebene gelegene La Paz ist nur deshalb Hauptstadt, weil es der Stapelplatz des über Arica seinen Weg nehmenden überseeischen Verkehres ist. Nämlich die Regierungen dieser Länder ziehen sich dahin, wo ihre Einnahmequellen fließen. Ihre besten Einnahmen aber bestehen aus Zöllen, weil deren Erhebung keinen Widerstand weckt.

Peru ist das Gebiet der oberen südlichen Quellflüsse des Marañon. Die Benutzung der Unterläufe dieser Ströme für die Verschiffung von Gütern wird vielleicht noch lange auf sich warten lassen und, da diese nicht in reichlicher Menge vorhanden, jedenfalls nicht leicht zu heben sind, kaum je sehr umfassend sein. Allein wenn die Flüsse hier auch dem Welthandel nicht von Nutzen sind, so dienen sie doch unmittelbar und mittelbar dem inländischen Verkehre. In die Waldwildniß kann die Gesittung nur auf und an ihnen entlang hineindringen. Oben aber sind ihre Thäler warme erdreiche Einschnitte in den kalten steinigen Hochgebirgen. Sie allein sind Sitze einer dichtern Bevölkerung und zugleich, theils dieses Umstandes, theils ihrer größern Wegsamkeit halber, natürliche Verkehrsstraßen. Cuzco, einst der Mittelpunkt des ganzen und jetzt noch wenigstens der des innern Landes, das besser bevölkert ist als die Küste, verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß es auf der Höhe zwischen

den langen parallelen Thälern des Quillabamba und des Apurimac liegt. Die Mulde des letztern reicht im Norden beinahe an die des Mantaro, diese wiederum an die des Tunguragua und des Huallaga heran. So ist Peru ein in sich zusammenhängendes, von dem hohen Ecuador, gegen welches hin es sich stark senkt, eben durch diese Einsenkung, von Bolivia durch die öde Höhe des Titicaca getrenntes Gebiet.

Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern.

II.

Die Hauptstadt von Cypern, Levkosia oder Nikosia, liegt am Pedias, dem größten Flusse der Insel, dessen um diese Jahreszeit trockenes sandiges Bett hier etwa 110 Meter breit ist. Die Stadt, wie alle türkischen Städte aus der Ferne malerisch, bei näherer Einsicht eine Enttäuschung, ist mit starken alten Befestigungswerken versehen, die indessen bei der ausgesetzten Lage in der Ebene, wo in wenigen hundert Metern Entfernung ansehnliche Hügel sich erheben, von keinem Werthe sind. Baker zählt es zu den vielen Mißgriffen der englischen Regierung bei Gelegenheit der übereilten Okkupation Cyperns, daß Levkosia überhaupt als Hauptstadt belassen worden ist. Von der Handelsstraße entfernt kann es trotz seiner centralen Lage doch nie das eigentliche Centrum der Verwaltung werden, weil es inmitten der trostlosen Messaria liegt. Nur wenige Europäer würden auf die Dauer dem ungesunden Klima im Sommer und dem traurigen Eindruck der unfruchtbaren baumlosen Ebene widerstehen können. Zu ihrer Blüthezeit zählte die Stadt 16 000 Einwohner, heute hat sie nur noch 11 000; die Gerberei, die den Hauptzweig der in ihr betriebenen Industrie bildet, trägt nicht eben zur Verbesserung der Luft in den engen Straßen bei, in denen sich außer einigen in Moscheen verwandelten ehemaligen Kathedralen der Venetianer nichts Sehenswerthes befindet. Das englische Gouvernementsgebäude, ein großer hölzerner Bau, liegt in einiger Entfernung von der Stadt auf einem der erwähnten Hügel; mehrere Dattelpalmen, die man in ausgewachsenen Exemplaren herbeigeschafft und eingepflanzt hatte, sowie eine kleine Anpflanzung von Eucalyptus globulus und einigen anderen Bäumen zeigten die Bemühungen der an diesen unerfreulichsten Ort gebannten englischen Beamten an. Der weite Umblick von der Terrasse des Gouvernementsgebäudes umfaßt über die Ebene weg nach Westen die Troodoskette mit ihren mächtigen Bergen Troodos, Adelphi und Machaeras, den höchsten Punkten der Insel, nach Norden das mit der Küste parallelgehende Karpasgebirge und an seinem Fuße, nach Osten hin, das nächste Ziel Baker's, das durch seine Quelle berühmte Chytrea. Wie in eine andere Welt versetzt fühlte sich der Reisende, als er, von Levkosia kommend, sich Chytrea näherte, dessen reicher Wassersegen sich schon weit in die Runde durch üppig grüne Felder ankündigte, auf denen das junge Getreide trotz der frühen Jahreszeit bereits 18 Zoll hoch stand. Die von den Athenern gegründete Stadt lag dicht bei der heutigen, die sich, unterbrochen von den herrlichsten Gärten, in denen Maulbeeren, Aprikosen, Citronen, Apfelsinen und Oliven gedeihen, im Grunde und an den Wänden eines engen tiefen Thales entlangzieht. Am obern Ende desselben entspringt die Quelle, die den sorgfältig gemauerten Aquädukt speist und als reißender Strom über die Thalsohle braust, wo er nicht weniger als 32 Mühlen treibt, deren Räder ohne Ausnahme horizontale Turbinen sind. Auf ganz Cypern sah Baker nur ein oberschlächtiges Rad. Der Aquädukt ging früher 25 (engl.) Meilen weit bis zu dem alten Salamis. Knüpften sich begreiflicherweise im Alterthum Fabeln aller Art an diese heilige Quelle, so sind auch heute noch allerhand seltsame Ansichten über ihre Entstehung verbreitet; Baker, der sie wohl mit Recht für das in ein großes unterirdisches Reservoir rinnende Sammelwasser einer ausgedehnten Berglandschaft hält, begegnete mehrfach dem Glauben, daß es Wasser sei, welches durch hydraulischen Druck auf die Höhe von Karamania in Kleinasien getrieben werde, und das, von dort durch ein unterirdisches Gerinne tief unter dem Boden des Meeres geleitet, die Oeffnung im Felsen von Chytrea erreiche. Heute verdankt Chytrea seinen Wohlstand vornehmlich der Seidenindustrie, doch hat dieselbe leider in den letzten Jahren durch einen Mangel an Voraussicht bei den Producenten einen sehr merklichen Rückgang erlitten. Hier wie auch in anderen Gegenden Cyperns haben die Seidenzüchter die Eier in so unglaublichen, unsinnigen Mengen an die Händler von Beirut verkauft, daß ihnen selber ein viel zu geringer Vorrath verblieben ist. Infolge dieses Opfers, durch das sie in den Besitz von baarem Gelde kommen wollten, stehen heute vielfach die Maulbeerpflanzungen in vollster Ueppigkeit, ohne daß eine Raupe da wäre, die sie ernähren sollen. Mit Staunen sieht der Europäer auch wohl, wie gerade in Chytrea das Wasser verschwendet wird; keine der 32 Mühlen hat ein Reservoir oder einen Mühlteich, in dem sich das Wasser während des Stillstandes der Räder sammeln könnte. Sehr auffallend ist der Mangel an Mahlmühlen auf der ganzen Insel; große Züge von Maulthieren bringen das Getreide sogar von Larnaka bis Chytrea; und das in einem Lande, wo eine fast unaufhörlich wehende Brise die Anlage von Windmühlen an fast jedem Punkte belohnen würde. „In der großen Ebene Messaria würden Windmühlen zum Mahlen des Getreides wie zum Heben des Wassers unschätzbar sein, und man kann sich nichts Einfacheres denken, als die Verbindung von Windmühlenflügeln mit der jetzt durch Ochsen in Bewegung gesetzten Pumpe."

Etwa 1000 Fuß über Chytrea liegen auf dem öden Kalksteinfelsen eine große Anzahl zerfallener alter Steinhaufen, die den Fremden zuerst an Dolmen erinnern, bis er erfährt, daß es rohe Kalköfen sind, die schon seit Jahrhunderten hier im Betrieb sind. Die Familien der Kalkbrenner wohnen in Hütten der elendesten Art oder auch in nothdürftig hergerichteten Höhlen am Berge. Auf Meilen in die Runde giebt es hier in den oberen Regionen des Gebirges keine Bäume mehr; dieselben sind der Mehrzahl nach wohl der Art der Kalkbrenner zum Opfer gefallen. Heute wird das jämmerliche Strauchwerk, die letzten Ueberreste der seit Jahrhunderten immer von Neuem behackten und abgeschnittenen Bäume und Sträucher, von Frauen und Mädchen mühselig mit schweren Hacken aus dem harten Boden gegraben; die starken alten Wurzeln müssen als Brennmaterial für die

Kalköfen dienen, deren Betrieb unter diesen Verhältnissen nicht mehr lange fortgesetzt werden kann. In geologischer Beziehung ist diese Gegend nicht nur deshalb interessant, weil das Karpasgebirge das einzige Vorkommen von Jurakalk auf der ganzen Insel repräsentirt, sondern besonders noch, weil Baker hier in einer Schlucht eine ungeheure Menge von metamorphem Gestein in Blöcken von verschiedener Größe und Farbe vorfand, darunter mächtige Stücke grünen Marmors, des kostbaren verde antico, sowie anderer schöngezeichneter und geflammter Arten, die für den Export sämmtlich sehr werthvoll wären. Anstatt der schmalen Pfade, auf denen jetzt die mit Kalk beladenen Esel in langen Reihen zu Thal ziehen, müßte eine für Kameele gangbare Straße hergestellt werden, in diesem Lande der niedrigen Arbeitslöhne eine leichte Sache; in Gestellen, die an beiden Seiten des Lastthieres zu befestigen wären, könnten die kostbaren Blöcke bequem transportirt werden.

Famagusta und der Karpasdistrikt, der die langgestreckte östliche Spitze der Insel in sich begreift, waren Baker's nächstes Ziel, das, da es an einer direkten passirbaren Straße fehlte, nur mit weitem Umwege über Levkosia zurück erreicht werden konnte. Langsam, nie mehr als 12 bis 13 engl. Meilen am Tage zurücklegend, ging es durch das höchst uninteressante Land, „eine baumlose Wüste, auf der ab und zu einige aus Schmutz gebaute weitläufige Dörfer standen oder die unvermeidlichen weißen griechischen Kirchen mit ihren in Bogen gebauten Dächern zu sehen waren.“ In den Thälern des Pedias und seiner Nebenflüsse fand man einige wohlhabendere, von fruchtbaren Aeckern umgebene Dörfer; eine grüne Oase mit Cypressen, Pappeln und anderen majestätischen Bäumen bildete auch das auf einer quellenreichen von Sümpfen umzogenen Höhe belegene Kullia, dessen ausgedehnte, zum Theil unter zu großer Nässe des undrainirten Bodens leidende Baumwollplantagen dem größten Landeigenthümer Cyperns, Herrn Mattei, angehören. Diese Ausnahmen aber können den traurigen Eindruck des Ganzen nicht verwischen, den auch dieser östliche Theil der Messaria auf Jeden hervorbringen muß. Gerade in der Nähe von Kullia hatte der Mangel an Regen das Wachsthum des Klees und anderer Futterkräuter gehindert, auf die das Vieh um diese Jahreszeit in dem graslosen Lande angewiesen ist. Die Thiere mußten sich in den stehenden Sümpfen ein ungewohntes Futter suchen, und hier sah man denn auch neben den abgemagerten, lebenden Ochsen, die vor Schwäche sich kaum auf den Beinen erhalten konnten, zahlreiche Leichen und Skelete von schon gefallenen, die den Dorfhunden eine willkommene Beute waren. In dem gebirgigen, ursprünglich reich bewaldet gewesenen Karpasdistrikt ändert sich die Scenerie wohl, die landwirthschaftlichen Verhältnisse aber nicht; das bebaute Gebiet der zwischen den Bergen liegenden Dörfer ist meist nicht groß genug, um bei der landesüblichen Art der Bewirthschaftung die Bewohner ernähren zu können. In dem bedeutenden Dorfe Gallibornu (Galinoporni), das am Südhange des Gebirges etwa eine Tagereise vom Kap Sanct Andreas, der Ostspitze der Insel, liegt, herrschte die größte Armuth; das ganze zu dem Dorfe gehörige Thal lag brach und konnte nicht eine Kornähre aufweisen, da der ausgewirthschaftete Boden nach mehrjährigem Tragen der Ruhe bedurfte. In dieser Jahreszeit hilft die Natur den Bewohnern des Karpasdistriktes wenigstens über den Hunger fort, indem sie eine Menge von wildem Gemüse in den Bergen wachsen läßt, das von Menschen und Vieh gleich gern und von beiden auch gleichmäßig in rohem Zustande gegessen wird; eine Hauptrolle spielen hierunter die großen wilden Artischocken, deren abgeschälte Stengel auch einem europäischen Gaumen zusagen, wenn sie europäisch zubereitet, d. h. gekocht werden. Seltsamerweise wird der Gemüsebau auf der ganzen Insel sehr vernachlässigt; denn der Cypriote hält den Ackerbau für seinen eigentlichen Beruf. Saubohnen und Zwiebeln, meist unreife Oliven und Olivenöl, alles ungekocht gegessen, bilden mit Gerstenbrot die fast ausschließliche Nahrung des Volkes. Ob aus Mangel an Brennmaterial oder weil das Klima Fleischnahrung entbehrlich macht: auf jeden Fall kommt sie höchst selten nur vor. Es ist wohl möglich, daß der Preis des Schaffleisches, 15 Pfennig pro Pfund, dem Gros der Bevölkerung unerschwinglich ist; ihre Ochsen aber sind für die Arbeit zu werthvoll und unentbehrlich, als daß sie überhaupt als Schlachtvieh gerechnet würden. Unter den zahlreichen Bettlern und Kranken, die in allen Dörfern des Karpasdistriktes den Reisenden verfolgen, befindet sich eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Blinden; nach Baker's Meinung ist das so häufige Auftreten von Augenkrankheiten und Blindheit auch hier nur die Folge der größten Unreinlichkeit in den elenden Hütten und Dörfern.

Vielleicht nirgends auf der Insel sind die verderblichen Folgen der Zerstörung des Waldes so sichtbar wie an dem Vorgebirge S. Andreas. Jeder Baum ist erbarmungslos gefällt worden, die Vegetation besteht jetzt nur noch aus dichtem Gestrüpp und jungen Cypressen, die, wenn es der englischen Regierung gelingen sollte, hier ihr Forstschonungsgesetz durchzuführen, diesem verarmten Theil der Insel in 15 Jahren wieder zu Wohlstand verhelfen könnten. Während der türkischen Verwaltung waren, wie ein Mönch aus dem Kloster S. Andreas Baker erzählte, jährlich Hunderte von Schiffen aus Kleinasien und Aegypten gekommen, um die hiesigen Wälder nach Feuerholz für ihre Häfen zu plündern. Vergeblich hatte das Kloster Einsprache erhoben, sich an die Behörden gewendet; die Schiffseigner wußten sich mit dem Pascha auf freundschaftlichem Wege durch kleine Geschenke abzufinden. Da das Holz nach dem Gewichte verkauft wird, empfahl es sich, nur die Stämme mitzunehmen, die bequem neben einander in den Schiffsraum gepackt werden können — so liegt nun ein chaotisches Gewirr von Zweig- und Astwerk allenthalben am Boden. Aus Nachlässigkeit und aus Bosheit hatten die Schiffsmannschaften mehr als einmal Feuer in diesem zerstreuten Reisig entstehen lassen, das, wie große vollständig kahle Strecken jetzt noch beweisen, unter dem jungen natürlichen Nachwuchs arge Verheerungen angerichtet hatte.

Der zum Meere abfallende nördliche Hang der Karpaskette, auf dem Baker von S. Andreas zurückkehrte, ist reich an romantischen Partien, trotzdem auch hier nur noch niedriges Gebüsch die schroffen Klippen bedeckt; ein mehrtägiger Regen hatte den Boden mit einem dichten Teppich von rothen Ranunkeln, Mohn, einem schönen gelben Cistus, Primeln, Cyklamen, Narcissen und verschiedenfarbigen Anemonen bekleidet; dazwischen zeigte sich in den tief einschneidenden Schluchten üppiger Rasen, eine Seltenheit auf Cypern. Ueber Rizokarpaso, das von altersher durch seine Seidenzucht ausgezeichnet ist, und Trichomo, eine schmutzige, schon wieder in der Messaria belegene Stadt, näherte man sich der Ostküste der Insel, die meilenweit eine total flache durch die Ueberschwemmungen des Pedias entstandene Ebene ist. Vorbei an den vom Sande fast ganz bedeckten spärlichen Ruinen des alten Salamis, die noch vor dem alle Nachgrabungen auf Cypern untersagenden Verbot der britischen Regierung vom General di Cesnola untersucht und beschrieben worden sind, vorbei auch an der griechischen Kirche S. Barnabas, die an der Stelle errichtet ist, wo der „wunderbar konservirte“ Leichnam dieses Heiligen zusammen mit dem Evangelium S. Matthäi aufgefunden sein soll, kam man

an die Stelle, wo der Fluß Pedias seine Mündung in das Meer haben müßte. Es war ein 2 engl. Meilen breiter Morast mit einigen tiefen, mit schmutzigem Wasser gefüllten Löchern, der zur Linken, nach dem Meere hin, einen seichten See bildet. Hinter diesem Sumpfe erheben sich, von einem breiten tiefen Graben umzogen, die imposanten Mauern der gewaltigen Festung Famagusta, an der, nach Baker's Meinung, die Zukunft des britischen Cypern hängt. Die eigentliche Stadt, die unter den Lusignans und den Venetianern ihre Kirchen nach Hunderten, ihre Paläste nach Tausenden gezählt hat, ist seit der türkischen Eroberung und Plünderung im Jahre 1571 zum größten Theile nur noch ein großer Ruinenhaufen, daneben ein Labyrinth enger schmutziger Türkengassen. Der Hafen ist seitdem versumpft und eigentlich nicht mehr vorhanden, unter den Trümmern in der Stadt hat sich der Unrath von drei Jahrhunderten ungestört angehäuft — nur die in der Anlage ebenso wie in der Ausführung großartigen Befestigungen befinden sich in ziemlich guter Reparatur. Weitläufige unterirdische Bauten, Vorrathshäuser, Magazine, Geschützgießereien und alle sonstigen Erfordernisse einer Festung ersten Ranges und eines Arsenals sind vorhanden. Es würde nur noch die Anlage einiger detachirter Forts nöthig sein mit Seitenwerken, die sich auf den Höhen hinter der Stadt entlang zögen, um den Platz fast uneinnehmbar zu machen. Der Hafen von Famagusta, der durch den vom Pedias mitgeführten Sand und Schlamm jetzt versumpft, ist, wenn auch nach Osten und Südosten offen, doch der einzige Hafen Cyperns, der für größere Schiffe von bedeutendem Tiefgange brauchbar sein kann. „Alle Fachleute, welche sich den gegenwärtigen Hafen angesehen haben," sagt Baker, „stimmen darin überein, daß mit sehr geringen Kosten ein vorzüglicher Hafen hergestellt werden könnte, der als uneinnehmbares Kohlendepot und Arsenal die Glieder der Festungskette mit einander verbinden würde, welche die Wächter des Mittelländischen Meeres bilden." Und weiterhin: „Ohne Famagusta würde die Insel als Flottenstation nutzlos sein; mit Famagusta, dem vorzüglichen Hafenplatz und Arsenal, beherrschen wir den östlichen Theil des Mittelmeeres und halten unsere Verbindung mit dem Suezkanal und folglich unsere Route nach Indien offen — — — mit dem Kriegshafen wird Cypern der Schlüssel zu einer großen Stellung; ohne ihn ist die ganze Angelegenheit ein Mißgriff."

Wenn die englische Regierung, wie wohl zu erwarten steht, sich früher oder später zur Wiederherstellung von Famagusta entschließt, so wird das ernsthafteste Hinderniß, das sich ihren Absichten in den Weg stellt, der ungesunde Aufenthalt in der Stadt und das gefürchtete Famagustafieber sein. Viel könnte dagegen schon durch ein Hinwegräumen der alten Trümmerhaufen geschehen, durch Terrassirung und Drainirung des ganzen innerhalb der Festungsmauern belegenen Terrains, durch Neuaufbau der Stadt nach einem der Lokalität und den militärischen Erfordernissen eines befestigten Platzes angepaßten Plane. Die Regulirung der Pedias würde eine noch größere, aber nicht weniger unentbehrliche Arbeit sein. Der Fluß muß vermittels eines künstlichen Kanals in das Meer geleitet und, wie der Rhone, in genügend hohe Ufer eingeengt werden, um ein Ueberfließen zu verhindern; das Bett muß zuglich eng genug sein, um eine starke Strömung hervorzubringen, die den Schlamm weit von der Küste entfernt absetzt. Das marschige, der Ueberschwemmungen wegen jetzt so unnütze Land wird, gut drainirt, für den Ackerbau nutzbar werden und ebenso reiche oder noch reichere Erträgnisse liefern wie die Umgebung der Stadt an der West- und Südseite, wo Gemüse und Obst in einer sonst in Cypern unbekannten Vortrefflichkeit und Fülle gezogen wird. Viele dieser reichen, von hohen Dämmen umgebenen Niederungen waren einst vorzüglicher Krappboden; im Jahre 1863 war der Acker (etwa 25 qm) guter Krappboden bei Famagusta 90 Pf. St. werth; seitdem aber die als Türkisch-Roth bekannte Farbe, die früher ausschließlich aus der Krappwurzel gewonnen wurde, aus Alizarin hergestellt wird, hat dieses die vegetabilische Substanz vom Markte verdrängt und in Cypern eine wichtige, heimische Industrie völlig zerstört. Der reiche, tiefe, sandige Lehm von Famagusta und Morphu ist dadurch auf den gewöhnlichen Durchschnittspreis für Ackerland herabgedrückt.

Von Famagusta aus begab sich Baker wieder nach Levkosia zurück, um dann von hier aus an die Nordküste, in den westlichen Theil des Karpasgebirges zu gehen. Kerynia, die einzige Hafenstadt der Nordküste, übertrifft an landschaftlicher Schönheit ihrer Umgebung alle Städte Cyperns. Das Karpasgebirge ist hier mit herrlichem Walde bedeckt, aus dem in wenigen Meilen Entfernung nach Osten hin der alte Prachtbau des Klosters Bellapais, ein wahres Wunderwerk gothischer Baukunst, heute eine Ruine, emporragt. Die alten festen Schlösser der Tempelritter, St. Hilarion und Buffavento, liegen ebenfalls weithin sichtbar auf bewaldeten Gipfeln des Küstengebirges, das blaue Meer vor sich. In den engen Thälern befinden sich zahlreiche Dörfer, von uralten Olivenhainen umgeben; die unteren Hänge der Berge aber sind hier allenthalben in einer Weise für den Ackerbau ausgenutzt, wie man dies selten sieht: kein Fuß breit Ackerlandes ist unbestellt. Die Stadt Kerynia, die ihrerzeit ein fester Platz der Venetianer war, weist neben den noch wohlerhaltenen Befestigungswerken derselben auch noch die Trümmer viel älterer auf: ein Zeichen, daß man die Wichtigkeit dieses Hafens zu allen Zeiten zu schätzen gewußt hat. Ein Aquädukt versorgt die Stadt mit gutem Trinkwasser, für Belagerungszeiten sind mächtige gemauerte Reservoirs vorhanden; weitläuftige unterirdische Gewölbe und Gefängnisse, die sich unter der Festung hinziehen sollen, sind bis jetzt noch nicht untersucht worden. Da der Hafen von Kerynia nach Norden offen ist, gewährt er den Schiffern nicht bei jedem Wetter genügende Sicherheit, um so weniger, als eine nach Westen ins Land gehende geringe Ausbuchtung, in der einige kleine Schiffe zur Noth Schutz finden könnten, jetzt versandet ist und der Ausbaggerung bedarf. Wenn dies gethan und wenn vor allen Dingen eine Fahrstraße von Kerynia nach Levkosia gebaut sein wird, kann die Stadt ein nicht unwichtiger Handelshafen werden. Schlimm genug ist es freilich, daß auf alle derartige Vorschläge an die britischen Behörden die unvermeidliche Antwort ist, daß die Regierung unter den obwaltenden Verhältnissen (der jährlichen Abführung von 96 000 Pf. St. aus den Einkünften des Landes an die Pforte) kein Geld habe.

Nach einem Besuche der uralten Steinbrüche von Kerynia, aus denen ohne Zweifel schon die dorischen Kolonisten, welche die Stadt gründeten, das Material genommen haben, setzte Baker seine Reise in westlicher Richtung durch das Gebirge fort, über die blühenden Städte Karava und Lapithas, die durch ihre Umgebung von Maulbeerplantagen als Sitz einer lebhaften Seidenindustrie gekennzeichnet werden. Man näherte sich jetzt dem westlichen Ende der Karpaskette, die in schroffen Klippen bis dicht an das Meer herantritt. Große Blöcke eines schönen dunkelgrünen Marmors und kleinere Stücke einer rosenrothen Art lagen am Ufer zerstreut und ließen darauf schließen, daß die hoch überhängenden dunklen Klippen aus derselben Gesteinsart bestanden. Die Ausbeutung dieses kostbaren Besitzes könnte

eine reiche Einnahmequelle sein, um so mehr, als sich innerhalb weniger Schritte Entfernung kleine Buchten befinden, die während der Sommermonate Küstenfahrzeugen von 20 oder 30 Tonnen sichern Ankergrund gewähren könnten. Der Weg von der Nordküste nach dem einige Meilen südlicher im Lande gelegenen Morphu führt über ein anscheinend fruchtbares Plateau, das, an einigen Stellen kultivirt, zum größten Theile mit Wald oder vielmehr mit den Ueberresten eines Waldes von Terpentinkiefern bestanden war. Auf der meilenlangen Strecke gab es keinen unverstümmelten Baum, der über acht Jahre alt gewesen wäre. Wo man nicht die ganze Spitze abgeschnitten hatte, nur um eine gerade Stange zu erhalten, da hatte man 15 Jahr alte und noch ältere Bäume um der Terpentingewinnung willen schonungslos angehauen, die Rinde zum Gerben abgeschält. Mit den Mastixbüschen war man nicht besser verfahren — und doch bedeckten trotz dieser unaufhörlichen Verwüstungen junge von den herabfallenden Zapfen ausgesäete Baumpflänzchen überall den Boden und zeigten, wie das fruchtbare Erdreich hier die Forstkultur belohnen würde. Lange Reihen von hoch mit Holz beladenen Eseln, die mit Aexten bewaffneten Holzfäller daneben schreitend, zogen auf der sogenannten Straße nach Morphu hin —, gerade als herrschte der Türke noch im Lande und als hätte der englische Gouverneur noch kein Gesetz zur Schonung des Waldes gegeben. Freilich, zwischen dem Erlassen eines Gesetzes und seiner kräftigen Durchführung ist ein gewaltiger Unterschied!

Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib.

Von **Carl Berghoff** in Chartum.

I.

Auf dem Assuaner Suk (Markt) hatte ich zuerst Gelegenheit, Repräsentanten der nubischen Nomaden, die dort zu Handels- und Tauschzwecken versammelt waren, zu sehen und zu beobachten; ich muß gestehen, daß sie meine Aufmerksamkeit vor allem andern in Anspruch nahmen. Durch eine fünftägige Stromfahrt nach Korosko wurden die braunen Gesellen etwas meinem Gesichte entrückt, um jedoch in letzterer Stadt naturwüchsiger und origineller als je wieder zum Vorschein zu kommen. Ich reiste in Gesellschaft einer arabischen Kaufmannskarawane, die, nach dem Sudân ziehend, zur Fortschaffung ihrer Waaren etwa 50 Kameele brauchten. Die Herren und Begleiter dieser Thiere waren: acht Bischarib-Jünglinge, zwei Ababdeh und ein Sudân-Araber, von denen ich die folgenden Mittheilungen durch vorsichtiges Fragen, nach vorhergehender Geschmeidigmachung durch „Bachschisch", erhielt; auch trafen wir während der Reise mehrmals Bischarib-Lager, wo ich, wenn auch nur flüchtige, Gelegenheit fand, Beobachtungen anzustellen und bisher Erhaltenes zu kontroliren. Leider war die Reise von zu kurzer Dauer, zu mühselig, auch die Kameeltreiber, die Objekte der Beobachtung und Befragung in den Ruhepausen, zu ermüdet, als daß Bedeutendes erreicht werden konnte; doch hoffe ich immerhin, daß die kargen Fragmente, die ich mittheilen kann, einiges Interesse darbieten.

Die Abâbdeh (Singul. Abâdi).

Nichts hält wohl schwerer als die Zahl eines Nomadenvolkes zu schätzen, Grenzen um das von ihnen beschwärmte Gebiet zu ziehen. Die Abâbdeh sind ein kleines Hirtenvolk; ihre Zahl soll nach Angabe glaubwürdiger gebildeter Araber kaum 1500 bis 2000 Seelen betragen. Dr. Klunzinger, dieser sonst so gewissenhafte Beobachter, nimmt (Bilder aus Oberägypten S. 249) 30000 an, hat aber zweifellos viel zu hoch gegriffen. Nach meinen Erkundigungen bedienen sie sich keiner eigenen Sprache, sondern sprechen verdorbenes Arabisch, verstehen jedoch, ohne Ausnahme, die Bischarib-Sprache. Sie tragen das Haar kurz, doch immer noch derartig, daß es bei einem Europäer üppig genannt werden würde. Es schien mir, ebenso wie die Hautfarbe, schwärzer als das der Bischarib und bedeckt den Kopf in großen zusammenhaltenden, nicht wolligen, gefälligen Locken. Wie die Bischarib verschmähen sie jede Art Kopfbedeckung, auch stimmen sie mit denselben hinsichtlich der Kleidung und Bewaffnung überein. Sie bewohnen die Wüste zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, ungefähr vom 24° bis 20° nördl. Br. In früheren Zeiten sollen häufig blutige Kämpfe zwischen den Bischarib und Ababdeh stattgefunden haben, welche aber neuerdings einer friedlichen Vermischung und dadurch bedingten Absorption der letztern Platz gemacht zu haben scheinen. Die Ababdeh sind schön gebaute Menschen mit regelmäßigerm, angenehmerm Gesichte als die Bischarib, deren starker äthiopischer, etwas ans Semitische gemahnender Schnitt bei ihnen weniger auftritt. Auffallend sind die großen schönen sanften Augen. Als Hauptcharaktereigenschaft wurde von den Arabern Heimtücke angegeben, doch ist diese Angabe mit Vorsicht aufzunehmen; mir schienen sie sonst viel ruhiger und kaltblütiger als ihre südlichen Nachbarn.

Bischâri, Plur. Bischarib.

(Bischarin ist die arab. Pluralform.)

Das Land der Bischarib erstreckt sich in der Länge von der Nordgrenze Abyssiniens (incl. Bogos, Bazen) bis zum 24° nördl. Br. (doch sieht man sie häufig noch nördlicher z. B. in Assuan), in der Breite vom Nil bis zum Rothen Meere; natürlich ist damit die in diesem Gebiete liegende Wüste und Steppe gemeint, da die Bewohner der fruchtbaren Ufergelände des Nil, Atbara und Bachr el Azrak andern Stammes sind. Kleine Abtheilungen wohnen auch westlich vom Nil in der Breite von Berber und nördlich. Die Hadendôa zähle ich zu den Bischarib, denn ein bei unserer Karawane befindliches Individuum erstern Stammes unterschied sich nur durch eine unbedeutende Differenz des Haartoupets und ebenso kleine Dialektverschiedenheit. Die Bischâri leben fast ausschließlich von Viehzucht, besitzen eine vortreffliche Race von Kameelen, wenig Rindvieh und zahlreiche Herden von Ziegen und Schafen; die letzteren sind weiß, gelbbraun gefleckt, haben keine oder schlechte Wolle,

produciren aber viel Milch; außerdem schöne kleine aschgraue Esel, die auf dem Rücken ein schwarzes Kreuz haben, dessen Querlinien über die Schulterblätter laufen, und jedenfalls von Wildeseln abstammen, wie ich solche im Wadi el Humâr bei Abu Hammed sah. Pferde und nubische Windhunde werden selten als Luxusthiere gehalten. Hier und da entschließt sich auch manchmal ein Bischâri, während der in südlichen Regionen häufigen Sommerregen, etwas Durrah (Sorghum) anzubauen. Als Ackerwerkzeuge müssen dann zugespitzte Stöcke dienen.

Dieses Volk theilt sich in eine zahllose Menge kleiner Stämme, Horden, Familien, und liebt es niemals in großer Anzahl zusammen zu sein. Selbst bei Besichtigung eines ihrer Lager, das selten mehr als 10 bis 15 Zelte, eher weniger, zählt, gewahrt man diese Neigung zum Partikularismus; immer sind die Zelte von einander durch eine Entfernung von mindestens 80 Schritten geschieden, häufig auch hinter Mimosenbüschen versteckt. An einen selbst nur ungefähren Schätzungsversuch ihrer Seelenzahl wage ich mich nicht; auf alle Fragen darüber erhielt ich stets die unvermeidliche Antwort: „Sehr viele! viele Tausende! wer kennt die Zahl?“ Aber zweifellos sind sie ein großes zahlreiches Volk, das einzige in Nubien, das seine Nationalität gewahrt, seine Sprache nicht gegen die arabische vertauscht hat. Schlank, sehnig, sind die Bischarib ein wohlgeformter Menschenschlag; selten ist bedeutende Körperkraft, deren Mangel aber andererseits durch große Gewandtheit, Zähigkeit und Ausdauer ersetzt wird. Ich sah unscheinbare 17jährige Bürschchen täglich 16- bis 17stündige Fußmärsche durch eine glutschwangere afrikanische Wüste machen, und Entbehrungen an Speise und Trank ausstehen, wie ich solches nie Gelegenheit hatte zu beobachten. Die Hautfarbe dieser Leute ist gewöhnlich dunkelrothbraun (etwa wie Umbra und gebrannte Terra di Siena gemischt), in mehr oder weniger gesättigten Tinten variirend; eigentliches Schwarz habe ich nie beobachtet. Sie besitzen eine mittlere Schädelbildung, sind weder lang- noch breitschädelig; die Gesichtsbildung hat häufig durch den eignen Nasen- (leicht gebogen, auch gerade, weite bewegliche Flügel) und Lippenschnitt (Lippen voll, dunkle Färbung) ein etwas semitisches Aussehen. Die Stirn ist hoch, gewölbt, die Zähne regelmäßig und schneeweiß.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Krasnowodsk schreibt man dem „Golos“: Nach fünftägiger Fahrt von Astrachan aus legt der Dampfer an der hölzernen Landungsbrücke an, die einige zehn Sashen (à 2,13 m) weit ins Meer hinausgebaut ist. Auf einem meterbreiten Schienenstrang werden mittels kleiner Platformen die Lasten vom Schiff ans Ufer gebracht. Nahe der Landungsstelle erhebt sich zunächst ein zweistöckiges Gebäude mit einem Belvedere nach der Meeresseite, die Residenz des Gouverneurs des transkaspischen Gebiets. Der ganze zweite Stock war fünf barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege eingeräumt. Hinter der Wohnung des Militärchefs steht, ebenfalls aus Stein gebaut, das neuerdings eröffnete Hospital. (Das bis dahin in Krasnowodsk etablirte Feldlazareth ist nach Michailowsk verlegt worden.) Unweit des Hospitals befindet sich das Offizierkasino, in dem der Besucher nur ein Restaurant vermißte. Weiter folgen ein paar kleine steinerne Häuschen, in denen der Telegraph, die Post, die Militärverwaltung ꝛc. untergebracht sind, und schließlich eine Reihe kleiner Läden. Zur Seite der genannten Baulichkeiten liegen die bei Weitem nicht so gut wie die anderen Bauten hergestellten Kasernen. Rechts von der Landestelle, nach dem Hafen zu gesehen, ist dicht am Ufer in einem kleinen Steinbau der Süßwasserapparat eingerichtet, der mit Naphta geheizt wird, dessen Kessel aber von wenig guter Beschaffenheit sind, und dem es leicht ergehen kann, wie dem an der Michailowsk-Bai aufgestellten Apparate, dessen Dampfkessel den Dienst versagen. Dort ist die Aufstellung eines neuen Apparates System „Nabel“ erfolgt; dasselbe wird zur Vermeidung übler Folgen demnächst auch in Krasnowodsk geschehen. Links von der Landestelle steht längs des Ufers eine Reihe Kibitken, scherzhaft die Kibitkenstraße genannt, dort ist unter einem kleinen Dache von Segeltuch auch die Station des Rothen Kreuzers. Das ist ganz Krasnawodsk.

Etwas Armseligeres und Oederes als die Umgegend dieses Ortes kann man sich kaum varstellen. Jeder Strauch, ja jede Spur von Pflanzenwuchs fehlt, ringsum sieht man nur den heißen Sand und die kahlen felsigen Höhen der Umgebung. Die ganze Bedeutung des Ortes für die Zukunst beruht in seiner Lage an der Bucht, die an der Landungsstelle noch 12 Fuß Wassertiefe besitzt.

— Einer Bekanntmachung der russischen Telegraphenverwaltung zufolge ist die Telegraphenlinie von Krasnowodsk über Bami in der Richtung auf Gök-tepe Mitte März 1881 bis Durun eröffnet worden.

— Am 30. Januar (11. Februar) 1881 ist im Transkaspischen Gebiete die erste Dampfeisenbahn und zwar von Michailowsk (Station an dem gleichnamigen Meerbusen) aus auf 83 Werst Länge (bis 3 Werst vom Brunnen Aidin) dem Betriebe übergeben worden; eine weitere Strecke von 27 Werst bis zum Passe Achtscha-Kuima wird als Pferdebahn betrieben; der Bau wird in der Richtung auf Kizyl-Arwat weiter fartgeführt.

— In der März-Sitzung der vereinigten Sektionen für mathematische und physische Geographie der russ. geogr. Gesellschaft hielt Herr Augustinowitsch einen Vortrag über die Möglichkeit einer erfolgreichen Kolanisation der Insel Sachalin. Der Redner hat die Insel auf drei verschiedenen Reisen kennen gelernt und tritt der in Rußland weit verbreiteten Ansicht entgegen, daß dieselbe für Anlage von Kolonien nicht geeignet sei. Er sagt über das Klima in agronomischer und hygienischer Beziehung: Der nördlichste Theil der Insel ist allerdings wegen seines rauhen Klimas fast unbewohnbar, der mittlere und südliche Theil dagegen haben ein für die Entwickelung von Ackerbau und Gemüsebau vollkommen geeignetes Klima, und auch in hygienischer Beziehung vereinigt Sachalin alle der Gesundheit zuträglichen Bedingungen. Epidemische Krankheiten sind dort ganz unbekannt und an den Krankheiten unter den Sträflingen ist nicht das Klima, sondern sind anderweitige Ursachen Schuld. Aus den seit 1872 bestehenden drei Ansiedelungen sind inzwischen schon neun geworden und in dem früher ganz unwegsamen Lande sind auch schon einige gute Wege angelegt, einer derselben sogar mit acht Brücken. Die bisherigen Erfolge von Ackerbau und Viehzucht lassen nach

Ansicht des Redners ganz zufriedenstellende Resultate erwarten.

Afrika.

— Der französische Lieutenant de Castries veröffentlicht im „Bulletin“ der Pariser Geographischen Gesellschaft (December 1880) eine sehr detaillirte Karte des Uëd Draa im südlichen Marokko. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß der Ausdruck „itlaga bi“ (sich begegnen mit), dessen sich die meisten Eingeborenen bei der Beschreibung eines Wasserlaufes bedienen, zweideutig ist und ebenso oft bei der Namensänderung eines und desselben Flusses, wie bei dem Zusammenströmen des Haupt- mit einem Nebenflusse angewendet wird. Wenn sie also z. B. den langen Lauf des Schelif beschreiben, dessen Quellfluß der Uëd Sebgag im Dschebel Amur bildet, so sagen sie: der Uëd Sebgag trifft zusammen mit dem Uëd el Baidha; der Uëd el Baidha trifft zusammen mit dem Uëd Thuil, dieser mit dem Uëd Mechaula, dieser mit dem Uëd Taggin u. s. f. Den Grund solcher zahlreichen Benennungen, welche einen Forschungsreisenden zur Verzweiflung bringen können, sieht Jemand, der an stetig fließende Ströme gewöhnt ist, nicht ein; in Afrika dagegen, wo sich die mit Wasser bedeckten Stellen innerhalb des Hauptflußbettes in langen Zwischenräumen folgen, begreift man ihn leicht. Eine weiter oben fließende Quelle erreicht oft mit Mühe die nächste weiter unterhalb. Die Eingeborenen, welche diesem Auftreten des Wassers in den fast stets ausgetrockneten Betten ihrer Flüsse folgen, zerlegen die letzteren in ebenso viele einzelne Wasserläufe, als sie bedeutende Quellen in ihrem Bette aufzuweisen haben, und geben jedem dieser Theilstücke, welche sie für einen besondern Fluß ansehen, einen besondern Namen. Nun wird man die Anwendung des Ausdrucks itlaga bi, um zu bezeichnen, daß die Gewässer solcher verschiedenen Quellen sich treffen, begreifen. Eine falsche Deutung dieses arabischen Verbums hat schon zahlreiche geographische Irrthümer zur Folge gehabt.

— Gerhard Rohlfs soll sich nach glücklicher Beendigung seiner Mission am Hofe des Johannes von Abessinien bereits auf der Rückreise befinden, welche er nordwärts durch die nubische Wüste ausführt.

— Die italienische Mission in Schoa scheint sich jetzt aufzulösen: Kapitän Martini hat bereits Aden erreicht, Bianchi, Cecchi und Antonelli haben Massaua passirt und nur der Marchese Antinori bleibt allein in Schoa zurück.

— Matteucci's letzter Brief ist datirt „in Sicht von Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, 25. Oktober 1880“. Der italienische Reisende spricht mit Zuversicht von der Möglichkeit, die Länder um den Tsad-See zu erforschen und über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Die letzten Nachrichten von ihm s. S. 16 dieses Bandes.)

— Mr. W. H. Ingram hat, nachdem er den von der Royal Geographical Society eingerichteten Kursus zur Instruktion von Forschungsreisenden durchgemacht hat, eine Entdeckungsreise im Zambesi-Gebiete angetreten.

— Im Juni gedenkt Dr. Holub nach der Kapkolonie abzureisen und nach längerm Aufenthalte in den südafrikanischen Kolonien im Laufe des nächsten Jahres in das Innere Afrikas aufzubrechen. Seine Zwecke sind neben den wissenschaftlichen auch kommercieller Natur; er steht mit einer österreichisch-ungarischen Exportgesellschaft in Verbindung, welcher er die gesammelten Proben afrikanischer Produkte zusenden wird. Die zu jener Gesellschaft gehörenden Firmen geben ihm einen großen Vorrath von Waaren gratis mit, um dafür Produkte einzutauschen und zugleich die österreichischen Fabrikate bekannt zu machen. Die eingelaufenen Waaren, wie Glasschmuck, Kleider, Wäsche, Drogen, Chemikalien, Schuhe, Baumwollwaaren, Knöpfe, Papier, Wein, Hüte, Cravatten, Messer, Wiener Bier u. s. w. bilden schon eine kleine Ausstellung österreichischen Gewerbefleißes. Ein Vertreter der Gesellschaft soll nach Südafrika gehen, um zwischen ihr und Dr. Holub die Mittelsperson zu bilden.

— Savorgnan de Brazza ist am 18. December vorigen Jahres von S. Marie de Gabon abgereist, um mit dem Wörmann'schen Dampfer „Mpongwe“ von Neuem den Ogowe hinauf zu gehen. Er führt einen kleinen, zerlegbaren Dampfer mit sich, der für den Congo bestimmt ist.

— Wir haben das Vergnügen gehabt, am 7. März den Dr. Oskar Lenz gesund und mit reicher Ausbeute aus der westlichen Sahara zurückgekehrt in Berlin begrüßen zu können. Eine an Detail reiche Routenkarte von Marokko über den Atlas und „Anti-Atlas“ nach Taudeni und Timbuktu und von da westwärts bis Medina am Niger ist das nächste handgreifliche Ergebniß der glücklichen Reise. Von hohem Interesse sind die zahlreichen Höhenmessungen auf dieser Route: von großen Differenzen ist keine Rede, geschweige denn von einer Depression, wie behauptet wurde, als man die Möglichkeit der Unterwassersetzung der westlichen Sahara diskutirte. Dieser vielbesprochene „Dschauf“ oder „Leib der Wüste“ hat sich als ein einfaches Wadi herausgestellt. Nachdem Dr. Lenz hinter Iler (Ilegh) den Anti-Atlas in 1100 m Höhe überschritten, bewegte er sich, bis er in das Tiefland am Senegal hinabstieg, in einer durchschnittlichen Höhe von 200 bis 400 m. Der tiefste Punkt erreichte immer noch 149 m. Tenduf liegt 395 m hoch, die Areg-Zone Igidi 375, Taudeni 223, Timbuktu 245 (die erste Messung dieses Ortes!). Hinter Nioro (300 m) stieg er steil in die Senegalniederung nach Kuniakari (100 m) hinab. Von großem Interesse erscheinen uns ferner die ethnographischen Aufschlüsse des Reisenden, namentlich über die weite Verbreitung der Araber im westlichen Sudan. Mit Spannung darf man seinen ausführlicheren Mittheilungen entgegensehen.

— Rastlos schreitet in der Jetztzeit die Erforschung Afrikas vorwärts und die Karte des schwarzen Erdtheils ist in fortwährender Umgestaltung begriffen, nicht überall zwar, doch an so vielen Stellen, namentlich am obern Nil, in Senegambien, im Becken des Congo, im Seengebiete und im äußersten Südosten, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich die hauptsächliche Aufmerksamkeit der Kartographen auf Afrika richtet. Einen Gesammtüberblick des bisher Geleisteten hat der Herausgeber dieser Blätter in einer eben erschienenen sechsblätterigen Wandkarte (H. Kiepert's Physikal. Wandkarten, Nro. 5, Afrika. Neubearbeitung von Richard Kiepert; Berlin, D. Reimer 1881) zu geben versucht, welche den Standpunkt unserer Kenntnisse zu Anfang dieses Jahres repräsentirt. Die neuesten Resultate, wie Rohlfs' Entdeckung von Kufra, die Auffindung der Nigerquellen, Flegel's Aufnahmen des Binuë, Masan-Bey's Karte von Dar-Fur, Denhardt's Aufnahme des Tana, Capello's und Ivens' Reise am Quango, Schütt's Aufnahmen im südlichen Congo-Becken und andere mehr sind berücksichtigt, und auf Grund der in den letzten Jahren bedeutend vermehrten Messungen wurden die Höhenverhältnisse des Erdtheiles in großen Zügen durch zwei Höhenschichten (zu 300 und 1000 Meter) veranschaulicht, eine Darstellungsweise, welche sich für Wandkarten ganz besonders empfiehlt und die jetzt schon mit viel größerer Zuverlässigkeit angewendet werden konnte, als bei der ersten Ausgabe der Karte vor acht Jahren. Freilich liegen aus sehr ausgedehnten Gebieten noch gar keine oder nur sehr wenige und unzuverlässige Höhenmessungen vor, so daß derartige Versuche von Höhenschichten stets cum grano salis zu verstehen und zu würdigen sind. Die in Rede stehende Karte ist auch ohne diese Höhenschichten nur mit braunem Terrain und mit politischem Kolorite erschienen.

Australien.

— Die Aussagen des Mr. Skuthorpe (vergl. oben S. 208), er habe im fernen Westen der Kolonie Queensland das Tagebuch des Dr. Leichhardt, so wie andere jener verschollenen Expedition angehörige Reliquien aufgefunden, haben sich als gemeiner Betrug erwiesen. Skuthorpe hat nichts gefunden und besitzt daher auch nichts, was er aufzeigen kann, geschweige denn einen 50 Pfund schweren Sack mit Leichhardt-Reliquien. Skuthorpe verweilt noch immer in Blackall, in 24° 11' südl. Br. und 144° 50' östl. L. Gr., wo er als Aufschneider ersten Ranges allgemein bekannt ist. Auch seine früheren Aussagen, daß er am Mulligan-Flusse, unweit der südaustralischen Grenze, Kinder angetroffen habe, welche die Nachkommen von Classen, dem Schwager und Begleiter des Dr. Leichhardt, mit eingeborenen Weibern seien, ist gelogen. Die dortigen Eingeborenen wissen überhaupt nichts von den vielerlei Mittheilungen, welche sie an Skuthorpe über die Leichhardt-Expedition gemacht haben sollen. Alles Humbug!!

— Im Januar 1881 wurde in Sydney eine Ministerkonferenz sämmtlicher australischer Kolonien abgehalten. Auf derselben ward auch beschlossen, daß in Zukunft jedes in einen australischen Hafen einlaufende Schiff auf je hundert Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen als Passagier führen dürfe, bei Strafe von 10 Pf. St. pro Kopf darüber hinaus. Eben so soll jeder die Kolonien betretende Chinese eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. erlegen, sofern er nicht nachweist, daß er englischer Unterthan ist.

— Wir berichteten, daß Ende November vorigen Jahres von Melbourne aus der Dampfer Protos mit einem vollen Cargo gefrorenen Fleisches auf London abgegangen sei. Das Unternehmen glückte, nur wurde getadelt, daß das Fleisch eine große Trockenheit auf der langen Reise angenommen habe. Man hofft, diesen Fehler dadurch vollständig zu beseitigen, daß in Zukunft die Thierkörper in den Fellen belassen werden. Versuche dieser Art im Kleinen haben nämlich ergeben, daß dem Fleische dann seine ganze Saftigkeit und Süße erhalten werden. Die Australian Frozen Meat Company in Melbourne hat den Dampfer Protos für zwei weitere Fahrten engagirt.

Südamerika.

— Dr. Crevaux hat seine dritte südamerikanische Reise bereits beendet (vergl. oben S. 256). Wie er beabsichtigte, ist er auf Flößen den Guayabero, einen Zufluß des Orinoko, hinabgefahren und hat von demselben eine genaue Aufnahme veranstaltet, welche 1275 engl. Meilen umfaßt. 375 Meilen lang führt er durch eine vollständige Einöde. Indianer brachten ihn und seine Gefährten von der Einmündung des Guayabero auf dem Orinoko nach Ciudad Bolivar, von wo er mit einem Dampfer Trinidad erreichte, nachdem er kurz vor Ende der Reise seinen Gefährten, den Matrosen Burban, durch den Stich eines Süßwasserrochen verloren hatte. Sein indianischer Diener Apatu wäre beinahe einem Krokodil zum Opfer gefallen. Crevaux besuchte später Dörfer der Eingeborenen im Orinoko-Delta und hat dort interessante anthropologische Daten gesammelt.

Polargebiete.

— Das Navy Department der Vereinigten Staaten hat beschlossen, den Walfischfänger „Mary and Helen", Dampfer in San Francisco, zu kaufen und ihn auf die Suche nach dem Nordpolfahrer Jeannette auszusenden. Die Regierung steuert 100 000 Dollars zu den Kosten der Unternehmung bei.

Vermischtes.

— Von der vortrefflichen „Allgemeinen Erdkunde", von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorny ist jetzt die dritte neubearbeitete Auflage erschienen (Prag 1881, A. Tempsky). Reich vermehrt gegen früher, durchaus dem neuesten Standpunkte der einzelnen behandelten Disciplinen (Astronomische Geographie, Meteorologie, Oceanographie, Geologie, Biologie) entsprechend, mit 205 Holzstichen und 16 Karten, darunter einer geologischen Uebersichtskarte von Mitteleuropa, versehen, nimmt es unter den Lehrbüchern der Geographie einen ganz eigenartigen Rang ein. Was sonst von einem Autor kurz in den einleitenden Abschnitten behandelt wird, erörtern hier drei Fachmänner ersten Ranges in größerer Ausführlichkeit und mit der nur solchen eigenen Beherrschung des Stoffes. So entstand ein Handbuch, welches jedem Freunde und Jünger der Geographie sich unentbehrlich gemacht hat. Ganz neu hinzugekommen sind die Abschnitte über Erdmagnetismus, Oceanographie, welche ja in den letzten Jahren so bedeutende Fortschritte aufzuweisen hat, und über die Wärmeverhältnisse der festen Erdrinde und das Erdinnere. Möge das Buch auch in seiner neuen Gestalt unserer Wissenschaft recht zahlreiche Freunde zuführen.

— Einen ähnlichen Zweck wie die „Allgemeine Erdkunde" in gefälligerer Form verfolgt Prof. Ratzel's „Die Erde" (Stuttgart, J. Engelhorn 1881). Der Verfasser nennt sein aus 20 gemeinverständlichen Vorträgen umgearbeitetes und erweitertes Werk ein „geographisches Lesebuch", „ein Buch zum lesenden Lernen für alle Freunde und Schüler der Erdkunde, die nicht selbst zu den Quellen hinabsteigen". Des Autors Name bürgt unseren Lesern dafür, daß sie wissenschaftlich Gediegenes in geistvoller, edler Form dargeboten erhalten.

— Im Anschluß an Obiges möchten wir auf einige in gelungenem Farbendruck ausgeführte Tafeln zur mathematischen Geographie aufmerksam machen, welche der stets rührige Nestor der österreichischen Geographen, Regierungsrath Anton Steinhauser, bei Artaria u. Co. in Wien herausgegeben hat. Die vier bisher vollendeten Blätter, deren Suite durch zwei noch in Arbeit befindliche vollständig wird, stellen dar: die Himmels-Planigloben; das Planetensystem unserer Sonne nach Littrow und Arago; Erde und Mond; Sonne und Mond.

— Mr. Burchard, Münzdirektor der Vereinigten Staaten, giebt folgende Zahlen über den Werth der Gold- und Silberproduktion der Erde in den Jahren 1877 bis 1879:

	Gold	Silber
1879 . . .	105 365 697 Doll.	81 037 220 Doll.
1878 . . .	119 031 085 „	87 351 497 „
1877 . . .	113 947 173 „	81 040 665 „
	338 343 955 Doll.	249 429 382 Doll.

Zusammen in drei Jahren für 587 773 337 Dollars! Der Hauptantheil davon entfällt auf die Vereinigten Staaten, welche 1879 für 38 899 858 Doll. Gold und für 40 812 132 Doll. Silber producirten. Dann folgt Australien mit 29 018 223 Doll. nur Gold und Rußland mit durchschnittlich jährlich 27 Mill. Doll. Gold und ein wenig Silber. Mexico liefert 27 Mill. Doll., aber fast nur Silber.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

VI.

Aehnliche Expeditionen gegen benachbarte Dörfer wurden noch mehrfach unternommen und brachten dem Sultan Mohammedu im Laufe eines Monats immerhin gegen 400 Sklaven ein, waren aber unter einander so ähnlich, daß wir sie hier übergehen. Dadurch wurde aber die Umgebung zusehends entvölkert, und es fing an, an Getreide zu mangeln, so daß eine etwa 30 Köpfe starke Karawane einfacher Reisenden, die Somraï passirt hatte, von den Leuten des Sultans ohne Ausnahme todtgeschlagen wurde, nur um sich ihre Lebensmittel anzueignen. Zudem verbreitete sich das Gerücht, daß die Wadaïer und Parteigänger des Gegenkönigs Abd-er-Rahman den Schari überschritten hätten, was für die Treue der Heidenländer von den schlimmsten Folgen sein konnte. Das alles war wenig nach Nachtigal's Geschmack, welcher gern weiter nach Süden vorgedrungen wäre; doch fand der Sultan als echter Baghirmi stets einen Vorwand, solche Reisepläne zu vereiteln und hinauszuschieben. Dabei rückte die Regenzeit immer näher heran und es begannen sich Wolken zu zeigen. Die ersten Gewitterregen beobachtete der Reisende in der Hauptstadt Somraï's; einige folgten dann in der ersten Hälfte des April. In der zweiten Hälfte waren sie schon nicht mehr selten, und im Mai sogar bedenklich häufig, wodurch der Lehmboden Somraï's bald unpassirbar werden mußte. Dieser Zustand der Dinge wurde allmälig unhaltbar: Mohammedu mußte abziehen, ehe er die umliegenden Dörfer erobert hatte, und Nachtigal und seine Gefährten mußten ihm folgen, weil sie dem Sultan zwar alle ihre Pferde verkauft hatten, doch noch nicht bezahlt worden waren, zweitens aber, weil ihnen der Rückweg nach Norden durch den aufgeweichten Thonboden und die zweifelhafte Haltung Somraï's abgeschnitten war. So brachen sie denn am 29. Mai auf, gefolgt von den rachegierigen Heiden, welche sofort die verlassenen Hütten in Brand steckten und nur durch die Panzerreiter des Fatscha im Schach gehalten werden konnten. Am ersten Tage erreichte man in östlicher Richtung das eine halbe Tagereise entfernte Murki, den letzten von Gaberi bewohnten Ort, und kam nun in S.-O.-Richtung nach fünf Stunden in die Nähe des noch nie unterworfenen Dorfes Kôlik, welches von Palem, einer Unterabtheilung der Tummok, bewohnt wurde, und das der Mbang zu überfallen gedachte. Als er aber am 31. Mai mit Sonnenaufgang zum Angriff schreiten wollte, fand er das Dorf schon in Flammen, angezündet von seinen eigenen Bewohnern, welche das Nahen des Feindes bemerkt hatten. Sofort zerstreuten sich des Sultans Leute, um jeder auf seine Faust zu rauben und zu plündern. Allein jene brennenden Hütten waren nur eine Art Vorstadt gewesen; weiterhin erhob sich ein niedriger Erdwall, welcher das eigentliche innere Dorf umschloß. Auf demselben saßen die Eingeborenen so harmlos und friedlich, als hätten sie nicht das Geringste zu befürchten; nur Frauen und Kinder suchte das Auge vergebens. Es war die Ruhe der festen Entschlossenheit: das Ansinnen sich zu unterwerfen wiesen sie entschieden zurück, und nun begann der Kampf. Der niedrige Wall mit Graben bildete ein weites, fast quadratisches Viereck mit je einer Oeffnung in seinen vier

Seiten, welche durch Baumstämme, Dornzweige u. s. w. sorgfältig verrammelt waren. Das Centrum des Quadrats nahm ein dichtes Wäldchen ein, ebenfalls von viereckiger Form, worin das innerste Dorf, der letzte Zufluchtsort, liegen sollte. Almaï, des Reisenden Marokkaner, und einige Flintenträger gingen als Tirailleure vor, und unter ihrem Schutze gelang es gepanzerten Fußsoldaten, die Barrikaden des nächsten Zuganges wegzuräumen. Damit war das innere Dorf unhaltbar geworden, und als Panzerreiter, Flintenträger, Baghirmi, Sklaven und Heiden ins Innere der Umwallung drangen, zogen sich die Eingeborenen in das centrale Wäldchen zurück und vertheidigten sich dort vom frühen Morgen an bis Nachmittags drei Uhr auf das Heldenmüthigste. Das centrale Wäldchen war ebenfalls mit Graben und hohem Walle umgeben, und nur zwei ganz enge Pfade, die nur einem Menschen Platz ließen, führten in sein Inneres. Hier waren die sonst von den Heiden so gefürchteten Panzerreiter ganz überflüssig, und wären nicht die Feuerwaffen gewesen, so wäre auch an jenem Tage Kölik noch nicht erobert worden. Ein besonderes Hinderniß für den Sieg der Baghirmi liegt in dem Mangel an einheitlichem Vorgehen; vielmehr sucht jeder in erster Reihe seinen eigenen Vortheil zu wahren durch Gefangennahme von Sklaven, von denen ihm die Hälfte gehört, und durch Raub von Ziegen, Hunden und dergleichen, die ganz ihm verbleiben. Sobald daher der Zugang zu den ins Innere führenden Pfaden durch Aexte etwas erweitert — im Innern des Gehölzes verbreiterten dieselben sich etwas — und die Aufmerksamkeit der Belagerten auf die dort Eindringenden concentrirt war, begannen auch die Baghirmi-Leute sofort ihre privaten Unternehmungen. Von allen Seiten krochen sie unter die dichten Büsche und kehrten nach einiger Zeit mit



Erstürmung einer Barrikade in Kölik.

einem Kinde oder einer Ziege wieder; oft freilich mögen sie auch ihre Raubsucht drinnen mit dem Leben gebüßt haben.

Auf der Seite, wo Nachtigal sich befand, leitete der Fatscha den Kampf; den andern Zugang suchten die Leute des Mbärma und Ngarmàni zu erobern. Doch bei dem Fatscha waren die Feuerwaffen und endlich auch der Erfolg. Die Heiden machten zwar von Zeit zu Zeit wüthende Ausfälle und zogen sich dann wieder in das centrale Dorf zurück, wo sie von ihren Frauen mit Wasser und Melissa erquickt wurden; allein für jeden Feind, den sie zu tödten oder auch nur zu verwunden vermochten, verloren sie aus ihrer ohnehin beschränkten Zahl mehrere durch das tödtliche Blei. Am verderblichsten für sie war der Moment, in dem es einem der Angreifer gelang, eine der innersten Hütten, welche auf einem engen Raume dicht zusammengedrängt standen, in Brand zu stecken. „Ich selbst — schreibt Nachtigal — wünschte um diese Zeit ebenfalls einen Einblick in die Zufluchtsstätte der Einwohner zu gewinnen, stieg vom Pferde und schlich langsam und vorsichtig auf dem engen Pfade bis auf eine Lichtung, auf der unsere Kämpfer sich hielten, und von hier seitlich bis zu den Hütten, die auf dieser Seite theilweise in Flammen standen und von den Frauen und Kindern bereits verlassen waren. Doch als ich langsam zurückging, trat ein Moment der Ermannung der ermüdeten Kölik-Kämpfer ein, sie griffen die Baghirmi mit großem Ungestüm an und trieben sie in eine wilde Flucht, in die auch ich verwickelt wurde. Zunächst verlor ich bei dem rasenden Laufe das einzige Schuhpaar, das ich noch mein nannte, und wurde dann, bei der Nacktheit meiner zarthäutigen Füße, in beunruhigender Weise von den Flüchtlingen überholt. Meine imponirende blaue Brille, das letzte unzerbrochene Exemplar, sank sodann in den Staub und mein Tarbusch blieb an seiner Quaste in den Zweigen hängen. Schon hörte ich das Geheul des erbitterten Feindes in nächster Nähe; schon fühlte ich im Geiste ein scharfes Wurfeisen meiner Flucht ein Ende machen, wagte jedoch

nicht umzuschauen, um keine Zeit zu verlieren. Noch ein Moment, und sie mußten mich haben; da plötzlich traf mich ein heftiger Schmerz am rechten Fuße; der Boden schwand unter meinen Füßen und ich rollte in einen Graben vor die Füße unserer Pferde und — war gerettet. Beschämt schlich ich barfuß, barhäuptig, am Fuße blutend, wo mich eine Lanze oberflächlich verletzt hatte, glücklicherweise mit meinem geretteten letzten Revolver, auf mein Pferd und verwünschte meine unzeitige Neugier."

Mit der schwindenden Zahl der Vertheidiger sanken auch die Kräfte der Ueberlebenden. Das Dorf wurde allmälig mit allen dorthin geflüchteten Getreidevorräthen eingeäschert, und die Angreifer schlichen immer kühner von daher und dorther herbei, und schleppten Frauen und Kinder fort. Das Centrum mit seiner glühenden Asche war nicht mehr zu halten; die Belagerten zogen sich in das undurchdringliche Dickicht gegen den Punkt der Peripherie hin, welchen der Mbärma besetzt hielt. Dort concentrirte sich der letzte Kampf. Die kleine Schaar in ihrer Verzweiflung beschloß daselbst durchzubrechen, die Belagerer zu überraschen und mitten durch die Reihen derselben ihr Heil in der Flucht zu suchen. Doch thaten das immer nur einzelne, welche stets ihren Tod dabei fanden. Hier spielten sich die empörendsten Scenen ab. Verwundete, halbtodte Männer zerrte man unter den Büschen hervor, und habsüchtige Baghirmi machten fast den Leiden derselben ein Ende im Streite um ihren



Die Palem von Kólik in der äußersten Noth.

Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich ein zuweilen blutiger Kampf um ihren Besitz, und zarte Kinder wurden aus den Armen ihrer Mütter gerissen, wenn es zu Streit und Theilung kam. Dieser beständige Zank zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimath, Glückseligkeit, Zukunft, Alles verloren hatten, übertraf an Rohheit und Ekelhaftigkeit selbst die Gräuel des Kampfes. Um 3 Uhr Nachmittags endlich boten 30 bis 40 Mann, welche die Ueberlebenden darstellten, ihre Unterwerfung an: ihre Messer um den Hals gebunden erschienen sie zu diesem Endzwecke vor dem Fatscha. Der Sultan von Baghirmi hatte einige hundert Sklaven mehr; dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden.

Noch an demselben Nachmittage verließen sie diesen Schauplatz des Raubes, Mordes und der Verwüstung, marschirten in östlicher Richtung durch einen lichten Wald von Deleb-Palmen, passirten das Dorf Palem und lagerten gegen Sonnenuntergang $^1/_2$ Stunde jenseits desselben. Dort hatten die Männer trotz des Amân, den ihnen Mohammedu zugesichert, ihre Familien auf Bombax-Bäumen in Sicherheit gebracht, während sie selbst die wohlverpallisadirten Gehöfte mit den verbarrikadirten Thüren bewachten. Trotzdem ließ sich aus abgelegeneren Hütten oft das Geschrei von Frauen und Kindern hören, wenn gewissenlose Marodeurs dort einbrachen und plünderten. Die folgende Nacht verbrachte der Reisende zum großen Theile mit dem Verbinden von Verwundeten, deren viele schweren Verletzungen des Unterleibes erlagen.

Am nächsten Morgen wurde, stets in östlicher Richtung, eine üppig bewachsene Niederung überschritten, die als Komodugu oder Flußthal bezeichnet wurde und an der tiefsten Stelle Sumpfboden und stehende Wasserlachen enthielt. Dieselbe gehörte anscheinend zu dem bereits früher erwähnten Ba Ili. Schon um 8 Uhr Morgens wurde bei Gundi gelagert und von dort die nothwendigsten Materialien für Hütten requirirt. Für Nachtigal aber fand sich nur ein Stück Strohgeflecht, da alles für den König und die obersten Würdenträger vorweg genommen worden war, und so mußte er sich mit einem Geflecht aus Zweigen und Laub begnügen.

Gundi ist der Hauptort des Stammes und Territoriums von Tummok und Residenz des Häuptlings Bei, übrigens kein zusammengebautes, geschlossenes Dorf, sondern eine Anzahl einzelner Weiler und Gehöfte, wie Somraï, Möde und Bröto. Tummok war dem Reisenden als eine Art Schlaraffenland geschildert worden, wo es Durra, Negerhirse, Sesam, Koltschi und Ngangala in Menge und Ziegen und Hühner von unerhörter Billigkeit geben sollte. Allein von diesem Ueberflusse war in Wahrheit nichts zu bemerken, und bei einer am zweiten Tage unternommenen Expedition wurde nur spärlich Ngangula mit den Waffen in der Hand erzwungen. Und so blieb es: jede Fouragirung wurde zu einem Raubzuge, bei dem oft Menschen getödtet wurden. Die umliegenden Dörfer erkannten zwar seit lange des Mbang Oberherrschaft an und bezahlten ihre Abgaben, bestanden dafür aber auf dem Aman, der ihnen Sicherheit der Person und des Eigenthums verhieß. Sie ließen sich durchaus nicht schweigend ausplündern, wie die Gaberi, sondern vertheidigten im Bewußtsein ihres Rechtes ihr Eigenthum. Bald gab es ringsum keine Spur von Getreide mehr; alles war versteckt und vergraben, und Mohammedu's Leute und Nachtigal's mit ihnen mußten hungern. Die Getreideexpeditionen wurden immer unergiebiger, und schließlich fanden sich nur mit Mühe Leute zu denselben,



Gundi, Hauptstadt von Tummok.

weil es dabei weniger Getreide, als blutige Köpfe zu holen gab. Unter solchen Umständen gab Nachtigal alle weiteren Reisepläne auf, um so mehr als seine Mittel gänzlich auf die Neige gingen, und dachte nur an die Rückkehr nach Bornu. Es kam zuweilen zu sehr derben, fast harten und groben Worten seinerseits bei Besuchen, die er dem Könige machte.

Die Mitglieder der Karawane waren nach und nach für ihre Pferde bezahlt worden, und Nachtigal selbst hatte für das seinige gegen zwei Centner Elfenbein empfangen. Dazu suchte Sultan Mohammedu ihn nicht mit leeren Händen zu entlassen, da er wohl einsah, daß Nachtigal sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht fühlte. Derselbe hatte ihm reiche Geschenke gebracht und war doch weder anständig verpflegt worden, noch waren seine ferneren Reisewünsche in Erfüllung gegangen. Um nun seiner königlichen Würde und dem weit verbreiteten Rufe der Freigebigkeit zu genügen, fing Mohammedu an, dem Doktor Sklaven zuzusenden, und zwar gleich anfangs deren zehn, welche für denselben zum Anlaß unsäglichen Aergers wurden. Der sie überbringende Eunuch wollte von Nachtigal's Weigerung, dieselben anzunehmen, nichts hören; diesem aber fehlte es, abgesehen von seinem Widerwillen gegen die Sklavenhalterei, auch an den nöthigen Mitteln, den neuen Zuwachs zu ernähren. Nach vielen Scherereien mußte er sich endlich dazu verstehen, daß wenigstens vier von den Sklaven seinen Dienern zu Theil wurden. Ein anderes Mal schickte der Sultan sechs junge Sklaven beiderlei Geschlechts, von der Art, die man sedási (Leute von 6 ampan Größe) nennt, wohl in der Meinung, daß die erste Sendung wegen ihrer geringern Qualität dem Reisenden nicht gefallen hätte. Dieser aber weigerte sich wieder sie anzunehmen, und nun sandte der Fürst als höchsten Trumpf — eine seiner eigenen Frauen. Dieselbe war im Besitz einer prächtigen Garderobe, welche für Nachtigal in dem Zustande von Dürftigkeit, in welchem er sich befand, ein wahrer Schatz gewesen wäre; trotzdem lehnte er auch diese schmeichelhafte Gunstbezeugung Mohammedu's ab. Deßhalb suchte derselbe nun Elfenbein aufzutreiben und dem Reisenden zu schenken.

Am 1. Juni waren sie in Gundi angekommen und hatten dort mit Hungern und Nichtsthun den ganzen Monat zugebracht. Am 1. Juli erkrankte Nachtigal am Fie-

der und mußte bis zum Tage der Abreise das Bett hüten. Die Malaria hinterließ bei ihm eine Diarrhöe, zu welcher er bei dem Fehlen jeder reizenden und gewürzigen Nahrung ohnehin disponirte; an derselben erkrankten auch die meisten jugendlichen Sklaven und starben in entsetzlichen Proportionen. Des Reisenden einziger Wunsch und Gedanke war nun die schleunigste Rückkehr. Während der Monate Juni und Juli hatte der Regen stets zugenommen; es waren mehr als 30 Regentage während derselben zu verzeichnen. Bett und Kleidung waren stets wie mit Thau übergossen und trockneten niemals ganz, alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete und war selbst nicht zwei Tage lang frei von Rost zu halten. In Nachtigal's Hütte war eine beständige Kellerluft und dabei nicht Holz genug,



König Mohammedu sendet dem Reisenden eine seiner Frauen zum Geschenke.

um dauernd Feuer zu unterhalten, wie die Eingeborenen es machen, denn das Holzholen selbst war seit einiger Zeit mit Lebensgefahr verbunden.

Aber Sultan Mohammedu's sicher erwartetes Elfenbein kam nicht, und da alle übrigen Glieder der Karawane bezahlt waren, und Nachtigal's Groll anfing immer rücksichtsloser zu werden, so ließ ihn der Sultan am 30. Juli abreisen, obwohl er ihn gern noch weiter herumgeschleppt und von seinen Flinten Nutzen gezogen hätte. Die übrigen Glieder der Karawane lagerten schon seit verschiedenen Tagen zu Gundi und waren nur durch Mohammedu's strengen und oft wiederholten Befehl bis zu Nachtigal's Ankunft zurückgehalten worden. So zog auch dieser am 30. Juli nur nach dem nahen Gundi, und erst am 31. Juli brachen sie dann gemeinsam nach Norden auf.

Streifereien durch Slavonien.

Von Professor **E. Kramberger** in Karlstadt.

I.

Von Barcs über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica.

Slavonien mit seinen dunkelen Wäldern, den bewaldeten Bergen, mit seinen fruchtbaren Ebenen und weintragenden Hügeln ist ein in der nichtslavischen Welt wenig, vielleicht nur dem Namen nach bekanntes Land, bei dessen Nennung dem Kenner der Geschichte unwillkürlich der Baron Trenk mit seinen Panduren vor das geistige Auge tritt. Viele verbinden mit dem Namen des Landes auch den Begriff der Wildheit. Doch thut man nicht unrecht, wenn man es nach alten, schlechten Reisebeschreibungen beurtheilt, denen nebst vielen anderen Mängeln auch theilweise Effekthascherei und

Oberflächlichkeit anhaften [1])? Oder nach den märchenhaften Erzählungen und Schilderungen mancher Voyageurs, die aus Wien und anderen Städten kommend, an Alles den Maßstab derselben legen, und denen bei Unkenntniß der Sprache auch die Eigenthümlichkeiten des Volkes verloren gehen. Es giebt Leute, die das ganze Land von der staubigen Poststraße beurtheilen und a priori aburtheilen, da sie nicht bedenken, nur zu oft nicht einmal wissen, daß in jener Zeit, wo andere Länder ungestört auf der Bahn der Kultur weiter schritten, hier der Tummelplatz wilder Türkenhorden war, welche durch Jahrhunderte hin mit dem Mordstahl und der Brandfackel Tod und Vernichtung nach allen Seiten trugen, ohne das Volk vernichten zu können, dem seine zähe Widerstandskraft einzig und allein Rettung brachte.

Wir wollen das Land wenigstens theilweise kennen lernen, um uns darüber ein Urtheil zu schaffen, und zu dem Zwecke sei hier meine letzte Reise dahin geschildert, die mich in einen der interessantesten Theile führte [1]).

Schon von der ungarischen Eisenbahnstation Barcs aus sieht man wie eine blaue, gedehnte Linie das Gebirge Slavoniens von West nach Ost sich dahinziehen. Es sind das die bewaldeten Ausläufer der Alpen in einer mittlern Höhe



Zigeuner-Ehepaar (Kotlari oder Kesselschmiede) aus der Podravina.

von 2000 Fuß. Um auf das rechte Ufer der Drave zu gelangen, muß man vorerst die trüben meist lehmgelb gefärbten Wellen des Flusses hinter sich haben; und das ist nicht immer ganz leicht. Denn obgleich drüben, in dem einige Meilen entfernten Suhopolje, die Straßen des Požeganer und Viroviticer Komitates zusammentreffen und über Virovitica laufend am Ufer der Drave enden, so fehlt doch dem großen Verkehr zum Trotze eine Brücke [2]), und nur eine mit Ketten an sieben Kähne gelegte, verankerte Fähre vermittelt

[1]) Histor. und geograph. Beschreibung des Königreiches Slavonien vom k. k. Regierungsrathe Fr. W. von Taube. Leipzig 1777.

[2]) Von Warasdin bis Esseg ist keine solche vorhanden, sondern nur Ueberfuhren.

[1]) Richtiger Aussprache wegen sei hier bemerkt, daß im Kroatischen die nebenangeführten Laute so, wie folgt, auszusprechen sind:

č = tsch, hart,
ć = tsch, sehr weich,
dj = dsch, weich,
gj = „ „
hv = wie f oder w,
š = sch,
v = w,
z = s in Rose, Getöse,
ž = j im Französischen jour;

In ie sind beide Laute gedehnt zu hören.

Alle anderen Laute klingen wie im Deutschen.

den Uebergang. Man muß also bei großem Andrange der Wagen, namentlich aber bei widrigem Winde oft stundenlang warten, bis man mit seinem Fuhrwerke an die Reihe und hinüber kommt. Fußgänger ohne Gepäck haben es leichter, da sie immer Platz finden. Ich miethete daher, um des Wartens überhoben zu sein, einen stets am magyarischen Ufer bereitliegenden Kahn und ließ mich trotz heftigem Winde und hochgehenden Wellen hinüber fahren. Große Tabakpflanzungen dehnten sich am jenseitigen Ufer aus, die aber bei dem letzten, hohen Wasserstande der Drave viel gelitten hatten und voll Koth und Schlamm hingen. Auf guter, durch niedriges, sumpfiges Terrain führender Straße ward in dem Wagen eines Freundes in kurzer Zeit Bazije erreicht. Dieser Ort ist einer der schlechtest gelegenen in der ganzen Podravina (Drave-Ebene), denn bei mehrtägigem Regen stecken die links und rechts an der Straße, doch viel tiefer als diese liegenden Häuser in Wasser und Morast. Auch diesmal, da die ersten Tage des August sehr regnerisch waren, hatten sich die Wände derselben bis an die Giebel mit Feuchtigkeit gesättigt. Alle Höfe waren unter Wasser. Die Sprößlinge kroatischer, deutscher und ungarischer Eltern — im Orte wohnen alle drei Nationen friedlich beisammen — liefen in drei Sprachen lustig schreiend und lachend und zumeist splitternackt durch die Pfützen; einige auch, da sie im Schlamme gelegen hatten, erdfarbig. Ueberhaupt finden sich durch die Podravina, auch im übrigen Slavonien zerstreut ziemlich häufig Böhmen, Ungarn und Deutsche angesiedelt. Letztere haben hier und da ganze Ortschaften inne. Sie sprechen die Landessprache mit wenigen Ausnahmen beinahe eben so gut, wie die deutsche, und tragen eine Tracht, die nach beiden Seiten entspricht.

Nach einer im Ganzen anderthalbstündigen Fahrt kam der hohe Thurm der Klosterkirche und das schöne Schloß von Virovitica in Sicht und bald nahm uns das gastliche Dach meines Bekannten auf.

Virovitica (auch Verőce genannt), Serota der Römer, hat seine historische Vergangenheit und Bedeutung. Zur Zeit der Römer lag es an der Heerstraße, die von Poetovio (Pettau) nach Mursa (Esseg) führte. Einige im Jahre 1835 aufgefundene Münzen, darunter eine von Vespasian, und ein Römerstein sind bis jetzt die wenigen Reste jener Zeit. Im 15., 16. und 17. Jahrhunderte stand hier, wie in allen wichtigeren Orten von Kroatien und Slavonien, eine Festung, ein Bollwerk gegen die Türken. Doch kam Virovitica, in dessen festem Schlosse sich König Bela IV. von Ungarn wiederholt aufhielt, und das König Mathias Corvinus um 1487 seinem unehelichen Sohne, dem Banus Ivan Korvin, schenkte, mehrmals unter türkische Herrschaft. Noch 1684 stand es unter den Befehlen des Ali Beg Musti und von sechs Agas. In der mit einem tiefen Wassergraben und breitem Sumpfe umgebenen Feste lagen damals 500 türkische Soldaten nebst 2300 anderen Türken: Männern, Weibern und Kindern. Durch die Grafen Leslie, Trautmannsdorf, Herberstein und Zrinj aber gänzlich eingeschlossen, fanden dieselben es für gut abzuziehen und sich das Sicherheitsgeleite bis zur Save auszubedingen. Das wurde ihnen zugesagt und 600 Kroaten eskortirten sie; sie wurden jedoch von den Banalgrenzern überfallen und trotzdem die begleitende Mannschaft pflichtgemäß auf die eigenen Landsleute Feuer gab, größtentheils niedergemacht und geplündert. Graf Gall blieb darauf Kommandant des Schlosses [1]).

Der Wassergraben umgiebt noch heute den Platz, auf dem die Feste gestanden. Von dieser selbst ist nur ein vermauertes Thor zu sehen; doch erhebt sich über den Trümmern ein stattliches, von einer Parkanlage umgebenes Schloß, das die aus Bosnien eingewanderte und in Oesterreich zuerst in den Freiherrn-, dann in den Grafenstand erhobene Familie der Pejačević gebaut, später sammt dem Gute, das dazu gehört, an den Fürsten Lippe-Schaumburg verkauft hat. Den Schloßplatz umgeben hübsche, darunter mehrere stockhohe Häuser. Das Franziskaner-Kloster ist im Jahre 1370 von der ungarischen Königin Elisabeth gestiftet, doch 1553 von den Türken zerstört und erst 1729 wieder erbaut worden. Virovitica, wie es heute ist, hat eine Einwohnerzahl von etwa 4000 Bekennern der katholischen und griechisch-orientalischen Religion; daneben auch einige Israeliten. Der Ort ist als Sitz der Centralverwaltung der großen Lippe'schen Herrschaften Verőce und Miklos für diese von Bedeutung; auch führt nach ihm das ganze Komitat den Namen, obgleich die obersten Komitats-Behörden ihren Sitz in Esseg haben. Die einzelnen Domänen sind in neuester Zeit mit Ausnahme dreier und der Wälder verpachtet, welch letztere einen bedeutenden Ertrag an Binderholz und Eisenbahnschwellen, sowie durch die licitando verpachtete Eichel- und Buchelmast abwerfen. Sie sind, wie die meisten in Slavonien, Urwälder, und obgleich die Eiche und Buche vorwaltet, reich an Eschen, Birken, Erlen, Ahorn, wilden Birn- und Aepfelbäumen. In den Gebirgswäldern der Janković'schen Herrschaft Bučin findet man aber auch die herrlichsten Tannen massenhaft neben hohen Buchen emporgeschossen; weshalb dort die Brettererzeugung im Schwunge ist. Virovitica hat auch schöne Weingärten.

Von hier bis Suhopolje kommt man zu Wagen in einer Stunde. Auf halbem Wege liegt rechts eine jetzt in ein Wirthshaus umgewandelte Schweizerei; links dehnt sich ein großer, mehrere Meilen im Umfange fassender, mit gemauerten Pfeilern und Bretterwänden eingefriedeter Thiergarten aus. Der Zugang ist nach der Straße durch ein hohes, säulengeschmücktes Gitterthor abgeschlossen. Dahinter liegen Wiesen und schattige Waldgründe und die Wellen eines Baches fließen hindurch; aus der Ferne schimmern die weißen Wände eines Jägerhauses herüber. Der Thiergarten ist Eigenthum der adeligen Grundherren Janković von Terezovac und stammt noch aus jener Zeit, wo die slavonischen Grundherren zur bequemern Pflege des Waidwerkes und zur Hegung von Hochwild ihre schönen Buchen- und Eichenstämme zur Herstellung so umfangreicher Einfriedungen nicht zu schonen brauchten. Die Arbeitskräfte gab der zur Robot verpflichtete Bauer umsonst, wofür er einige Beneficien von Seiten der Herrschaft genoß. Jetzt freilich ist es anders, da die schönen Stämme zu Nutzhölzern verarbeitet werden und mehrere der ältesten Wälder bedeutend gelichtet sind. Es gab im Viroviticer Komitat mehrere solcher großer, jetzt ganz aufgelassener Thiergärten.

Eine schöne Pappelallee, die bei der Schweizerei beginnt und die noch eine halbe Meile lange Straße bis Terezovac beschattet, war durch sehr interessante Gestalten belebt. Zigeuner, Muldenmacher, beschäftigten sich um eine gefällte Pappel. Diese Leute tragen ihre aus weichem Holz gefertigten, oft sehr großen Mulden, Schüsseln und Schüsselchen, Löffel und dergleichen in der Podravina zum Verkaufe herum und trotzen dabei, obgleich halb nackt, jedem Wetter. Selbst das Haupt ist unbedeckt und dessen einziger Schutz das dunkele, theils wild über den Nacken hängende, theils in Zöpfchen geflochtene Haar. Die kurze, rothe Pfeife, oft ohne Rohr, rauchen auch die Weiber. Bei Mangel an Tabak wird auch das untere Ende eines Pfeifenrohres im Munde getragen. Sie sprechen neben ihrem Idiom nur Ungarisch und gelten als ehrlich; während ihre Stammesgenossen, die

[1]) Valvasor: Grenz Oertern Bd. XII, S. 40 bis 41.

mit Weib und Kind, Roß, Wagen und Zelten zwischen den einzelnen Ortschaften hin und her ziehenden Schmiede, Kesselmacher und zugleich Roßtäuscher als die größten Diebe bekannt sind. Die schwarzbraunen Gesichter, das fettgetränkte, schwarze Haar, unter dem die kühnen, spitzbübischen Augen mit gewohnter Falschheit und verschmitzter Arglist hervorstechen, der orientalische Schnitt des Gesichtes geben ihnen einen eigenthümlichen Zug. Es herrscht offenbar ein Unterschied zwischen den vorhin erwähnten Koritari (Muldenmachern) und diesem Lottergesindel; die Racen müssen zweierlei sein; das zeigt sich nicht nur in der ernsten, würdevollen Ruhe der Koritari, sondern auch im Schnitt des Auges und der Züge derselben im Gegensatze zu dem lauernden Lugen, der Verstellungskunst und Unschuldigthuerei sowie der rastlosen Beweglichkeit der Kotlari (Kesselschmiede). Freilich müßte man ihre, wenn sie Wichtigeres verhandeln, halbgemurmelte Sprache verstehen, um sie beide besser beurtheilen zu können. Außer den Zigeunern durchstreifen auch einzelne bosnische Bärentreiber das Land.

Terezovac ist ein freundlicher Ort, den namentlich nebst der schon erwähnten Allee eine zweite von prächtigen Platanen ziert, welche an der von hier nach Cabuna führenden Poststraße eine halbmeilenlange Ausdehnung hat. Vor Cabuna begrüßten mich die Düfte eines Wassertümpels, in den die Landleute eines nahen Dorfes Hanf oder Flachs zur Beize eingelegt hatten, und aus einem zweiten ragten die Köpfe einer darin lagernden Büffelherde hervor. Man verwendet diese Thiere zum Zuge, meist nur auf den Janković'schen Gütern. Von Cabuna bis Slatina führt die Poststraße wieder am Fuße schöner Weinhügel hin und ist, einige sanfte Steigungen ausgenommen, eben und gut. Besonders reich an Weingärten ist der Marktflecken Slatina. Der Ort gehört zur Schaumburg-Lippe'schen Herrschaft Veröce und dehnt sich eine halbe Meile weit zu beiden Seiten der Straße hin aus. Nur der Platz gewährt größern Raum. Die große Menge und Ausdehnung der fürstlichen Weinberge ließ eine Champagnerfabrik entstehen, die ziemliche Mengen Schaumweines erzeugt und nach allen Seiten versendet. Die Weinkultur ist hier gut gepflegt und der weiße Wein und Schiller vortrefflich. Die blaßrothe Traube, Dinka genannt, entwickelt einen besonders angenehmen aromatischen Geruch und Geschmack. Die Ortschaften, die bisher und weiter bis Bukovica zu passiren sind, bilden eine einzige Gasse und sind ziemlich groß. Die Bauernhäuser haben gewöhnlich ein Strohdach und sind weißgetüncht; viele weisen farbige Zierrathen, sternförmige Figuren oder links und rechts an den Fensterstöcken gemalte Blumentöpfe und Blumen auf; oft ist ein am obern Fensterrahmen hervorragendes, geschnitztes Brett mit einer Reihe rother Paradiesäpfel oder winziger, gelber Kürbisse belegt. Eine Schnur grünen türkischen Pfeffers hängt zum Trocknen unter dem Dachfirste. In den Häusern älterer Bauart sucht sich der Rauch seinen Weg durch das Strohdach, welches er mit der Zeit rußschwarz beizt, trotzdem ein zierlich geschnitzter Rauchfang das Dach überragt. Ein im Gange vor der Küchenthür an einen der Pfeiler genagelter halbrunder Bretterkasten dient zur Aufbewahrung des Geschirres. Um den niedrigen Herd, auf dem ein tüchtiges Feuer flackert, sitzt die ganze Familie im Kreise oder umringt, auf dem Boden und niedrigen Schemeln hockend, eine Schüssel, aus welcher sich Jeder seinen Antheil langsam zu Munde löffelt.

Die Straße von Slatina bis Bukovica ist eben; hier jedoch windet sie sich durch den Ort Hügel auf und ab. Vor dem Wirthshause und dem katholischen Pfarrhofe — die Kirche liegt weiter rückwärts am Graben des im Jahre 1301 befestigt gewesenen, nun verschwundenen Paulinerklosters — hatten Lebzelter, Opanken-[1]) und Čizmenmacher, sowie auch Kaufleute ihre Leinwandzelte und Buden aufgespannt, Töpfer ihre Waare auf dem Erdboden ausgelegt. Es war Kirchtag. Festlich geputzte Bauern strömten von und zu den Zelten. Namentlich die jungen Bursche und heirathslustigen Mädchen umkreisten die Buden. Ein Kirchtag ist es, an dem die im Busen schlummernden Gefühle durch Geschenke bekräftigt oder auch zum ersten Male geäußert werden. Der Bursche führt seine Schöne, um die er zu werben gedenkt, unter ein Zelt und macht hier Einkäufe für die Verschämte. Weist sie die angebotenen Geschenke zurück, oder will sie ihm zur Bude gar nicht folgen, so ist er mit seiner Bewerbung abgewiesen und mag sein Glück bei anderen versuchen. Nimmt sie aber das Gebotene an, so giebt sie damit zu verstehen, daß er gefällt und bei ihren Eltern um sie anhalten könne. Er führt sie darauf zum Lebzelter und bewirthet sie mit Meth, einem in der Podravina sehr beliebten Getränke. Die Mädchen tragen, wie mit wenigen Ausnahmen in ganz Slavonien, so auch hier weiße, mit rothen oder blauen Stickereien gezierte Skute, ein Kleidungsstück, das Hemd und Frauenrock zugleich ist; ferner den farbigen Gürtel (Pojas) und im Haar gewöhnlich gelbe Strohblumen. Eitlere pflegen auch die krummen Schwanzfedern der Enteriche rings herum um die Stirn aus dem glatt angekämmten Haar hervorgucken zu lassen. Schönen Gesichtern steht das neckisch. Rückwärts ist das Haar stets in einen sehr breiten, flachen Zopf geflochten und mit einem gelben Kamme aufgesteckt. Feine Seidentücher verhüllen den Busen; eine seidene Schürze — Aermere tragen solche von Kattun — vollendet die Toilette, welcher weiße Halsperlen und silberne große Ohrgehänge die Krone aufsetzen. Die Bursche, welche auf Werbung ausgehen, kleiden sich besonders aufmerksam. Das Hemd und die weiten, bis zur halben Wade reichenden Hosen sind von weißem Linnen, mehr oder minder reich mit Wollstickereien und Schnurwerk besetzt. Die Brust bedeckt eine schwarze Tuchweste, deren Rückenstück über und über mit gelben, flachen Knöpfen besetzt ist. Am Hute prangt ein Busch künstlicher Blumen und ein Band, von dicht aneinander gereihten Zinkschnallen weißglänzend. Die Stiefelabsätze sind wo möglich an den Rändern mit einer blankpolirten Fassung von hellgelbem Messingblech beschlagen und haben rückwärts und an den beiden Seitenkanten einen bis zur Ferse reichenden spornartigen Ansatz. Ein weiß und roth gewebtes, quadrirtes Taschentuch, das in ein Westenknopfloch gebunden und durch ein Aermelloch gezogen neben dem Arm weit herabhängt, macht den Burschen unwiderstehlich. Nur der Gürtel zieht die Taille zusammen, die Schulter ist jedoch heute frei. Die Bauern in Slavonien pflegen nämlich sonst immer die Torba zu tragen. Es ist das eine, gewöhnlich lederne, Tasche, die auf schmalem oder auch äußerst breitem ledernen Riemen um die Schulter gehangen und getragen wird und von der sich der Bauer sehr selten trennt, da in ihr Messer, Feuerstein und Schwamm, Brot, Käse, Tabak und selbst die Schnapsflasche mitgenommen wird.

Im Hofe des Wirthshauses tanzte die Jugend nach den Klängen des Dudelsackes das Kolo. Die Tanzenden stehen im Kreise um den Musikanten, der, den Hut schief in die Augen gedrückt, unermüdlich ist. Seine Töne elektrisiren den Tänzerkreis; die linke Hand jedes Einzelnen ruht im Gürtel des Nachbars, die rechte umschlingt den Nacken des zweiten; oder alle umschlingen sich und das Ganze beginnt in die Runde zu stampfen und sich zu drehen. Obgleich

[1]) Der Opanak ist ein pantoffelähnliches, mit schmalen, langen Riemen oberhalb des Knöchels kreuzweise an den Fuß gebundenes Beschuhungsstück.

das Kolo an manchen Orten ein einfaches Stampfen ist, so fesselt es gerade in dieser Gegend trotz seiner Einfachheit durch die Kunst des Taktes und der von Allen zugleich ausgeführten Schritte. Es würde einem Tanzlehrer nicht leicht werden, dieses eigenthümliche Aufhüpfen und den kombinirten Schritt nachzuahmen. Die Bursche schlugen die Absätze aneinander, und einer suchte den andern durch kecke, witzige Lieder zu überbieten.

Manche dieser Leute sind Künstler eigener Art. Sie machen nämlich Fingerringe von Zinkblei, die sie mit rothem Siegellack einlassen; durch die Weise der Verzierungen verrathen sie oft einen guten Geschmack.

Abends bei der Heimfahrt suchten sich die einzelnen Wagen im Schnellfahren zu überbieten und zu überholen. Ein Kirchthurmrennen begann. Bei solchen Jagden ist die Straße nicht geheuer und Unglücksfälle sind häufig, weil die Pferde oftmals schen werden und ein Wagen den andern in den Graben schleudert. Die Pferde sind klein und nicht so stark und schön wie die im Broder und Gradiskaner Bezirke, aber flink, die Wagen gut und hübsch gebaut. Auch Bukovica hat viel Weingärten. Von hier steigt und fällt die Straße über sanfte Hügel bis zu dem $^{3}/_{4}$ Stunden entfernten Miklos. Die Felder sind nicht mehr so schön, Wald beginnt. Miklos liegt im Bereiche großer Wälder, nahe am Gebirgszuge. Der Name des Ortes stammt aus dem 15. Jahrhundert, als der ungarische Große Ujlaky Miklös (Nikolaus) ein Schloß in nächster Nähe besaß. Die letzten Steine desselben verwendete man zur Aufmauerung der Brunnenwände in einem Bauernhause. In Miklos bekam ich Gelegenheit einen Hochzeitszug und auch ein Leichenbegängniß zu sehen. Ersterer rasselte auf 15 Wagen heran, in deren erstem die aus ihrem Heimathsdorfe geholte Braut saß. Besonders fiel der Pferdeschmuck auf: lange vom Scheuleder bis auf die Knie der Rosse herabhangende, weiß und roth gewürfelte, gewebte Tücher und die aus ähnlichen Tüchern zusammengesetzten Fahnen. In der Mitte des Zuges saß ganz allein auf einem etwa fünf Eimer fassenden, vollen Fasse der Čauš, der Lustigmacher, der singend und jauchzend mit seinem Stocke auf das von ihm gerittene Faß losschlug. Die Gestalt erinnerte, da sein Hut unter Blumenbüschen verschwand, sehr stark an Bacchus. Die Aufgabe des Čauš ist es, die Hochzeitsgesellschaft mit Späßen zu unterhalten. Seine Possen stehen im größten Kontrast zum würdigen Ernst der beiden Beistände, des Debeli Kum und Stari svat. Als die Jungvermählten das Haus des Bräutigams betraten, streute ein Mann aus der Begleitung Maiskörner aus vorgebundenem Säckchen hinter ihnen her. Das bedeutet Fruchtbarkeit. Dazu ertönten ununterbrochen die Klänge des Dudelsackes. Nach dem Essen folgte das Kolo, dem das ganze zusammengelaufene Dorf zusah. Des andern Tages begaben sich in den Vormittagsstunden zwei Männer und zwei Frauen aus der Zahl der Gäste mit brennender Laterne zu einer Quelle, in deren Wasser sie das Licht verlöschten. Ich konnte nicht erfahren, was das für Bedeutung habe. „Tako je kod nas običaj" („So ist es bei uns Sitte") lautete die Antwort auf meine Frage. Der Gebrauch stammt jedenfalls aus der heidnischen Zeit und erinnert an die Hochzeitsfackeln der Griechen. Es haben sich außerdem bei Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängnissen so viele Gebräuche erhalten und sind in den verschiedenen Gegenden so verschieden, daß man ein Buch darüber schreiben könnte und auch schon geschrieben hat. In der Podravina z. B., um nur Einiges zu erwähnen, legt die Mlada (Jungvermählte), wenn sie mit dem Manne fährt, ihren rechten Arm über dessen Nacken. In Velika muß sie ein halbes Jahr lang das Essen stehend einnehmen und jeden, der das Haus zum ersten Male betritt, mit einem Kusse willkommen heißen. Ich erstaunte, als ich einst in Velika in ein Bauernhaus tretend von einem schönen jungen Weibe umarmt und geküßt wurde; doch erinnerte ich mich rechtzeitig an sonstige Gebräuche bei Hochzeiten und schenkte dem schlanken Weibchen für den so freundlich gebotenen Willkommengruß einen ganz neuen Silbergulden, den ich zufällig bei mir hatte.

Sir Samuel W. Baker über die Insel Cypern.

III.

Ueber Morphu, eine unweit der Bai gleichen Namens reizlos in der öden Messaria belegene Stadt, die in früheren Jahren durch ihre Krappkultur eine große Bedeutung gehabt haben soll, setzte Baker seine Reise nach dem Süden der Insel fort. In möglichst schnellen Tagemärschen, um dem Anblick der traurigen Ebene und den gewaltigen Staubwolken zu entgehen, die der heiße Wind über sie hinwegführte, ging es zunächst nach dem innersten Theile der großen Bai, die in einem weiten, nach Nordwesten offenen Bogen tief in das Land einschneidet. Hier ändert sich die Landschaft: ansehnliche, von bewaldeten oder angebauten Schluchten und Flußthälern durchschnittene Hügel, die nördlichen Ausläufer der Troodoskette, treten bis an die Küste. Das etwa drei englische Meilen von der letztern entfernte Lefka ist ein wahrhaft paradiesischer Ort: an beiden Seiten eines engen Flußthales gelegen, sind die Häuser der Stadt in dem Grün ihrer Gärten und Orangenhaine fast verborgen. Die schmalen Gassen, in deren jeder ein Bach entlang fließt, sind von Ulmen, Eschen, Ahorn- und verschiedenartigen Obstbäumen dicht beschattet und durch das Rauschen zahlreicher Mühlräder anmuthig belebt. Das ganze Mauerwerk der Aquädukte war jetzt mit zierlichen Frauenhaarfarren geschmückt, die Fülle der reifenden Früchte an den Orangen- und Citronenbäumen aber eine derartige, daß bei mehreren derselben die Blätter vor der Masse der goldenen Aepfel nicht zu sehen waren. Man befand sich hier in einem der glücklichsten Landstriche Cyperns, der, wie eine oberflächliche Rundschau über die vortrefflich kultivirte Umgegend von Lefka erkennen ließ, mit seinen nie versiegenden Strömen vom Troodos ein ungemein wichtiger Distrikt für den Ackerbau ist.

Dicht an der Küste liegen neben dem heutigen Dorfe Karawóstasi die Ruinen der alten, von den Athenern gegründeten Hafenstadt Soli: ein Zeichen, daß man im Alterthum den Werth dieser günstigen Landungsstelle wohl zu würdigen gewußt hat, und zugleich eine Mahnung an die für den heutigen Handel Cyperns höchst wichtige Wiederherstellung eines Hafens in der Morphu-Bai: eine Aufgabe,

der sich die britische Regierung ohne Zeitverlust unterziehen müßte, wenn sie sich eben nicht der Mittel zu den nothwendigsten Reformen beraubt und sich so selber die Hände gebunden hätte. Gerade bei Soli ließe sich mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande ein zweiter Hafen für die Nordküste herstellen, der es bald mit dem von Kerynia aufnehmen, ja diesen wohl gar überflügeln würde.

Meist dicht an der felsigen Küste entlang, bald viele hundert Fuß empor-, bald wieder tief zum Niveau des Meeres hinabsteigend, führt der Maulthierpfad, der Lefka mit der Hauptstadt des Südwestdistriktes, Ktima oder Baffo, verbindet. Trotz des wilden und gefährlichen Weges war hier jedes anbaubare Fleckchen Bodens benutzt, Dörfer jedoch waren, wenigstens auf der ersten Strecke, nirgends zu sehen. Die Bauern brachten ihre leichten Pflüge auf Eseln von weither, und mit diesen sehr brauchbaren Werkzeugen pflügten sie steile Abhänge, die man in Europa, wenn überhaupt, so nur mit der Hacke urbar gemacht hätte. Von den Höhen an der Südseite der Morphu-Bai hatte der Reisende einen Einblick in die dicht von Gebirgen durchsetzte Gegend, eine Reihe wilder ungangbar steiler Felsen, die auf H. Kiepert's Karte (nach Baker der besten unter allen Karten von Cypern, die er zu Gesicht bekommen hat) mit der Bezeichnung „unerforscht“ versehen ist. Ein Fluß, der zur Regenzeit wasserreich genug sein soll, um in den Bergen gefälltes schweres Holz zu flößen, tritt hier aus einer engen Felsschlucht hervor und bildet weiter nach dem Meere zu ein schmales fruchtbares Thal. Ursprünglich scheint auch diese ganze Gegend mit mächtigen Pinienwäldern bedeckt gewesen zu sein, doch sind dieselben dem gemeinsamen Schicksal der cyprischen Waldungen verfallen und bis auf wenige noch stehende Bäume schonungslos vernichtet worden. Mit dem Fernglase konnte Baker eine Menge von großen Stämmen faulend am Boden liegen sehen, wo sie nach dem Fällen von den oberen steilen Höhen hinabgerollt, sich auf dem Wege abwärts zum Flusse an Wurzeln, Aesten und Bäumen verfangen hatten, und wo man sie mit cypriotischem Gleichmuth hatte liegen lassen, um andere, für den Transport bequemer stehende Stämme zu fällen.

Diese ganze Gegend, in der eruptive Felsmassen den Mergelschiefer und Kalksteinfelsen der Küste durchsetzt und stellenweise ein höchst merkwürdiges metamorphes Gestein gebildet haben, ist in geologischer Beziehung ungemein interessant; daneben steht zu vermuthen, daß sie in anderer Weise eine hohe Wichtigkeit erlangen wird. Zwischen Karavóstasi und Polis fand Baker verschiedene Perlen Kupferschwefelkies; Kupferadern zeigten sich häufig in den Felsen eingesprengt, und große Schlackenhaufen längs der Küste der Chrysochu-Bai bekunden, daß einst hier viel Bergbau betrieben worden ist. Freilich lauten die Berichte, die uns einige neuere Geologen über Cypern gegeben haben, nicht gerade ermuthigend für die Wiederaufnahme des im Alterthum und auch in späteren Zeiten noch blühenden cyprischen Bergbaues; doch darf man nicht vergessen, daß die Forschungen, die jenen Berichten zu Grunde lagen, einmal nicht von praktischen Bergleuten, dann aber auch mit zu geringen Mitteln und deshalb in zu beschränktem Umfange ausgeführt worden sind. Es ist eine bekannte Erfahrung, welche sanguinische Spekulanten auch anderswo oft genug zu ihrem Schaden gemacht haben, daß man einen Fehler begeht, wenn man bei Bergwerksunternehmungen den Fußstapfen der Alten folgen und annehmen will, daß das, was in früheren Zeiten für abbaufähig gehalten wurde, auch heute noch lohnend sein muß. Einmal standen, da man meist Sklaven und andere gezwungene Arbeiter in den Gruben verwandte, die damaligen Auslagen in keinem Verhältniß zu dem Kapital, das heute zum Bergwerksbetriebe nöthig ist; dann aber haben die alten Bergleute und besonders die Phönizier höchst selten oder nie ihre Erzadern aufgegeben, ehe sie dieselben nicht als völlig erschöpft betrachteten. So würde es in dem vorliegenden Falle auch nicht genügen, nur bei Soli, wo früher Zink gewonnen sein soll, und bei Polis, dem berühmten alten Kupferdistrikte, die Arbeiten wieder aufnehmen zu wollen, man müßte sich viel weiter erstrecken, aber umfassende Untersuchungen und großartige Anlagen erfordern auch ein dem entsprechendes Kapital, und bei dem heutigen Stande der Dinge in Cypern, wo Niemand weiß, ob die englische Besitznahme mehr sein wird, als eine mit den augenblicklichen Plänen einer bestimmten Partei vorübergehende politische Saison, ob man die Insel nicht schließlich, wie Korfu, aufgeben wird, hält sich das große Kapital wohlweislich fern, trotz der Koncessionen und Erleichterungen, welche die Regierung den Unternehmern gewähren will. Einstweilen hat eine kleine Gesellschaft von Privaten das Recht erworben, in diesem Distrikt auf Kupfer zu graben — jedes großartige Unternehmen, das dem ausgesogenen Lande neue Hülfsquellen erschließen könnte, wird durch die alles Vertrauen hindernde Halbheit der englischen Politik unmöglich gemacht.

Auf dem letzten Ende des Weges nach Baffo führt die Straße über ein etwa acht englische Meilen langes mit vielen Dörfern besetztes Plateau, das sich 2400 Fuß über dem Meere erhebt und mit reich angebauten Abhängen zu der hier sandigen schmalen Küstenebene abfällt. Das infolge der vom Meere aufsteigenden Nebel feuchte Klima sowie der Boden dieses Plateaus scheinen sich vorzüglich zur Kultur von Obstbäumen aller Art zu eignen; wenn in Zukunft erst einmal bessere Straßen den schnellen Transport einer so leichtem Verderben ausgesetzten Waare ermöglichen werden, könnte der Markt von Alexandria, der jetzt sein Obst hauptsächlich von der syrischen Küste bezieht, gut von hier aus versorgt werden.

Ktima oder Baffo, die Distriktshauptstadt, ist ein ausgedehnter Ort, der, wie so manche andere Stadt der Insel, den traurigen Eindruck herabgekommener Größe macht. In dem unbedeutenden Hafen lagen einige kleine Fahrzeuge, von dem Fort wehte die Flagge, nichts aber zeugte von zeitgemäßem Fortschritt oder von kommerzieller Thätigkeit. Unweit der heutigen Stadt liegen die spärlichen Ruinen des alten Paphos, der Hauptstätte des Venusdienstes, die, vor der britischen Okkupation vielfach und besonders durch den unermüdlichen General di Cesnola untersucht, nur wenig Interessantes bieten und geboten haben. Die Gräber aus der vorrömischen Zeit sind fast alle schon vor Jahrhunderten geöffnet und ausgeraubt, die Ruinen des von Vespasian wiedererbauten herrlichen Tempels aber unter der Herrschaft der Lusignans geplündert worden, um mit den vorgefundenen reichen Kunstschätzen ein königliches Schloß in der Nähe auszuschmücken. Bald hinter Baffo fängt der Distrikt von Limasol an, ein von den südlichen Ausläufern der Troodoskette durchzogenes, von zahlreichen Flüssen bewässertes Gebiet, das mit seinen großen Dörfern, seinen reichen Feldern, seinen Hainen von Oliven- und Johannisbrotbäumen durchweg den erfreulichen Anblick eines gut kultivirten und von der Natur begünstigten Landes darbietet.

Die Stadt Limasol selber, die präsumtive zukünftige Hauptstadt der Insel, hat durch ihre Lage an der westlichen Seite einer weiten, nach Südosten offenen Bai Aehnlichkeit mit Larnaka, unterscheidet sich aber von diesem, wie überhaupt von allen cyprischen Städten, durch eine Menge von deutlich hervortretenden Verbesserungen, die ihr durch die ener-

gische Thätigkeit des britischen Oberkommissars, Artillerie-obersten Warren, zu Theil geworden sind. Die Straßen und Plätze zeichnen sich durch die größte Reinlichkeit aus, da aller Unrath bis weit vor die Stadt hinausgeschafft wird; rings um die Plätze sind Reihen junger Bäume gepflanzt, der Kai und der von ihm auslaufende Molo befinden sich im besten Zustande, in den Läden und Lagerräumen am Kai und in den Straßen des Bazars herrscht reges Leben, dabei musterhafte Ordnung. Neuerdings sind auch offene, mit gereiften, galvanisirten Eisenblechtafeln bedachte Markthallen nach europäischen Mustern erbaut worden, eine Einrichtung, mit der Oberst Warren jedoch einstweilen noch kein Glück bei den Einwohnern gemacht hat, da die Hauptabsicht, die er mit derselben verfolgte, in der Abschaffung alter, verrotteter Zustände des cyprischen Marktverkehrs bestand. Nach den an vielen Stellen noch in Kraft befindlichen städtischen Gesetzen der türkischen Verwaltung wurde nämlich für jede Art der Marktwaaren an Fleisch, Fischen und Gemüsen ein bestimmter, von der bessern oder schlechtern Qualität ganz unabhängiger Preis pro Oka festgesetzt. Große und kleine, seltene und gewöhnliche Fische sind nach der Annahme dieser geistreichen Bestimmung dasselbe und dürfen auch nur zum gleichen Preise verkauft werden. Ebenso verhält es sich mit Fleisch und Gemüse: der beste sorgfältig im Garten gezogene Blumenkohl hat z. B. nicht mehr Werth als das gleiche Gewicht gemeinen halbverwilderten Feldkohls. Welche Folgen derartige Bestimmungen auf den Stand des Gemüsebaues haben müssen und auf die Schlachtviehzucht haben müßten, wenn diese letztere überhaupt eine nennenswerthe Rolle in Cypern spielte, ist leicht denkbar, und doch begegneten die neuen, gegen diese Mißstände gerichteten Anordnungen dem zuerst lebhaften, dann passiven Widerstande aller Betheiligten. Viele Verkäufer zogen sich gänzlich vom Markte zurück, die wenigen, die in ihren Stellen blieben, trieben die Preise in die Höhe, so daß vieles, was bisher Volksnahrung gewesen war, nur noch von den reichen Einwohnern gekauft werden konnte. So ruinirte die neue Einführung, die nach der Absicht der Engländer allen Klassen zu gute kommen sollte, eine Zeit den ganzen Markt von Limasol: natürlich betrachtet die Regierung dieses erste Fehlschlagen der gesunden und nothwendigen Reform nicht als einen Grund gegen die schließliche Ausführung derselben, wohl aber als eine Mahnung zu langsamerer Gewährung von Freiheiten an ein Volk, das durch lange Unterdrückung von jeglicher Freiheit entwöhnt ist.

Zwei kleine Dampfer vermitteln alle zwei Tage den Personen- und Güterverkehr zwischen den beiden südlichen Häfen Limasol und Larnaka, von denen der letztere nur durch eine Laune des Zufalls oder vielmehr durch den Unverstand der hohen britischen Militärbeamten zu der bevorzugten ersten Stellung gekommen ist, die er seit der Okkupation einnimmt. Angesichts der gesunden, schattenreichen Umgebung von Limasol muß es jedem vernünftigen Menschen wie eine unerklärliche Gewissenlosigkeit erscheinen, daß die englischen Okkupationstruppen im heißen Juli 1878 nicht hier, sondern in Larnaka ausgeschifft werden und dort in der traurigsten baumlosen Küstenebene, dicht neben den die Luft verpestenden Sümpfen, ihr Sommerlager aufschlagen mußten. Ob die Anregung zu dieser wahnsinnigen Maßregel, die für den Gesundheitszustand der Truppen so verhängnißvoll wurde, wirklich, wie Baker glaubt, von Leuten ausgegangen ist, die Eigenthum in Larnaka besaßen und aus dem plötzlichen und unverhältnißmäßigen Steigen der Hausmiethen Vortheil ziehen wollten, wird heute schwer zu entscheiden sein — auf jeden Fall ist es keinem der früheren Eroberer von Cypern, weder Richard Löwenherz im Jahre 1191, noch Lala Mustapha im Jahre 1571, eingefallen, seine Truppen anderswo auszuschiffen, als in Limasol. Aber: „der militärische Theil der Okkupation," sagt Baker, „wurde genau mit derselben Kopflosigkeit und demselben Mangel an Verständniß ins Leben gerufen, die alle derartigen englischen Unternehmungen charakterisiren." Und daß es neben solchen großen Mißgriffen auch an kleineren nicht gefehlt hat, beweist er uns durch Anführung einiger Thatsachen, welche allerdings die englische Militärverwaltung in etwas sonderbarem Lichte erscheinen lassen. „Das Kommissariat hatte sich alle Mühe gegeben, die Truppen mit Luxusgegenständen auszurüsten, die einem gewöhnlichen Menschen unfaßbar vorkommen." Während es an dem nöthigen Kochgeschirr mangelte, hatte man unter anderen Ungeheuerlichkeiten eine große Menge — kupferner Wärmflaschen mitgegeben (für eine Julitemperatur von 40° C.!), und ein ähnlicher Komfort, den die vorsorgliche Behörde massenweise gesandt hatte, bestand in einem gewaltigen Vorrath von — gußeisernen Kohleneimern. Diese merkwürdigen Gegenstände, die, $3\frac{1}{2}$ Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit und ebenso tief, nach Baker's Ansicht „sich besser zu Fuß- oder Sitzbadewannen oder zu Bassins für junge Seehunde geeignet hätten", sollten als Kohlenbehälter in den Zelten aufgestellt werden, wo man keine Kohlen brauchte, und diese, selbst wenn man sie gebraucht hätte, auch lieber auf die Erde gelegt hätte. „Welcher Reisende hat je eine kupferne Wärmflasche oder einen riesigen, fast 200 Pfund schweren Kohlenkasten mit sich geschleppt?" ruft Baker aus. „Was soll aus unserm Lande werden, wenn diese schreckliche Verschwendung nicht aufhört? Und diese unnützen Thorheiten hindern die Bewegungen unserer Truppen und verursachen beim Ausladen solchen Trödelkrams unseren Matrosen unnöthigen Kraftaufwand! Sollten wir später einmal das Unglück haben, Spitzbergen zu annektiren und Truppen dahin senden, so werden wir denselben wahrscheinlich keine Wärmflaschen und kein Brennmaterial, sondern eine Schiffsladung Wasserkühler und Familien-Eismaschinen mitgeben."

Der Hafen von Limasol wird schließlich der Hauptstapelplatz des Handels von Cypern werden. Als letzterer im Jahre 1879, der großen Dürre und der allgemeinen Ungewißheit wegen, gänzlich darniederlag, bildete Limasol eine Ausnahme von der Regel. Den Hauptzweig des Exportes der Stadt bildet die Weinausfuhr; denn der Distrikt von Limasol vertritt vor allen anderen Theilen des Landes die von den Venetianern zuerst angeregte Weinkultur: wenn man eben die äußerst rohe Art und Weise, die Weinstöcke zu behandeln und den Wein herzustellen mit dem Worte Kultur bezeichnen will. Man muß Baker's eingehende Schilderung der cypriotischen Weinbereitung gelesen haben, des endlichen Transportes des für den Verkauf fertigen Getränks in schmutzigen getheerten Ziegenschläuchen, auf dem Rücken eines Maulthieres, das mühsam den meilenweiten Weg bergauf und bergab klimmt, in einer Sonnengluth, die den Wein im Schlauche in die Temperatur des heißesten Bades versetzt und ihm den entsetzlichen Geruch dieses primitiven Behälters mittheilt, um es zu bewundern, daß damit ein wichtiger Handelsartikel und ein von Liebhabern theuer bezahltes Produkt gewonnen werden kann. Es versteht sich von selber, daß bei verständiger Pflege und unter gesunden Bedingungen die Qualität des cyprischen Weines sich unendlich verbessern könnte — was die Quantität der Produktion anbetrifft, so hat dieselbe seit langer Zeit von Jahr zu Jahr abgenommen, und werden heute nur noch diejenigen Ländereien zum Weinbau benutzt, die zu anderer Kultur durchaus nicht zu verwenden sind. Und dies ist kein Wunder; denn diese Industrie ist, weil den mohammedanischen Principien zuwider, von den Türken mit außerordentlichen

Steuern und Beschränkungen belastet worden, die, im Laufe der Jahre immer zunehmend, sogar jetzt unter der geldbedürftigen britischen Verwaltung noch nicht geändert worden sind. Wir können auf die Einzelheiten der unsinnigsten Besteuerung, der tausendfältigen Plackereien und Schereereien, denen der Weinbau und Weinhandel Cyperns ausgesetzt ist, hier nicht näher eingehen: es genüge die freilich unglaublich klingende, aber durchaus richtige Angabe, daß der cypriotische Weinproducent als Reinertrag von einem Donum (50 qm) Weinland nicht mehr als 30 Piaster (circa 5 Mark) jährlich erzielt! Hierbei bringt er weder seine eigene Arbeit noch die Abnutzung seines Inventars an Werkzeug, Krügen und Schläuchen, weder den Verlust durch Mißwachs noch andere Zufälligkeiten in Anrechnung.

Im Gegensatze zu dem abnehmenden Export von Wein aus Limasol steht die Ausfuhr eines andern wichtigen Produktes dieses Distrikts: des sogenannten Johannisbrodes oder der Schoten des Karubenbaumes (Ceratonia L.). Seit im Jahre 1872 das Regierungsmonopol abgeschafft worden ist, hat der Handel einen von Jahr zu Jahr wachsenden Aufschwung genommen, „und diese aus der Freiheit entstandene Begeisterung mag der englischen Regierung als Beweis dienen, wie sich der Weinhandel nach Aufhebung des gegenwärtigen Unterdrückungssystems heben wird.“ Im Jahre 1872 betrug die Ernte an Johannisbrod etwa 10 000 Tonnen, welche frei an Bord pro Tonne zu 90 Mark verkauft wurden. Damals war Rußland der Hauptkäufer und das Johannisbrod wurde nach den Häfen des Schwarzen Meeres verschifft. 1875 trat England als hauptsächlicher Abnehmer ein; das englische unter dem Namen „Thorley's Patentfutter für Rindvieh“ bekannte Fabrikat soll zum großen Theil aus dem nahrhaften Johannisbrod bestehen. Der Export stieg in Folge dessen im nächsten Jahre schon auf 18 000 Tonnen, der Preis stieg mit der vermehrten Nachfrage, und wenn auch seitdem durch verschiedene Ursachen Schwankungen eingetreten sind, so bildet die Ausfuhr des Johannisbrods nach wie vor einen bedeutenden Posten in den Einnahmen des Landes. Im wilden Zustande in den Wäldern Cyperns heimisch, müssen die Johannisbrodbäume für den Fruchtertrag erst gepfropft werden. Man pflanzt sie gewöhnlich in weitläufigen Reihen auf den Getreidefeldern, und beträgt der Durchschnittsertrag eines Baumes von mittlerer Größe etwa 42 kg.

Nach fast dreiwöchentlichem Aufenthalt in Limasol, wo er sich eine gründliche Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse des umliegenden Ackerbaudistriktes erwarb, brach Baker nach dem in einer Höhe von 4340 Fuß über dem Meere im Troodosgebirge belegenen Kloster Troodítissa auf, wo er die Sommermonate zuzubringen gedachte. Der Weg führte zunächst durch welliges, meist reichbewaldetes Terrain, das allmälig in eine entzückende Hügellandschaft von parkähnlichem Charakter überging, wo an den Ufern der in tiefen Thälern dahinströmenden Bäche rothblühende Oleander, Myrthen und Mastixbüsche standen. Man passirte den großen Weindistrikt in den Vorbergen des Troodos, durchwanderte das Gebirge, das mit seinen romantischen Thälern und Schluchten und dem herrlichen Pinienwalde unvergleichlich schöne Blicke darbot, und erreichte endlich das in einem dichten Haine von Walnuß- und Feigenbäumen fast verborgene Kloster, dessen mangelnde architektonische Schönheit („es sah aus wie eine Familie europäischer Scheunen, die sich mit einem Schweizerschlößchen gekreuzt haben“) durch den Reiz der großartigen Gebirgslandschaft ringsum aufgewogen wurde. Eine mit rohem Prunk, vieler Vergoldung und einem wunderthätigen Marienbilde ausgestattete kleine Kapelle neben dem eigentlichen Klostergebäude wird von den Bewohnern der Gebirgsdörfer nicht gerade häufig besucht; so führen die Mönche von Troodítissa in Wahrheit ein ziemlich weltabgeschiedenes Leben. Faulheit und Unsauberkeit sind ihnen zur zweiten Natur geworden; die Gärten um das Kloster befinden sich in dem Zustande ärgster Vernachlässigung; die Zellen der Mönche, und sie selber nicht weniger, sind schmutziger als nöthig wäre. Aber die einfache Lebensweise, wo Gerstenbrod und rohe eingeweichte Saubohnen die tägliche und fast ausschließliche Nahrung ausmachen, die vielen vollständigen Fasttage und der durchaus nicht verbotene Commendaria und andere einheimische Weine bekommen den frommen Brüdern vorzüglich. Es sind alles, auch die ältesten unter ihnen, kräftige, gesunde Leute, die ihr bequemes Dasein in vollkommener Harmonie und Seelenruhe genießen. Der siebenzigjährige Prior, der Strümpfe strickend jeden Morgen im Thorweg des Klosters dasaß, während ein Knabe ihm aus dem griechischen Testament vorlesen mußte, und der diese Beschäftigung nur unterbrach, um Baumwolle zu spinnen oder hölzerne Löffel zu schnitzen, die er den gelegentlich kommenden Leuten aus dem Flachlande als Gegengeschenk für ihre kleinen Gaben verehrte, war ein Original in seiner Art. Ihm lag alles, was die Welt im Großen anging, so fern, daß er täglich dem Reisenden lange Geschichten zum Besten gab, von denen er annahm, daß sie dem Engländer neu und interessant sein müßten, so namentlich die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, die mit Thränen der Theilnahme von Anfang bis zu Ende erzählt und von Baker mit ebenso lobenswerther Aufmerksamkeit angehört wurden, wie die anderen nicht ganz unbekannten Erzählungen vom Garten Eden, der Sintfluth, Noah's Arche u. s. w.

In diesem friedlichen Aufenthalte brachte Baker drei Monate zu; hier schrieb er die Schilderung seiner Reise durch Cypern, stellte seine Beobachtungen über Land und Leute zusammen und zog die Summe aus denselben, die er in Form von verschiedenen Vorschlägen zu den nothwendigsten Reformen seinen Schilderungen als Schluß anhängt. In Kürze lassen sich diese Vorschläge etwa auf Folgendes zurückführen:

Die nächsten Pflichten, die England dem Lande gegenüber hat, sind 1. die Einrichtung einer vernünftigen, wirklich durchführbaren Forstverwaltung; Bepflanzung aller nutzlosen Ländereien mit Eichen, Pinien, Cypressen, Platanen, Johannisbrodbäumen und anderen ursprünglich in Cypern heimisch gewesenen, jetzt fast ausgerotteten Bäumen. Hand in Hand hiermit muß die Anstellung einer genügenden Anzahl von Forstbeamten gehen, die für den Schutz des Waldes sorgen, und zugleich in ihren Distrikten die Obstbaumkultur der Dörfer fördern.

2. Die Herstellung der nöthigen Straßen, und zwar nicht der einstweilen noch kaum nöthigen breiten macadamisirten Chausseen, sondern der, für lange noch genügenden, geebneten Wege für die zweirädrigen Karren des Volkes.

3. Die Verleihung von Darlehen an die ländlichen Besitzer, zum Zwecke künstlicher Bewässerungsanlagen sowie die Aufwendung von Kapital zur Bohrung artesischer Brunnen. Zu dem im Orient üblichen Zinsfuß von 6 Procent das Geld ausleihend, das sie selber zu 4 Proc. aufnimmt, würde die Regierung bei dieser Maßregel, die augenblicklichen Erfolg bringt, nichts riskiren und dem Lande die größte Wohlthat gewähren. Die Anlage eines Wasserrades kostet inklusive der Anschaffung des dazu nothwendigen Ochsengespannes 440 Mark nach unserm Gelde. Da auf den Ebenen Cyperns das Wasser fast überall 6 bis 8 Fuß unter der Oberfläche sich

befindet, würde durch derartige Anlagen die heute bestehende vollständige Abhängigkeit des cyprischen Landwirthes von dem Mehr oder Minder des doch immer zu spärlichen Regenfalles bedeutend abgeschwächt werden. Ein Wasserrad von dem angegebenen Werthe bewässert 80 Donums (1 Donum = 50 qm) Getreideland oder 40 Donums Gartenland.

Eine gründliche Reform des Steuerwesens, in dem Mißstände bestehen, wie sie wohl nur unter türkischer Herrschaft sich ausbilden können; eine Regulirung des Landbesitzes — denn es giebt heute kaum einen Eigenthümer auf Cypern, der nicht schon mit Hülfe der korrumpirten türkischen Beamten und zuletzt bei Gelegenheit der Umwälzung in der Verwaltung seinen Besitz willkürlich vergrößert hätte —, endlich die Einrichtung von Distriktschulen, in denen die englische Sprache gelehrt werden muß und die Regelung der kirchlichen Forderungen an das Volk: dies würden im Großen und Ganzen die Hauptaufgaben der britischen Regierung in den nächsten Jahren sein. Die Grundbedingung aber zu wirklichem Gedeihen des Landes, das England nach Baker's Meinung nie wieder aufgeben darf, ist die unter allen Umständen anzustrebende und mit allen Mitteln zu versuchende Klarlegung des Besitzrechtes, das Aufhören des unerträglichen Zustandes, in dem Cypern kaum etwas anderes ist, als eine leichtsinnig übernommene Besitzung, die mit so großen Hypotheken belastet ist, daß die Einnahmen vollständig für Zinsen aufgehen, und nichts für Verbesserungen und zur Weiterentwickelung übrig bleibt.

Notizen über die nubischen Wüstenbewohner Ababdeh und Bischarib.

Von **Carl Berghoff** in Chartum.

II.

Was dem Fremden zuerst und am meisten auffällt, ist die phantastisch excentrische Haarfrisur, in welcher ein langer hölzerner Stocher, ein Kammsurrogat zum Frisiren, Kratzen und Schaben der Kopfhaut steckt; derselbe dient nicht, wie andere Reisende von einander gegenseitig abschreiben, zur Ruhestiftung unter den dort hausenden Insekten, da der Zustand der Fettung und Ordnung so leicht keine Ansiedelung von Ungeziefer zuläßt. Kein Bischâri läßt sich den Kopf scheeren oder trägt eine Kopfbedeckung, mit Entrüstung weist er solche von zelotischen Moslim gestellte Versuchungen zurück. Niemals bemerkt man unter ihnen irgend welche Art Tatuirungen oder Narben, die doch beim ansässigen Nubier und sogenannten Sudân-Araber unvermeidlich sind. Alle sind dagegen beschnitten; angeblich ist auch die Circumcision und Infibulation des weiblichen Geschlechts gebräuchlich. Kleidung braucht der nubische Nomade wenig, eine bis zu den Knien reichende weite Hose von grobem Baumwollenzeug [1]) und ein eben solches Tuch, um es um den Oberkörper zu wickeln und Nachts als Schlafdecke zu gebrauchen; bei Märschen wird es gewöhnlich um den Leib gegürtet. Ein eben solches nur größeres und wohlgefaltetes Tuch macht die Bekleidung der Weiber aus, Mädchen tragen den nubischen Lederfranzengürtel (arab. Râchad), Kinder unter acht Jahren sind unbekleidet. Die Haartracht des weiblichen Geschlechts besteht aus einer Unzahl kleiner, nach hinten gelegter, bis zum Nackenende herabreichender Zöpfchen; ähnlich wie bei den Barabra und anderen Nubiern. Als Schmuck, der nur dem weiblichen Geschlecht zukommt, sind beliebt: elfenbeinerne und hörnerne Armringe, silberne auch goldene Bein-, Ohr- und Nasenringe, ferner Achatzierrate und weniger Glasperlen. Selten sieht man einen Bischâri unbewaffnet, die üblichen Offensivwaffen sind: ein oder mehrere breitblättrige fast mannslange Wurfspeere resp. Lanzen, ein gerades mächtiges Schwert deutschen Ursprungs, das gewöhnlich am Riemen über die linke Schulter gehängt, auf dem Kameel aber am Sattel befestigt wird. Zur Defensive wird gebraucht ein runder Schild aus Ochsen- oder Nilpferdhaut, ferner ein säbelförmig gebogener fester Stock, um anfliegende Speere abzupariren, der außerdem auch als Wurfwaffe verwendet, gewöhnlich aber zur friedlichern Bestimmung des Kameelantreibens dient. Das kurze, krumme, spitzenlose Messer, welches man gewöhnlich im Gürtel dieser Leute sieht, ist durchaus keine Waffe, sondern wird nur zu harmlosem Holz- und Grasschneiden, zu Küchenzwecken und dergleichen verwendet.

Oft führen die jungen Leute unter sich Scheinkämpfe auf; ernstliche Zwistigkeiten, die bei ihrem Aufbrausen nicht selten sind, arten aber auch leicht in Blutvergießen aus. Blutrache ist ihnen heilig. Alle Behausungen, die ich sah, selbst solche, die ständige Wohnplätze zu sein schienen, waren Hütten oder vielmehr Zelte von über Stangen und Baumästen gespannten Matten (Sudanarabisch Brûsch genannt; als Material dienen Dumpalmenblätter). Doch sehen wir uns ein solches Zelt näher an! Zuerst vor der Thüröffnung hängt in einem Strauche ein großer thönerner Krug, (Sudanarab. Bûrma), der die Bestimmung hat, das Trinkwasser zu klären und zu kühlen, daneben ist die Feuerstelle; auch haben dort die flachen Mehlreibsteine ihren Platz. Eintretend ins Zelt gewahrt man zuerst rechts neben dem Eingange das Angarêb (Ruhebett) des Hausherrn, worauf derselbe gewöhnlich in einer unbeschreiblich faulen Stellung auf dem Bauche liegt und den Besucher anglotzt; neben ihm hängt sein Schwert, Messer, Schild, und lehnen seine Lanzen. Links liegt das Geschirr, die Geräthe zur Speisebereitung, einige runde unglasirte Thontöpfe ohne Henkel, eiserne Pfannen, Kürbißschalen und Butter enthaltende große schmutzige Kürbißflaschen, durch einen aufgebundenen ledernen Stöpsel geschlossen. Die hintere Hälfte des Zeltes ist durch eine Art Scheidewand, die aus einem aufgehängten unbeschreiblich groben Zeuge von dunklen Kameelshaaren besteht, abgeschlossen. Dahinter haust das Eheweib oder deren zwei, jedoch nicht mehr; dorthin verkriechen sich die hoffnungsvollen splitternackten Sprößlinge, welche sofort Angesichts des Fremden das Hasenpanier ergriffen. Gewöhnlich sind die Bischarib mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet, da sie, wie fast alle afrikanischen Völkerschaften, deren Erzeugung als einzigen Lebenszweck ansehen. Die kleinen braunen Burschen mit ihrer eigenthümlichen Haar-

[1]) Aus Dâmur, einem inländischen, von den Barabra fabricirten Stoffe; derselbe dient im Sudan als Kleidung der niederen Klassen, der Soldaten, Nomaden, Sklaven. Es wird auch als Segeltuch gebraucht und ist sehr fest und dauerhaft.

frisur sind ein drolliges Völkchen, man scheert und rasirt ihnen nämlich, zur Erzielung höherer Eleganz des zukünftigen Haartoupets, das Haar, nur auf der Schädeldecke, der Stirn zu, bleibt ein einsamer Busch. Die Mädchen sind sehr graciös, schlanker und feiner als die Aegypterinnen; ächte Töchter der Wüste mit großen, scheuen, dunklen Augen. Der junge Bischari nimmt, wenn er mannbar geworden, seine Kameele, die er bei Gelegenheit seiner Geburt von Eltern und Verwandten geschenkt erhielt, zieht fort auf die Karawanenstraßen, den Kameelvermiether, Führer, Treiber spielend, mehr als sparsam lebend, unermüdlich hin und her ziehend, bis er soviel erworben hat, um eine Frau kaufen und ein eigenes Heim gründen zu können. Die Weiber variiren im Preise von 4 bis 8, selbst 10 Kameelen. Doch muß er natürlich noch außer diesem andere Thiere und Vermögen besitzen, da es Sitte ist, sich nach der Verheirathung nicht mehr zu plagen; die Arbeit besorgt dann die Frau und die ihr untergeordneten Sklaven [1]). Der Mann fröhnt dem q'âd sakit (sudânarab. Ausdruck, der etwa so viel bedeutet, wie dolce far niente). Zum Hochzeitsschmause werden ein, manchmal sogar zwei weibliche Kameele geschlachtet und ein paar Hammel zugerichtet; die ganze Sippe, ja alles, was weit und breit lebt, wird eingeladen und schwelgt tagelang im Ueberfluß von Fleisch, Milch und Merissa. Umständliche Trauungsceremonien scheinen nicht gebräuchlich zu sein; mit der Erstattung des Kaufpreises ist allein genügt.

Was den religiösen Standpunkt der Bischarib anbelangt, so bekennen sie sich zum Islam, doch lauere Mohammedaner sind wohl schwer zu finden. Kaum daß sie das gewöhnliche Glaubensbekenntniß auswendig wissen, die meisten der uns begleitenden jungen Leute konnten nicht einmal das Fatha hersagen, der Abwaschungs- und Gebetsriten gar nicht zu gedenken. Demgemäß hat auch die Arabisirung geringe Erfolge; die Leute sind auf ihre Abstammung stolz und vermischen sich nicht mit den eindringenden Semiten. v. Heuglin, glaube ich, hat einmal behauptet, der in Korosko wohnende Schech Hamid Chalifa, von Abkunft ein Abâdi, sei Großschech beider Völker. Die Sachlage verhält sich aber anders. Hamed Chalifa ist gewissermaßen Schech, Direktor des Karawanenwegs zwischen Korosko und Berber und als solcher für die Sicherheit der Reisenden und Waaren auf dieser Strecke verantwortlich. Jeder Kameeltreiber resp. Vermiether, gleichgültig welcher Nation er angehört, muß ihm einen gewissen Antheil des Verdienstes entrichten. Ich sah und sprach ihn, einen alten silbergraubärtigen feisten Mann, der sich viele Würde gab. Alle Gemalîn, Bischarib, Ababdeh und Araber kamen, ihm die Hand zu küssen. Auch mir gegenüber behauptete er über alle Wüstenbewohner zu gebieten, doch als ich später während der Reise einst die Bischarib über seine Autoritätsverhältnisse fragte, lachte man und klärte mich auf. Man nannte mir damals auch die verschiedenen Stämme und zählte deren Häuptlinge auf; leider versäumte ich davon schriftliche Notiz zu nehmen. Der ägyptischen Regierung ist alles unterworfen, aber schwerlich hat sie großen pekuniären Nutzen davon.

Der wüstenbewohnende Nomade Nubiens ist ein großer Jagdliebhaber; die üblichste Jagdweise wurde mir folgendermaßen geschildert: „Wenn die regenlose trockne Zeit naht, wo die Herden sich um die Brunnenlöcher scharen, die Vegetation aus Wassermangel abstirbt und die erhitzte Luft auf der ausgedörrten Chála zittert, dann hält der Bischari sein schnellstes Heggin (Rennkameel), das mit in Milch geweichter Durrah gefüttert wird, bereit. Mittags während der glühendsten Hitze besteigt er es mit zwei Wurflanzen bewaffnet, wenn es Antilopen gilt; für Gazellen genügt schon der schwere gekrümmte Stock, und reitet langsam hinaus. Bald erblickt er das Wild, das, schon von fern seinen Feind witternd, sich langsam unter dem spärlichen Schatten des Mimosenbusches erhebt. Vorsichtig naht sich der Bischâri von der Seite, dann plötzlich sein Kameel zum Galopp anfeuernd, stößt er den Jagdruf aus: Hoi-Hoi! und so geht's fort, wie die wilde Jagd. Quersprünge, Kurven helfen der Antilope nichts, denn das kluge abgerichtete Dromedar schneidet den Weg ab und gewinnt immer mehr durch seine Ausdauer; eine halbe Stunde geht's so fort über Stock und Stein, durch Sand und Dornengebüsch. Endlich mangeln dem armen gehetzten Thiere die Kräfte, wochenlang hat es keinen Tropfen Wasser, keine grüne Nahrung gehabt, es kann der Anstrengung und Hitze nicht widerstehen, ermattet mehr und mehr, immer langsamer wird sein Lauf. Näher kommt der wilde Reiter, die Waffe schwingend, bis er endlich seine Beute durch einen gutgezielten Speerwurf niederstreckt."

Zum Schlusse will ich noch eines eigenthümlichen Aberglaubens erwähnen. Einst trafen wir am Wege eine meterlange Haja, sofort machten unter Zetergeschrei die Araber und ich Jagd darauf. Die Bischarib rührten sich aber nicht vom Fleck, während es uns bald gelang, das Thier mit unseren Stöcken zu erlegen. Auf unser Fragen an die Bischarib, warum sie sich nicht an der Tödtung dieses gefährlichen Reptils betheiligt hätten, antworteten sie: „Es giebt in unserm Lande gar viele Schlangen, wenn einer von uns eine tödtete, dann würde er unfehlbar bald von deren Genossen gebissen und müßte sterben. Das haben uns die alten Leute wohl eingeprägt."

[1]) Die Bischarib hatten Sklaven, wenn auch nicht in großer Anzahl, und nehmen es dabei nicht so genau mit deren Abkunft, denn ich sah in Berber einen früheren türkischen Irregulären (Baschi Bozuk), den die Nomaden eingefangen und in fünfjähriger Sklaverei in ihren Bergen gehalten hatten, bis es ihm gelang zu entweichen. Die Missethäter wurden später gerichtlich belangt, geprügelt, eingesperrt und zur Zahlung eines bedeutenden Schmerzengeldes verurtheilt. In Berber sah ich auch einen Bischari, einen vollständigen Albino, mit hellröthlich weißer Haut, weißem Haar, Wimpern und Bart, gelbröthlichen blinzenden Augen, den einzigen Fall den ich verzeichnen kann.

Vorläufiges über Dr. Lenz' Reise durch die westliche Sahara.

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift (XXXVIII, S. 88 bis 91 und 104 bis 107) haben wir nach den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" die Reise des Dr. Oskar Lenz bereits bis Fum-el-Hossan oder Tizgi verfolgt, welches am Nordrande der Sahara zwischen dem sogenannten „Anti-Atlas" und dem Wed Draa liegt (etwa unter 28°50' nördlicher Breite). Im Nachstehenden geben wir nur einen kurzen, vorläufigen Ueberblick des weitern Verlaufes dieser Reise, für deren Ausführung dem Dr. Lenz neben anderen Auszeichnungen die zweite Ritter-

medaille der Berliner Gesellschaft für Erdkunde verliehen worden ist — die erste erhielt Prschewalski. Wir entlehnen das Folgende Zeitungsberichten über die von Dr. Lenz in Paris und Berlin gehaltenen Vorträge.

Von Tizgi an verlief der Wüstenmarsch auf einer Entfernung von nahezu 1000 km in südöstlicher Richtung bis Taudeni (etwa unter 22° nördl. Br.). Nachdem der Wed Draa überschritten, kreuzte die Karawane, bestehend aus dem Reisenden selbst, seinem Begleiter Sidi Hadsch Ali, einem zweiten Dolmetscher, einem Führer und vier Dienern mit neun Kameelen, welche Wasser und Lebensmittel trugen, die nackte, öde Hammada, steiniges Gebiet, der Devon-Formation angehörig, den ungastlichsten Theil der Wüste, und berührte Tenduf (395 m, vergl. „Globus" XXXVIII, S. 106). Fünf Tagereisen weiter folgt ein breiter mit Sanddünen bedeckter Strich Landes, Igidi oder Areg genannt und von einer durchschnittlichen Höhe von 375 m über dem Meere. Die einzelnen Dünen verändern fortgesetzt ihre Form und ihren Ort, so daß zuweilen selbst dem ortskundigen Führer, welcher den Weg schon vielfach gemacht hatte, die Orientierung schwer fiel. Welche Gefahren diese Gegenden bieten, mußten leider zwei Diener des Reisenden an sich erfahren; sie entfernten sich (bei verschiedenen Gelegenheiten) nur auf kurze Zeit von der Karawane und, trotzdem diese, sobald ihr Verschwinden bemerkt wurde, Halt machte, ein Feuer anzündete — man marschirte stets während der Nacht und rastete den ganzen Tag über unter den mitgeführten Zelten — und Flintenschüsse abfeuerte, so gelang es doch nicht, ihrer je wieder ansichtig zu werden. Mögen sie einer umherschweifenden Bande von Tuareg in die Hände gefallen, oder dem Hunger und Durste erlegen sein — ihr Loos ist unaufgeklärt geblieben. Von einer einstigen (diesen Begriff nicht in geologischem Sinne genommen) Meeresbedeckung dieser westlichen Sahara ist, wie wir schon früher erwähnten, keine Spur nachzuweisen; eine Einsenkung unter den Meeresspiegel existirt auf Dr. Lenz' Route wenigstens nicht, und die niedrigste Höhe fand er zu 145 m über dem Meere. Die Sanddünen sind darum auch keine Produkte ehemaliger Meeresthätigkeit, sondern Reste eines durch atmosphärische Einflüsse zerstörten Sandsteingebirges. Nicht der Geologe, meint Lenz, sondern der Meteorologe wird das endgültige Urtheil über die Entstehung der Sandbedeckung der Sahara abzugeben haben. Die Temperatur ist in der Wüste nicht so hoch, als man gewöhnlich glaubt; im Juli zeigte das Thermometer nur 36 bis 37° C., und nur im Areg, eben diesem Dünengebiete, stieg es bis auf 45°. Im südlichen Theile der Wüste hatte der Reisende jedoch wiederholt glühend heiße austrocknende Sandstürme, dort Edrasch genannt, zu überstehen. Interessant, wenn auch unheimlich seinem Eindrucke nach, war das weiter nördlich beobachtete Phänomen des „tönenden Sandes", ein langgezogener, dumpfer Ton, wie von einer Trompete, der aus dem Innern der Düne herauszukommen scheint, was sich wahrscheinlich durch die Friktion der erhitzten, locker auf einander liegenden Quarzkörner erklärt. Elf Tagereisen vor Taudeni, am 18. Mai, beobachtete Lenz bedeckten Himmel, Regen und einen Regenbogen.

Am 29. Mai 1880 war die von Arabern bewohnte Stadt Taudeni (225 m) erreicht, oder wenigstens deren Nähe, denn den Ort zu betreten mußte die Karawane vermeiden, um nicht ausgeplündert zu werden. In ihrer Nachbarschaft befinden sich Steinsalzlager, welche von den Einwohnern ausgebeutet werden; an 1000 Kameele werden jährlich mit den großen Salzplatten beladen und ziehen südwärts nach Timbuktu. Außerdem ist Taudeni interessant durch die Ruinen einer alten Stadt, in denen Steinwerkzeuge gefunden werden; dieselben, an der einen Seite wie ein Meißel, an der andern wie ein Hammer gestaltet, werden heutzutage nach Timbuktu, wo Lenz einige erwerben konnte, verhandelt und dort von den Frauen zum Zerreiben des Korns gebraucht.

Nun nahm der Marsch eine nahezu südliche Richtung an und behielt dieselbe bis Timbuktu bei. Auf seinem ersten Theile hatte der Reisende schwer von Wassermangel zu leiden, und die Karawane wäre erlegen, wenn sie nicht noch rechtzeitig den Brunnen Onan (223 m) erreicht hätte. Jenseits desselben folgt die mit Halfagras bewachsene Ebene Meraia, dann Arauan (255 m), wo wieder Areg auftritt. Es ist letzteres eine einsame, ohne alle Vegetation inmitten der Einöde liegende, aber für die von Norden kommenden Karawanen wichtige Station, wo noch einer der Möeder der bekannten Reisenden Alexandrine Tinne lebt. Auch soll dort noch die Hinterlassenschaft des 1826 ermordeten englischen Majors Alexander Gordon Laing aufbewahrt werden, welche Lenz trotz seiner Bemühungen nicht zu Gesicht bekam. Der Umstand, daß nicht nur seine Bücher, Aufzeichnungen und Instrumente, sondern selbst seine Kleider und sein baares Geld noch unberührt vorhanden sind, wird dafür geltend gemacht, daß nicht gewöhnliche Raubgier die Ursache seiner Ermordung gewesen ist. Nach der einen Version hätte er sich mit der Frau eines Scheichs etwas zu Schulden kommen lassen, nach einer andern mußte er sterben, weil man Argwohn gegen seine ärztliche Praxis gefaßt hatte. In Arauan verkaufte Lenz seine Kameele, miethete neue und erreichte durch den großen, sich weithin nach Westen erstreckenden Mimosenwald Asauad in sechs Tagen Timbuktu (9 km vom nördlichen Ufer des Niger entfernt, 245 m hoch, also nur 10 m niedriger als Arauan), wo er am 1. Juli eintraf.

Timbuktu ist im Niedergange begriffen und nur noch ein Schatten von dem, was es früher gewesen ist oder gewesen sein soll. Daß es wirklich einst größer war, beweist das weite Ruinenfeld, welches Lenz kreuzte, ehe er die eigentliche Stadt erreichte. Die großen quadratischen, zum Theil nur ein Stockwerk hohen Häuser sind aus Luftziegeln erbaut; Reste von Ornamenten, namentlich hübsche hölzerne Fenstergitter, sieht man mehrfach. Die Stadt besitzt drei große Moscheen mit mächtigen viereckigen Thürmen, zahlreiche Schulen und Bibliotheken; ihre Straßen sind fast überall so breit, daß sich zwei begegnende Reiter ausweichen können, und in der Mitte sind meist Rinnsteine angebracht. Die ständige Bevölkerung beläuft sich heute auf höchstens 20 000 Seelen (Barth, welcher vom 7. September 1853 bis 9. Juli 1854 dort verweilte, giebt der Stadt eine ansässige Bevölkerung von nur 13 000, wozu in der Zeit von November bis Januar noch eine flottirende Einwohnerschaft von 5000 bis 10 000 Fremden kommt; danach hätte sie eher zu- als abgenommen). Die Einwohner sind hauptsächlich Araber und Sonrhai-Neger, außerdem finden sich Vertreter der verschiedensten afrikanischen Völkerschaften. Einen König besitzt dieses große Handelsentrepôt auf der Grenze der Sahara und des Sudan nicht, sondern nur eine Art von erblichem Bürgermeister, der den Namen Kahia führt und dem Reisenden und seinen Begleitern fast drei Wochen lang opulente Gastfreundschaft gewährte. Da die Stadt gerade in der Mitte liegt zwischen den einander sich stets bekriegenden Tuareg im Norden und den Fulani im Süden, so ist ihr Handel nicht sehr bedeutend; zur Ausfuhr kommen besonders Sklaven aus den Bambarra-Ländern im Westen, die nach Marokko, Tunis und Tripolis gehen, ferner Straußenfedern, Gummi, Gold und Elfenbein; ein-

geführt wird Salz von Taudeni, blaues Baumwollenzeug, Mehl, Zucker, Thee. Mit ihrem 9 km entfernten Hafen Kabra am Niger steht die Stadt durch kleine Seen und natürliche Kanäle wenigstens zur Regenzeit in Verbindung. Den Fluß bezeichnen die Einwohner als „Nil"; sie verstehen darunter wohl mehr ein fließendes Gewässer überhaupt, als daß sie damit auf einen Zusammenhang mit dem ägyptischen Strome hindeuten wollen, wie ihn die mittelalterliche arabische Kartographie annahm.

Am 20. Juli trat Lenz, dem mehrere Tausend Einwohner Timbuktus bei der Abreise das Geleit gaben, mit gemietheten Reitochsen den Marsch nach dem Senegal an, welcher anfangs genau westlich ging, während später der Reisende zu mehreren Ausbiegungen gegen Süden sich genöthigt sah. Es ist ein ebenes, volkreiches, fruchtbares, mit Mimosen bestandenes Land, welches er nun durchzog, eine Hochebene von etwa 300 m Höhe, welche unter 15° nördl. Br. circa 200 m tief schroff zur Niederung des Senegal abstürzt. Zuerst sah man zahlreiche Herden unter der Obhut von Negern weiden. Araber werden von nun an seltener, finden sich aber bis nahe der Oceanküste der schwarzen Bevölkerung beigemischt. Von ihnen kam auch die größte Gefahr, welche dem Reisenden drohte. Nachdem er die Landschaft Ras-el-ma („Haupt", d. i. „Quelle des Wassers", so genannt nach der Quelle eines kurzen Nigerzuflusses; 240 m hoch) durchzogen, näherte er sich Basikunnu (277 m). Hier wurde die Karawane von einigen und dreißig Arabern des Stammes Alusch überfallen, gerade als zur Mittagszeit die Zelte aufgeschlagen worden waren und die Reitochsen grasten. Letztere wurden zuerst weggetrieben; dann stellten sich die Räuber, als wollten sie die Fremden über den Haufen schießen. An Widerstand war nicht zu denken, da das Zahlenverhältniß zu ungleich war. Endlich legte sich der Dolmetscher Sidi Hadsch Ali in seiner Eigenschaft als Scherif (Nachkomme des Propheten) ins Mittel, stellte den Wegelagerern ihre Gottlosigkeit vor, einen solchen anzugreifen, und brachte es schließlich dahin, daß diese sich damit begnügten, aus dem Gepäck der Karawane nach Gutdünken sich „Geschenke" auszusuchen.

Weiterhin durchzog Lenz die Negerländer Bachunin und Kaarta, deren Bewohner um so niederträchtiger sich erwiesen, als sie erst unlängst zum Islam bekehrt waren. Unter den Städten, welche er hier berührte (Sokolo 320 m, Gumbu 310 m, Bachuinit 320 m, Nioro 300 m, Kuniakari 100 m), waren manche, die es an Einwohnerzahl mit Timbuktu aufnehmen oder dasselbe übertreffen. In Medina (80 m) erreichte er schließlich den äußersten französischen Posten und damit die Civilisation; am 24. Januar betrat er in Bordeaux europäischen Boden.

Ueber das transsaharische Eisenbahnprojekt der Franzosen sprach sich Dr. Lenz zum Schluß entschieden ungünstig aus. Technisch sind allerdings keine weiteren Schwierigkeiten zu überwinden, als die beweglichen Sanddünen. Aber wie will man der unstät herumschweifenden Tuareg Meister werden oder sie gar zu „Eisenbahnbeamten" heranbilden? Und wie soll sich eine Bahn von solcher Ausdehnung rentiren, wenn heutzutage tausend oder, hoch gerechnet, selbst einige tausend Kameele genügen, um den gesammten Handelsverkehr zu bewältigen? Im Sudan freilich stehen die Dinge anders: voraussichtlich wird die projektirte Senegalbahn längst befahren werden, wenn vom „Transsaharien" noch keine einzige Schiene gelegt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer am 8. April aus Berlin in Kassel eingetroffenen Nachricht ist im Ministerium das Projekt der Schiffbarmachung der untern Fulda von Münden bis Kassel und die Anlage eines Hafens in Kassel nach den Plänen des Bauraths Lange nunmehr endgiltig genehmigt worden. Die betreffenden Arbeiten sollen alsbald in einzelnen Loosen vergeben werden.

— Die Umwandelung polnischer Ortsnamen der Provinz Posen in deutsche hat sich im Verlaufe der beiden letzten Jahre nur noch auf wenige Fälle beschränkt. Augenscheinlich haben die Schwierigkeiten, welche aus den zahlreichen Namensänderungen für die Verwaltung erwachsen sind, ihre Wirkung nicht verfehlt.

* * *

— Das Bibliographische Institut in Leipzig giebt jetzt eine Auswahl der vorzüglichsten Bilder aus Brehm's Thierleben, systematisch auf 55 Tafeln geordnet, heraus (5 Lieferungen à 1 M.). Bilder zur Pflanzenkunde, Mineralogie und Anthropologie sollen sich anschließen. Die anerkannte Vorzüglichkeit jener Abbildungen und die Wohlfeilheit machen dieselben zu einem vortrefflichen Unterrichtsmittel, auf welches wir Interessenten aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen.

— Der erste Band der deutschen Ausgabe von Major Serpa Pinto's Reise quer durch Südafrika (Leipzig, F. Hirt und Sohn), welche gleichzeitig in mehreren Sprachen erscheinen soll, ist zur Ausgabe fertig. Wir verweisen deshalb auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt über das lange erwartete Buch, welches sich namentlich durch eine reiche Fülle von Originalkarten und Abbildungen auszeichnet, und auf welches wir demnächst ausführlicher zurückzukommen denken. Die deutsche Ausgabe übertrifft übrigens in Ausstattung und Wohlfeilheit die anderssprachigen ganz bedeutend.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Dr. Gustav Nachtigal's Reise nach Baghirmi 1872.

(Sämmtliche Bilder von Herrn Iwan Pranishnikow nach den Angaben des Reisenden.)

VII.

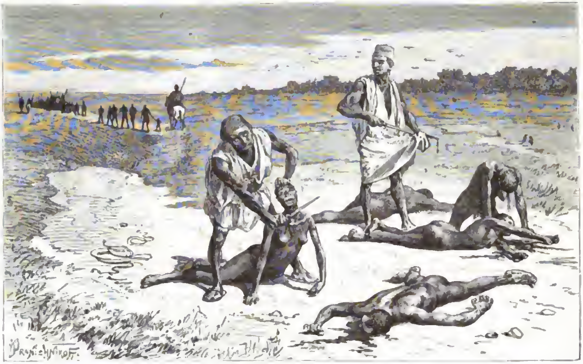
Nachtigal's Karawane war jetzt durch die Sklaven, welche der Sultan für die Pferde bezahlt hatte, eine sehr zahlreiche geworden, abgesehen davon, daß viele Baghirmi die Gelegenheit benutzten, um gleichfalls nach Norden zurückzukehren. Wie diese Sklaven die Mühseligkeiten des langen und schwierigen Weges ertragen würden, war ihm ein Räthsel; denn die eine Hälfte derselben litt an Diarrhöe, und die andere war halb verhungert.

Von Gundi ab marschirten sie gegen Nordosten, weil der eigentliche Weg in nordwestlicher Richtung überschwemmt war. Die zerstreuten Gehöfte hörten auf, die Ortschaften wurden geschlossener; zwischen denselben und ihren Feldern war Waldung, reich an großen Bäumen und Buschholz. Die Luftveränderung erwies sich übrigens sofort als äußerst wohlthätig für den ziemlich gesunkenen Gesundheitszustand des Reisenden.

Gleich am ersten Tage, wo sie schon um Mittag im Ndamdorfe Wulik lagerten, waren viele Sklaven mit ihren Kräften am Ende und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben vorwärts getrieben worden waren, zurückgelassen werden. Nachtigal war schon geneigt, diese Unglücklichen im Herzen zu beglückwünschen; denn hier konnten sie vielleicht genesen, aber auf dem Marsche sicherlich nicht — als er vernahm, daß man diejenigen Sklaven, welche nicht mehr weiter konnten, zur Warnung für die übrigen ums Leben bringe. Er konnte und wollte das kaum glauben! Wohl wußte er, daß die von Bornu nach Norden reisenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen unterwegs zurücklassen müssen, und daß dieselben dann elendiglich dem Hunger, dem Durste und der brennenden Sonne erliegen; aber daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte wie ein Huhn oder eine Ziege, das wollte ihm nicht in den Sinn. Und doch war dem so! War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Prügel weiter zu treiben, war derselbe resignirt zusammengesunken, und vermochte nichts ihn wieder aufzurütteln, so blieb sein Herr mit ihm etwas zurück, zog kaltblütig sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Einmal kam Nachtigal dazu, wie der Bornu-Mann, den ihm Scheich Omar als offiziellen Begleiter mitgegeben hatte, und der nicht gerade bösartig war, sein blutiges Messer abwischte und melancholisch die Thatsache konstatirte, daß diese Heiden keine Treue und Glauben kennen, und daß an ihnen kein Gewinn zu machen sei. So vernichtet religiöses Vorurtheil im Menschen jegliches Gerechtigkeitsgefühl! Solche Scenen aber wiederholten sich später fast täglich, und es war eine grausame Marter auch für Nachtigal, ihnen beiwohnen zu müssen, ohne irgendwie dagegen einschreiten zu können. Dazu war der Weg sehr schwierig, in manchen Gegenden geradezu furchtbar. Am 1. August, als sie von Wulik nordwestlich nach der Residenz des Gebietes Ndam, Ndamphong, zogen, einen Weg, der durch zahlreiche, unter dem Wasser verborgene Elephantenspuren unsicher gemacht war, und auf dem der Thon vorwaltete, stürzte Nachtigal mit dem kleinen, schwachen Pferde, das ihm Sultan Mohammedu für die Rückreise gegeben

hatte, nicht weniger als sechs Mal, wobei er sich jedesmal in dem lehmigen Wasser wälzte; das eine Mal mußte er sogar von mehreren Leuten aus dem aufgeweichten Thonboden, in welchem er bis zur Hüfte steckte, herausgezogen werden. Begreiflicher Weise beschleunigte das nicht gerade seine Genesung. Beim Sultan von Ndam gelang es ihm nicht, trotz seines Kingiam (königlicher Bote) Getreide zu erhalten, und er mußte für horrende Preise Lebensmittel auf Borg kaufen, um seine Leute vor dem Hungertode zu retten.

Am 3. August näherten sie sich in nordwestlicher Richtung dem Ba-Ili und wateten am 4. bis gegen Mittag in dessen Gewässer. Wie zum Hohn kamen sie täglich bei den üppigsten Getreidefeldern vorbei, die nur des Schnitters warteten; mit Mühe nur konnten sie ihre zu Schatten abgemagerten Leute von Plünderungen abhalten, welche ihnen in dieser ohnehin feindlich gesonnenen Gegend theuer zu stehen gekommen wären. Einer der schwierigsten Tage der ganzen Rückreise war der 6. August. Das Fehlen eines allgemein anerkannten Führers hatte zur Folge, daß die eine Hälfte der Karawane eine nördliche Richtung einschlug, während die besser berichtete andere Hälfte einen südwestlichen Umweg machte, um aufgeweichte Thongegenden zu vermeiden. Nachtigal selbst gerieth mit den Ochsen und dem Packpferde auf den nördlichen Weg, dessen Andenken im schwerlich jemals aus der Erinnerung verschwinden wird. Nicht allein stürzte das Packpferd auf Thonboden alle fünf Minuten und war dann kaum zum Aufstehen zu bewegen; nicht allein fiel der Reisende so oft mit seinem ausgehungerten schwachen Reitpferde, daß er verzweifelt zuletzt Schuhe und Hosen ablegte und, das arme Thier am Zügel nachzerrend, so gut als möglich sich durch den klebrigen Sumpf



Abschlachtung kranker Sklaven.

arbeitete: sondern selbst die in solchem Boden sonst so sicheren Ochsen schienen den Terrainschwierigkeiten nicht gewachsen. Wie oft mußte die abgeworfene Elfenbeinladung aus dem Sumpfe hervorgezogen und auf den Schultern von Menschen auf einen verhältnißmäßig trockenen Ort getragen werden, bis man die Ochsen aus dem zähen Brei befreit hatte! Das Packpferd schien diesen Tag nicht überleben zu sollen. Näherte man sich einer verdächtigen Stelle, so wagten sich die entmuthigten Thiere nur zitternd hinein: des Sturzes und der grausamen Prügel waren sie sicher. Mehrmals kam Nachtigal der Gedanke, die Elephantenzähne im Stiche zu lassen, alles übrige wenige Gepäck auf die Ochsen zu laden und diese zu besteigen; denn er selbst war so krank und erschöpft, daß seine Kniee zitterten, und die Durchstampfung dieses Breies so mühsam, daß sein Kräftezustand die Anstrengung kaum auszuhalten vermochte.

In dieser Weise mühten sie sich bis 1 Uhr Mittags ab und rasteten dann in einem verlassenen Dorfe inmitten einer unglaublich üppigen Natur. Zu den Leiden des Tages kam der Mangel einer wasserdichten Hütte, sintfluthartige Gewitterregen und der Hunger, da die Hälfte von Nachtigal's Leuten dem andern Wege gefolgt waren. Der folgende Tag war leider nur eine vermehrte und verbesserte Auflage des vorigen. Von Morgens 6 bis Mittags 1 Uhr mußten sie sich durch Terrain hindurcharbeiten, zäher, grundloser, heimtückischer durch verborgene Gruben, als Tags zuvor. Thiere und Menschen waren der Verzweiflung und der Ohnmacht nahe, als sie um die angegebene Zeit auf den Weg, welchen ihre Gefährten gezogen waren, stießen, der auf Sandboden verlief. Im Laufe des Nachmittags erreichten sie ihre Gefährten selbst und am folgenden Tage wurde ihnen der ersehnte Anblick des Schari zu Theil; am Mittag des 9. August lagerten sie gegenüber

von Mafaling; aber trotz seinem Kingiam (Königsbote) und dem königlichen Schreiben Mohammedu's wurde er nebst seinem Gepäcke erst am nächsten Tage in einem Boote zur Weiterfahrt eingeschifft. Während der ganzen Zeit strömte der Regen herab; Nachtigal saß inzwischen in der Gesellschaft von Arabern, erklärten Gegnern Mohammedu's und Anhängern seines Gegenkönigs Abd-er-Rahman, die voller Vertrauen auf ihre Sache und die weitere Intervention Sultan Ali's von Wadaï waren. Dank übrigens Almas' schamloser Zunge, der sich nicht entblödete, gegen Mohammedu in aller nur erdenklichen Weise loszuziehen, wurden sie bald Nachtigal's beste Freunde und eröffneten ihm mit rührender Naivetät ihre Gefühle, Ansichten, Pläne und Hoffnungen. Unter ihnen war eine interessante Erscheinung ein verwilderter Araber. Derselbe, ein noch junger Mann, lebte seit seiner Kindheit unter den Kùang, trug unter der zerissenen Tobe das in seiner neuen Heimath landesübliche Fell, hatte das Haar in der koketten Weise der dortigen Stutzer geflochten und offenbar in Haltung und Bewegung viel von den Heiden angenommen. Nur die Sprache, welche diese Araber ja inmitten einer durchaus heterogenen Welt so lange Jahrhunderte in ihrer Reinheit erhalten haben, blieb auch ihm das Band, das ihn an die Seinen knüpfte.

Endlich wurde Nachmittags 4 Uhr die Stromfahrt angetreten und noch bis gegen 8 Uhr gerudert, um eine Fischereistation zu erreichen, wo man auf Gastfreundschaft, Brennholz und frische Fische rechnen konnte. Der Reisende mußte den ganzen Rest seiner Energie aufbieten, um an diesem und den folgenden Tagen den Wünschen und Vorwänden seiner Bootführer nicht nachzugeben und in jedem Dorfe, wo sie auf eine Mahlzeit rechnen konnten, nicht liegen zu bleiben. Am ersten Tage legten sie jedoch, wie gesagt, eine ansehnliche Strecke zurück, wurden von den Fischern nicht unfreundlich empfangen und bewirthet und erhielten sogar am Morgen noch zwei große, frisch-

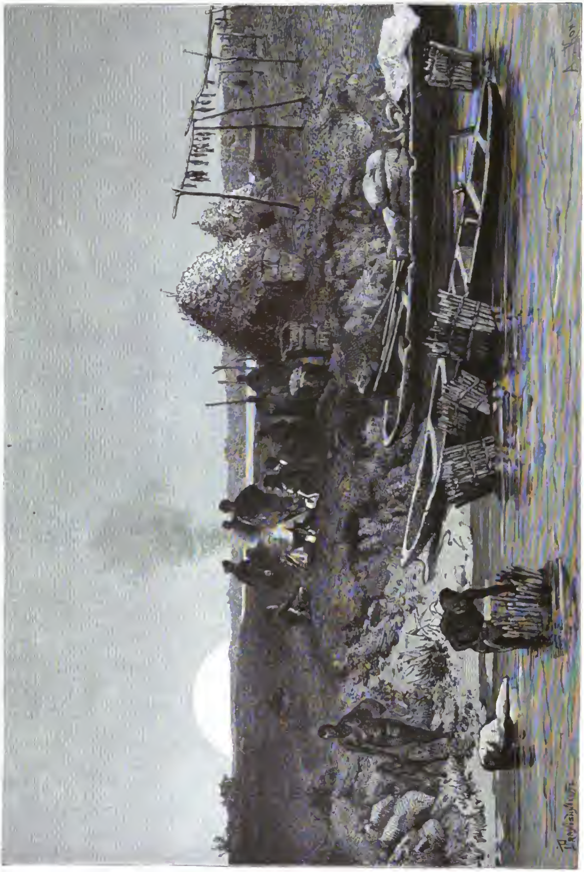


Marsch über aufgeweichten Thonboden.

gefangene Fische mit auf den Weg. Auch am zweiten Tage erreichten sie noch ihr Ziel, Baïngana, obgleich der Reisende bei jedem Dorfe heftige Kämpfe zur Fortsetzung der Fahrt durchzufechten hatte. Denn solche Fahrten, welche die Eingeborenen auf Befehl des Königs ohne jeden Entgelt unternehmen müssen, werden derartig gemacht, daß Boot und Bootführer in jedem kleinen Dorfe gewechselt werden, was natürlich unendlichen Zeitverlust und Weitläufigkeiten mit sich bringt.

Zwischen Mafaling und Baïngana hat der Schari anfangs die Richtung W.-N.-W., später N.; er ist voller Untiefen und Sandinseln und wimmelt von Flußpferden und Krokodilen. Vor Baïngana erreicht die Inselbildung ihre Höhe; es waren zum Theil flache Inseln, zum Theil aber auch höhere, voller Gräser und Schilfrohr, und dann von großer Ausdehnung. Von Baïngana an ging die Weiterreise nur mit großer Langsamkeit von statten, und der ewige Kampf, den Nachtigal mit den Ortsvorstehern und Bootsführern auszufechten hatte, nahm ihm alle Ruhe und allen Appetit. Am 20. August Vormittags erreichte endlich die Flußfahrt in Bugoman ihr Ende. Er wohnte dort wieder in demselben Hause, wie bei der Hinreise; doch hatte sich die Gastfreundlichkeit des Besitzers seitdem nicht unwesentlich vermindert. Nachtigal machte daselbst einen kurzen Aufenthalt, um Kräfte zu sammeln, während die meisten Glieder der Karawane ihren Weg schleunigst fortsetzten; denn es entflohen immer mehr Sklaven, je weiter man sich von ihrer Heimath entfernte. Die ewigen Anstrengungen bei beständigem Hungern brachten sie zur Verzweiflung, und da sie nicht wissen konnten, ob solches Leben nicht etwa noch ein halbes Jahr fortdauerte, so zogen sie vor, im ersten besten Dorfe in die erste beste Hütte zu treten und dort zu bleiben. Der Besitzer jagte sie gewiß nicht fort; vielmehr suchten die Einwohner überall kleine Sklavenkinder zur Flucht zu verleiten. Erst die reichlicheren Mahlzeiten in der Nähe von Kula und die kurzen Märsche der letzten Tage minderten die Zahl der Flüchtigen.

Von Bugoman aus nach Logon hielt sich der Reisende etwas östlich von dem Wege, den er früher eingeschlagen hatte. Anfangs gerieth er in eine wasserreiche Niederung; später marschirte er fast stets zwischen üppigen Getreidefeldern, in denen Durra vorwaltete. Die Eingeborenen



Nachtigal wird in einer Fischerei am Schari bewirthet.

hatten nur d i e Hoffnung, die Ernte einheimsen zu können, ehe der entthronte Mbang von Süden käme und das Land vielleicht verwüstete. Ueberall waren auf den Aeckern hohe Gestelle errichtet, auf welchen ein Wächter saß, und von denen aus nach allen Seiten Schnüre liefen, an welchen Scherben und Lumpen befestigt waren. Von Zeit zu Zeit schrie dann der Mann aus Leibeskräften und schüttelte die Schnüre, um die Vögel zu verscheuchen.

Am Flusse von Logon angelangt, fanden sie denselben viel wasserreicher und angeschwollener im Verhältniß, als den Schari, ja an vielen Stellen absolut breiter, als letztern. Ein gutes Drittheil seines Wasserspiegels fiel außerhalb seines eigentlichen Bettes und war durch hohes Schilf gekennzeichnet. Mit großer Mühe arbeiteten sie sich durch die überschwemmte Niederung bis zur Hütte des Fährmannes, der sie alsbald auf das jenseitige Ufer überführte, die Pferde auch in Booten, während die Ochsen schwimmen mußten. Gegen Abend war Nachtigal wieder in seiner frühern Wohnung einquartiert, wo er den Bevollmächtigten des Kaschella Bilal, Namens Isa, gelassen hatte und auch jetzt noch vorfand. Dieser schilderte ihm den Groll des Königs Marus von Logon, da derselbe erst nachträglich gehört habe, wie Nachtigal dem Baghirmi-Könige mit einem ganzen Centner englischen Pulvers, mit tausend Kugeln und ebenso vielen Flintensteinen, mit tausend Guronüssen u. s. w. unter die Arme gegriffen habe; das könne er ihm nun und nimmer verzeihen. Während Nachtigal's zweitägigem Aufenthalt in Logon erfüllte denn zwar der König die nothwendigen Pflichten der Gastfreundschaft, gewährte ihm aber keine private Audienz. Bei dem öffentlichen Empfange der ganzen Karawane schenkte ihm der Reisende, um nicht mit ganz leeren Händen vor ihm zu erscheinen, alles Schreibpapier, das er noch besaß, und eine Anzahl großer Stopfnadeln, die dort zum Nähen der Wattenpanzer sehr gesucht sind.



Der Fluß von Logon bei Hochwasser.

Am 26. August wurde Logon verlassen, am folgenden Tage K a l a K a f r a erreicht, welches ihnen bei der Hinreise seine Thore verschlossen hatte, diesmal aber sie ausgezeichnet empfing. Am 28. betrat man das eigentliche Bornu und machte in Afade einen Rasttag, um dort gegen geliehene Toben einiges Getreide einzutauschen. Der frühere Gouverneur war abgesetzt und durch einen andern ersetzt worden, der den Reisenden lange nicht so gastfreundlich empfing und bewirthete, als der erstere. Die Stadt selbst dagegen hatte sich zu ihrem Vortheil verändert; nicht nur schien sie mehr Einwohner als damals zu besitzen, sondern sie sah auch nicht so elend aus, Dank den Getreidefeldern, welche jetzt jeden freien Raum innerhalb der Stadtmauern bedeckten. Der nächste Tagemarsch führte zum größten Theile durch eine flußähnliche Niederung, deren Wasser den Leuten bis über die Mitte des Oberschenkels reichte; durch Unkenntniß des Führers hatten sie den richtigen guten Weg verfehlt, und der ermüdende Marsch zog Nachtigal einen heftigen Fieberanfall zu. Doch fand er in dem Nachtquartier Otscho Gelegenheit, ein Pferd auf Borg zu kaufen.

Am folgenden Tage passirten sie die ummauerte Stadt K u d a und lagerten gegen Mittag bei dem von Schoa-Arabern bewohnten Dorfe M o s s i o, wo sie trotz des zahlreich vorhandenen Groß- und Kleinviehs schlecht bewirthet wurden; selbst etwas mit Wasser versetzte saure Milch war nicht zu erlangen. Denn je gastfreundlicher der eigentliche Araber des Nordens ist, deste weniger zeichnet sich der eingeborene Araber der Negerländer durch diese Tugend aus. Der folgende Tag brachte die Karawane gegen Mittag nach Lekáriri am G a m b a r u f l u s s e, gegenüber dem Städtchen L a d a r i, wohin sich fast alle Mitglieder noch selbigen Tages auf die schon früher beschriebene Weise übersetzen ließen, denn Lekáriri, obgleich früher eine ummauerte Stadt, war ein so jämmerliches Dorf ohne alle Hülfsmittel, daß unmöglich alle hätten ein Unterkommen finden können. Nur Nachtigal verschob die Ueberfahrt über den augenblicklich 100 bis 150 Schritt breiten Fluß bis auf den folgenden Tag; übrigens war er jetzt so mit seinen Mitteln zu Ende, daß sich erhebliche Schwierigkeiten betreffs der Bezahlung der Fuhrleute erhoben. Endlich fand er noch sechs Ellen Musselin zum Turban, die er schon seinem Marokkaner geschenkt hatte, zog dieselben zurück und befriedigte damit die Leute, welche wahrlich Arbeit genug gehabt hatten; denn erst gegen Mittag waren sie mit Ochsen, Pferden und allem Gepäck überge-

setzt. Nach dreistündigem Marsche in der Richtung W.-S.-W. und später W. erreichten sie das ansehnliche Dorf Urge am Komodugu Mbúlu. Derselbe war nur gegen 80 Schritt breit, hatte aber eine viel stärkere Strömung als der Gambaru, wie dies auch seiner Natur entspricht: denn er ist ein wirklicher Nebenfluß und kommt aus großer Entfernung in S.-W., während der Gambaru nur ein schwacher, viel gewundener Nebenarm des Flusses von Logon ist. Hier erreichte Nachtigal's Verlegenheit, wie er die Fährleute bezahlen sollte, ihren Höhepunkt; er mußte ihnen seine wirklich elende Lage beschwören und sie, um wenigstens guten Willen zu zeigen, mit altem Eisen, wie Steigbügeln, einer Axt u. s. w., abfinden.

Noch desselben Tages erreichten sie das Araberdorf Hobbio, welches einem Sohne des Kaschella Kosera Dschemma gehörte, der den Reisenden gastfreundlich aufnahm. Am 4. September hatten sie die beiden kleinen Flüsse Leba und Missenueram zu passiren, welche sie bei der Hinreise



Durchwatung des Flusses Leba.

trockenen Fußes gekreuzt hatten, deren Wasser ihnen jetzt aber bis an die Brust und den Pferden bis an den Sattel reichte. Beide Flüsse haben ein so schwaches Gefäll, daß die einen sagen, sie flössen von Süden nach Norden, um in den Tsad-See oder in den Mbulu sich zu ergießen, während andere sie nur für Einsenkungen halten, welche bei Hochwasser sich füllen. Strömung war allerdings auch damals nicht wahrzunehmen. Am 7. September endlich näherten sie sich um Mittag der Stadt Kuka, welche Nachtigal wie seine Heimath ersehnte. Da es die Sitte nicht gestattete, daß sie bei Tage ihren Einzug hielten, lagerten sie etwa 4 Stunden lang unter einem Tamarindenbaume, trafen aber dann erst nach Sonnenuntergang ein, da die Umgebung der Stadt voller Sümpfe und Wasserlachen war. Von Seiten des Scheich Omar erfreute er sich, wie stets, des liebenswürdigsten, väterlichsten Empfanges.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

II.

Von Bares über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica. (Fortsetzung.)

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in Miklos wurde eine Leiche zu Grabe getragen. Die trauernde Mutter ging hinter dem Sarge ihres Sohnes einher und sang ihr Herzeleid in rührendem Klageliede. So trifft man auch in Orten am Nordabhange des Papuk-Gebirges manchmal singende Frauen am Grabe ihrer Verstorbenen. Sind das nicht Nänien; aber nicht bezahlte, sondern tiefgefühlte und aufrichtige?

Auch die Männer tragen in manchen Ortschaften äußere Zeichen der Trauer zur Schau. So begegnete ich auf der

Herfahrt in Bistrica, einem Orte zwischen Slatina und Terezovac, einem Manne, der ohne Hut im Wagen saß und seine Rosse lenkte. Er erzählte mir, daß sein Weib gestorben sei und durch acht Tage wollte er nach der Sitte seines Dorfes barhaupt sein. Niemals jedoch hörte ich Männer Klagelieder singen, obgleich das Lied, wie bei den Südslaven überhaupt, so auch in Slavonien zu jeder Tageszeit, bei jeder Gelegenheit der Ausdruck der jeweiligen Stimmung ist. Namentlich sind es die Mädchen und jüngeren Frauen, deren Gesang man allenthalben hört. Zur Zeit des Maisbehauens, der Ernte, der Heubestellung tönt auf den Feldern und Wiesen Gesang, der immer mit langgezogenen Tönen endet. Wenn die junge Frau, die Wiege mit dem Wickelkinde auf dem Kopfe, den Spinnrocken in den Gürtel gesteckt, die sonst blitzschnell gedrehte Spindel ruhen läßt und von der Arbeit dem Hause zuschreitet, ertönt die melancholisch sanfte Weise ihres Liedes. In Miklos gehen die Mädchen vor Sonnenuntergang zu einer Waldquelle nach Wasser und wenn sie mit der Stange über die Schulter, an der zwei Krüge hangen, heimkehren, lassen immer mehrere zugleich ihre melodischen Lieder erklingen.

In der Podravina pflegen sich die Mädchen in mondhellen Sommernächten vor einem der Dorfhäuser zu versammeln und im Chore singend von der Arbeit des Tages zu erholen; auch durchstreifen sie zu Zehn in einer Reihe sich umschlingend oder an den Händen fassend langsamen Schrittes die Gasse und singen. Die Männer und Weiber sitzen in Gruppen horchend vor ihren Thüren. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man sich in später Nachtstunde einem Dorfe nähert und von fern die melancholisch gedehnten Melodien hört. Der Jahrhunderte lange Druck, die Knechtung des Halbmondes hat dem Liede seinen Stempel aufgedrückt, obgleich es auch an frischen Liedern nicht fehlt. So z. B. geht am St. Georgstage ein ganz in grünes Laub gehüllter Bursche von Haus zu Haus und singt recht munter klingende Lieder. In manchen Gegenden schmücken Mädchen am Vorabend des ersten Mai einen schönbelaubten Birkenast mit Bändern, kleinen Spiegeln, Tüchern und dergleichen, mit dem sie heitere Liedchen singend den Ort durchziehen.

Südöstlich von Miklos kam ich über die Bučinska rieka. Dies ist das einzige Flüßchen von Virovitica bis Esseg, welches sich unter dem Namen Karašica in die Drave ergießt und zwar bei Petrijevci. Sie führt die Gewässer der Gebirgsbäche Orahovica, Majanac, Feričanka, Motičina und Zoljanka mit sich. Alle anderen vom Gebirge kommenden Bäche und Flüßchen verlieren sich in Sümpfen in der Nähe der Drave-Ufer. Der Umstand ist ganz natürlich. Die Drave nämlich verließ einst durch ganz Slavonien bis nahe bei Esseg ihr altes Bett und wählte sich, höchst wahrscheinlich bei einer Ueberschwemmung, eine halbe, auch dreiviertel Stunden davon ein neues. Einst standen am nun verlassenen, alten Ufer die berühmte Abtei Vaška und das Schloß Sopje; jetzt dehnen sich dort im alten Bette Maisfelder, Hutweiden, Wälder riesiger Weiß- und Schwarzpappeln und Weiden sowie schilfbewachsene Sümpfe aus. Der Boden ist äußerst fettes und fruchtbares Alluvium und trägt namentlich prächtigen Mais. Roß und Reiter weit überragend, beschatten seine glänzend dunkelgrünen Blätter ungeheure Kolben. Die Gründe des alten Flußbettes, Ada genannt, gehören größtentheils zu den Gütern des Fürsten Lippe, von Janković und Baron Prandau. Alljährlich jedoch rückt die Drave, die ihrem Namen (Drava von derati = reißen) die Reißende alle Ehre macht, den alten Ufern immer näher und schmälert den Grundbesitz der Herrschaften am rechten Ufer. Die schönen Mais- und Haserfelder werden unterwaschen und vier bis sechs Meter breite Stücke stürzen mit dumpfem Donner in die Tiefe, um in der Mitte des Flusses als Inselchen Sandes und lockern Erdreiches wieder zu erscheinen. Man muß, wenn man am Ufer dahinfährt, sehr vorsichtig den durch klaffende Sprünge bezeichneten Unterwaschungen ausweichen. Häuser, die vor zwei Jahren mehr als hundert Schritte vom Wasser standen, mußten abgetragen werden, sie wären sonst in den Fluß gestürzt. An Sommerabenden erfüllen in den Aden Tausende von Gelsen die wässerig feuchte Luft. Sie und die aufsteigenden weißen Nebel treiben den Wanderer zu größerer Eile an, denn schmerzhafte Stiche und namentlich das Fieber sind die unausbleiblichen Folgen, wenn man, des Klimas ungewohnt, länger in der Abendluft außer dem Hause weilt.

Jenseit der Bučinska beginnt wieder Wald, der sich weithin ausdehnt und gegen die Drave hin viele Dörfer einschließt. Die Straße, noch immer die nach Essеg führende Hauptstraße, berührt nur ein Dorf und biegt vor Orahovica links ab. Hier beginnt ein außerordentlich breiter Vicinalweg — einst die alte Poststraße —, der durch ein ausgedehntes Gebüsch, das Ideal aller Schnepfenjäger, auf Orahovica und das nun ganz nahe Gebirge zuführt. Die dunklen Gipfel der Berge schauen ernst drein, denn sie bergen ein Stück Geschichte. Oftmals von den Römern überschritten, wiederhallten sie auch von den Kanonenschlägen, mit denen die Türken das Schloß Orahovica beschossen; in seinen Mauern, die von einer kahlen Kuppe in halber Höhe der übrigen Berge in großartigen Resten blaßröthlich glänzend auf den Ort im Thale herabsehen, erklangen einst die Choräle der Tempelherren. Je mehr man sich dem Orte nähert, desto gewaltiger werden die Umrisse der Ruinen, desto schöner die Lage des Ortes; er ist unstreitig der am schönsten gelegene auf der Nordseite des Höhenzuges.

Orahovica (die Nußreiche, von orah, die Nuß) ist ein Marktflecken mit etwa 1680 Einwohnern, Katholiken, Griechisch-Orientalischen und einigen Israeliten. Der forellenreiche Bach gleichen Namens treibt die Räder eines Kupferhammers, schöner Mahl- und mehrerer Löffelmühlen. Letztere (Kašikara) sind winzige Gebäude, in welchen der Mühlstein, einige Säcke mit Frucht und zwei bis drei Menschen Platz haben. Man trifft sie allenthalben in dem Gebirge. Die Welle des Treibrades steht senkrecht, ihr oberes Ende mündet in der Stube vor dem Steine selbst, den es zu drehen hat; das untere trägt löffelartig ausgehöhlte, im Kreise angesetzte Schaufeln und ist mit seiner Eisenspitze in einen unterhalb liegenden Holzblock eingesetzt. Das schnellfließende, gewöhnlich in schmalem Troge dem Löffelende zugeführte Wasser stürzt in die Schaufelhöhlungen und setzt das Rad und den kleinen Stein in pfeilschnelle Bewegung. Es handelt sich um die einfache Zerquetschung der Körner, daher die Kleie dem Mehl beigemengt bleibt.

Orahovica ist sehr reich an Obst jeder Gattung und liefert große Mengen Aepfel, Birnen, Nüsse und Kastanien auf den Markt nach Essеg. Besonders gesucht ist die Srčika, ein sonst nicht besonders aussehender, grünlicher, die berühmten Borsdorfer aber an Güte und Saftreichthum weit übertreffender Apfel; ferner die Buzdovanlija, eine duftende, sehr große und saftige Birne. Die Zwetsche wird in großen, manchmal mehrere Morgen bedeckenden Zwetschengärten gepflegt; die Frucht dieser Bäume gedörrt, zu Mus gekocht oder zu ausgezeichnetem Branntwein, Šljivovica, gebrannt und in den Handel gebracht. Alte Šljivovica ist goldgelb und weinartig. Jeder Bauer brennt seinen Bedarf selbst; das Kochen des Muses wird von Unternehmern fabrikmäßig betrieben. Prächtige

Nußbäume mit ihren aromatisch duftenden, glänzend dunkelgrünen Blättern zieren alle Obst- und Weingärten und alle Hügel. Selbst in den Höfen und Sälen der zerfallenen Burg schossen sie hoch und imposant auf. Die Prachtbäume bringen zwischen den hohen Mauern bei spärlichem Sonnenlichte ihre Früchte zur Reife. Auf den niedrigeren Bergen wächst die Kastanie waldähnlich und giebt den Hügeln zur Zeit der Blüthe ein schönes, weißlich grünes Gewand.

Orahovica hat auch seine Industrie. Nebst Opankenmachern wohnen hier auch Čuturaši. Die Čutura ist ein flaches, kreisrundes Hohlgefäß; sie wird aus weichem Holze und immer aus einem Stück gearbeitet und ruht auf vier sehr kurzen Füßchen. Den Verschluß bildet ein kreisrundes



Čutura, acht Liter fassend, nebst Spundstück.

so gut eingesetztes Stück, daß man die Fuge kaum bemerkt. Die Halsmündung dieser hölzernen Flasche bedeckt man, wenn sie gefüllt ist, mit einer gut passenden Holzkapsel. Die Meister liefern oftmals wahre Kunstwerke dieser Art und man trifft auch mit Schnitzereien gezierte. Große Čuturas fassen bis zu 8 Liter und sind, wenn mit Kalbfell überzogen und mit Riemen zum Umhängen versehen, auf Reisen vorzüglich. Kein Bauer unternimmt eine auch nur eintägige Reise, ohne in seiner Čutura Wein oder Šljivovica mitzuführen.

Ich besuchte mit dem katholischen Pfarrer, Herrn Lampe, einem intelligenten, für Kunst und Alterthümer eingenommenen Manne, zuerst die Stelle im Orte, wo die türkische Džamija (Gotteshaus) gestanden. Noch jetzt sind die Fundamente davon sichtbar und die Gasse heißt darnach Džamija. Dann besichtigten wir die imposanten Trümmer des Schlosses Orahovica oder Duzluk, wie es mit dem türkischen Namen heißt. Die äußerst starken Mauern dieses Baues stammen aus den Anfängen des Mittelalters, höchst wahrscheinlich sogar noch aus den Römerzeiten, obgleich er im Laufe der Jahrhunderte Zusätze erhielt und daher die Spuren dreier Perioden an sich trägt. Die Geschichte des Schlosses ist eine sehr bewegte und die Herren, denen es gehörte, wechselten vielmals. Zuerst gehörte es, wie gesagt, unzweifelhaft den Römern; später den Tempelherren. Dieser Orden hatte in Slavonien mehrere Burgen und Güter, so auch in nächster Nähe von Orahovica. Ein von ihnen gebautes Kirchlein, das die Spitze eines Hügels krönt, trägt noch jetzt deren Namen Crkvari (crkva = Tempel, daher crkvari = Tempelritter). Nach Aufhebung des Ordens gehörte Orahovica — obgleich darin die Templer länger unangefochten mögen weiter gehaust haben — abwechselnd mehreren Herren; so um 1481 dem ungarischen Großen Ujlaki Miklós [1]), nach 1487 aber nebst 76 Schlössern in Ungarn, Slavonien und Bosnien dessen Sohne Laurenz. Dieser ging, da er den König Ladislaus II. persönlich beleidigt hatte, auf einige Zeit seiner Güter verlustig, erhielt sie aber 1496 vom Landtage in Ofen zurück. Seine Wittwe Magdalena heirathete den Ladislaus More, und so gelangte Orahovica an diesen wilden, höchst bösartigen Mann, welcher 1543 Ulama, den Pascha von Bosnien, zum Herrn desselben machte. Den Türken entriß es 1684 nebst Veröce Graf Leslie im Vereine mit anderen Feldherren. Doch trachteten jene noch immer nach dem schönen Besitz und griffen daher das Schloß wiederholt an. So auch 1686 Funduk Pascha, der aber vom Kapitän Makan total geschlagen wurde. Die Türken hatten bei ihren oftmaligen Raubzügen das Land so verwüstet und die immerwährenden Kämpfe es so entvölkert, daß nach ihrem Abzuge die Grundkomplexe herrenlos blieben; ja von vielen wußte man nicht einmal mehr, wem sie gehört hatten. Deshalb wurde eine eigene Kommission, die commissio neoacquistica, eingesetzt, die zu untersuchen hatte, wem die einzelnen Grundstücke zufielen. Dieselbe erklärte 1704 das Schloß Orahovica als Eigenthum der Kammer, welche es dann 1722 nebst den Gütern Orahovica, Feričauci und Miklos und 22 Dörfern an den General Kordoni verkaufte. Von diesem erstanden dieselben Güter die Barone, später Grafen Pejačević, um sie hernach an den eingewanderten Macedonier Demeter Mihaljević um 15 500 Gulden abzutreten. Dessen drei Söhne theilten sich in die Güter und schließlich kam das Schloß vor einigen Jahren sammt dem Gute an den Deutschen Pfeiffer. Sic transit gloria mundi. Jetzt hausen Eidechsen in dem Gemäuer; müssige Ziegen- und Schafhirten, die da oben ihre einfachen Weisen auf Ziegenhörnern oder Doppelpfeifen (Diple) spielen, durchwühlen Schätze suchend die Steinwände, und die Bewohner des unterhalb der Burg liegenden Dorfes Duzluk schleppen die prächtigen Gesimse der gothischen Schloßkirche Nachts in ihre Höfe und benutzen sie zu Treppen und Hausfundamenten. Selbst die Rosetten der gothischen Fenster, an denen die Spuren von Kanonenkugeln noch deutlich sichtbar, werden von muthwilligen Händen herausgebrochen.

Noch vor drei Jahren übernachteten manchmal aus Bosnien kommende Türken mit ihrem Hornvieh, das sie auf die slavonischen Märkte trieben, in den Burghöfen. Dem Türken ist die Zeit seiner Herrschaft in Slavonien nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden. Einer, der mit seinen Treibern und seinem Vieh in der Ruine rastete, sagte zu dem zufällig anwesenden Pfarrer Lampe: „Ovaj je grad naša djedovina („dieses Schloß ist unser großväterliches Erbe"). Er versprach dem Pfarrer das Bild davon, das er aus der Zeit, als es noch unter Dach gestanden, zu Hause habe, gegen eine ansehnliche, dafür gebotene Summe bei seinem nächsten Wiederkehren mitbringen zu wollen. Seit-

[1]) Die Daten sind aus Bonfinius, aus Istvánfy, Fehér, Bürcken rc. geschöpft. Eben dieselben Quellen nebst Čola und Fessler gelten auch für die übrigen historischen Bemerkungen; ebenso der mit einiger Vorsicht zu benutzende Švear.

dem brach jedoch die Revolution in Bosnien aus und der Türke kam nicht wieder.

Wir hatten uns bei Untersuchung der Mauern verstiegen und mit Mühe gelang es uns wieder herabzukommen. Das Schloß muß ausnehmend fest gewesen sein, denn selbst der Zugang zu dem hoch in der östlichen Ringmauer angebrachten Thore und verdeckten Gange war nur über eine Brücke möglich, die über drei einander überragende breite Mauerpfeiler führte und also jedenfalls sehr schnell abgetragen werden konnte. Wir besichtigten noch die gewaltigen Kellerräume und das auf der Nordseite über den Strebepfeilern liegende Gärtchen und wandten uns dann dem Dorfe Duzluk zu, wo wir beim Bauer Nićefor Panić einkehrten. Er führte uns über die aus der Burg stammende Treppe zu seiner im Hofe gebauten Schlafkammer und brachte Šljivovica, Brot, Speck und Ziegenkäse, indem er zugleich seine Frau beauftragte uns ihre Reichthümer zu zeigen. Bereitwillig öffnete sie eine hohe, mit Blumen bemalte, bis oben gefüllte Truhe und breitete vor unseren Augen eine Anzahl selbsterzeugter Teppiche mit verschiedenen, sehr schönen Mustern, selbstgewebte Hemden, Gürtel, Handtücher, Tisch- und Bettdecken vor unseren Augen aus. Sie hatte Alles zur Aussteuer ihrer Tochter gefertigt und war, wie alle Frauen der slavonischen Gebirgsbewohner, ein wahres Sinnbild der Industrie. Die weiblichen Mitglieder eines Hauses besorgen nicht nur dieses, sondern sie spinnen und weben alles allein. Von dem in den Gürtel gesteckten Spinnrocken, Preslica, und der flink gedrehten Spindel, Vreteno, trennt sich die Bäuerin nie. Mag sie von oder zur Arbeit, zu Markte oder sonst wohin, die Kirche ausgenommen, gehen, sie spinnt und bereitet die Fäden zu einem äußerst feinen, beinahe durchsichtigen Linnen, das sie auf dem enormen Webstuhle, der sich in der gemeinsamen Stube befindet, bereitet; hierbei webt sie Blumen, Streifen oder Rosetten von Baumwolle ein, um mit dem Zeuge ihre Familie schön weiß und zugleich geschmackvoll zu kleiden. Außerdem versteht sie Wolle zu färben, die von den zahlreichen Schafen gewonnen wird; melkt diese, die Ziegen und die Kühe; bereitet den schmackhaften Schaf- und Ziegenkäse und bäckt das Brot für das ganze Haus. Ich erwähne letztern Umstand nur deshalb, weil das Backen des Brotes ganz andere Vorbereitungen erfordert als anderwärts. Der Grund dessen liegt im Kommunalleben. Die Kommune ist allerdings aufgehoben und es steht den einzelnen Familiengliedern, die ein Anrecht auf irgend einen Theil des Vermögens haben, frei, sich von den Uebrigen zu trennen und ihren Antheil abzusondern. Das geschieht jedoch meist nur in Fällen der Zwietracht, und es giebt der Häuser noch genug, in denen mehrere verwandte Familien friedlich beisammen wohnen. Kleine, mitunter vorkommende, Zänkereien der Weiber sind bald beigelegt; obgleich die Zeit ihre Rechte geltend machen und die Auflösung solcher Kommunen herbeiführen wird. Sind nun in einem Hause mehrere Familien beisammen, so muß für Alle zugleich gebacken werden und, da dies natürlich nicht täglich geschehen kann, ist immer eine ziemliche Anzahl von Brotlaiben erforderlich. Daher sind auch die Backöfen eigens konstruirt, sehr groß und gewöhnlich in dem an das Haus stoßenden Zwetschengarten auf einem hölzernen Unterbau, in der Form einer umgekippten, tiefen Mulde von Lehm, hergestellt und mit Brettern überdacht.

Die Bewohner jener Ortschaften, welche auf der Nordseite dieses Gebirgszuges auf und zwischen den Bergen liegen, tragen schwarze, paletotähnliche Mantelröcke aus grobem Tuche. Dieselben heißen Gunjac, sind mit Schnüren benäht und dienen immer als Unterscheidungszeichen von den Bewohnern der Ebene. Diese tragen einen ähnlich geschnittenen Mantel, Kabanica, von weißer Farbe. Ein Backenbart ist schon eine seltene, ein Vollbart oder gar ein Kinnbart eine unerhörte Erscheinung; der Bauer trägt nur den Schnurrbart. In Duzluk begegnete uns ein altes Mütterchen. Die Baka (Matrone) kreuzte nach alter Sitte die Hände über der Brust, neigte sich dreimal tief und flüsterte: Dobar dan, guten Tag. Die neuere Zeit hat zwar diese orientalische Begrüßungsweise abgestreift, doch ist der Bauer hier herum noch immer höflich. Die Hirten und Hirtenmädchen, die an den Straßen sitzen, erheben sich jedesmal, so oft ein Wagen mit Herren oder Frauen vorbeikommt; der erwachsene Mann lüftet den Hut und grüßt freundlich.

Gegen Mittag kehrten wir zurück und trafen unten im Orte durchziehende Palocen mit ihren Herden schöner, viele Hunderte zählender Schweine. Diese Schweinehändler (Paloc) gehen viele Ortschaften ab, in denen sie die Thiere aufkaufen, und ziehen mit der immer größer anwachsenden Schaar den Drave-Ueberfuhren näher, um sie nach Ungarn auf die großen Schweinemärkte zu bringen.

Als ich am nächsten Morgen den Pfarrhof verließ, um von der nach Duzluk führenden Straße aus eine Skizze der Ruine zu zeichnen, blieb ein vorbeigehendes, bejahrtes Weib stehen, indem sie mich neugierig betrachtete. Endlich, nachdem sie einen kurzen Kampf mit sich selbst ausgefochten, faßte sie Muth und fragte: „Gospodine, molim Vas, što ste pisao?" („Herr, ich bitte Sie, was schrieben Sie auf?") Ich glaubte es mit gewöhnlicher Neugier zu thun zu haben und antwortete daher kurz angebunden und trocken: „Nichts!" Sie warf mir einen scheuen Blick zu, blieb jedoch stehen und beobachtete mich. Mein Bleistift war indeß gespitzt und ich nahm meine Arbeit wieder auf. Sie rückte, wie ich über die Achsel bemerken konnte, allgemach näher, bis sie dicht herangekommen war; dann stellte sie sich auf die Zehen und warf rasch einen Blick auf mein Papier, dem noch ein zweiter folgte. Mich begann die Sache zu belustigen. „Herr," hörte ich sie sagen, „Sie schreiben doch! Was wollen Sie mit dem alten Schlosse? Wird das wieder aufgebaut?" — „Nein," erscholl meine kurze Antwort wieder. „Herr," lautete die neue Frage, „sagen Sie mir um Gotteswillen, sind Sie aus unserm Kaiserthume?" — „Und warum fragst Du, Alte?" — „Herr, wir leben in einer traurigen Zeit. Es soll ja wieder Krieg werden mit den Türken, sagen unsere Leute, und der Türke, unser Erzfeind, sendet seine bezahlten Teufel überall herum, die alles auskundschaften müssen. Wehe uns! Herr, sind Sie ein Mann aus unserer Nation?" Ich beruhigte die Alte lachend, die mir mit tausend Versicherungen ihre Ergebenheit und Freude zu erkennen gab. Armes und gutherziges Volk! Nach Jahrhunderten noch schreckt es der Popanz des wilden, mordgierigen Asiaten!

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

I.

Zu den unbekanntesten Theilen der großen Inselwelt des westlichen Stillen Oceans gehört auch der Archipel der Salomo-Inseln, sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit des Landes als auch seiner Bewohner. Selbst die einheimischen Bezeichnungen der einzelnen Inseln sind dem größern Theile nach nicht einmal bekannt, sie tragen auf den Karten noch diejenigen Namen, die ihnen von den Entdeckern beigelegt wurden.

An der Hand wenig zugänglichen, theilweise mir zur Verfügung gestellten neuen Materials beabsichtige ich hier in einer Anzahl von Artikeln eine eingehende Schilderung der Inseln und ihrer Bewohner zu geben, an einem andern Orte dagegen die dem Geographen wichtigen Notizen über Namen, Position u. s. w., sowie für nautische Zwecke eine möglichst ausführliche Segelanweisung, fast durchweg auf deutschen, englischen, amerikanischen, französischen offiziellen und privaten Nachrichten basirend, in ähnlicher Weise, wie es vor zwei Jahren von mir bei der Monographie der Neu-Hebriden [1]) geschehen ist. Der Grundsatz vor Allem für praktische Zwecke zu arbeiten leitete mich auch hier.

Sollte dieses Bestreben erkannt werden, so würde ich mich belohnt sehen.

* * *

Die Geschichte der Entdeckung der heute Solomons-, Salomons-, richtiger aber Salomo-Inseln ist kurz folgende.

Das Bestreben der im 16. Jahrhundert von Spanien eingesetzten Vicekönige Perus war stets dahin gerichtet, das im Westen gemuthmaßte sogenannte Australland, das auch das Ophir Salomo's umfasse, zu entdecken. Die damaligen Gelehrten behaupteten dessen Existenz unwiderleglich, da der südliche Sternhimmel dieselbe Zahl Thierkreisbilder (6) und größere Gestirne (48) enthalte, als der nördliche, und daher im Süden eine genau ebenso große Landmasse sein müsse, als im Norden. Dies veranlaßte den 1564 zum Vicekönig ernannten Lope Garcia de Castro am 10. Januar 1567 von Callao zwei Schiffe unter Leitung seines 27jährigen Neffen Alvaro de Mendana de Neyra auszusenden, mit der Aufgabe, dieses fabelhafte Australland aufzusuchen. Mendana stand als Hauptlootse ein ausgezeichneter Schiffsführer aus Corunna, Hernando Gallego, zur Seite, als Befehlshaber der Truppen Pedro de Ortega, unter dem Pedro Hernandez de Quiros als Lieutenant fungirte. Auf dem inselleeren Gürtel in der Nähe des Aequators segelnd, tauchten nach 80 Tagen die Berge der jetzigen Salomo-Inseln auf. Man glaubte das Australland sei erreicht, ankerte bei einer Insel, der Mendana den Namen Sta. Isabel de la Estrella gab, und hißte die kastilische Flagge über den schnell errichteten hölzernen Häusern. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen und boten Mendana als Gastgeschenk die Schulter und den Arm eines frisch geschlachteten Knaben. Als Mendana sich voll Abscheu abwandte und die sofortige Vergrabung der Körpertheile befahl, gingen die Abgesandten gesenkten Hauptes, tief empört über die Abweisung, von dannen. Das außerdem durch die rohe Behandlung der spanischen Soldaten nur noch mehr erbitterte Volk begann bald feindselig aufzutreten. Angriff folgte auf Angriff, dazu kamen ansteckende Krankheiten, das Siegesbewußtsein der Spanier gab bald dem Kleinmuth Raum. Trotzdem unternahm es Mendana ein Schiff zu bauen, mit dem Gallego die umliegenden Inseln erforschen sollte. Dieses gelang in vorzüglichem Maße. Seit jener Zeit ist von ihnen keine so vollständige Aufnahme wieder gemacht worden. Neben den vier großen Inseln Isabel, Guadalcanar, Malayta und San Cristoval entdeckte er zahlreiche kleinere Inseln und gab zehn von ihnen Namen, die sie noch heute tragen; es sind: Ramos, Buena Vista, Florida, San Durias (Dimas), San German, Guadalupe, Sesarga, San Jorge, Santa Catalina, Santa Ana. Das Südende von Isabel nannte Mendana Cap Prieto, einen Ankerplatz in Guadalcanar Portola Cruz und zwei Flüsse der Insel, Gallego und Ortega. Die unausgesetzt fortschreitende Decimirung der Mannschaft durch Krankheit und Ueberfälle der Wilden veranlaßten im Juli die Heimkehr. Nach einer langen, an Entbehrungen reichen Reise ward im Januar 1569 die Küste von Mexiko erreicht. Mendana kehrte nach Callao zurück, jedoch keineswegs entmuthigt, im Gegentheil nach einigen Jahren Versuche machend, den (1590) zur Regierung gelangten Marquis de Cañete — (sein Onkel war nach Spanien zurückberufen) — zur Aussendung einer zweiten größern Expedition zu veranlassen. Die Meinung, die entdeckten Inseln seien das lange gesuchte Goldland, das Ophir Salomo's, verbreitete sich mehr und mehr, der Name Salomo-Inseln, den Mendana gegeben, ward officiell anerkannt und nach langem Zögern auch beschlossen, den Archipel zu kolonisiren. Am 16. Juni 1595 stach das aus vier Schiffen bestehende Geschwader bei Payta in See. In Cherrepe wurden noch eine Menge Arbeiter mit Weib und Kind aus den Thälern von Truxillo und Saña aufgenommen, außerdem befanden sich an 200 Arkebüsiere an Bord. Mendana befand sich mit seinem Weibe Isabella, seinem Schwager Don Lorenzo Bareto und dem Hauptlootsen Ferd. de Quiros (aus Evora in Portugal) auf dem ersten Schiffe, dem „San Geronimo". Das zweite, „Santa Isabella", führte Lope de Vega, dem zwei kleinere, „San Felipe" und „Santa Catalina", folgten. Nach Entdeckung der Marquesas näherte man sich am 7. September einem Vulkane, in dessen Nähe zahlreiche dunkelgefärbte krausharige, roth und gelb bemalte Eingeborene mit ihren Kanoes bemerkt wurden, die alsbald die Ankömmlinge mit Speerwürfen und einem Hagel vergifteter Pfeile begrüßten. Trotzdem die Knochenspitzen der Pfeile mehrfach Verletzungen verursachten, trat doch keine tödtliche Wirkung ein. Eine scharfe Salve der Arkebüsiere trieb die Feinde sofort in die Flucht. Das Land, das im Süden des Vulkans gesehen ward, nannte Mendana Santa Cruz, hielt darauf zu und ankerte am N.-W.-Ende desselben in einer Bai, die

[1]) Verhandlung des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg IV, 1877.

er Graciosa taufte. Eine in der Nähe belegene kleine lieblich grünende Insel erhielt den Namen „la Huerta" oder der Garten. Hier ward beschlossen, die beabsichtigte Kolonie ins Leben zu rufen. Man erwarb die Freundschaft eines Häuptlings Malope, dachte aber nicht daran, daß dieser nur einen kleinen Theil der Insel unter sich hatte. Die Folge war, daß die Nachbarstämme die Spanier unausgesetzt beunruhigten, u. A. ihre Wasserplätze besetzt hielten, so daß diese endlich von ihrer Macht Gebrauch machten. 30 Schützen trieben die Wilden vor sich her, tödteten deren fünf, verbrannten die Dörfer und schlugen die Kokospalmen um. Die „San Felipe" kreuzte inzwischen in der Nähe und fand die Reef-Insel auf. Nach ihrer Rückkehr trat das Schicksal auch an dieses mit so großen Mitteln und Hoffnungen ins Leben gerufene Unternehmen heran. Malope ward eines Tages von spanischen Soldaten ermordet, der Kampf begann aufs Neue. Dazu trat als erbittertster Feind Krankheit. Einer starb nach dem andern und als auch Mendana sein Ende nahen sah, legte er den Befehl in die Hände seiner Frau und ernannte als deren Nachfolger deren Bruder. Am 17. Oktober ward er feierlich begraben und schon am 2. November folgte ihm sein durch einen Pfeil tödtlich verwundeter Schwager. Isabella beschloß nun den Plan ihres Mannes, die Salomo-Inseln aufzusuchen, aufzunehmen und dann heimzukehren. Mendana's Leiche ward exhumirt und an Bord des „San Geronimo" gebracht. Statt auf den Salomos landete man nach schrecklichen Leiden am 11. Februar 1596 in Manila, in Begleitung der „Santa Catalina", während die „Santa Felipe" auf ein Riff gerieth und unterging; die „Santa Isabella" unter Lope de Vega war bereits vor den Santa-Cruz-Inseln abhanden gekommen. Quiros brachte Isabella, die sich wieder verheirathete, nach Mexiko und ging dann nach Spanien, um eine nochmalige Expedition ins Leben zu rufen, die wirklich am 21. Dezember 1605 unter seiner und Torres' Führung von Callao fortging und am 30. April 1606 nicht auf den Salomo-Inseln, wohl aber im Hafen Vera Cruz auf Espiritu Santo (Neu-Hebriden) Anker warf. Die Salomo waren und blieben verschollen, ja man begann überhaupt an deren Existenz zu zweifeln. Waren doch die Längenbestimmungen der Spanier, in Folge der fehlenden Instrumente, nicht einmal annähernd bis auf 20 bis 30° genau. Wallis war der Erste, der 1767 eine Längenbestimmung nach Mondabständen in der Südsee machte. In seinem Bericht heißt es: „Am 3. Mai beobachteten wir Sonne und Mond und fanden, daß unsere westliche Länge 96°26' (Gr.) betrug." — Gleichzeitig unter Wallis verließ Carteret mit der „Swallow" England, ward jedoch gleich zu Anfang von Wallis getrennt. Er passirte, auf der Suche nach den vielgesuchten, nahe der Gruppe, entdeckte die Gower-Carteret- und Simpson-Inseln, ohne ihren Zusammenhang mit den Salomo zu ahnen, und richtete seinen Kurs auf Neubritannien. Erst Bougainville gelang es am 28. Juni 1768 die Kette zu passiren, durch die Straße zwischen Bougainville und Choiseul kam er nach Batavia. Die Kunde dieser Fahrt verbreitete sich sehr schnell u. A. auch nach Indien. Und zwar ging das Gerücht, ein englisches Schiff habe eine sehr reiche und fruchtbare Insel, 700 Lieues (2100 Seemeilen) gegen Westen von der Küste Perus entdeckt, auf der u. A. die Bewohner äußerst kunstvolle Stoffe webten. Diesem Gerüchte auf den Grund zu kommen, lief am 3. März 1769 ein französisches Handelsschiff, der „St. Jean Baptiste", unter J. Fr. de Surville aus dem Ganges, das ausgerüstet auf drei Jahre allerdings den Hauptauftrag hatte, in den Gewässern des indischen Archipels und der Südsee Handel zu treiben. Nach dem Anlaufen der Philippinen kam Surville am 6. August 1769 nach Choiseul, folgte bis zum 13. Oktober der Kette bis zu ihrer äußersten südlichen und östlichen Erstreckung San Cristoval, dessen Ostspitze von ihm Cap Oriental benannt wurde, und ankerte dann längere Zeit in dem auch von Bougainville benutzten Praslinhafen auf Isabel, das er mit Malayta vereinigt glaubte. Am 21. Oktober verließ er den Hafen, da sich in Folge der Regen Krankheiten, u. A. auch Skorbut, einstellten, außerdem von Seiten der Eingeborenen unausgesetzt Angriffe erfolgten. Dies feindliche Auftreten veranlaßte Surville, den Inseln den Namen der Arsaciden zu geben. Nun ging er über Neu-Seeland nach Peru, das erste Handelsschiff, das südlich der Linie den Stillen Ocean durchkreuzt hat.

Wieder gingen Jahre dahin. Die weitere Erforschung, wenn auch oberflächlich, nahm Shortland 1788 auf. Während Bougainville 1768 dem nordwestlichen Theil der Gruppe, Surville 1769 dem Nordosten, wandte Shortland seine Aufmerksamkeit in verhältnißmäßig erfolgreicher Weise dem Südwesten zu. Er fand Guadalcanar, das er Isle de Sir Charles Middleton nannte, ging dann nach Westen und entdeckte die Inseln Marsh und Hammond und gelangte nach Kap Satisfaktion auf Bougainville. Hier traf er mit friedlichen Eingeborenen aus der nahe gelegenen von ihm Bay of the Indies genannten Bucht zusammen. Der ganzen Kette legte er den Namen New Georgia bei. 1792 kam d'Entrecasteaux in dieselben Gegenden, nachdem Manning kurz vorher die Straße zwischen Choiseul und Isabel passirt, und begann Mai 1793 weitere Details beizubringen. Widrige Strömungen, die Feindseligkeit der Eingeborenen (diejenigen San Cristovals griffen die „Recherche", nachdem einige sich an Bord begeben und sich orientirt hatten, von ihren Kanoes aus an) ließen jedoch auch keine erhebliche Resultate aufkommen, doch konstatirte er u. A., daß Guadalcanar und Malayta getrennt seien. 1794 passirte Capitain Wilkinson mit der „Indispensable" die nach dem Schiff genannte Straße. Die Mehrzahl der Inseln Mendanas war wieder aufgefunden, es galt jetzt die Specialforschung.

Die nächste Expedition, die wissenschaftliche Ziele nach den Salomos führte, war diejenige Dumont d'Urvilles 1838 mit der „Astrolabe" und der „Zélée", der hier in den Monaten November und Dezember weilte, und durch seine und der an Bord befindlichen Gelehrten Beobachtungen wesentlich zur Kenntniß der Gestaltung der Inseln, speciell der südlichen, des Landes selbst und seiner Bewohner, beitrug. Nach ihm kamen hier und da einzelne Handels- und Kriegsschiffe in diese Gewässer, die sie jedoch meistens nur flüchtig berührten. Mehrfache nähere Mittheilungen sind jedoch dem Kapitän Denham, Lieutenant Tilley, Rev. Mr. Kerr zu danken. Die Novara berührte leider nur die Steward-Inseln (Sikiyana). Ueber die 1862 im Auftrage des Königs von Belgien, behufs Gründung von Faktoreien auf den Salomo-Inseln, abgesandte Expedition ist leider keinerlei Nachricht zu erhalten, jedenfalls war dieselbe resultatlos. Das englische Kriegsschiff „Blanche", Kapitän Montgomerie, ging 1868 nach New Georgia, um ein Dorf niederzubrennen, das eine europäische Schiffsmannschaft ermordet hatte, und 1879 ward J. M. S. „Alacrity" beordert, die Inseln vollständig neu zu vermessen. Bis jetzt, März 1881, liegen jedoch noch keinerlei Berichte über diese Expedition vor. Es ist zu bedauern, daß die „Gazelle" 1875 nur Bougainville anlief (vom 24. bis 29. August); trotz der kurzen Zeit hat sie doch wesentlich unsere Kenntniß eines Theiles dieser Insel bereichert, zu ethnologischen Beobachtungen

war wenig Gelegenheit, da sich in der Nähe des Ankerplatzes kein Dorf befand [1]). Die Mission, die so vielfach auf den Inseln des Stillen Oceans thätig ist, hat auf den Salomo nur an wenigen Orten festen Fuß fassen können, darüber später. Ansiedelungen resp. Faktoreien europäischer Häuser finden sich bis jetzt nur auf Sikiyana, das überhaupt vielfach von Schiffen auf der Fahrt zwischen Australien und China behufs Kompaßkorrektion angelaufen wird. Einige der größeren Inseln sind jedoch mehrfach von deutschen und englischen Kapitänen besucht, auf deren Mittheilungen ein Theil des von mir gebrachten neuen Materials basirt. Agenten europäischer Häuser oder andere europäische Händler haben sich neuerdings noch auf San Christoval (Makirahafen), auf der Insel Savu (im Norden von Guadalcanar), auf Bougainville, Choiseul, Mahaga (Isabel), New Georgia und Ugi niedergelassen.

[1]) Neue Mittheilungen dürfte voraussichtlich N. v. Miklucho-Maclay, der Anfang 1880 u. a. längere Zeit auf Simbo (Eddystone Is.) weilte, in nächster Zeit machen.

Die Milanows auf Borneo.

In den Proceedings of the Royal Geographical Society (April 1881, S. 193 bis 205) giebt W. M. Crocker, welcher 16 Jahre lang in Saráwak auf der nordwestlichen Küste von Borneo gelebt hat, einen Bericht über die physikalische Geographie, die Einwohner und Produkte dieses Reiches und begleitet denselben mit einer Karte des nördlichen Borneo, welche zum Theil auf seinen eigenen Beobachtungen beruht und einen wesentlichen Fortschritt bezeichnet. Den äußersten Nordosten des Königreichs, die sogenannte Dritte Division, welche an das Sultanat Brunei grenzt, bewohnt in einer Anzahl von 20 000 Seelen das Volk der Milanows, deren Niederlassungen insgesammt nur wenige Meilen von der See entfernt liegen. Ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel und Ausführungsprodukt ist Sago; 1880 wurden davon über 20 000 Tonnen exportirt. Die Sagopalme gedeiht an den sumpfigen Ufern der Flüsse überall an dieser Küste bis etwa 20 englische Meilen landeinwärts; sie findet sich zwar an den Küsten von Sumatra, Celebes, Neu-Guinea und den Molukken, doch ist Borneo als ihre eigentliche Heimath und ihr Hauptverbreitungsbezirk anzusehen, da Saráwak allein mehr als die Hälfte von allem auf der Erde producirten Sago liefert.

Da Crocker mehrere Monate lang unter den Milanows gelebt hat, sind seine Mittheilungen über dieses erst wenig bekannte Volk von besonderem Interesse. Sie sind desselben Ursprungs, wie die Stämme im Innern, welche noch in der denkbar rohesten Form menschlichen Daseins ihr Leben hinbringen. Die Milanows aber haben, da sie schon frühzeitig von Malaien zu Handelszwecken besucht worden sind, malaiische Kleidung und zum Theil auch den Islam angenommen. Sie wohnen in guten Häusern, ihre Frauen kleiden sich in Seide und tragen Goldschmuck von bedeutendem Werthe; in ihren Wohnungen findet man englische Gläser, Töpfe und Messer, und sie sind in der That verhältnißmäßig reich. An jedem Flusse längs dieses Theils der Küste, welche oft nur vier englische Meilen von einander entfernt sind, findet man einen verschiedenen Dialekt. Die Furcht vor den Saribas- und Illanun-Piraten, welche in dieser Gegend beständig auf der Lauer lagen, erklärt den geringen hier herrschenden Verkehr, ehe Sir James Brooke auftrat. Die Häuser waren früher auf Pfählen von hartem Holze, etwa vierzig Fuß über dem Erdboden, erbaut, zum Schutze gegen Feinde. Manche von diesen Häusern stehen noch heute, ohne indessen ersetzt oder erneuert zu werden, da jetzt Friede und Ordnung herrscht und die Leute ihrem täglichen Berufe nachgehen können ohne Furcht vor Piraten auf der See und kopfjagenden Dajaks auf dem Lande; heute können die Anwohner aller Flüsse, vom Redschang bis zum Bintulu hin, frei mit einander verkehren.

In ihrer äußern Erscheinung gleichen die Milanows den übrigen Stämmen im Gebiete von Saráwak und unterscheiden sich von denselben nur durch ihr viereckiges Gesicht; die Frauen sind seltsamer Weise in den Ruf der Schönheit gekommen. Es giebt allerdings einige hübsche Mädchen unter ihnen; aber als Stamm betrachtet stehen sie an Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malaien zurück. Sie sind von Farbe sehr weiß, aber es ist oft ein ungesundes, milchiges Weiß; da sie ihr ganzes Leben hindurch damit beschäftigt sind, den Sago aus dem Palmenmark herauszutreten oder zu pressen, so werden ihre Füße breit und ihre Figuren stämmig und untersetzt. Ihre Köpfe werden in der Kindheit durch Druck abgeflacht, aber nicht dermaßen, daß sie dadurch entstellt würden. Dieser Gebrauch scheint nur bei ihnen vorzukommen; wenigstens hat Crocker nichts über seine Existenz bei anderen Stämmen des ostasiatischen Archipels vernommen.

Die Männer sind etwa von mittlerer Größe; sie tatuiren sich weder noch tragen sie irgend welchen Schmuck oder Zierrath. Sie sind milde und friedlich, ruhig und artig von Charakter; zu den Kopfjägern gehören sie nicht, wenn sie auch in ihren Häusern noch einige Schädel aufbewahren. Gegen ihre Vorgesetzten sind sie unterwürfig, und Verbrechen kommen unter ihnen selten vor. Die ernstesten Fälle, mit welchen die europäischen Residenten zu thun haben, sind die „Betscharas" oder Rechtshändel um ihre Sagopalmländereien. Manche unter ihnen haben große Gelehrigkeit gezeigt und selbst die englischen Buchstaben schreiben gelernt. Hoffentlich errichtet die Regierung bald Schulen unter ihnen, und es wenden sich einige von den Missionaren, welche jetzt bei den Land-Dajaks sehr wenig fruchtbaren Boden finden, ihnen zu.

Unter den Milanows findet sich Polygamie; aber selten hat einer mehr als ein Weib. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind so geordnet, daß die Arbeit unter allen Familienmitgliedern gleichmäßig vertheilt ist; sie leben dabei glücklich und zufrieden. Sie sind, ebenso wie die Dajaks, sehr abergläubisch, glauben an Träume und Vorzeichen und richten ihre Reisen nach dem Fluge der Vögel. Ihre Religion, wenn man anders einen Glauben an gute und böse Geister Religion nennen kann, ist merkwürdiger Weise dieselbe, wie diejenige der Cochinchinesen. (Ob das nicht ein weiterer Beweis für Wallace's Theorie ist, daß Borneo einst mit dem Festlande von Asien zusammenhing, oder wenigstens dafür, daß die Insel zuerst von Norden her bevölkert wurde?) Sie glauben, daß das Jenseits der irdischen Welt gleicht, daß sich dort wie hier Berge, Thäler, Ströme und Seen finden, die von verschiedenen Geistern beherrscht werden, und daß es einen obersten Gott, Epoo genannt, giebt, welcher Macht hat über alle Geister. Dessen Aufenthalt ver-

mögen sie nicht anzugeben; er herrscht unumschränkt in der unsichtbaren Welt. Es giebt verschiedene böse Geister des Flusses, des Meeres, Blitzes u. s. w., aber nur einen guten, Balu Abad mit Namen, der als ein schönes Weib beschrieben wird; ihrer Sorge werden am Todtenfeste alle Seelen anvertraut, und sie geleitet dieselben in das Jenseits.

Stirbt ein wohlhabender Mann, so werden Sagopalmen gefällt in dem Glauben, daß sie der Eigenthümer in jener Welt zu seinem Gebrauche fertig wiederfindet. Dann wird ein Prahu (Boot) sorgfältig aus einer Sagopalme geschnitzt, mit Flaggen geschmückt und neben das Grab gestellt; in Folge dessen findet der Todte es im Jenseits wieder, und zwar in Gestalt eines großen Schooners, der fertig zum Gebrauche vor seinem Hause vor Anker liegt. Waffen, Sirih-Büchsen, Bronzekanonen, das Geld der Milanows und Kleider werden zum Gebrauche im Himmel in den Sarg gelegt und dieser dann drei Tage lang eingegraben, während welcher Zeit sich der Verstorbene, wie man glaubt, für die Reise rüstet. Nun nimmt Balu Abad, das schöne Weib, Besitz von dem Geiste und geleitet ihn in das Jenseits. Allein mitten auf dem schmalen, dorthin führenden Pfade steht ein großer, wilder Hund, Maweang genannt, und wehe dem, der nicht mit einer gewissen kleinen Perle (telak) versehen ist, um ihn damit zu besänftigen! Zu diesem Behufe wird der Leiche stets eine solche Perle auf den rechten Arm gelegt.

Die Leiche eines Häuptlings läßt man verwesen, thut die Ueberreste in einen Krug und setzt denselben in einen dazu ausgehöhlten großen Baum oder Pfosten, wozu man stets Bilian (Eisenholz) wählt. Diese Grabmäler sind oft von bedeutender Größe und sorgfältig geschnitzt; da jenes Holz fast unzerstörbar ist, so giebt es solche, deren Existenz Generationen weit sich zurückführen läßt. Der Pangeran (malaiischer Titel für Prinz), von welchem Crocker seine meisten Erkundigungen eingezogen hat, theilte ihm auch mit, daß sein Großvater in solcher Weise beerdigt, und daß ein Sklave an den Pfosten gekettet wurde und dort verhungerte, damit er im Jenseits seinem Herrn sofort zu Diensten stände.

Dieselben Charaktere und Leidenschaften, welche hier die Menschheit beeinflussen, regieren auch dort die Seelen, und die Bösen sind auch dort böse. Auch dort tritt der Tod ein, und schließlich nimmt der Geist die Gestalt einer Raupe oder Made an.

Einige Monate nach dem Tode eines Milanow versammeln sich seine Freunde zu einem großartigen Feste und Hahnenkampfe, welcher drei bis vier Tage dauert, und wobei mitunter 300 bis 400 Hähne als Opfer zum Besten des Hingeschiedenen ihr Leben lassen müssen.

Die Milanows verdanken die Besserung ihrer Lage der Sagopalme. Der Handel in Sago nimmt beständig zu und, da der Preis desselben in den letzten zehn Jahren um 50 Procent gestiegen ist, so werden jetzt die Malaien in den anderen Gebieten von Sarawak auf den Werth der Palme aufmerksam und legen große Pflanzungen an, welche in wenigen Jahren die Wichtigkeit dieses Exportartikels bedeutend vergrößern werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei K. J. Trübner in Straßburg erscheint im Mai dieses Jahres auf Grundlage von Schricker's wohlbekanntem Vogesenführer: „Die Vogesen. Ein Handbuch für Touristen", neu bearbeitet von Curt Mündel, unter Mitwirkung von Prof. Enting und Dr. A. Schricker. Das Buch wird nicht weniger als 12 Karten und einen Plan enthalten, trotzdem aber nur 3 Mark kosten. Die Namen der Mitarbeiter bürgen dafür, daß der Reisende, welcher mit diesem Führer in der Tasche das schöne Gebirge durchzieht, sich zuverlässiger Leitung anvertraut.

— Lorenz Diefenbach's „Völkerkunde Osteuropas" ist durch Ausgabe des zweiten Halbbandes des zweiten Bandes (Darmstadt, L. Brill, 1880) vollständig geworden. Derselbe behandelt in der schon früher (s. „Globus" XXXVIII, 176) dargelegten Weise die finnische Familie, die Zigeuner, Armenier und Kaukasier; unseres Lobes bedarf er nicht. Sein Hauptzweck, wie ihn der Verfasser selbst präcisirt, ist die Einführung der Leser in Völkergebiete, die in vielen, besonders sprachlichen Beziehungen erst in neuerer Zeit näher untersucht und bekannt geworden sind. Im Einzelnen wie in umfassenderen Ergebnissen rechnete er dabei auf selbstdenkende und mitforschende Leser, die ein Endurtheil lieber auf eigene Kosten gewinnen, als es mit bequemer Passivität nachsprechen. Solchen aber, wir wiederholen es, wird das Buch reichen Gewinn bringen.

— In französischer Ausgabe sind jetzt die reducirten Karten der durch den Berliner Kongreß festgesetzten neuen Grenzen auf der Balkanhalbinsel, deren eine der „Globus" bereits auf S. 103 des 38. Bandes veröffentlichte, erschienen. (Berlin, D. Reimer. 4 Blätter in 1:300 000.) Prof. Heinrich Kiepert hat ihre Verkleinerung überwacht, die Bedeutung dieser politisch so wichtigen Linien in einer eingehenden Besprechung dargelegt und das Material durch Anpassung des ringsum anstoßenden Gebietes allgemeiner Benutzung zugänglich gemacht.

— In Montenegro sind in den Jahren 1879 und 1880 durch russische Offiziere in den neu erworbenen Gebieten (Rayon der Herzegowina und um Antivari) 3420 Quadratwerst aufgenommen worden im Maßstabe 1:21 000 (500 Saf. = 1 Zoll). Von diesem Gebiete waren bis zum Jahre 1878 nur 270 Quadratwerst aufgenommen. Im Rückstand sind für 1881 noch 960 Quadratwerst im Kreise Kolaschin, 100 Quadratwerst im Kreise Dulcigno und etwa 350 Quadratwerst in den Kutschi-Drekalowitschi, wo die Grenze noch nicht fest bestimmt ist.

— Eine Notiz der „Exploration" (Nro. 221) besagt, daß aus den kürzlich an Montenegro gefallenen Gebieten eine starke Auswanderung stattfindet, und zwar weil die montenegrinischen Gesetze zu rasch in Anwendung gekommen sind. Kriegsdienst und Schulpflicht vertreiben die Mohammedaner. Podgoritza, welches unter türkischer Herrschaft 6000 Einwohner zählte, hat die Hälfte davon verloren; besonders ist die Kaufmannschaft verschwunden, seitdem sich dort keine ständige Garnison mehr befindet und die Albanesen es vorziehen, den Bazar von Skutari zu besuchen.

— Nach einer ungefähren Berechnung sollen nach der von den Botschaftern zu Konstantinopel vereinbarten neuen griechisch-türkischen Grenze, deren Verlauf einstweilen auf unseren Karten nur annähernd angegeben werden kann, an Griechenland rund 240 Quadratmeilen oder etwa

so viel Landes, als das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (241,6 Quadratmeilen) umfaßt. Nach den Bestimmungen der Berliner Konferenz sollte das abzutretende Gebiet circa 365 Quadratmeilen umfassen (das Königreich Würtemberg zählt deren 354); davon bleiben nun 89 in Epirus und 36 im nördlichen Thessalien beim türkischen Reiche.

Asien.

— Ujfalvy's zweite Reise nach Turkestan (s. Bd. 38, S. 144) ist durch einen Zwischenfall, wie es scheint politischer Natur, unterbrochen worden, so daß er sich genöthigt sah, nach Paris zurückzukehren. Am 19. März ist er aber in Gesellschaft seiner Frau wieder abgereist, um über Tiflis, Baku und das Kaspische Meer zunächst nach der persischen Provinz Chorassan zu gehen.

— Ein Berichterstatter des „Standard", welcher die Insel Chios nach dem jüngsten Erdbeben besuchte, giebt folgenden Ueberschlag über den dadurch verursachten Verlust an Menschenleben und Eigenthum: es wurden getödtet 4189 Personen, schwer verletzt 1015, 14 000 Häuser zerstört und Werthe im Betrage von 60 bis 80 Millionen Mark vernichtet.

— M. Léon Cahun (dessen Reise im Gebirge der Nosairier der „Globus" in Bd. 37, S. 305 und 321 geschildert hat) ist von seiner 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums und in Gesellschaft seiner Frau unternommenen Reise nach Vorderasien zurückgekehrt. Er hat wenig bekannte Theile des nördlichen Mesopotamien besucht und zahlreiche Ruinen aufgenommen, darunter diejenigen einer Fayencefabrik in Rakka am Euphrat, im Jahre 1108 durch Sultan Mahmud Abu-el-Kasim gegründet, parthische Ruinen in Dschaber und eine vorzüglich erhaltene römische Stadt in Ressâfa zwischen Tadmor und Rakka. Bei den gefürchteten Aneze- und Schammar-Beduinen und selbst bei den Schepanlü-Kurden hat Cahun sehr gute Aufnahme gefunden.

— Die französische Regierung hat den Schiffslieutenant Amédée Gauthier mit einer Mission in Cochinchina betraut, welche die Erforschung der Länder der Moi, Sciamba, Stieng, der Waldlandschaften an der Grenze der französischen Kolonie zum Gegenstande hat.

— Karl Bock, welcher über seine Reise durch das südöstliche Borneo („Globus" 37, S. 256) ein demnächst erscheinendes Buch „Die Kopfjäger von Borneo" geschrieben hat, welches namentlich seine zoologischen und ethnographischen Beobachtungen enthält, verläßt Mitte April London, um eine Reise in das Innere von Siam auszuführen.

— Mr. Broumton, Agent der China-Inland-Mission zu Kwei-yang-fu in der Provinz Kwei-tschou, hat letzthin den Miao-tze in der Nähe jener Stadt einen Besuch abgestattet. Einer derselben, von welchem er etwas von ihrer Sprache erlernt hatte, hatte ihm mitgetheilt, daß sein Volk im dritten Monate des Jahres eine große Versammlung auf einem Berge abhalte, und ihn dazu eingeladen. Diese vorzügliche Gelegenheit, Sitten und Gebräuche des ziemlich unbekannten Volkes kennen zu lernen, benutzte Broumton gern. Die Stämme, welche er speciell kennen lernte, waren die „Schwarzen Miao", so genannt nach der Farbe ihrer Kleidung, und die Ka-tau und sitzen bei Hwang-ping-tschóu. Die Spitze und die Abhänge des Berges, auf welchem die Festlichkeit statthatte, fand der Missionar mit Frauen in ihren malerischen Kostümen und Männern in einfachen Kleidern von schwarzer Baumwolle bedeckt. Das Fest hat einen religiösen Charakter; die Miao-tze behaupten, daß ein schlechtes Jahr käme, wenn sie es nicht abhielten. Seine Hauptbestandtheile sind Musik und Tanz. Die Instrumente heißen bei den Miao ki, auf chinesisch lin-scheng („sechs Töne") und bestehen aus langen Bambusröhren, meist sechs, aber auch zwei an der Zahl, die in einem hölzernen Mundstücke befestigt sind. Manche sind sehr groß, da die Röhren bis 18 Fuß lang sind, und es erfordert große Anstrengung, sie zu blasen; sie bringen einen sonderbaren, brausenden Ton hervor, den man weithin hört. Die Musikanten bewegen sich beim Blasen langsam um den Platz, das Gesicht nach dem Mittelpunkte gewendet, und draußen tanzen die jungen Frauen nach derselben Richtung. Es waren bei dieser Gelegenheit fünf bis sechs Musikbanden zur Stelle, deren jede ihren Kreis von Tänzerinnen um sich versammelte.

— Graf Montgelas, der gewesene österreichische Diplomat, hat in London den von der dortigen geographischen Gesellschaft eingerichteten Unterricht für angehende Forschungsreisende durchgemacht und dann sich kürzlich nach dem nördlichen Borneo begeben, welches bekanntlich vom Sultan von Sulu an die North Borneo Company abgetreten worden ist, um dort bei der Erforschung und Entwickelung des noch ziemlich unbekannten Gebietes thätig zu sein.

Die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer.

S. Der „Globus" hat vor einiger Zeit (Bd. XXXVIII, S. 187 und 199) seinen Lesern einige Mittheilungen über die Kaukasischen Juden gebracht. Als Ergänzung gleichsam zu jener ethnographischen Skizze liefern wir heute einige historische Daten über die Einwanderung der Juden in die Kaukasusländer. (Nach N. O. Elmin: „Jüdische Ansiedler im alten Armenien", in den Protokollen der Sitzungen des vorbereitenden Comités des fünften archäologischen Congresses in Tiflis. Moskau 1879 und 1880, S. 100 bis 103.)

Schon in den ältesten Zeiten treten in Armenien Ansiedler sehr verschiedener Nationalität auf; die einen freiwillig, die anderen gezwungen als Kriegsgefangene. Die Länder, aus denen die Ansiedler herstammten, sind: Phönizien, Assyrien, Palästina, Medien, Indien, China, das Land der Bulgaren, der Alanen u. s. w. In den geschichtlichen Quellen finden sich nur über einzelne jener den genannten Volksstämmen angehörenden Ansiedler genauere Nachweise; so über die Meder, die Juden und die Inder. Ueber die Meder spricht ein altes armenisches Epos, über die Juden der Byzantiner Faustus, ein Schriftsteller des IV. Jahrhunderts und Moses von Chorene; über die Inder der Syrier Zenobius Glak (?).

Schon 600 Jahre vor Christi Geburt sind jüdische Ansiedler in Armenien anzutreffen. Mar-Abas (150 Jahre v. Chr.) meldet darüber: Schambat, einer der angesehensten der von Nebukadnezar nach Babylon in die Gefangenschaft geführten Juden, zieht mit allen seinen Hausgenossen nach Armenien. Hier herrschte damals Hratschi, der Dynastie Haik angehörig. Der Herrscher empfängt die Juden unter Schambat's Leitung mit großen Ehren und weist ihnen Ländereien zu ihrem Besitz an. — Nach dieser ersten Nachricht erfahren wir lange Zeit nichts von den jüdischen Ansiedlern und ihrem Schicksal. Erst im Jahre 150 v. Chr., nachdem bereits die Dynastie Haik aufgehört hat und als Wacharschah, der Begründer der Dynastie Arschak, auf dem Thron Armeniens sitzt, hören wir wieder von den Juden. Der neue Herrscher schafft eine neue Ordnung in seinem Reiche, er ernennt Bagrat, einen Nachkommen Schambat's, zum erblichen Statthalter mit der Verpflichtung, ihm bei der Krönung die Krone aufs Haupt zu setzen. Diese Pflicht und diese Würde verbleibt dem Geschlechte Bagrat's bis zum Aufhören der Dynastie Arschah im Jahre 433 vor Christi Geburt. So lange die Dynastie Arschah in Armenien herrschte, hatte ein Mitglied des Geschlechts Bagrat auch die Pflicht, bei der Thronbesteigung dem neuen Herrscher die Krone aufzusetzen.

Im Jahre 855 nach Christi Geburt bestieg Aschota I.

aus dem Geschlecht Bagratuni den armenischen Thron. Die Dynastie hörte schon 1079 auf, aber das Geschlecht der Bagratiden setzte sich fort als das armenische Geschlecht Bagratuni und weiter als das grusinische Bagration.

Weiter meldet die Geschichte, daß unter der Regierung Tigranes II. (89 bis 55 v. Chr.) eine Menge Juden als Kriegsgefangene nach Armenien geführt worden seien. Das geschah nach einem Kriegszuge der Armenier gegen Aristobulos, welcher letztere dabei vom Hohenpriester Hyrkanus, einem Sohne Alexander's, unterstützt wurde. Die mit ihrem Hohenpriester an der Spitze nach Armenien geschleppten Juden wurden in verschiedenen Städten und Ortschaften des Reiches angesiedelt. Moses von Chorene nennt die Städte Armawir, Wan und die Ortschaft Wacharschapat, aber macht über die Zahl der Kriegsgefangenen keine Angabe.

Dagegen finden sich einige Zahlen, freilich aus späterer Zeit, bei dem griechischen Historiker des IV. Jahrhunderts Faustus in dessen Geschichte von Armenien. Faustus beschreibt den erbitterten Kampf des persischen Herrschers Schapura (Sapor) gegen Arschak III. von Armenien. Die Perser siegen und zerstören die vornehmlich von Juden bewohnten Städte. Faustus nennt die Namen der Städte und giebt an, wie viel jüdische Familien aus jeder Stadt in die persische Gefangenschaft geführt wurden. So seien fortgeführt aus Artaschat 9000 Familien, aus Jeruandaschat 30 000, aus Sarech-awan 8000, aus Sarischat 14 000, aus Wan 18 000, aus Nachitschewan (dem alten) 16 000, in Summa 95 000 Familien. Aus anderen Stellen geht hervor, daß damit keineswegs alle von Juden bewohnten Ortschaften genannt worden sind, denn Moses von Chorene berichtet, daß in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts unter dem Herrscher Terdat Juden nach der damaligen Hauptstadt Armeniens, Bacharschapat, geschleppt worden seien; von wem, woher und warum, davon erfahren wir nichts.

Damit sind aber die Nachrichten von jüdischen Ansiedlern noch nicht beendigt. Moses von Chorene berichtet weiter von Juden, welche nach Armenien gekommen seien, aber nicht aus Palästina, sondern aus Medien. Diese Juden sind in der armenischen Geschichte bekannt unter dem Namen „Amatuni", was Ankömmlinge bedeutet (vom Persischen „ameden" = ankommen). Der Name ist mit seiner altarmenischen Endigung „uni" zum Eigennamen eines in Altarmenien bekannten Geschlechts geworden. Auf den jüdischen Ursprung der Familie Amatuni weist vielleicht auch der unter ihren Gliedern sehr verbreite Name Samson. Nach den Zeugnissen der armenischen Geschichtsschreiber wurden die Vorfahren des Geschlechts Amatuni aus Palästina durch den Perser Arschak I., den Stammvater der persischen Arschakiden, im Anfang des III. Jahrhunderts v. Chr. nach Ekbatana (Hamadan) geführt. Hier in Medien wurden sie Mann genannt; vielleicht erinnert das daran, daß der Stammvater Samson geheißen. In Medien nahmen die Juden eine hervorragende Stellung ein. Was sie veranlaßt hat, Medien aufzugeben und in Armenien eine Zuflucht zu suchen, ist unbekannt. — Vielleicht waren sie in Folge ihrer Religion Bedrückungen und Verfolgungen von Seiten der Meder ausgesetzt.

Das sind die einzigen Nachrichten, welche wir über gutwillig oder gezwungen in Armenien angesiedelte Juden haben.

Afrika.

— Der italienischen Gesellschaft Rubattino, welche neben dem Chedive den Verkehr im Rothen Meere unterhält, ist ein Konkurrent in der Person des Sultans von Zanzibar erwachsen. Derselbe hat mit drei Dampfern eine regelmäßige Verbindung zwischen Zanzibar, Aden, Hodeida, Massaua, Dschidda und Suakin ins Leben gerufen. Kapitäne und Matrosen sind Zanzibarer, die Ingenieure Portugiesen. Am 18. Januar ankerte der erste Dampfer unter Zanzibar-Flagge vor Suakin; er führte viel Pilger sowie Waaren für Häfen des Rothen Meeres an Bord.

— Die längst geplante amerikanische Missionsstation in Bihé steht dicht vor ihrer Verwirklichung. Drei Missionare, Bagster, Sanders und Miller, sind in Benguela angelangt und denken zu Anfang Mai nach ihrem Bestimmungsorte aufzubrechen.

— Nach dem Innern Senegambiens sind augenblicklich zwei Expeditionen, eine englische und eine französische, unterwegs. Die erstere unter Dr. Gouldsbury (s. oben S. 127), den Lieutenant Dumbleton und Dr. Browning begleiten, hat Bathurst am 21. Januar dieses Jahres verlassen, um den Gambia bis Yabutenda aufwärts zu verfolgen, Timbo in Futa-Dschalon zu berühren und von da Sierra Leone zu erreichen. Man beabsichtigt mit dieser Reise, für letztere Kolonie eine Straße ins Innere bis Timbo zu eröffnen. Am 5. April wollte auch Dr. Bayol vom Senegal nach Futa Dschalon abreisen, wenn möglich, Timbo besuchen und die Quellen des Gambia, Faleme, Bafing und Niger erforschen.

— James Sibree's Werk über Madagaskar (The Great African Island), welches der „Globus" im 37. Bande wiederholt besprochen hat (S. 219, 299, 303, 351, 383), ist jetzt in deutscher Uebersetzung bei Brockhaus in Leipzig erschienen unter dem Titel „Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner." Es ist bekanntlich eines der vorzüglichsten Werke über die große, immer noch nicht genügend bekannte Insel, in welchem der Verfasser nicht nur seine eigenen während eines langjährigen Aufenthalts im Lande gewonnenen Erfahrungen niedergelegt, sondern auch die ganze reiche Literatur benutzt hat, namentlich auch das in Europa nur sehr wenig bekannte, seit einigen Jahren in der Hauptstadt der Howas erscheinende Antananarivo Annual.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf Sandwich Island bei Neu-Hannover (Melanesien) bemerkte Rev. G. Brown, wie er in den Proceed. Roy. Geogr. Soc. (1881, p. 218) beschreibt, daß die Eingeborenen freundliche Gesinnung durch Klopfen mit der Hand auf das Haupt ausdrücken. Dasselbe Zeichen wird auch im Nordwesten von Neu-Irland angewendet, anscheinend aber nicht über Kap Givry südlich hinaus. Es ist das ein weiterer Beweis für den besonders wichtigen und in gewisser Hinsicht sogar heiligen Charakter des Kopfes bei allen Eingeborenen dieser Meere. In Samoa wird ein Eingeborener den Kopf eines andern nie mit dem gewöhnlichen Worte bezeichnen, außer wenn er schimpfen will, und im Kriege wird stets ein großer Unterschied gemacht zwischen der Zahl der Getödteten und derer, deren Köpfe erbeutet wurden. Letztere werden zuerst gezählt, dann erst die Getödteten überhaupt. Für Verwandte eines Gefallenen ist es stets ein großer Trost in ihrem Schmerze zu erfahren, daß dessen Leichnam unbeschädigt gerettet wurde; im gegentheiligen Falle erbitten sich meist einige Freunde von der siegreichen Partei den Kopf, ohne sich viel an das Schicksal des Rumpfes zu kehren. Ebendort gilt es als die achtungsvollste Weise, seinen Dank für ein Geschenk auszudrücken, daß man dasselbe einen Augenblick auf den Kopf legt. Der schwerste Schimpf, den ein Maori seinem Feinde anthun kann, ist, daß er ihn auffordert, hinzugehen und den Kopf seines Großvaters oder eines andern Verwandten zu kochen. „Cannibal Jack", ein in jenen Gebieten wohlbekannter Mann, erzählte dem Rev. Brown, daß vor längeren Jahren auf Neu-Caledonia oder einer der benachbarten Inseln ein

von dem Häuptling adoptirter Weißer vom Volke getödtet wurde, weil er im Scherz dem Häuptling auf den Kopf geklopft hatte. Der Alte that sein Möglichstes, ihn zu retten, aber vergeblich; Jack aber nahm sich seitdem in dieser Hinsicht im Verkehr mit den Eingeborenen gewaltig in Acht. Auf Neu-Irland und der Gruppe Duke of York werden Schädel und Unterkiefer als Trophäen bewahrt; diejenigen von Häuptlingen und hervorragenden Männern werden von den Verwandten im Hause aufgehängt und Jahre lang aufbewahrt. In der Salomo-Gruppe werden die Leichen eine Zeit lang im Mangrove-Dickicht ausgesetzt, dann die Schädel gesammelt und alle zusammen in einem rohen Steinhaufen oder einer kleinen Hütte auf einem Eilande abseits der Hauptinsel beigesetzt. Auf Sandwich Island wird ihnen nicht so viel Werth beigemessen; denn ein Eingeborener überließ dem Rev. Brown einen Schädel gegen eine Schnur Perlen, und das war das erste Mal, daß dies dem Missionar begegnete.

— Nach der bestimmten Erklärung des Gouverneurs der Fidschi-Inseln, Mr. G. W. Des Voeux, soll jetzt, anstatt Levuka, Suva zur Hauptstadt dieser Kolonie erhoben und mit der Verlegung der Regierung dahin sofort begonnen werden. Alle Gegenvorstellungen von Seiten der Bewohner von Levuka halfen nichts. Suva liegt an einem ausgezeichneten Hafen gleichen Namens an der Südostküste von Viti Levu, der größten Insel des Fidschi-Archipels, und ist von gut bewässertem und fruchtbarem Lande umgeben.

— A. Kirchhoff, Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel (C. Winter, Heidelberg). Ein Vortrag, dessen erste Hälfte einen Ueberblick über Natur und Bevölkerung der Südseeinseln giebt, während die zweite sich mit dem deutschen Südseehandel und speciell mit der Godeffroy'schen Unternehmung auf den Samoa befaßt. Die Stellung, welche die deutsche Regierung zu derselben einnimmt, charakterisirt der Autor so: „Sie will keinerlei Herrschergelüsten in dem fernen Weltmeer nachjagen, aber sie will das Eigenthum und die segensvolle Arbeit der deutschen Reichsbürger in ihren vollen Schutz nehmen. An unserer Nation ist es nun, auf der gegen fremde Uebergriffe gesicherten Grundlage ein Werk weiterzuführen, dessen Stocken uns eine ewige Schande sein würde, dessen Gedeihen nicht bloß Geldgewinn verheißt, sondern uns schulen wird in selbständiger kolonialer Thätigkeit, niedriger stehende Rassen an Arbeit zu gewöhnen, unter eigener Flagge die Güter heimischen Gewerbfleißes zu verfahren, ohne Dazwischentreten gewinnsüchtiger Fremden die tropischen Erzeugnisse einzuhandeln oder selbst zu ernten."

Polargebiete.

— Der niederländische Nordpolfahrer „Willem Barents" wird nach den bisherigen Bestimmungen am 7. Mai eine vierte Expedition in die arktischen Gewässer antreten, von welcher das Schiff zu Anfang November zurückkehren soll. Vor allem werden diesmal Spitzbergen und Dicksonhaven besucht und, wenn möglich, Beobachtungen auf dem Karischen Meere angestellt werden.

— Der von der amerikanischen Regierung zur Aufsuchung der „Jeannette" Anfang Juni von San Francisco auszusendende Dampfer „Mary and Helen" wird unter Befehl des Marinelieutenants Robert M. Berry gestellt. Berry hat als Kommandeur des Dampfers „Tigreß", welcher mit zur Auffuchung und Rettung der Polarisexpedition verwendet wurde, schon einmal das arktische Meer befahren. Die Expedition wird so reichlich ausgerüstet und verproviantirt, daß sie nöthigenfalls drei Jahre in den Eisregionen bleiben kann; doch wird der Befehlshaber nicht verpflichtet, überhaupt nur einen Winter wegzubleiben, sondern es wird dieses seinem aus den Umständen und Thatsachen an Ort und Stelle gebildeten Urtheil überlassen. Zunächst geht das Schiff nach Petropawlowsk, um sich dort mit 25 Hunden, Schlitten, Treibern, arktischer Kleidung und gedörrtem Lachs als Hundefutter zu versehen. Sodann begiebt es sich nach St. Michaels, um aus einem dahin vorausgeschickten Tender seinen Kohlenvorrath durch etwa 200 Tons zu ergänzen. Von da werden einige Punkte der Tschuktschen-Halbinsel, namentlich die Lorenzbai, Ostkap, Kap Serdze Kamen und die Koliutschinbai, besucht, und erst dann, in der ersten Hälfte des August, wird die Möglichkeit geboten sein, nordwärts in das Eismeer vorzudringen. Hier soll zunächst die Heraldinsel aufgesucht werden, weil in der Nähe derselben sowohl die „Jeannette" als die beiden verschollenen Walfahrzeuge zuletzt, im September 1879, gesehen wurden. Darauf wird die „Mary and Helen" trachten, die Südostspitze von Wrangelland zu erreichen, wo ja nach dem Berichte des Kapitän Dallmann eine geräumige Bai als gute Zuflucht sich bietet. Von hier aus wird man nun durch Schlittenreisen die Expedition selbst oder in Cairns (Steinhaufen) Spuren und Nachrichten von ihr suchen. Nöthigenfalls wird die „Mary and Helen" an der Südostküste von Wrangelland oder in einer Bai an der sibirischen Küste überwintern. Wenn nun auch die Expedition ausschließlich aus Freiwilligen der Vereinigten-Staaten-Kriegsmarine bestehen wird und eigentliche Gelehrte dem Beschlusse des Kongresses gemäß nicht mitgehen sollen, so wird doch die Reise für die Geographie und Hydrographie höchst wahrscheinlich werthvolle Resultate liefern. — Eine zweite Expedition wird das meteorologische Bureau des Kriegsministeriums, U. S. Signal Service, aussenden und zwar zum Zwecke der Errichtung einer der internationalen Beobachtungsstationen, welche demnächst an einer Reihe von Punkten um den Pol herum ins Leben treten sollen. Die Vereinigten Staaten haben die Besetzung einer Station an der Lady-Franklin-Bai, wohin bereits Howgate's vorbereitende Expeditionen gerichtet waren, und bei Kap Barrow übernommen. Ob die letztere schon in diesem Jahre besetzt wird, ist noch ungewiß, die erstere aber soll schon in diesem Sommer errichtet werden. Zu diesem Zwecke werden sich drei Offiziere der Vereinigten-Staaten-Armee, Greely, Kislingbury und Lockwood, in Begleitung von vier im meteorologischen Dienste geübten Unteroffizieren und 16 Soldaten in einem zu charternden Dampfer im Juni von St. Johns, Neufundland, nach der Lady-Franklin-Bai begeben. In Disco wird sich der im vorigen Jahre von Howgate's halb mißglückter Expedition dort zurückgebliebene Franzose Oskar Pavy anschließen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

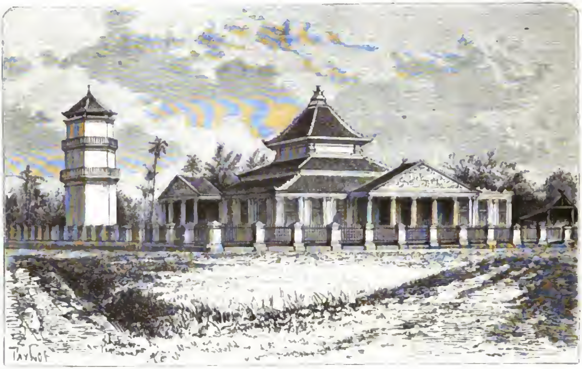
VII [1]).

Am 22. März um die Mittagszeit kamen Veth und seine Begleiter in Palembang, der östlichen Hauptstadt des heutigen Sumatra, an, die der Ausgangspunkt für ihre weiteren Touren in das Innere sein sollte. Die Dampferfahrt den Moesi aufwärts bis zu der etwa 90 km oberhalb der Mündung belegenen Stadt hatte durch eine eintönige, uninteressante Landschaft geführt: niedrige, stellenweise überschwemmte Ufer, dicht mit Nipapalmen und anderen Bäumen bestanden, zwischen denen nur hin und wieder eine auf hohen Pfählen erbaute Fischerhütte anzeigt, daß das Land überhaupt bewohnt ist. Um so erfreulicher wurden die Reisenden bei ihrer Ankunft in Palembang durch das großartige, belebte Aussehen der Stadt überrascht, die sich auf beiden Ufern des hier 400 m breiten Flusses 6 bis 7 km weit hinzieht. Ein großer Theil der breiten Wasserfläche ist mit schwimmenden chinesischen Wohnungen, zierlichen, auf Flößen stehenden Hütten, bedeckt. Einige Dreimaster, Briggs und Schooner, die inmitten zahlreicher großer Boote von landesüblicher Gestalt am Landungsplatze vor Anker lagen, sowie eine schier unzählige Menge kleiner Fahrzeuge, die den Verkehr zwischen den beiden Ufern und mit den schwimmenden Häusern vermittelten, ließen die Bedeutung von Palembang als Hauptausfuhrort für die Produkte eines ausgedehnten Gebietes erkennen. Die Bevölkerung der Stadt, die sich auf etwa 30 000 Seelen beziffert, ist aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt; einen Hauptbestandtheil derselben machen die Chinesen aus, die sich vorzugsweise auf dem rechten Ufer niedergelassen haben. Das linke bildet den von den Malaien und Europäern bewohnten Stadttheil, und zwar breitet sich hier hinter der am Flusse stehenden Häuserreihe, die zur Fluthzeit vom Wasser bespült wird, ein Netz von Straßen aus, das von Kanälen durchschnitten wird und in dem sich eine Anzahl bemerkenswerther Bauten aus der vorholländischen Zeit befindet. Von dem am Landungsplatze befindlichen Gasthause, in dessen beschränkten Räumen die Passagiere des Dampfers nur mit Mühe noch ein Unterkommen fanden, führt eine gutgehaltene Straße nach dem großen Markte der Stadt. Hier, wo täglich bedeutende Handelsgeschäfte abgeschlossen werden sollen, sahen die Reisenden mit Erstaunen eine großartige Auswahl sämmtlicher Gebrauchsartikel des europäischen Lebens in den Verkaufsgewölben ausgestellt; daneben eine Menge von europäischen Luxusgegenständen, von denen es ihnen ganz unglaublich schien, daß dieselben überhaupt Käufer finden sollten. Malaiische, chinesische und arabische Herbergen und Speisehäuser, Läden und Werkstätten liegen rings um den Markt und in der zu ihm führenden Straße; unweit davon erhebt sich das große massive Haus des Residenten, das mit den vielen dazugehörigen Komptoir- und Bureaugebäuden einen kleinen Stadttheil für sich bildet. Als Kaserne für die in Palembang stationirten niederländi-

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIX, S. 129, 145, 161, 177 und 193.

schen Truppen dient der alte Palast (Kraton) des letzten Sultans, ein mächtiger, von hohen steinernen Mauern umgebener Bau, der festungsartiger aussieht, als die Mehrzahl der sogenannten Festungen Indiens mit ihren elenden Lehmmauern.

In geringer Entfernung von dem Kraton liegt die berühmte Moschee von Palembang, eine der schönsten und größten des Indischen Archipels. Nach der Angabe des Eingeborenen, den Veth als Führer bei sich hatte, sollen die Hauptmaterialien zu dem imposanten, aus weißem Stein errichteten Bauwerke von den verschiedenen heiligen Stätten des Islam hierhergebracht worden sein. Leider entspricht das nüchterne und kahle Innere der Moschee ihrem prunkvollen Aeußern in keiner Weise, und befindet sich das Ganze in einem Zustande ärgsten Verfalls, der an dem Minaret besonders deutlich hervortritt. Neben diesem großen Heiligthume der ostindischen Mohammedaner besitzt Palembang auch verschiedene heilige Grabstätten, die vielfach von Pilgern besucht werden. Die berühmteste darunter ist das sogenannte Grab des Radschah Iskander Alam, eines alten Fürsten, der nach einer ziemlich verbreiteten Annahme niemand Geringeres gewesen sein soll, als Alexander der Große oder doch wenigstens einer seiner Nachfolger. In einer hölzernen, mit Ziegeln gedeckten Hütte unter einem mächtigen alten Baume befindet sich dieses merkwürdige Grab: ein von vier Brettern umgebener Erdhügel, an dem, wie bei allen malaiischen Gräbern, zu Häupten und zu Füßen ein medjan sich erhebt, d. i. ein mehr oder minder reich skulptirter Pfeiler von Holz oder Stein. Auf dem Grabe liegen zahlreiche verdorrte und frische Soelasizweige, Weihegeschenke



Moschee von Palembang.

der Pilger; daneben eine Menge kleiner Holzbrettchen, auf denen Wünsche und Gelübde der frommen Besucher in arabischen Charakteren niedergeschrieben sind.

Am 30. März verließen Veth und van Hasselt mit ihrem Gefolge von eingeborenen Dienern Palembang, um an Bord des kleinen Flußdampfers der Regierung den Moesi hinauf zu fahren. Sobald die letzten Häuser der Stadt passirt waren, nahm die Uferlandschaft wieder den nämlichen Charakter der Oede und Unbewohntheit an, der die Fahrt von der Mündung bis zur Stadt so reizlos gemacht hatte. Nur selten und vereinzelt zeigte sich ein Dorf auf den niedrigen Ufern; stundenlang fuhr man den an manchen Stellen 800 m breiten Fluß hinauf, ohne eine andere Spur von Leben zu gewahren, als etwa hin und wieder ein vorbeitreibendes Bambusfloß mit der kleinen, ebenfalls aus Bambus zusammengefügten Hütte darauf, und hoch mit Kapok (Pflanzendaune) beladen. Am Abend des ersten Tages ging man etwas oberhalb der Mündung des Lematang vor Anker, eines der bedeutendsten unter den rechten Nebenflüssen des Moesi; in der Frühe des nächsten Morgens erreichte man Sekajoe, ein ansehnliches, auf dem linken Ufer gelegenes Dorf, in dem der Kontroleur des Distrikts Moesi-Ilir (unterer Moesi) seinen Sitz hat. Nach kurzem Aufenthalt unter dem gastlichen Dache dieses Beamten wurde die Fahrt fortgesetzt, wieder ging es einen ganzen Tag lang durch öde Einförmigkeit, und erst der dritte Morgen brachte erwünschte Abwechslung. Anstatt der Bäume, die das Ufer bedeckt hatten, zogen sich ausgedehnte Kapokanpflanzungen und Reisfelder an dem Flusse hin, häufig unterbrochen von großen Dörfern, die alle einen unverkennbaren Anstrich von Wohlhabenheit zeigten; in den meisten derselben waren die Häuser mit Ziegeln gedeckt, die nur von Palembang hergebracht worden sein konnten. Große Flöße mit Bambuhütten lagen bei jedem Dorfe auf dem Flusse, und hatte das in den vorhergehenden Tagen passirte Gebiet den Eindruck der größten Menschenleere gemacht, so war hier das

Entgegengesetzte der Fall. Sämmtliche Dörfer waren reich bevölkert, wovon die Reisenden im Vorüberfahren durch eigene Anschauung sich überzeugen konnten. Der seltene Anblick des Dampfers lockte die ganze Einwohnerschaft jeden Alters und Geschlechts aus den Häusern und an das Flußufer; in der irrigen Meinung, daß der Resident sich an Bord des merkwürdigen Fahrzeuges befinden müsse, liefen die Einwohner manches Dorfes eine gute Strecke weit am Ufer mit, indem sie laute Begrüßungen (slamat) zum Schiffe hinüberriefen. Die Kleidung der Männer ist hier durchweg dieselbe wie an der Westküste der Insel. Nur die Häuptlinge tragen als Zeichen ihrer Würde eine mit Gold gestickte Mütze aus Rohrgeflecht, die kopia genannt wird; das Muster der Goldstickerei ist je nach dem Range des Häuptlings verschieden. Die Frauen und Mädchen waren fast ausnahmslos nur mit dem über der Brust befestigten, lang herabreichenden Sarong bekleidet; einige trugen auch deren zwei über einander, Kleidungsstücke von komplicirterer Form aber als dieses glatte, große Tuch waren augenscheinlich nicht üblich. Der Schmuck der Mädchen besteht hier in Ohrringen und in schmalen silbernen um das Handgelenk und den Unterarm gelegten Spangen, die oft, zwanzig und mehr an der Zahl, bis zum Ellenbogen hinaufreichen. Unverlobte Mädchen dürfen die Silberringe nur um einen Arm tragen; den Bräuten allein steht das Recht zu, beide Arme damit zu schmücken; sobald die Ehe aber geschlossen ist, müssen sie jeden Schmuck für immer ablegen.

Gegen Abend des dritten Tages erreichte man die Stelle, wo der Moesi, der hier eine plötzliche Wendung nach Süden macht, den von Westen her kommenden Rawas in sich aufnimmt. Wider Vermuthen erlaubte der ungewöhnliche Wasserreichthum des Rawas, auch diesen Fluß trotz seiner häufigen Krümmungen und seiner verhältnißmäßig geringen Breite eine gute Strecke weit mit dem Dampfer hinaufzufahren. Die Schifffahrt war hier bedeutend lebhafter als auf dem Moesi; unaufhörlich begegnete man den kleinen Booten oder Praus der Eingeborenen, in denen Männer und Weiber mit großen Körben beladen zur Padi-Ernte nach den



Der Batang Rawas bei Bingin-Telok.

Ladangs fuhren. Mehrere große Dörfer wurden passirt, darunter als bedeutendstes das an einer Biegung des Flusses belegene Bingin Telok, bis man um die Mittagszeit des 2. April in dem Kampong Moeara-Roepit ankam, wo die Dampferfahrt ihr Ende erreichte.

Von dem Häuptling des Kampongs, der den hohen Titel eines Pangeran führte, ohne doch scheinbar größere Machtbefugniß zu haben als die mit dem niedern Range eines Dipati bekleideten Häuptlinge, wurden die Reisenden auf das Beste empfangen. Er veranstaltete ihnen zu Ehren ein Abendfest, bei welchem eine Schaar von Mädchen und Knaben auf der mit Petroleumlampen erhellten breiten Gallerie seines Hauses Tänze zu Musikbegleitung aufführen mußten. Als Veth und seine Begleiter am nächsten Morgen ihre Weiterreise nach Soeroelangoen, dem Sitze des Kontroleurs der Provinz Rawas, antreten wollten, gab er ihnen bereitwilligst zwei seiner eigenen Pferde: eine Gefälligkeit, von der die Reisenden jedoch nicht lange Gebrauch machten, da die Wanderung zu Fuß dem Reiten auf den erbärmlichen, kleinen, mageren Thieren entschieden vorzuziehen war. Der in gutem Stande befindliche Weg nach Soeroelangoen führt an dem linken Ufer des Flusses hin, an einer Anzahl größerer Dörfer vorbei, in deren jedem die Reisenden sich zum Gegenstande von Huldigungen gemacht sahen, die sie sich nur durch die große Achtung und Liebe der Eingeborenen für die holländische Regierung zu erklären vermochten. Entweder am Eingange des Dorfes oder an dem letzten Kreuzungspunkte des zu demselben führenden Weges stand der Häuptling mit einer Schaar junger Männer, die sie mit Trommeln und dem Schwenken holländischer Fahnen begrüßten, während mehrere Mädchen ihnen Kokosmilch und Thee zur Erfrischung darreichen und wieder andere sie durch Tänze unterhalten mußten. Der Werth dieser feierlichen Bewillkommnungen sank freilich in Veth's Augen ganz bedeutend, als er erfuhr, daß sie keineswegs, wie er vermuthet hatte, ein freiwillig gegebenes Zeichen der Zuneigung für die europäische Regierung und deshalb auch ein Zeichen des einsichtsvollen Vorgehens der Regierung waren, sondern daß der Vorgänger des jetzigen Kontroleurs von Rawas es für gut befunden hatte, in sämmtlichen ihm unterstellten

Dörfern eine derartige Begrüßung aller Europäer anzuordnen, und durch Erhebung hoher Geldbußen für jede Unterlassung seinem Befehl die strikteste Ausführung zu sichern.

In Soeroelangoen begnügte man sich noch nicht mit dieser Bewillkommnung und dem festlichen Geleit, das man den Reisenden mit Fahnen und Trommeln bis zu dem Hause des Kontroleurs, dem sogenannten „Etablissement“, gab: Abends wurde noch die Jugend des Ortes und der drei nächst gelegenen Dörfer sowie eine Anzahl von Rebab-Spielern auf dem mit Laternen und Lampen beleuchteten Platz vor dem Hause versammelt, um die geehrten Gäste bis nach Mitternacht mit Musik und Tänzen zu unterhalten. So hatten denn Beth und seine Begleiter reichliche Gelegenheit Studien über die choreographischen Leistungen der Eingeborenen zu machen, die sich vor denen der anderen Bewohner des Archipels durch größere Mannigfaltigkeit auszeichnen sowie durch Entfaltung von mehr Grazie in den Bewegungen und den anmuthigen Stellungen. Vorzugsweise gilt dies von den Tänzen der Mädchen, die durch ein zierliches Spiel mit Fächern, Dolchen, kleinen Tellern, brennenden Kerzen u. s. w. ungemein belebt sind; ein Tanz, den die jungen Männer allein ausführen und den sie mit einem



Rebab-Spieler in der Gegend von Soeroelangoen.

auf die Gelegenheit bezüglichen improvisirten Gesange begleiten, ist meist schwerfällig und wenig anziehend.

Nach einer Unterredung mit dem Kontroleur über die in den unabhängigen Grenzgebieten herrschenden Verhältnisse und über die Gesinnungen der Häuptlinge gegen die Europäer, wurde es Beth klar, daß die Erforschung jener Gebiete, die den eigentlichen Zweck seiner Reise nach dem Rawas bildete nicht so leicht auszuführen sein werde, wie man es ihm und wie er es sich selber vorgestellt hatte. Auf jeden Fall mußte der Kontroleur sich erst in Verbindung mit jenen Häuptlingen setzen, und durch irgend welche Mittel ihre Erlaubniß zum Betreten ihres Gebietes zu erlangen versuchen. Darüber mußten einige Tage vergehen, und um diese nicht in müssigem Abwarten zu verbringen, beschlossen die Reisenden, eine Tour den obern Rawas hinauf zu machen, um auf diesem Wege vielleicht die Provinz Lebong zu erreichen.

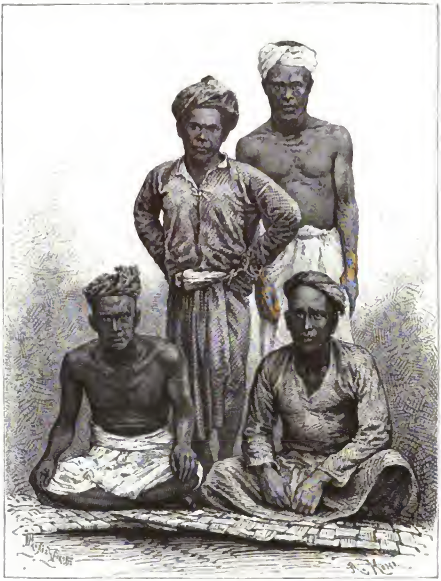
Am 28. April brachen sie von Soeroelangoen auf; ein gutgehaltener Fußsteig führt zunächst längs des linken Flußufers durch bebaute Felder, niedriges Buschwerk oder junges Gehölz und überschreitet auf kleinen Bambubrücken die zahlreichen Bäche, die hier dem Rawas zuströmen. Das Terrain, das bis Soeroelangoen vollkommen eben gewesen war, wurde jetzt hügelig, und bald erblickte man zur Rechten die hohe Gebirgskette, welche die Provinzen Rawas und Limoen von einander scheidet. In Loeboe-Maas, einem armen Dorfe, wurde das erste Nachtquartier in dem balei, einem



Eine Straße in Moeara-Menkoelam.

großen, auf drei Seiten offenen Bauwerke, gehalten. Die üblichen Bewillkommnungen und Tänze blieben nicht aus, aber die Nachtruhe ließ vieles zu wünschen übrig, da die sogenannten agas, eine Art winzig kleiner Fliegen, die durch den Mussellin der Mosquitonetze ungehinderten Zugang finden, hier massenhaft vertreten waren und die Reisenden mit ihren schmerzhaften Stichen unaufhörlich quälten.

Der nächste Tag brachte zuerst große Hitze, dann heftigen Regen und so sah man sich gezwungen, nach kurzem Marsche in dem Dorfe Poelau-Kida ein Unterkommen zu suchen, das ihnen der Häuptling in seinem Hause bereitwillig gewährte. Von hier aus wurde der Weg auf dem rechten Ufer des Flusses fortgesetzt, das Gepäck aber auf einem Boote den Fluß hinaufgezogen. Die Felder hörten



Eingeborene von Moeara-Menkoelam.

allmälig auf, die Hügel wurden immer höher und nur durch schmale, schluchtartige Thäler, in deren Tiefe Bäche dahinströmten, von einander getrennt; der Wald wurde immer höher und wilder. Von allen Seiten ertönte das schrille Geschrei der Oenkos, einer Art langschwänziger Affen.

Außer verschiedenen kleineren Bächen passirten die Reisenden an diesem Tage auch mehrere große Nebenflüsse des Rawas: den Koetoe, Koewis und Menkoelam, deren Ufer alle unbewohnt sind. Nachdem man den letztgenannten Fluß auf einem Boote überschritten und einige ausgedehnte Reisfelder passirt hatte, erreichte man den Kampong Moeara-Menkoelam, das größte und wichtigste Dorf des obern Rawas, das sich ebenso wie alle Dörfer dieser Provinz in zwei mit dem Fluß parallel laufenden Reihen von Häusern unweit des Ufers hinzieht und von herrlichen Kokospalmen beschattet wird.

In dem Hause des Dipati fanden die Reisenden ein behagliches Unterkommen für mehrere Tage; die Leute des Dorfes, die erst furchtsam und schüchtern gewesen waren, wurden bald zutraulich. Die Kinder gewann man sich

durch einige kleine Geschenke, die Erwachsenen vornehmlich durch einige glückliche Fieberkuren vermittels einer wohlangebrachten Dosis Chinin. Sobald die erste Scheu vor den Fremden besiegt war, sah sich Beth hier unaufhörlich von Leidenden um Heilmittel bestürmt; denn neben dem Fieber sind hier auch Kröpfe in ausgedehntem Maße vertreten.

Nach der großen Anzahl von Kindern zu schließen, hat sich die Bevölkerung dieser ganzen Gegend in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, was ebensowohl der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes, als auch der Einführung der Schutzpockenimpfung zuzuschreiben ist. Nach den Mittheilungen, die der Dipati an Beth machte, tritt dieses Aufblühen der Bevölkerung besonders deutlich in dem Distrikt des obern Rawas zu Tage. In fünf ziemlich nahe bei einander liegenden Dörfern am Rawas, in denen vor 15 Jahren kaum hundert verheirathete Männer waren, zählt man deren heute 280. Die Heirathen werden hier später als im Padanger Oberlande geschlossen; während dort für das männliche Geschlecht das Alter von 14, für das weibliche das von 12 Jahren das gewöhnliche Heirathsalter ist, gelten hier 20, resp. 16 Jahre für das richtige.

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen in Moeara-Menkoelam brachen die Reisenden wieder auf, um sich nach dem weiter oberhalb am Rawas gelegenen Dorfe Napal-Litjin zu begeben. Das Terrain, das sie zu passiren hatten, war im Wesentlichen dasselbe wie zwischen Poelau-Kida und Moeara-Menkoelam; nur daß die Hügel hier noch höher waren und besonders auf dem linken Ufer des Rawas eine ganz beträchtliche Erhebung zeigten. Von dem einen derselben, dicht bei Moeara-Menkoelam, hatte Beth einen weiten Ueberblick über das ganze Thal des Menkoelam-Flusses, hinter welchem sich in nebliger Ferne die Kette des Barisangebirges erhob.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

I.

Endlich ist das lange angekündigte Reisewerk des portugiesischen Majors Serpa Pinto [1]) erschienen, nachdem seine Publikation durch schwere Erkrankung des Autors wiederholt verzögert worden ist. Um so freudiger wird das Buch jetzt begrüßt werden, sowohl von dem allgemeinen Publikum, dem es die Schilderung zahlreicher Volksstämme, Abenteuer



Silva Porto's Haus in Belmonte, Bihé.

[1]) Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi. Nach des Reisenden eigenen Schilderungen ins Deutsche übertragen durch Hugo von Wobeser. 2 Bde., gr. 8. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitten im Text, 1 großen und 10 kleineren Karten. Leipzig, F. Hirt und Sohn. Broschirt 27 M., elegant gebunden 31 M. — Wir verdanken der Güte der Verlagshandlung die zu diesen Artikeln gehörenden interessanten Abbildungen.

und Erlebnisse bringt, als auch von den Fachmännern; denn sein Inhalt an Kartenskizzen, astronomischen Positionen und Höhenverzeichnissen ist ein überaus reicher, und bei dem Eifer und der Schulung des energischen Reisenden steht zu hoffen, daß seine Beobachtungen dereinst besser die Probe bestehen werden, als es z. B. diejenigen von Stanley und vielleicht Cameron thun. Wenn Pinto auch viel von Weißen bisher nicht betretenes Land durchzogen hat, so hat er doch kein stark in die Augen fallendes geographisches Novum entdeckt, die Karte nicht so verändert oder bereichert, wie jene eben genannten Engländer oder wie früher Burton und Speke. Darauf kommt es aber jetzt auch weniger mehr an, als auf die Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen, und für die kartographische Darstellung kann es nur erwünscht sein, daß sich die flüchtigen Pionnirreisen mit ihren unsicheren Resultaten ihrem Ende zuneigen. Es ist erfreulich zu sehen, daß Pinto's Beobachtungen am mittlern Zambesi ziemlich gut mit denen des alten trefflichen Livingstone übereinstimmen, für uns bis auf Weiteres ein Beweis von nicht zu unterschätzender Bedeutung für seine Genauigkeit. Im Lande der Betschuana und am Limpopo weichen dagegen Pinto's Positionen ganz bedeutend von den bisher



Bihéno=Frau, den Boden bearbeitend.

angenommenen ab; Schoschong z. B., das Jahre lang ein Mittelpunkt der Missionsthätigkeit gewesen ist, legt er um 60 engl. Meilen weiter gegen Osten. Hoffentlich erhalten wir über solche Kontroversen bald von englischer Seite eine Bestätigung oder Aufklärung.

* * *

Aus früheren Mittheilungen ist unseren Lesern bekannt, daß im Jahre 1877 von der portugiesischen Regierung drei Männer zu einer Expedition quer durch Afrika bestimmt worden waren: der Major Serpa Pinto, der Verfasser des in Rede stehenden Reisewerkes, und die Marineoffiziere Hermenegildo Carlos de Brito Capello und Roberto Ivens. Das Parlament hatte zu diesem Zwecke eine Summe von 30 Contos (circa 134 000 Mark) bewilligt. Am 6. August 1877 trafen die Reisenden in Loanda ein, um, wie gewöhnlich, die nächsten Monate mit der lästigen Beschaffung von Trägern zuzubringen. Erst am 12. November fand der Aufbruch von Benguella ins Innere statt. Erfreulich ist die Offenheit, mit welcher sich Pinto trotz seiner offiziellen Stellung gleich anfangs wiederholt über die Schattenseiten der portugiesischen Kolonialregierung ausspricht. „Wir haben zwei Armeen, die eine im Mutterlande, die andere in den Kolonien; beide stehen in gar keiner Verbindung mit einander. Die Armee in der Heimath ist gut, weil die Portugiesen tüchtige Soldaten sind; die Kolonialarmee ist dagegen schlecht, weil die Neger, aus denen sie besteht, traurige Soldaten abgeben, und die wenigen Weißen, welche sich in der Armee befinden, noch verworfener sind als selbst die Neger. Wegen Verbrechen, welche sie in Europa von der Gesellschaft ausschlossen und die bürgerlichen Rechte verlieren ließen, transportirt, widmen sie sich dem edlen Soldatenberufe; in Folge dessen sind unsere Autonomie und die Sicherheit des Staates und der Bürger in Afrika Leuten anvertraut, welche als Bürgschaft für sich nichts weiter als ein Leben voll Verbrechen oder Vergehen aufzuweisen haben." (S. 34 f.) Weiterhin (S. 78) erkennt er offen an, daß die portugiesische Macht und der Einfluß in Afrika auf dem Rückgange sich befinden, und giebt als eine Hauptursache die elende Besoldung an, welche die Chefs der Distrikte im Innern erhalten, und in Folge deren sie sich den Eingeborenen gegenüber zahllose Willkürlichkeiten erlauben.

Der Marsch führte von Benguella ab zunächst südwestlich bis Dombe und dann während 12 oder mehr Tage-



Ein Bihéno=Träger auf dem Marsche.

märschen (bis jenseits Quillengues) durch ödes Land nach Südosten, von wo er bis Bihé im Allgemeinen nordöstliche Richtung verfolgte. Der Aufstieg zum innern Hochlande ist ein sehr schneller: Dombe unweit der Küste liegt 321 Fuß hoch, das nächste Nachtlager schon 1804 Fuß, das dritte 2562 Fuß. Quillengues, circa $1^1/_2$ Breitengrade südöstlich von Benguella, hat schon eine Höhe von 2788 Fuß = 849 m. Gleich jenseit dieses Punktes war eine Granithöhe von 5725 Fuß zu erklimmen, und nun hielt sich von dort an bis Bihé das Land stets in einer Höhe zwischen rund 4700 Fuß und 5500 bis 5600 Fuß. Damit hatten sie auch die Wasserscheide zwischen dem bei Dombe mündenden Küstenflusse Caporolo und dem Cunene überschritten; natürlich änderte sich auch alsbald die Vegetation: der Affenbrodbaum war verschwunden; statt seiner wuchsen Farrne im Schatten der zahlreichen und verschiedenartigen Akazien, aus denen die Wälder bestanden. Die Flora wies größern Reichthum an krautartigen Pflanzen auf und namentlich an den Gräsern war die üppigste Vegetation bemerkbar.

Quillengues selbst ist ein äußerst fruchtbares und reich bevölkertes Thal, welches der Calunga, wahrscheinlich der Oberlauf des Caporolo, bewässert, und wo die Portu-

gießen ein von Pallisaden umgebenes Fort mit vier Bastionen haben. Dasselbe ist wichtig als Centrum der Produktion, und in strategischer Beziehung, weil es in Bezug auf Benguella als einer der Schlüsselpunkte zum Innern angesehen werden kann. Die geringeren Häuptlinge des Landes erkennen die portugiesische Oberhoheit an, liegen aber unter einander in steter Fehde. Die Eingeborenen sind von hoher, kräftiger Statur und von kühnem, kriegerischem Charakter, mehr Hirten als Ackerbauer, obwohl das Land selbst bei der geringsten Pflege den reichsten Ertrag an Mais, Massambala und Maniok liefert. Aus den Früchten des Gongo machen sie Branntwein, und volle drei Monate jährlich, so lange es diese Früchte giebt, sind sie beständig betrunken und weder durch Geld noch durch gute Worte zu irgend einer Dienstleistung zu bewegen.

Auffallend ist auf dem jenseit Quillengues erreichten Hochlande die große Anzahl von Brücken über Ströme und Bäche, welche auf lebhaften Verkehr schließen läßt. Die meisten derselben sind aus unbehauenen Baumstämmen so gebaut, daß nur eine Person auf einmal dieselben passiren kann, so daß also der Uebergang einer größern Kolonne lange Zeit in Anspruch nimmt; außerdem besteht das Gesetz, daß, wenn eine Gesellschaft beim Uebergange begriffen ist, eine in entgegengesetzter Richtung kommende so lange warten muß, bis die Brücke wieder frei ist.

Anfangs Januar trafen sie in Caconda ein, dem letzten portugiesischen Posten im Innern von Benguella und in gerader Richtung etwa 30 deutsche Meilen von dieser Stadt entfernt. Etwa 200 Yards südlich von der Festung, aus deren Nachbarschaft sich trotz dem fruchtbaren Boden die einheimische Bevölkerung weggezogen hat, und welche deutliche Spuren des Verfalles an sich trug, liegen die Ruinen einer Kirche, in welcher ein bedeutender Zoologe, José d'Anchieta, seine Wohnung aufgeschlagen hat, ein Mann, der volle elf Jahre in den Provinzen Angola, Benguella und Mossâmedes zugebracht und die Sammlungen des Museums in Lissabon mit den mannigfaltigsten Schätzen bereichert hat. Wahrlich kein kleines Opfer, fern von der Civilisation, arm und darbend im Innern Afrikas unter der demoralisirten schwarzen Bevölkerung in unermüdlicher Arbeit den Wissenschaften zu leben, zu sammeln, zu zergliedern und zu mikroskopiren.

In Caconda neue Plage wegen des Fehlens von Trägern. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, solche in der Umgegend zu beschaffen, mußte sich Pinto entschließen, mit wenigen Begleitern und geringer Ausrüstung nach dem Lande der Huambo vorauszueilen, um dort vielleicht Leute aufzutreiben. Auf dem Wege dorthin, noch im Lande der Nano, gelang es ihm, in Quingolo 40 Träger anzuwerben und seinen Reisebegleitern zuzusenden. Als er aber beim Häuptlinge von Huambo, dessen Einwohner dieselbe Sprache reden, wie die von Quillengues und die Nano, angelangt war, erhielt er zu seinem Schrecken die briefliche Nachricht, daß Capello und Ivens beschlossen hatten, den Marsch nach Bihé allein auf einem südlichern Wege fortzusetzen und ihm durch jene 40 Träger aus Quingolo ebenso viele Lasten zu senden. Dadurch gerieth er in äußerst bedrängte Lage; er sah sich allein und mit nur zehn Genossen in einem feindlichen Lande, dessen beutegierige Bewohner ihn bisher nur respektirt hatten, weil sie ihn für den Vortrab einer größern Expedition ansahen. Nach längerm Schwanken beschloß er aber, nicht nach der Küste zurückzukehren, sondern trotz alledem die Reise nach Bihé fortzusetzen, wozu seine von der Sachlage unterrichteten Leute ihre Zustimmung erklärten. Drei von denselben haben die ganze Reise mitgemacht und ihren Herrn bis Lissabon begleitet; zwei fielen unterwegs von den Händen der Eingeborenen und einer mußte wegen Wahnsinns zurückbleiben.

Zum Glück zeigte sich der junge Häuptling Capoco, bei welchem man sich befand, als ein intelligenter Mann und erwies dem Reisenden zahlreiche Dienste, trotzdem er sonst als Räuber weit und breit bekannt war und im Jahre vorher selbst Quillengues angegriffen hatte. Seiner Dienstwilligkeit allein verdankte Pinto die Möglichkeit, seine Reise fortsetzen zu können.

Das ganze Land zwischen Caconda und Bihé ist sehr stark bevölkert; die Eingeborenen treiben starken Ackerbau und dafür weniger Viehzucht, als westlich von Caconda. Die Gewässer dieses Gebietes gehören zu zwei großen Strömen, zu dem Cunene, welcher selbst die Huambo und Sambo von einander trennt, und zum Cubango, welcher die letzteren von den Moma scheidet; erst kurz vor Bihé betritt man dann das Stromgebiet des Cuanza. Jene drei eben erwähnten Stämme sowie derjenige der Nano sind wild, kriegerisch und unabhängig. Bei den Nano und Huambo tragen die Mädchen, so lange sie noch im Besitze ihrer Jungfräulichkeit sind, an beiden Aenkeln oder nur an dem linken gewisse gebogene Hölzer; es gilt aber als großes Verbrechen, wenn eine Familie ihre Töchter dieses Unterscheidungszeichen tragen ließe, nachdem dieselben das Recht darauf bereits verloren haben. Eine zweite merkwürdige Sitte ist die, daß sich in jedem Dorfe eine Art Tempel zur mündlichen Unterhaltung befindet. Derselbe besitzt die Form eines ungeheuern Fasses, dessen das Strohdach tragende Stäbe aber ziemlich weit aus einander stehen. Auf einem Herde in der Mitte brennt ein Feuer — alle Bewohner Afrikas lieben das Feuer sehr —, um welches abwechselnd alle Bewohner des Dorfes auf Holzblöcken sitzen. Dies Gebäude ist der allgemeine Versammlungsort, namentlich aber, wenn es regnet. Dort kann man aufregende Kriegs- und Jagdberichte erzählen hören, auch Liebesgeschichten werden vorgetragen, und an dem üblichen „Klatsch“ mangelt es ebenso wenig wie in Europa.

Im Huambo-Lande beginnt der außerordentliche Luxus, welcher mit der Haarfrisur getrieben wird; sowohl Frauen wie Männer tragen das Haar in ganz bemerkenswerther Weise. Es kommen Frisuren vor, welche das größte Genie unter den europäischen Haarkünstlern in Verlegenheit gesetzt hätten, und zu deren Herstellung zwei bis drei Tage erforderlich waren; dafür brauchten sie dann aber auch erst nach ein paar Monaten erneuert zu werden.

Der Weitermarsch vollzog sich unter zahllosen Schwierigkeiten; wiederholt schwebte Pinto in Lebensgefahr, heftiges Fieber und Rheumatismus plagte ihn und die Beschaffung von Trägern, welche nur von Etappe zu Etappe mitzugehen einwilligten, war eine Quelle unaufhörlicher Verdrießlichkeiten. Alles dies glücklich überwunden zu haben darf sich der Reisende in der That zu hoher Ehre anrechnen. „Die eigenen unruhigen Leidenschaften beherrschen, den leiblichen und geistigen Bedürfnissen, welche man sich im civilisirten Leben angeeignet hat, entsagen, sind die beiden großen Aufgaben des Forschungsreisenden. Wer sie in gehöriger Weise zu erfüllen vermag, wird seine Reise beendigen und seine Mission erfüllen.“

Zahlreiche nach Süden strömende Flüsse, darunter den Cunene, Cubango und Cutato, überschreitend, kam er in das Land der Ganguellas von Caquingue, welche den speciellen Namen der Gonzellos führen und als Eisenarbeiter und Händler mit Eisenwaaren eines besondern Rufes sich erfreuen. In den kältesten Monaten (Juni und Juli) verlassen sie ihre Heimath und schlagen in der Nähe der sehr ergiebigen Eisenminen große Lager auf. Um das Erz zu gewinnen, graben sie runde Löcher oder Schachte von 10

bis 13 Fuß Durchmesser, nie aber tiefer als 6 bis 7 Fuß, wohl weil sie keine Mittel besitzen, das Erz höher zu heben. Sobald sie genügend Erz gefördert haben, um für die Arbeit eines ganzen Jahres genug zu haben, beginnen sie das Eisen auszuscheiden. Dies geschieht in nicht sehr tiefen Löchern, in denen das Erz mit Holzkohle vermischt und die Temperatur vermittels eines primitiven Blasebalges erhöht wird. Durch unaufhörliche, Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit wird das Metall dann auf gewöhnlichem Wege in Schaufeln, Kriegsbeile, Pfeilspitzen, Assegais, Nägel, Messer und Flintenkugeln umgewandelt; ja sie fertigen gelegentlich sogar selbst Feuerwaffen an, wobei sie das Eisen mit Ochsenfett und Salz weich machen. Pinto selbst hat gesehen, daß viele dieser Waffen fast ebenso weit tragen, wie die aus dem feinsten Stahl hergestellten. Während der ganzen Zeit, wenn gearbeitet wird, darf unter keinen Umständen ein Weib in die Nähe des Lagers der Eisenarbeiter kommen, weil diese fürchten, daß das Metall dann gänzlich verdorben werde. Pinto's Ansicht nach ist der Zweck des Verbots aber der, daß die Leute nicht von ihrer Arbeit abgelenkt werden sollen, die Tag und Nacht nicht unterbrochen wird.

Nach zwanzigtägigem Marsche erreichte er endlich das Dorf Belmonte in Bihé, wo er schwer erkrankte und nur langsam genas. Seine Begleiter Capello und Ivens, die er dort im Hause Silva Porto's wieder antraf, fand er entschlossen sich von ihm zu trennen und die Reise allein, und zwar nach Norden fortzusetzen, worauf er den Plan entwarf, nach dem obern Zambesi vorzudringen.

Das Land Bihé ist nur von geringer Ausdehnung (circa 2500 engl. Quadratmeilen), aber für Afrika dicht bevölkert (95 000 Einwohner); noch vor gar nicht langer Zeit war es von undurchdringlicher Wildniß bedeckt, in welcher zahlreiche Elephanten hausten, und erst vor fünf Generationen gründete ein Prinz von Humbe das kleine Reich, welches fast von Anfang an zu den Portugiesen enge Beziehungen unterhielt, keineswegs aber denselben unterthan ist. Die Bihénos sind also Mohumbes (Abkömmlinge der Humbe-Race), welche außer in Bihé auch an manchen anderen Orten angetroffen werden, namentlich an der Küste zwischen Mossâmedes und Benguella, vermischt mit den Mundombes, den ursprünglichen Bewohnern des Landes. Heutigen Tages wird die echte Mohumbe-Race durch den „Adel" und die Wohlhabenden, die Nachkommen der Begleiter des ersten Königs, repräsentirt; dieselbe ist jedoch durch Vermischung mit vielen anderen Racen stark degenerirt, und dies scheint erklärlich genug, da das Bihé-Land von Anfang an der große Mittelpunkt des Sklavenhandels war, zum großen Theile von Sklaven verschiedener Racen kolonisirt wurde, und die unteren Klassen in Folge dessen aus einer nicht mehr nachzuweisenden Racenvermischung hervorgegangen sind, während die Vornehmen selbst sich durch ihre zahllosen Liebesaffairen mit Abkömmlingen aus den entferntesten Gegenden Afrikas vermengt haben.

Die Bihénos beschäftigen sich wenig mit Ackerbau oder irgend einem Handwerk; alle Arbeit wird von den Frauen gethan, die auch das Land bebauen. Die Männer dagegen unternehmen mit Vorliebe Reisen und dringen bei ihrem Elfenbein- und Sklavenhandel furchtlos bis in die abgelegensten Regionen vor. Pinto lernte viele Neger kennen, die einen Umsatz von 20 000 bis 24 000 Mark hatten. Mit der größten Gleichgültigkeit verläßt der Bihéno seine Heimath, um mit einem Packen Güter im Gewichte von 66 Pfund nach dem Innern aufzubrechen und dort zwei, drei, auch vier Jahre zu bleiben; und kommt er dann wieder in seine Heimath zurück, so empfängt man ihn nicht anders, wie wenn er nur ebensoviel Tage abwesend gewesen wäre. Von Jugend auf werden sie zum Wandern erzogen, und bei allen Karawanen finden sich zahlreiche Kinder, welche, nach ihren Kräften belastet, ihre Eltern und Verwandten selbst auf den weitesten Zügen begleiten. Bezüglich ihrer Reisen herrscht ein gewisser Wetteifer unter ihnen; Pinto hat viele gesprochen, die mit Stolz hervorhoben, daß sie gewesen, wohin andere nie gekommen, daß sie „neue Länder entdeckt hätten". Was der Autor an Einzelheiten über die Technik dieser Reisen anführt, mag für künftige Reisende von größtem Interesse sein. Wenn trotz dieses ausgebildeten Verkehrslebens der Handel mit den portugiesischen Küstenplätzen ein sehr unbedeutender ist, so trägt die Schuld daran der Charakter der Bihénos: Pinto kennt „in ganz Afrika keine andere Race, die so gründlich lasterhaft und so offenbar schlecht ist, eine so eifrige Grausamkeit und schlaue Scheinheiligkeit entwickelt, wie die ihrige." Vor allem aber ist dem Vordringen der Civilisation das Institut des „Mucano" hinderlich. Verbrechen nämlich werden fast stets von der beschädigten oder beleidigten Partei abgeurtheilt und mit Geld gesühnt; weigert sich jemand, die Strafe zu bezahlen, so nimmt der Beschädigte, wenn er die Macht hat, von dessen Eigenthum weit mehr, als den Betrag der Strafe, fort, behält dasselbe als Pfand und verkauft es auch wohl. Aus den nichtigsten Gründen wird ein „Mucano" über jemanden verhängt, und ein Weißer z. B. wird nicht nur für die Vergehen seiner Neger (oft Ehebruch), sondern auch für diejenigen anderer, ihm gänzlich unbekannter Weißer haftbar gemacht. Dieses System der Beraubung ist unglaublich ausgebildet; sobald ein Fremder mit Waaren in Bihé ankommt, versucht man ihn zum Opfer unzähliger Mucanos zu machen, unter deren Deckmantel man ihn soviel wie möglich seines Gutes beraubt. Auch Trunksucht gehört zu den Lastern der Bihénos, und von Menschenfresserei sind sie nicht ganz frei zu sprechen. Nicht selten halten nämlich die Herrscher von Bihé eine große Festlichkeit, das „Fest von Quissunge", ab, bei welchem fünf Personen geopfert und verzehrt werden, und zwar ein Mann und vier Weiber, von denen eins irdene Töpfe anfertigt, das zweite gerade von dem ersten Kinde entbunden ist, das dritte einen Kropf, eine dort häufig vorkommende Krankheit, hat, und das vierte Körbe macht. Der Mann muß Antilopenjäger sein. Nachdem die Opfer getödtet sind, werden die Köpfe in das Waldesdickicht gebracht, die Körper aber in die königliche Residenz getragen, wo sie geviertheilt und dann mit dem Fleische eines Ochsen zusammen theils gebraten, theils in Capata (Art Bier aus Mais) gekocht werden, so daß Alles, was bei dem Feste aufgetragen wird, mit Menschenblut vermischt ist. Sobald das scheußliche Mahl bereit ist, macht der Fürst (Sova) bekannt, daß er das Quissunge beginnen werde, worauf sämmtliche Einwohner eilig herbeistürzen, um an demselben theilzunehmen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

III.

Von Barcs über Virovitica und Suhopolje nach Orahovica. (Schluß.)

Von Orahovica machte ich einen Ausflug nach dem alten Kloster in Našice und in einige Dörfer, die gegen die Ausläufer des Gebirges im Osten hin liegen. Diese weisen wenig Anziehendes auf, da sich ringsum Wälder befinden. Der Vicinalweg, der sie unter einander verbindet, wird allemal vor und hinter einem der Orte durch ein Thor von Latten oder Flechtwerk abgesperrt, das man vorerst öffnen und dann wieder schließen muß. Solch ein Thor (Lesa) hat den Zweck, das um den Ort frei umherlaufende Vieh vom Eindringen in die Maisfelder abzuhalten, welche in ihrer ganzen Ausdehnung durch einen Zaun oder durch Dornhecken geschützt sind. Schweine, die selbst den Dornen zum Trotze eindringen, bekommen einen Knüppel von ziemlicher Länge auf festem Hanfseile an den Hals gebunden, daß er vor den Knien baumelt; oder es wird ihnen der Hals in ein hölzernes Dreieck geklemmt, dessen weit herausragende Ecken die Eindringungsversuche des gefräßigen Borstenthieres zu nichte machen.

Am 17. August ziemlich früh Morgens machte ich mich mit dem Pfarrer, meinem freundlichen Wirthe, auf den Weg ins Gebirge. Wir wollten zuerst die Trümmer eines alten Römerkastells oberhalb der Burgruine Orahovica besehen und dann weiter ins Gebirge dringen, um von einer Spitze den ganzen Höhenzug zu überschauen; dann die Wasserscheide, ferner die Quellen einiger Bäche und schließlich die Gesteinsarten kennen zu lernen. Wir erklommen, die Ruinen zur Rechten lassend und auf einem steilen an der Bergkante aufwärts laufenden Hohlwege langsam emporsteigend, allgemach eine Höhe von 2300 Fuß. Links toste in der Tiefe ein Bach, rechts strebten Buchen empor. Der Hohlweg, den das Volk rimski put (römischer Weg) nennt, dient so wie einst den Römern und den Türken, so auch jetzt noch dazu, den Verkehr zwischen der Draveebene und dem Požeganer Gebirgskessel zu vermitteln. Stellenweise, namentlich bei der Ruine Orahovica, ist er vom Regenwasser zerklüftet und mit Steingerölle bedeckt, in größerer Höhe jedoch besser. Nach etwa zwei Stunden kamen wir auf eine baumfreie mit vielen Adlerfarrn dicht bewachsene Stelle. Hier mußten wir uns rechts wenden und die alte Römerstraße für kurze Zeit verlassen, denn vor uns lag, zwischen Bäumen versteckt, auf einer Kuppe der uralte Bau. Die aus röthlichweißem Gestein zusammengekitteten Mauern, in Quadratform einen ziemlich großen Raum bedeckend, dick und noch immer hoch, machen einen eigenthümlichen Eindruck. Hier erschollen römische Kommandoworte; von hier aus übersah die Wache die ganze Draveebene, um den Glanz römischer Kaiser gegen Feinde aus den Gefilden Pannoniens zu schützen; und doch mag jene Zeit, weil Kultur verbreitend, besser gewesen sein, als die, wo von hier aus der Renegat (Poturica) [1]) nach dem deutlich erkennbaren Fünfkirchen und dem Hügelzuge von Szigetvár in Ungarn spähete, um zum Verderben seiner eigenen Stammes- und Sprachgenossen und zum Ruhme des Großherrn rechtzeitig Staubwolken herannahender Feinde zu entdecken und im Kampfe mit der Kultur Mord und Brand in das unglückliche Land hinabzutragen.

Jetzt sind die Mauern von Bäumen und Gebüsch überwuchert und eingeschlossen, Thür- und Fensteröffnungen im Laufe der Jahrhunderte verschwunden und dichter Wald entzieht, wie ein Schleier, die Stätte tobender Kämpfe und vergangener Herrschaft dem aus der Tiefe heraufspähenden Auge. Gerade der Wald und die hohe Lage schützt und erhält dies Denkmal menschlicher Größe und Hinfälligkeit vor dem gänzlichen Untergange. Würden die Bäume niedergeschlagen, so müßte man von ganz Nordslavonien die Mauern wie einen weißen Punkt in der blauen Linie des Gebirges glänzen sehen. Vom Römerkastell wieder zum Wege zurückgekehrt, gingen wir ziemlich sanft und immer im Schatten prächtiger Buchen emporsteigend der Gipfelhöhe des Gebirgszuges zu. Bald war der Punkt und die Quelle Kapavac erreicht, welche dem Berge selbst den Namen giebt. Die Höhe desselben ist wenig unter 786 m oder 2488 Fuß. Daran schließt sich gegen Osten bei der Bučica-Quelle die Krndija und verläuft südöstlich bis zu den Quellen der Londža (welche durch die Orljava zur Save geht) und Vuka (mündet bei Vukovar in die Donau). Die Höhe einzelner Gipfel steigt von 578 m bis 786 m. Im Nordwesten reiht sich an den Kapavac der Rušt und an diesen das Papuk-Gebirge, welches in nordwestlicher Richtung bis zu den Quellen der Biela und Orljava reicht. Der höchste Gipfel, der Papuk, hat 954 m (3018 Fuß). Seine Formation ist Granit und Trachyt, am Berge selbst Tertiärschichten. Die Krndija weist am Kapavac Hallstädter Schichten, umgeben von Werfener-Schiefer, an den Südabhängen Urgestein auf: Glimmer, etwas Granit und am Nordabhange bei Orahovica Melaphyr.

Vom Kapavac aus beginnt sich die Straße nach Süden wieder zu senken. Sie führt in den Požeganer Bergkessel, zunächst nach Kutijevo, dem kroatischen Krongute, in dessen Schlosse einst die Jesuiten ihren Sitz gehabt, vermuthlich deshalb, weil die Gegend sehr fruchtbar und namentlich an ausgezeichnetem Wein reich ist. War ja der Orden doch auch in den eben so schön als fruchtbar gelegenen Orten Požega und Černik bis vor Kurzem angesiedelt. Arme Gegenden verschont er. Die schönsten, größten und besten Weingärten gehörten ihm und man munkelt, daß das von einem französischen Konsortium verwaltete Gut Černik noch immer den Brüdern Jesu, aber unter fremdem Namen, angehöre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man unter den Brüdern in Frankreich um den Weinreichthum und die Güte der Weine dieser Gegend weiß.

[1]) Poturica heißt: der Türkgewordene. Das Wort hat eine ähnliche Bedeutung, wie das bulgarische Pomak, Mehrzahl pomaci, welches nicht, wie Kanitz in seinem Donaubulgarien II, Seite 281 irrthümlich meint, von pomoći (helfen) kommt und seiner Ansicht nach „Helfer" bedeutet, sondern von pomaći (wegrücken); daher Pomak einen Abtrünnigen bedeutet, gleich dem griechischen „Apostaten".

Vom Kapavac wandten wir uns, um einen Ausblick auf den Požeganer Bergkessel und die Draveebene zu werfen, links hinauf durch einen Buchenwald der Kuppe des Dizdarovo Brdo zu. Nach halbstündigem, da der Berg steil ist, schwierigem Klimmen erreichten wir den spärlich mit Bäumen bestandenen, größtentheils kahlen Gipfel. Der Ausblick war nach allen Seiten hin lohnend. Weit vor uns gegen Nordwest und Südost ragten die einzelnen höheren Scheitel des ganzen Zuges empor: im Westen der Rušt und der Papuk, im Osten die Krndija; im Norden die Fünfkirchner und Szigetvárer Berge, an deren Fuße die durch Nikolaus Šubić Zrinjski gegen die Türken so tapfer vertheidigte und durch dessen Heldentod berühmt gewordene Feste Szigetvár liegt. Diese Berge und der spitze Kegel des Harsányer Berges, der einem gleichschenkligen Dreiecke gleicht, ließen uns Südungarn deutlich erkennen. Im Süden breitete sich der von Gebirgen rings umgebene, schon mehrmals erwähnte Bergkessel von Požega aus, den die Pakracer und Daruvárer Höhenzüge wie dunkle Wände im Westen begrenzen. Aus dem südöstlichsten Winkel schimmerten die bosnischen Berge, die felsigen Gipfel der Motaica herüber, in deren Nähe die Save ihre Wasser vorbeiwälzt, und auch das Kozara-Gebirge, südlich von Türkisch-Gradiška, war sichtbar. Kein Wunder, daß der seiner Räubereien und Gewaltthätigkeiten wegen zur Vorsicht ermahnte Türke diesen Punkt ausfindig machte, um bis zur Drave und zur Save zu spähen, namentlich aber das zum Widerstande immer bereite, empörungslustige Požega unablässig im Auge zu haben und sich den Rücken zu sichern. Es lag daher immer ein Wachposten hier; davon der Name Dizdarovo (Dizdar = Wächter).

Beim Rückwege schlugen wir, um den Abstieg schneller zu vollenden, die kürzere Richtung ein, die uns zum Mönchskreuze, **Kaludjerov Križ**, führen sollte, wo ein Fußweg beginnt. Sei es jedoch, daß der sonst im Gebirge wohl bewanderte Pfarrer, unser Führer, den Pfad übersehen, oder dessen Lage vergessen hatte, wir fanden ihn nicht und waren doch schon eine Stunde zu Thal gegangen. Ungeheure, hoch auf den Buchen schmarotzende Schwämme und hier und da zerstreute Adlerfarrne fesselten unsere Aufmerksamkeit und wir gelangten in eine Schlucht, an das Ufer eines wildrauschenden Baches, der Motičina, wie wir später, doch erst nach einigen Stunden, einsahen. In eben dem Augenblicke aber wußten wir leider nicht, ob er der Orljava und mit dieser der Save, oder aber der Drave zufließe, und getrauten uns nicht dem Wasser nachzugehen, da wir, seinen vielen Windungen folgend, von der Nacht überrascht werden konnten, ohne eine der Ortschaften am Süd- oder Nordabhange des Gebirges erreicht zu haben. Der Gedanke, hier von der Dunkelheit betroffen zu werden, bot wenig Erfreuliches; denn durch die Aussicht auf baldige Rückkehr verleitet hatten wir kein Brot, kein stärkendes Getränk, kein wärmeres Kleidungsstück, nur die dünnen Sommerblousen, ja nicht einmal ein Zündhölzchen mitgenommen [1]).

— — — — — — — — — — —

Schon nach einigen Minuten lag, zu unserer freudigen Ueberraschung, ein schmaler Ziegenpfad vor uns. Dem wurde nachgegangen und dabei fleißig nach allen Seiten gespäht. Da bemerkte ich nach einer Weile, zwischen den Buchenstämmen hindurch, vor uns einen fernen Kirchthurm, den der Pfarrer als den von Feričanci erkannte. Bis dahin hätten wir fünf Stunden gehabt; allein wir wußten jetzt, wohin wir uns zu wenden hatten und beruhigten uns. Es mußte ja hier herum wenigstens eine menschliche Wohnung stecken und nach abermaligem Schauen entdeckten wir auch, tief unter uns, in einer Schlucht ein Dach. Der Pfarrer bezeichnete es zu unserm Jubel als den Schafstall des **griechischen Klosters Orahovica**, dessen wir auch nach einigen Schritten ansichtig wurden. Wir waren gerettet. Ueber den äußerst steilen Bergabhang und das schlüpfrige Laub mehr fallend und gleitend als gehend kamen wir endlich nach etwa dreiviertel Stunden unten an und betraten mit freudigem Gefühle die dunkle Pforte des Klosters, wo uns das Zimmer des einzigen hier wohnenden Kalugjers (Mönches) Pahomija gastlich aufnahm; die anderen zum Kloster gehörenden Mönche sind auswärts auf Pfarren.

Wir waren volle 13 Stunden gegangen. Das Kloster liegt etwas über eine Stunde vom Orte Orahovica auf der gegen Norden gekehrten Seite des Gebirges; wie schon gesagt, in einer schluchtartigen Vertiefung, auf einer kleinen Fläche; aber am Absturze einer noch tiefern Schlucht. Ueber die Gipfel rings herum ragt die Petrova Stjena, die wir soeben herabgekommen, weit empor. Es ist auf einem zwar beschwerlichen, steilen und holperigen, doch zur Noth fahrbaren Wege vom gleichnamigen Orte aus erreichbar. Die Geschichte des Klosters ist dunkel. Nach einer vor Jahren in dessen Bibliothek gefundenen Handschrift des Mönches Matija (Mathäus), welcher bei dessen Erbauung zugegen war, ist es im Jahre 1524 erbaut worden. Kaiser Karl VI. beschenkte es am 27. Mai 1726 mit dem Dorfe Obradovci und dem Praedium Čitluk, wozu der Patriarch Arsenija Joannović 1742 noch fünf Pfarren fügte. Das Geschenk bestätigte der Karlovicer Metropolit Erzbischof Paul Nenadović und die heilige Synode im Jahre 1758. Der eben erwähnte Metropolit besuchte es noch in demselben Jahre am 13. August mit einem zahlreichen Gefolge und so viel Reiseeffekten, daß zu deren Beförderung dreißig Wagen nöthig waren. So viel die Klosterchroniken. Die in der Mitte mit einer Kuppel überwölbte Kirche ist ein kleines, ehrwürdiges Alterthum. Leider wurde für dessen Reparatur wenig gethan. Der vorletzte Iguman that sich und den Brüdern gütlich, indem ein Wald nach dem andern verkauft wurde und das Geld in Gastereien aufging. Die Zeit da oben in der Einsamkeit geht eben zu still vorüber und daher fand er für gut zum Rauschen hoher Buchen und dem Plätschern der in nächster Nähe aus einem Fels schießenden krystallhellen und eiskalten Quelle Istrica (Fünkchen) den Gesang lustiger Gäste erschallen zu lassen. Das Loos des jetzt oben weilenden Mönches ist wirklich Armuth; doch ist mit Sparsamkeit und Fleiß hier viel zu helfen, dessen sich auch Gideon, der Nachfolger des unlängst verstorbenen Pahomija, befleißigt. Die auf den zum Kloster gehörigen Pfarrdörfern als Administratoren weilenden Mönche besuchen den vereinsamten Kollegen zeitweise. Auch bei unserer Anwesenheit waren sie erschienen und brachten zugleich mit der Abwechselung in der Gesellschaft — bloß zwei Klosterschüler und der Meßner waren die täglichen Genossen des alten Kalugjer — auch Abwechselung in der Kost mit. Es war gerade der Vorabend des griechischen Christi-Verklärungsfestes und des Kirchweihfestes des Klosters. Zu dem harten, schwarzen Brote, den geschmorten Eiern, die uns der Alte, hocherfreut über unser Erscheinen, nebst gutem Wein eiligst

[1]) Wie übergehen hiee die ausführliche Schilderung, wie sich die beiden Wanderer in der einsamen Wald- und Beegwildniß gründlich veeirrten und Stunden lang sich abmühten, einen Weg odee auch nur eine orientirende Aussicht aufzufinden, ein keineswegs ungefährliches Abenteuer, wie dee Fall eines Orahovicer Kaplans beweist, der, auf dem Rückwege von Kutijevo nach Orahovica von der Römerstraße durch Unachtsamkeit abgekommen, zwei Tage und eine Nacht herumgeirrt und schließlich an der Quelle am Kapavac zusammengesunken war, wo ihn ein zufällig voebeiziehender Bärentreiber auffand und rettete.

vorgesetzt hatte, kamen nun geröstete Fische, frischer Käse und Semmeln. Die mitgebrachten Fleischvorräthe hatten die Mönche für den kommenden Tag bestimmt, da der Vorabend strenger Fasttag war. Vor dem Kloster kamen indessen Pilgrime zu Wagen und zu Fuß, sogar aus weiter Ferne zusammen. Ein Wirth hatte seine Mehana (Wirthszelt), ein Lebzelter sein Leinwanddach aufgeschlagen, unter dem er Meth und Lebkuchen feil bot. Fromme Mütter mit kranken Kindern kauften Kerzchen, die sie zum Besten der Genesung ihrer Kleinen opferten. Außerdem gab es Füßchen und Händchen, aus Wachs geformt, zum Verkaufe ausgelegt. Wer an Schmerzen in den Füßen leidet, opfert einen Fuß; und eine Hand derjenige, dessen Hände erkrankt sind. Auch feine Handtücher, Tisch- und Altardecken brachten die Weiber und übergaben sie dem alten Pahomija mit der Bitte, er möge für die Gesundheit dieses und jenes Familiengliedes so und so viel Gebete beten. Der fröhliche, nie verlegene Alte notirte sich aus einem durch Wasserzuguß tintenähnliche Flüssigkeit spendenden Fäßchen die verschiedenen Namen der Patienten auf eine nach längerm Stöbern in der Tischlade mühevoll aufgefundene Gerichtsvorladung, die an das Kloster in irgend einer Grundvertheilungsangelegenheit ergangen war, indem er lachend bemerkte, daß Papier hier herauf schwer transportabel sei.

Das Volk griechisch-orientalischer Religion ist hier herum sehr fromm und hängt mit großer Zähigkeit an althergebrachten Institutionen. Manche dieser Gebräuche sind allerdings sonderbar, aber man muß unwillkürlich die Frömmigkeit der Betenden und die Innigkeit derselben respektiren. Man findet es z. B. lächerlich, wenn man in dem von hier fünf Stunden entfernten Orešac ganze Karawanen von Wagen mit festlich geputzten Leuten griechisch-orientalischen Glaubens daherziehen sieht, die alle zum sveti bunar (heiligen Brunn), einer starken Quelle mitten im Orte, eilen, um ihre kranken Kinder in deren Wasser zu baden und dann Tücher von allen Farben und sogar Fetzen auf die umstehenden Bäume zu hängen; wird aber wieder gerührt, wenn man die Inbrunst und Ergebenheit sieht, mit der die armen Leute für die Genesung der Kinder beten. Man trifft neben leichter Auffassung und reger Munterkeit unter den Gebirgsbewohnern leider auch den unsinnigsten Aberglauben und die tollsten Mythen, namentlich beim Volke des griechisch-orientalischen Glaubensbekenntnisses. So z. B. erzählte mir ein Bauer, als sich das Gespräch um Krankheit drehte, er habe sogar die Pest mit eigenen Augen gesehen. Ich hielt ihm den Unsinn vor; er aber schwor Stein und Bein, sie habe sich in Gestalt eines häßlichen, alten Weibes auf dem Ast eines Baumes festgehalten und hin und her schaukelnd die schauerlichen Laute: kuku, kuku! — ein slavischer Klageruf — in langgedehnten Tönen gesungen. Er sei beim Anblick der Kuga (Pest), da es in der Abenddämmerung gewesen, auf und davon und zitternd nach Hause gelaufen. Ich kann behaupten, daß dem Erzähler bei seiner Schilderung kalte Schauer über den Rücken rieselten. Ein zweiter erzählte wieder, daß in der Bijavica, im Wirbelwinde, eine böse Fee stecke; er sei davon überzeugt, weil einmal so ein Wirbelwind einem seiner Bekannten den Mantel von der Schulter gerissen und mit sich in die Lüfte genommen habe. Der Mann jedoch, der zufällig eine neue, scharfgeschliffene Axt mit sich geführt, habe diese, schnell entschlossen, hinauf und in den davonsausenden Wind geschleudert, worauf ein kurzer Weheruf erscholl und gleich darauf sein Mantel sammt der blutigen Axt wieder herabgefallen sei. Der Glaube an Hexereien ist stark verbreitet und kann nur allgemach durch die Schulbildung ausgemerzt werden, die schon allenthalben zu wirken beginnt und auch auf diesem Felde einen bedeutenden Schritt nach Vorwärts gethan hat. Außerdem ist jedoch auch der poetische Sinn im Volke wach und es glaubt an schöne und gute Feen (Vila), die Wälder, Fluren, Gebirge bevölkern, in Quellen, selbst im Feuer hausen. Ihre Schönheit bezaubert, ihr Gesang reißt hin und wer sie einmal gesehen oder ihren Gesang gehört, der stirbt und welkt, von Gram und Sehnsucht verzehrt, dahin wie ein Frühlingsblatt, an dem der Wurm frißt. Für Sprachen ferner, Poesie und Kunst hat der Kroate viel Sinn und Liebe und deshalb sieht man ihm gern die Mängel nach, von denen ja kein Volk der Erde frei ist. Nur Leute, die dem Südslaven keine Sympathie oder nicht einmal gerechte Objektivität entgegen bringen, können über denselben absprechend urtheilen.

Im Klosterhofe wurde es lebhaft; ein blinder Geiger hatte sich daselbst niedergelassen und war, kaum daß er die zwei Roßhaarsaiten seiner länglich runden, mit durchlöchertem Felle als Resonanz überzogenen, langhalsigen Geige zu stimmen begonnen, schon von einer Anzahl Zuhörer umringt. Ich trat hinzu und muß sagen, daß mich seine Vortragsweise ergriff. Er war, wie alle seine Kollegen, zwar ein Bettler, aber auch ein Künstler und Dichter; ein echter Rhapsode zugleich. Solche Guslari (Geiger) — man darf sie durchaus nicht mit einem Bettler in alltäglichem Sinne vergleichen — singen Nationallieder, Heldenlieder, einzelne Sagen vom Kraljević Marko, vom Car Lazar, Miloš Obilić, Vuk Branković, von der Schlacht auf dem Kosovo Polje (Amselfelde), wo der letzte serbische Kaiser Lazar durch Verrath seines Schwiegersohnes Vuk Branković die Schlacht verlor. Mancher Guslar kennt mehr als hundert Lieder auswendig, zieht von Markt zu Markt, von einer Kirchweihe zur andern und fesselt durch die recitirende, rührende Weise, zu der die zwei Saiten der Gusle eigenthümlich wehmüthig erklingen, immer ein zahlreiches Publikum. Er singt stundenlang mit derselben Begeisterung und trägt, wenn er abzieht, den Hut voll Münzen davon; doch sah ich nie einen derselben mit der Hand, die Anzahl der Münzen prüfend, in den vor ihm liegenden Hut greifen. Sein Stolz ist der Beifall der Zuhörer, die ihm gespannte Aufmerksamkeit zollen und zuletzt mit Lob überschütten.

Es wurde dunkel und als sich draußen das Volk um den Gajdaš (Dudelsackbläser) zum Kolo reihete und zu tanzen begann, traten wir neugestärkt und die freundliche Einladung der Mönche heute und morgen — es giebt Zimmer genug im Kloster — da zu bleiben ausschlagend, den Heimweg an. Lange noch erklangen hinter uns durch den Wald die näselnden Töne des Dudelsackes, bis sie allmälig verstummten, übertäubt durch den Lärm, den der über eine Wand stürzende Bach verursachte.

Nach kurzem Ausfluge nach dem uralten, von Tempelherren erbauten, noch ziemlich gut erhaltenen Kirchlein Crkvari, das an und für sich und durch seine prachtvolle Lage anzieht, da es in ein wunderschönes kleines Thal blickt, nahm ich von meinem freundlichen Wirth, dem Pfarrer, den herzlichsten Abschied, um meinen weitern Reiseplan zu verfolgen.

(Fortsetzung und Schluß im nächsten Bande.)

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

II.

Lage und Charakter. Eine im Stillen Ocean vielfach beobachtete bestimmte Form und Richtung der Inselgruppen macht sich auch bei den Salomos bemerkbar. Sämmtliche zu denselben gehörende Inseln sind in zwei parallel neben einander befindliche Ketten geordnet, fast jede ist länglich, schmal und bergig. Der Nordpunkt der am meisten nach Nordwesten gelegenen Insel Buka liegt unter 5° südl. Br., 154° 35′ E. L., der südlichste, die Insel Santa Catalina, unter 10° 53′ Br., 162° 30′ L. Die westliche Reihe zeigt vier größere Inseln, die östliche deren drei sowie eine Menge kleinerer Eilande. Eine möglichst genaue topographische Schilderung des ganzen Archipel (circa 797,2 geographische Quadratmeilen umfassend) nebst Segelanweisung ꝛc. wird anderweitig erfolgen, hier soll nur ein ungefähres Bild des Charakters der Gruppe gegeben werden.

Im Allgemeinen macht das Gebiet den Eindruck als sei es der Rest eines allmälig versunkenen Festlandes, an dessen Rändern sich Madreporendämme gebildet haben, manche gewiß in urältester Zeit und vielleicht noch an den Küsten des ursprünglichen Gestades dieses Festlandes, an denen der Korallenfels oft in große Tiefen hinabsteigt, ein Beweis des gesunkenen Landes, denn riffbauende Korallen, wie Milleporen und Madreporen, Asträen und Mäandrinen, vermögen nur in dem lauen Gewässer dicht unter dem Ebbespiegel des Meeres zu leben. (Die Tiefengrenze der Existenzfähigkeit der Korallen beträgt circa 36 m.) Die mehrfach zu Tage tretenden vulkanischen Bestandtheile der Inseln verdanken wohl unterseeischen Eruptionen ihre Existenz, oder wurden vielleicht ehedem aus dem Innern des Festlandes aufgeschüttet, um als dessen höchste Spitzen vor dem gänzlichen Versinken bewahrt zu bleiben, und als sie längst schon Eilande geworden durch vulkanisches Aufstreben etwa verlorene Höhengrade von Neuem zu ersteigen. Mehrfach findet sich, zuweilen noch in 1000 m Höhe, an den Schiefer-, Porphyr- und Granitgesteinen Madreporenkalk, die ursprüngliche Meeresgrenze zeigend, ein unverkennbarer Beleg für das jetzige Steigen des Landes. Die Spuren ehemaliger Thätigkeit zeigen noch zahlreiche jetzt erloschene Kraterbecken, aktiv ist jetzt nur noch ein Vulkan auf Bougainville (in 6° 11′ südl. Br., 152° 54′ E. L.), dessen Einfluß sich jedoch weithin bemerkbar macht. Es sind nicht selten in der Höhe Bougainvilles, sowohl westlich als östlich bis zur Lord-Howe-Gruppe, Bimssteinfelder von großer Ausdehnung [1]) angetroffen worden, die allerdings auch theilweise ihre Entstehung gewaltigen Ausbrüchen des an der Blanche-Bai auf Neu-Britannien befindlichen Vulkans verdanken mögen. Die Westküsten der Salomo-Inseln sind fast überall steiler, massiger, oft durch kegelförmige Berge, sonderbare Felsbildungen ꝛc. ausgezeichnet. Besonders Bougainville steigt im Kaiser-Gebirge zu der im Süd-Pacific hervorragenden Höhe von circa 3100 m empor. Ausgeprägte vulkanische Formen zeigen ferner Koulangbangra, Kurombangara, Eddystone oder Simbo, von dessen südöstlichem Theile jährlich eine bedeutende Menge Schwefels exportirt wird. Heiße Dämpfe steigen hier mehrfach aus dem Felsboden empor und das Wasser in einem 4 bis 5 m über dem Meeresspiegel befindlichen Salzwassersee besitzt an mehreren Stellen einen außerordentlichen Wärmegrad, auch finden sich in seiner Nähe, an der Bai, heiße Quellen. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen größeren Inseln. Die ganze Doppelreihe der Hauptinseln wird, vorwiegend an der Ostseite, von einer Anzahl kleinerer Koralleninseln umschlossen. Die Abgarris, grünen Inseln (Hardy), Carteret, Marqueen (Mortblock), Palowi (Tasman), Linnimoa (Lord Howe), Sikyana (Stewards), Ulakna und andere zeigen sämmtlich durchweg die eigenartige Thätigkeit der Korallen, die Mehrzahl liegt an vorspringenden Ecken der Riffe, wo die Brandung von zwei Seiten anstürmt und daher die Umstände zur Anhäufung von Korallentrümmern und Sand am günstigsten sind. Die hohen vulkanischen Inseln sind mehr oder weniger von Barrierriffen umgeben. In ihrer äußern Erscheinung zeigen fast alle ähnliche Formen. Lange, vorwiegend sanft geschwungene Höhen mit ruhigen Abhängen nach der See zu; die meistens niedrigen Ostküsten mit Mangroven bestanden, diesem seltsamen Gewächs mit feinen Luftwurzeln. Die Palmen am Ufer winken schon aus der Ferne. Die gewöhnlich tief einschneidenden Buchten und Häfen sind mit sehr hohem Schilf besetzt. Tiefer im Lande gelangt man an die schönsten Pflanzungen, wo das liebliche Grün der Paradiesfeige und Uranien mit Kokospalmen, Brodfruchtbäumen und Yamspflanzungen wechselt. Dringt man noch tiefer in das Innere, so hebt sich allmälig der Boden, die Bewaldung wird dichter und dichter. Noch immer zeigen sich Palmen, Gewürzbäume und alle jene Gewächse, die zu ihrem Gedeihen der Aequatorialsonne bedürfen. Wo nur ein freier Platz ist in flachen Niederungen, Thalgründen und dergleichen erblickt man kolossale Schilfgewächse, Bambus, Farren u. s. w. Die Luft, an der Küste ungesund, ist hier prächtig. Der würzige Duft des tropischen Gartens übt seinen Zauber auf die Sinne. Diese Mannigfaltigkeit, Fülle und Frische des Lebens erreicht selbst Amerika in den so fruchtbaren Wäldern des Orinoko nicht. Dazwischen rauschen große Ströme durch das Dickicht, Nashornvögel, Papageien, Kakadus beleben die Scene. Auf den mächtigen Lianen, die von Stamm zu Stamm rankend ein fast unentwirrbares Netz bilden, zwischen dem freiliegenden Gestein huschen Eidechsen umher. Auf Schritt und Tritt giebt sich die Ueberzeugung kund, daß sich hier außerordentliche natürliche Hülfsquellen vorfinden, in solcher Fülle, wie vielleicht auf keiner andern Gruppe des West-Pacific. Geld und Ausdauer gelingt es über kurz oder lang sicher, das so ergiebige Terrain der meisten Inseln auszunutzen, die jetzt so gefürchtete und gemiedene Gruppe hat entschieden eine Zukunft. Nur wenige Inseln sind trotz ihrer dichten Bewaldung zur Anlage von Plantagen ungeeignet, auf Simbo

[1]) Nach Ansicht Murray's, des Geologen der Challenger-Expedition, bilden die Bimssteinmassen, die durch Seegang zertrümmert in größeren oder kleineren Theilen auf den Meeresboden herabsinken, durch die Zersetzung des in ihnen enthaltenen Feldspathes, den rothen Thon, der gerade die tiefsten Stellen des Stillen Oceans in weit ausgedehnten Lagern beherrscht.

gestattet die Erde z. B. nur den Anbau von Kokos, Brodfrucht, Zuckerrohr, Betelnuß in geringer Anzahl, ebenso sind die dort gezogenen süßen Kartoffeln nicht sehr schmackhaft, ähnlich ist es auf Treasury Island, Rennell, Malayta, das nur im nördlichen Theile Kokospflanzungen zeigt.

Die Flora, nach Grisebach dem indischen Gebiete zugehörend, ist, wie erwähnt, selten reich. Außer dem schönsten Schmuck der Landschaft, der Kokospalme, finden sich Areca- und Sagopalmen in Fülle. Mehrere Orchideen gehören ausschließlich den Salomos an. Pandanus, Mangiferen, Casuarinen, Bananen, Brodfruchtbäume machen sich überall durch Farben- und Formenschönheit bemerkbar.

Auch die Fauna zeigt wie die Flora vielfache Anklänge an diejenige Neu-Guineas. Einzelne Thierformen kommen weiter östlich nicht mehr vor. Für nachstehende bilden die Salomo die Grenze: Cuscus celebensis, Lorius Hypoinochrous, Kakadus, Nashornvögel und die Genera: Dicrourus, Philemon Dicoeum, Calornis, Gracula, Centropus, Eurystomus, Nasiterna, Geoffroyus, Eos und Macropygia. Besonders schöne Tauben und Papageien sind sehr zahlreich, auch findet sich ein Megapodius (M. Brenchleyi) von nußbrauner Farbe und ein Pteropus. Hunde, Ratten, Schweine, Eidechsen, Krokodile und Landschlangen, zahlreiche Insekten sind gleichfalls vertreten, ebenso Schildkröten und Seeschlangen, zahlreiche Mammalien und Seevögel und eine Menge in den wunderbarsten Farben prangender Fische, vorwiegend indischen Charakters, während nach Wallace alle übrigen durch Reichthum und Schönheit ausgezeichnete Thierformen wesentliche Abweichungen von der orientalischen Region und ganz den Charakter der „austro-malaiischen Subregion“ zeigen.

Winde. Die Salomos sind ganz dem Einflusse der Monsune unterworfen. Der N.-W.-Monsun, im November oder December beginnend, bringt mehrfach gutes Wetter, aber vielfach Stillen (ca. 15 Proc.). Sobald eine Brise durchkommt, sammeln sich die Wolken gleich im Norden, kommen über und wieder ist es still. Heftige Gewitterböen, meistens aus Nordwest, zuweilen aber auch aus E. und E.N.E., mit viel Regen sind besonders im Januar und Februar häufig. Ende März variiren die Winde zwischen S.E. über West nach Nordwest. Der schönste Monat ist der April, doch sind die vorwiegend flauen Westwinde dann veränderlich und drehen im Mai allmälig über Nord nach Osten um, ebenso ist es noch zu Anfang Juni. Mitte Juni setzt der S.-E.-Monsun mit starken Regenböen, die während der Nacht eine undurchdringliche Finsterniß hervorrufen, ein, unruhiges Wetter, mit einzelnen heiteren Tagen und mehrfachen Stillen (ungefähr 14 Proc.), bleibt bis Ende August. Häufig ändert sich der Wind während der Regenböen um mehrere Striche, so daß der Seemann oft rathlos ist, wie er die Raaen anbrassen soll. Im September ist die Stärke des Monsun gebrochen, das Wetter ist regelmäßiger, gegen Ende Oktober drehen die Winde wieder über Norden nach Westen und sind sehr veränderlich, bis zur Rückkehr des Nordwest-Monsun. Einen wesentlichen Einfluß auf den stellenweise niedrigen Luftdruck haben wahrscheinlich die örtlichen Kondensationen von den hohen Inselbergen. Die beste Jahreszeit sind somit die Monate April bis Oktober, als die schlechte kann man die Monate Oktober bis April bezeichnen [1]).

[1]) Die meteorologische Jahreszeit der Nord- und Südhemisphäre ist folgende:

	Nordhemisphäre	Südhemisphäre
December bis Februar . .	Winter	Sommer
März bis Mai	Frühling	Herbst
Juni bis August	Sommer	Winter
September bis November .	Herbst	Frühling

Die Strömungen sind sehr unregelmäßig und richten sich theilweise nach den Monsunen, sind aber auch lokalen Einflüssen, der Lage der Inseln 2c. unterworfen. Im März bis Mai ist an der ganzen Ostseite eine Nordwestrichtung des Seelaufes beobachtet, die auf der Höhe der Lord-Howe-Gruppe nach N.E. wendet, an der Westseite eine solche nach N.E. und zwar zwischen den Santa Cruz und San Christoval entweder E.N.E. oder N.N.E., weiter nach Norden während des S.-E.-Monsun eine durchschnittliche Richtung S.E zu E. in einer Stärke von circa 20 bis 25 Seemeilen in 24 Stunden. Im August, September 2c. an der ganzen Westseite eine durchschnittliche Nordwest- zu West- bis Westströmung. Im südwestlichen Theil der Gruppe, beim Riff Indispensable, theilt sich die von Südwesten kommende Strömung in zwei Arme, der eine geht längs der des Riffes nach Nordwesten, der andere nach Südwesten. Zwischen der Insel Rennell und dem Riff Indispensable hat man eine Strömung von 49 Seemeilen in 24 Stunden beobachtet, in der Nähe von San Christoval 40 Seemeilen. Je südlicher, desto schwächer wird dieselbe, und in circa 17° Breite, 158° westl. L. hört dieselbe ganz auf. Dem Seefahrer ist namentlich in der Nähe des Landes, bei der heftigen Strömung und den durch das hohe Land nicht kräftig wirkenden Winden, sowie gewaltigen von der Strömung fortgeführten Baumstämmen die größte Vorsicht geboten.

Als durchschnittliche Mittagstemperatur (12 Uhr) für die Luft sind 24 bis 30° C., je nach der Jahreszeit, anzunehmen, für das Meer 27,4° bis 29,4° C., als mittlerer Barometerstand 758 mm. Die zahlreichen Niederschläge, die dichten undurchdringlichen Wälder, das vielfach sumpfige Terrain lassen, namentlich an den niedriggelegenen Ostküsten, vielfache Krankheiten entstehen. Vor Allem sind es Fieber, Dysenterie, Rheumatismen, dann aber auch Lungenkrankheiten, die verheerend wirken. Ein wesentlicher Procentsatz der rapiden Abnahme der Bevölkerung ist auch auf Rechnung der zahllosen Kriege zu setzen, die unausgesetzt betrieben werden, sowie des Gebrauches, der auf einigen weniger von der Natur begünstigten Inseln (unter anderen Malayta) herrscht, nicht mehr als zwei bis drei Kinder am Leben zu lassen. Die Zahl der Bewohner der ungefähr 797,2 deutsche geographische Quadratmeilen = 43,900 qkm großen Gruppe beträgt jetzt circa 80 000; genauere Angaben über deren Vertheilung auf die einzelnen Inseln lassen sich vorläufig nicht geben. Bougainville, San Christoval scheinen stark, Choiseul, Isabella, Malayta, Neu-Georgien schwach bewohnt zu sein. Es hält schwer bei einer so eigenartigen Bevölkerung und in einem von so unermeßlich üppiger Vegetation bedeckten Terrain, wie den Salomos, auch nur annähernd richtige Schätzungen zu gewinnen. Die sonst am meisten Erfolg versprechende Weise, die Anzahl der Bewohner einzelner Inseln 2c. nach den bei größeren Festen anwesenden Köpfen zu bestimmen, würde hier nur zu Trugschlüssen Anlaß geben, da auf jeder Insel zahlreiche Stämme leben und fast jeder derselben mit dem Nachbar in Fehde sich befindet. Anhaltspunkte gewährt ferner die größere oder geringere Anzahl von Kokospalmenpflanzungen, da dieselben dem Eingeborenen einen wesentlichen Bestandtheil zur Existenz gewähren.

Die Bewohner gehören der Mehrzahl nach den Papuanen an. Auf Murray (Buraqoi), Neu-Georgien, Stirling Island, Simbo zeigen sie fast ganz den Typus von Neu-Guinea. Eine dunkele fast schwarze Hautfarbe, krauses schwarzes Haupt- und Barthaar, ein langer schmaler Kopf mit dicken Augenbrauen, fleischigen Lippen, spitzem Kinne, große, mit der Spitze etwas nach unten gekrümmte Nase mit weiten Nasenlöchern und dickem Nasenrücken, wohl-

gebaute kräftige Gestalt, jedoch mit verhältnißmäßig dünnen Beinen, ganz wie bei den reinsten Stämmen Neu-Guineas. Aehnlich ist es auf Choiseul, Bougainville, Buka, Carteret und anderen, deren Bewohner das krause Haar oft beizen, daß es dunkelbraun erscheint. Etwas abweichendes Aeußere zeigen dagegen die Bewohner der übrigen Inseln. So haben diejenigen von San Christoval, Santa Anna, S. Catalina eine röthlich-grauschwarze, chokoladefarbene Hautfarbe, etwas heller wie die Viti. Das weiche krause, aber nicht wollige, bisweilen sogar ganz schlichte Haar wird meistens kurz geschoren und mit Kalk oder Ocker roth oder gelb gefärbt, das Körperhaar sorgfältig abrasirt. Bartwuchs ist überall wenig vorhanden, Backenbärte sieht man öfters. Aehnlich so ist es auch auf Guadalcanar. Auch die Malaytaner sind bräunlich-schwarz, mit dichtem, krausem Haar, das perrückenartig absteht und häufig roth gebeizt oder an der Seite mit einem gelbroth gefärbten Bastbüschel verziert ist. Dieselbe Hautfarbe haben die Bewohner von Ysabel, Ulakua, Maramasiki, Anudha und Sesarga. Die **Größe** beträgt 1,55 bis 1,70 m. Polynesischer Einfluß macht sich, wie auf fast allen von Papuanen besetzten Inseln, auch hier geltend. Langsam nur dringt die polynesische oder besser malaiische Race vor. Auf der Mehrzahl der kleineren Inseln des oceanischen Gebiets traf sie vermuthlich keine oder nur eine spärliche schwarze Bevölkerung an, die unterworfen oder aufgerieben ward. Auf den Viti fand sie zuerst heftigen Widerstand, nur unvollkommen gelang die Vermischung, weiter nach Westen z. B. auf den Neu-Hebriden war die schwarze Urrace in der Mehrzahl, es kam zum energischen Kampfe, der mit dem Zurückwerfen der Malaio-Polynesier endete. In der Nähe der Salomos sind unter anderen noch ganz von diesen besetzt: Sikiyana, die Lord-Howe-Gruppe, auch auf Isabella und Ulakua finden sich versprengte Theile. Im großen Ganzen merzte die kräftigere, wildere Race die eingewanderten Elemente bald aus. Ein polynesischer Einfluß macht sich auch in der **Sprache** geltend, allerdings lange nicht in dem Maße, wie in anderen papuanischen Gruppen. Auch die dort mehrfach vorhandene überraschende Abweichung der einzelnen Sprachen resp. Dialekte, wie z. B. vor Allem in den Neu-Hebriden, kann hier nicht konstatirt werden. Ein gemeinsamer Ursprung ist fast überall zu erkennen, manche Worte sind auf allen zur Gruppe gehörenden Inseln die gleichen, besonders fällt das jedoch bei den Zahlenausdrücken auf, bei denen auch rein polynesische Benennungen gefunden sind. (Z. B. rua, zwei, ändert sich nur in Ulakua und dem südlichen Malayta, wo der nämliche Dialekt gesprochen wird, in lua, und auf Simbo in karu.) Folgende Sprachen sind von den Salomo näher bekannt geworden: 1. Die Sprache von San Christoval, 2. Ulakua, 3. Gera (Guadalcanar), 4. Mara oder Malayta, 5. Anudha (Florida), 6. Ysabel (die sogenannte Mahaga-Sprache), 7. Simbo (Eddystone), 8. Stewards (Sikiyana).

Der **Gesichtsausdruck** ist fast überall ein wenig Vertrauen erweckender und voraussetzender. Dem Eingeborenen kann man dieses Mißtrauen dem Weißen gegenüber kaum verargen. Er ist gewohnt von jedem, der nicht von seinem Stamme ist, Feindseliges zu erfahren, hat im mehrfachen Verkehr mit den Sandelholzschlägern und bêche-de-mer-Suchern sowie vielen im labour-trade beschäftigten Seelenverkäufern nur die rohesten Elemente kennen gelernt, bei denen Mord und Todtschlag wenig gefürchtet sind. Wo soll da ein Vertrauen herkommen? [1]) Das wird erst allmälig anders werden, sobald der Handel, und vor Allem der deutsche Handel, der in der Südsee ja nur von Leuten betrieben wird, die Gesittung und Aufklärung zu verbreiten in der Lage sind, auch die Salomo in sein Bereich zieht. Ein wesentlicher Faktor wird vor Allem das gesetzlich geregelte und gewissenhaft gehandhabte Engagiren von Arbeitern für die deutschen Plantagen auf den Viti- und Samoa-Inseln sein. Nach Ablauf des Kontraktes (3 bis 5 Jahre) wird der Eingeborene nach seiner Heimathinsel, zu seinem Stamm, zurückgebracht. Seine Erzählungen, die Gegenstände, die er als Lohn erhalten, veranlassen andere seinem Beispiele zu folgen, allmälig wird aus dem blutdürstigen Kannibalen ein friedlicher Arbeiter. Jetzt sind das leider noch fromme Wünsche. Die heutigen Bewohner der Salomo kann man als die blutdürstigsten, hinterlistigsten, verrätherischsten Eingeborenen des ganzen West-Pacific bezeichnen. Bei der geringsten Veranlassung heftig, aufbrausend, ist die äußerste Vorsicht im Verkehr mit denselben geboten. Ein dort Handel treibender Schiffer muß daher stets auf der Hut sein. Sämmtliche Kanoes halte er unter anderen möglichst beim Stern des Schiffes zusammen und erlaube nur dem Häuptling an Bord zu kommen. Seine mit Gewehren bewaffnete Mannschaft postire er rings um den Schiffsrand, doch so, daß die Waffen nicht sichtbar sind. Keiner der Leute darf irgendwie eigenmächtig Handel treiben. Nichts, nicht einmal eine Kokosnuß, darf ohne Zahlung angenommen werden, falls die Annahme derselben verweigert wird, gebe man Alles zurück. Besonders hüte man sich auch die chiefs zu erzürnen; so gering ihr Einfluß an manchen Orten auch scheint, so würde die geringste Beleidigung doch blutig gerächt werden. Besonders gefürchtet sind die Bewohner von Neu-Georgien, Rubiana, Gnizo oder Keso, Malayta, Guadalcanar, Treasury, Bougainville. Im Laufe des vorigen Jahres brachte fast jede Post neue Berichte über dort ausgeführte Ueberfälle und Metzeleien. Gewöhnlich waren die Eingeborenen an Bord gekommen, mit dem Vorwand zu handeln, hatten dann plötzlich einen günstigen Augenblick wahrgenommen, alles niedergemacht, das Schiff ausgeraubt und einige der Ermordeten zum Fressen mit sich genommen. So erging es der Besatzung der „l'Esperanze", des „Zephyr", der „Borealis", englischen resp. australischen Schiffen, sowie dem englischen Kanonenboot „Sandfly", dessen Kapitän und sechs Mann ermordet wurden. Man sieht also, daß obige Sicherheitsmaßregeln nicht zu leicht genommen werden dürfen. Eine rühmliche Ausnahme machen die Bewohner von Sikiyana, ein gutes, sittliches, ehrliches Völkchen, das im Verkehr mit dem Europäer nach und nach völlig civilisirt ist, von der Mission jedoch nichts wissen will, weil, wie diese Naturkinder sagen, der Missionär dann ihr sämmtliches kai-kai (Lebensmittel) an sich nehmen würde.

---

[1]) Markham, der Befehlshaber des „Rosario", der 1873 auf Befehl der englischen Regierung die Santa Cruz und Neu-Hebriden zu durchkreuzen hatte, um scharfe Kontrole bei den Arbeiter dingenden Schiffen zu üben, berichtet wahrhaft haarsträubende Dinge über die weißen Seelenverkäufer.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VII.

In Napal-Litjin fanden die Reisenden ein gutes Unterkommen in einem neuen Hause, das der Dipati als Hochzeitsgabe für seine älteste, einundzwanzigjährige Tochter hatte errichten lassen; einstweilen stand dasselbe noch unbenutzt und der letzten Vollendung bedürftig da, weil die vielumworbene Schöne des Walddorfes noch darauf wartete, daß derjenige ihrer zahlreichen Anbeter, dem sie den Vorzug gab, definitiv um ihre Hand anhalten sollte. Das Dorf selber zeichnete sich durch seine malerische Lage vor den meisten anderen dieser Gegend aus; zwei hohe, bewaldete Kalksteinfelsen bilden dicht vor dem Orte ein mächtiges Thor, durch welches der Rawas, der hier den von Südwesten kommenden Koeloes in sich aufnimmt, hindurchfließt. Unvergleichlich schön war die Aussicht von diesen Bergen auf das obere Thal des Flusses mit dem ansehnlichen Höhenzuge, der von dem linken Ufer emporsteigt.

Man befand sich hier nur etwas über eine Tagereise von den Dörfern Seklabi und Doerian-Boengin entfernt, die zu dem unabhängigen Grenzdistrikte Batang Asei gehören, und wenn auch der Dipati und die übrigen Einwohner von Napal-Litjin die Gesinnungen der Häuptlinge jenes Distriktes als dem Vorhaben der Expedition durchaus ungünstig schilderten, so ließ sich Veth doch nicht abhalten, wenigstens einen Versuch zum Eindringen in das verschlossene Gebiet zu machen. Er sandte zunächst zwei Boten mit Geschenken an die Häuptlinge jener Dörfer, um die Erlaubniß freien Durchzuges für die Expedition auswirken zu lassen; ohne die Geschenke, aber mit einem entschieden abschlägigen Bescheide kehrten die Abgesandten zurück, und nun beschlossen die Reisenden selber bis an die Grenze und womöglich weiter vorzugehen und selber mit den Häuptlingen zu verhandeln. Von mehreren freundlich gesinnten Dipatis der Rawasdörfer und ihrem bewaffneten Gefolge begleitet, brach man in der Frühe des 12. Mai auf, um in nordwestlicher Richtung zunächst auf dem rechten Flußufer und dann durch theils sumpfige, theils hügelige Gebiete verschiedener, dem Rawas von links zuströmender Bäche vorzuschreiten. Es hatte in der vorhergehenden Nacht heftig geregnet; die unzähligen Hügel, die man hinauf- und wieder hinabzusteigen hatte, waren schlüpfrig und glatt, die Thäler große Schlammlöcher, die sonst unbedeutenden Bäche zu tiefen und reißenden Strömen angeschwollen; neunmal auf dem Hin- und eben so oft auf dem Rückwege dieses unsäglich anstrengenden Marsches mußten die Reisenden fast bis an den Hals durch Wasser waten, um schließlich mit der tröstlichen Ueberzeugung nach Napal-Litjin zurückzukehren, daß das Ganze ein verfehltes Unternehmen gewesen war; denn die Häuptlinge von Batang Asei, die sie an der Grenze des niederländischen Gebietes erwartet, hatten sich zwar durchaus nicht feindselig gezeigt, im Gegentheil, ein freundschaftliches Mahl mit den Europäern eingenommen und mit ihnen geraucht, waren aber für alle Ueberredungsversuche und Vorstellungen hartnäckig taub geblieben.

Trotzdem sich die Reisenden nur wenige Tage in Na-

pal-Litjin aufhielten, standen sie doch bald auf freundschaftlichstem Fuße mit den Bewohnern, und so gelang es Veth auch hier ohne jede Mühe eine Anzahl charakteristischer Typen für seine photographische Sammlung zu gewinnen. Leider war aber niemand hier im Stande die gewünschte Route nach der Provinz Lebong anzugeben, geschweige denn der Expedition als Führer dorthin zu dienen. Gerade auf diese Tour aber legte Veth besonderes Gewicht; denn sie konnte nicht nur über das Barisangebirge, das dabei überschritten werden mußte, wichtige Aufschlüsse geben, sondern mußte auch die ungenauen Angaben der Karte in Bezug auf die gegenseitige Lage der Provinzen Rawas und Lebong in wünschenswerthester Weise berichtigen können. So ging es denn wieder zu Boot den Rawas hinab, über Moeara-Menkoelam bis nach Poelau-Kida; infolge heftiger Regengüsse war der Fluß stark angeschwollen, und so war die Fahrt zwischen den bewaldeten Hügeln, den Reis- und Zuckerrohrfeldern der Ufer genußreich und leicht. Bei dem Marsche des folgenden Tages aber nach dem südlich von Poelau-Kida belegenen Dorfe Tandjong-Agong machten sich die Folgen des Regens in unerwünschter Weise fühlbar: wieder gab es zahlreiche angeschwollene Bäche zu durchschreiten, schlüpfrige steile Thalwände mühsam hinauf- und hinabzusteigen. Eine angenehme Ueberraschung war es für die ermüdeten Wanderer in Tandjong-Agong ein balei vorzufinden; denn, wenn das Dach dieses hölzernen Schuppens



Das Haus der Expedition in Napal-Litjin.

auch dem unermüdlich herabströmenden Regen mehr Durchgang gewährte, als wünschenswerth war, und die einzige Wand des luftigen Gebäudes Wind und Nässe nur ungenügend abhielt, so ließ sich diesem Mangel durch Vorhängen eines großen Stückes getheerten Segeltuches einigermaßen abhelfen; nach neunzehn Nächten in den engen Häusern der Eingeborenen, die man überdies nie verlassen oder betreten kann, ohne in Gefahr zu kommen, sich den Kopf zu stoßen, gewährte der Aufenthalt in diesem Raume, der etwa acht Meter im Quadrat hatte, das so lange entbehrte Behagen freierer Bewegung. Auch hier war es zuerst nicht möglich, nähere Auskunft über den Weg nach Lebong zu erhalten; was man vernahm, war, daß ein Weg wohl vorhanden, aber seit zwanzig Jahren nicht mehr begangen worden sei; die Schwierigkeit, ihn wiederzufinden, die Gefahren, die er darbieten würde, wurden den Reisenden mit so lebhaften, übertriebenen Farben geschildert, daß der Zweck, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, nur zu ersichtlich war. Schließlich aber fanden sich doch einige Leute, die diese Tour schon früher einmal gemacht hatten, und die sich, nachdem Veth eine entsprechende Belohnung verheißen hatte, bereit erklärten, die Expedition als Führer zu begleiten. Ohne Verzug begab sich die Gesellschaft nun nach dem großen, am Roepit belegenen Dorf Loeboe-Roembing, wo alle Vorkehrungen zur Reise durch die unbewohnte Einöde getroffen wurden. Da man über die vermuthliche Dauer derselben nichts Bestimmteres erfahren konnte, so mußte man auf alle Fälle sich mit einem großen Vorrath von Reis versehen, und doch andererseits wieder nicht zu schwere Lasten mitnehmen. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen Veth und

van Hasselt, den photographischen Apparat sowie alles nicht geradezu unentbehrliche Gepäck hier zurückzulassen, für das nothwendig mitzunehmende aber noch eine Anzahl von Lastträgern zu miethen. Dreißig Mann stark, brach die Expedition von Loeboe-Koemping auf; außer dem Koch, dem Diener und dem Aufseher der Kulis, welche schon die Reise durch das Padangsche Oberland mitgemacht, und außer den sechs Trägern, die man während der letzten Wochen bei sich gehabt, hatten Veth und van Hasselt jetzt noch dreizehn neue Lastträger engagirt; dazu kamen die beiden Führer und noch zwei Häuptlinge mit ihren Dienern, die sich zum Mitgehen bereit erklärt hatten. Die ersten zwei Tage ging es auf einem deutlich erkennbaren Fußpfade meist dicht an den Ufern des Roepit entlang, flußaufwärts; und jetzt schon zeigte es sich, wie wohl man daran gethan hatte, sich mit dem Gepäck zu beschränken. Viermal mußte der ziemlich reißende, wasserreiche Roepit, einmal sein großer Nebenfluß, der Batang Koejoeh, durchschritten werden: ein nicht ungefährliches Unternehmen, bei dem der eine der beiden Häuptlinge, der Hadjidipati von Lesoeng-Batoe, den Reisenden die vortrefflichsten Dienste leistete. Von ungewöhnlicher Größe und wahrhaft herkulischen Kräften, transportirte er nicht nur die Lasten der schwächeren Kulis, sondern sogar diese selber auf dem Rücken über den Fluß. Während des dritten Tages entfernte sich der Weg bedeutend von dem Flusse und führte über den spitzen steilen Berg Boekit Ambongbras; doch wurde Nachts schon wieder dicht am Ufer des Roepit bivouakirt. Bei der nächsten Tagereise, die in schnellem Anstieg bergauf ging, zeigte sich der Fluß schon als ein in schmalem, felsigem Bett dahinfließender Gebirgsbach, der an mehreren Stellen schöne Kaskaden bildet. Das Terrain wurde immer schroffer, der Weg führte stellenweise weit vom Flusse ab und tief in den Bergwald hinein, wo er nur schwer zu erkennen und nur vermöge größter Aufmerksamkeit von den vielen, niedergetretenen Elephantenpfaden zu unterscheiden war. Endlich, gegen Mittag des fünften Tages, erreichte man die Gipfellinie des Gebirges und somit die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete der großen Nebenflüsse des Moesi und den der Südwestküste zugehenden kleineren Flußläufen. Nach kaum halbstündigem



Mädchen aus Napal Litjin.



Eingeborener von Napal Litjin.

Abstieg kam man auch schon an dem bedeutendsten dieser Flüsse, dem Kataun, an, der hier noch als schmaler Gebirgsbach zwischen dem westlichen Abhange des Barisangebirges, auf dem er entspringt, und den Vorbergen des Pandjang-Gebirges dahinfließt. Durch eine Anzahl von Nebenflüssen rasch verstärkt, ist er bereits bei dem Dorfe Tapoes, in dem die Expedition am Abend des sechsten Tages anlangte, ein breiter wasserreicher Strom. Nach dem sechstägigen, anstrengenden Marsche durch die unbewohnten Bergregionen wurde der Anblick dieses ersten Dorfes der Provinz Lebong von allen auf das Freudigste begrüßt.

Die Provinz Lebong, die seit zehn Jahren einen Theil der Residentschaft Palembang ausmacht, wird durch das Hochthal des Kataun gebildet, der hier von Südosten nach Nordwesten fließt, um dann bei seinem Eintritt in das Tiefland in südwestlicher Richtung durch die Residentschaft Benkoelen dem Meere zuzugehen. Vierzehn Tage lang hielt sich die Expedition in Lebong auf, das nach allen Richtungen durchstreift wurde. Es ist ein zum Theil reichbewaldetes, zum großen Theil aber auch gut angebautes Land, das, verhältnißmäßig stark bevölkert, einunddreißig größere und kleinere Dörfer mit zusammen etwa 4000 Einwohnern enthält. Die reichste und zugleich malerisch schönste Gegend der Provinz ist die Umgebung des Sees, den der Kataun durchfließt; so verweilten die Reisenden auch mehrere Tage in Kota-Danau, einem an der Südspitze des Sees gelege-



Wohnungen in Soeroelangoen.

nen großen Dorfe, wo sie von den freundlichgesinnten Einwohnern in der entgegenkommendsten Weise aufgenommen und mit Geschenken an Früchten, Reis und im See gefangenen Fischen förmlich überhäuft wurden: eine angenehme Abwechselung nach den knappen Reisrationen des schon bedenklich verminderten mitgenommenen Proviants.

Am 7. Juni verließ die Expedition Teloel Doerian, das südlichste Dorf von Lebong, um sich in die nach Süden angrenzende Provinz Redjang, das Thal des obern Moesi, zu begeben. Auf einem breiten, in gutem Zustande befindlichen Wege wurde das Gebirge, das die Grenze zwischen den beiden Provinzen bildet, überschritten; eine gute Strecke weit führt dieser Weg über ein bewaldetes Plateau, das, nach den zahlreichen Spuren zu schließen, vielen Elephanten zum Aufenthalte dienen mußte. In der That erblickte auch Veth, als er mit noch einem Gefährten dem langsamern Haupttrupp der Expedition etwas vorangeschritten war, etwa funfzig Schritt vor sich auf dem Wege einen mächtigen Elephanten, der ihn erst ruhig noch näher kommen ließ, dann aber plötzlich die Flucht ergriff und schwerfälligen Schrittes seitwärts in den Wald trabte. Der Hauptort der Provinz Redjang, Kepajang, liegt an der großen Straße, welche, die Insel von Westen nach Osten durchschneidend, Benkoelen und Palembang mit einander verbindet. Unweit Kepajang überschreitet die Straße das Barisangebirge in einer Höhe von ungefähr 800 m, und von diesem Punkte hat man eine herrliche Aussicht über die Westküste und das Meer. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen in Kepajang ging es wieder über das Gebirge und zwar über einen 1100 Fuß hohen Paß des Höhenzuges, der den Goenang Itam mit dem

Boekit Deloe Moesi verbindet, nach dem Sindang-Distrikte, einem schönen Berglande. Auf einer vortrefflichen Straße, die den Distrikt von Norden nach Süden durchschneidet, erreichte man nach einem Marsche von vier Tagen Soeka-Radja am Roepit. Die Dörfer dieses Distrikts haben, ebenso wie die des ganzen Roepitgebietes, mit den Dörfern am Rawas die größte Aehnlichkeit; die Bauart der Häuser stimmt durchaus mit der der Häuser von Soeroelangoen überein, die sich ihrerseits wieder kaum von denen des untern Moesi und von Palembang unterscheiden. Abweichend ist nur die Lage der Dörfer: im Sindang- und im Roepitgebiete liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am obern Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt.

Eine bequeme Bootfahrt von Soeka-Radja den Roepit hinunter brachte die Reisenden nach sechswöchentlicher Abwesenheit nach Soeroelangoen zurück, wo sie mit der erfreulichen Nachricht empfangen wurden, daß die Aspekten für ihre schon einmal vereitelte Expedition in die unabhängigen Grenzdistrikte inzwischen günstiger geworden seien. Pajong Poetih, der oberste Häuptling des Limoendistriktes, der die Autorität des von der niederländischen Regierung ernannten Sultans von Djambi anerkannte, hatte erklärt, daß er den Reisenden das Passiren seines Gebiets gestatten wolle, und daß er es nicht für unmöglich hielte, daß sie von dort aus ungehindert zu Wasser bis nach Djambi gelangen könnten. Er selber hatte versprochen, seinen Einfluß bei den anderen Häuptlingen nach Kräften geltend zu machen, die Expedition selber zu geleiten u. s. w., dabei aber leider seine Macht überschätzt. Mit bestem Vertrauen in die endliche Ausführbarkeit ihres Unternehmens trafen nun Veth und van Hasselt ohne Zeitverlust alle nöthigen Vorkehrungen, und nach



Reisscheune in Soeroelangoen.

wenigen Tagen schon begaben sie sich mit ihrem ganzen Gefolge und in Begleitung einiger Rawashäuptlinge auf den Weg nach Pangkalan, wo, der Verabredung gemäß, Pajong Poetih sie erwarten sollte. Zu ihrer größten Enttäuschung befand sich derselbe aber nicht hier, und die Einwohner des Dorfes wußten schon von allerhand Schwierigkeiten und Hindernissen zu erzählen, welche die untergeordneten Häuptlinge ihrem Vorhaben entgegensetzen wollten. Trotzdem verfolgte man am nächsten Morgen den Weg nach der Grenze weiter; auf möglichst verborgenen Waldpfaden wurde dieselbe überschritten; man war schon dicht am Ufer des Limoen angelangt, als eine Gesandtschaft von Häuptlingen sich einstellte, die sich bereit erklärten, mit den Europäern verhandeln zu wollen, wenn diese noch einmal bis zur Grenze umkehren wollten. Veth willfahrte ihnen: der Erfolg der Berathungen aber war wieder ein abschlägiger Bescheid. So vergingen mehrere Tage in immer neuen Unterhandlungen; Pajong Poetih traf auch endlich ein und brachte einen vom Sultan selbst untersiegelten Brief mit, nach welchem die Häuptlinge der Expedition freien Durchgang zu gewähren hatten. Dieselben zeigten sich aber durchaus nicht willens, diesem Befehl Folge zu leisten; keiner gab eine bestimmte Zusage; und als Veth, durch das Schreiben des Sultans ermuthigt, schließlich doch mit Vermeidung der größeren Dörfer und auf Waldwegen bis zum Limoen vorgegangen war, brachten die Kundschafter der ihn begleitenden Häuptlinge schon von überall beunruhigende Nachrichten. Pajong Poetih lag an heftigem Fieber erkrankt darnieder; die Limoen-Häuptlinge zogen, von bewaffneten Scharen begleitet, nach den Moscheen, um das Volk zum prang sabil, zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen, aufzureizen. Noch immer ließ Veth sich nicht zurückhalten; mehrere Tagereisen weit ging die Expedition noch den Limoen hinauf, wo sie bei den Bewohnern keiner feindlichen Gesinnung, wohl aber der größten Furcht vor der Rache der Häuptlinge begegneten. Auf Schutz oder Unterstützung war also hier nicht zu rechnen, und als man nun gar die sichere Kunde erhielt, daß schon alle Vorkehrungen getroffen waren, die Expedition zu umzingeln, daß die Häuptlinge sich von allen Seiten mit ihren Scharen zusammenzögen, da entschloß selbst Veth sich endlich schweren Herzens, den eiligen Rückzug anzuordnen. Meist bei Nacht und auf Waldwegen führten die Rawas-Häuptlinge die Fliehenden nach Soeroelangoen zurück, das man mit so fester Zuversicht auf endliches Gelingen verlassen hatte.

Schon wenige Tage nach der Rückkehr verließ van Hasselt Soeroelangoen, um zunächst nach Palembang und von dort zu Schiffe nach Djambi zu gehen, wo der Nachfolger Santvoort's, Herr Cornelissen, eingetroffen war und

ihn erwartete. Veth blieb noch etwa drei Wochen in dem Dorfe, immer in der Hoffnung, durch die Vermittelung des freundlichgesinnten Häuptlings von Tiga-Doesoen schließlich noch auf einem etwas andern Wege sein Ziel zu erreichen. Die Zeit des Wartens auf den Bescheid, der leider wieder ungünstig ausfiel, da die feindlichen Häuptlinge das ganze Gebiet terrorisirt hatten, benutzte er zu fleißigem Photographiren. Mehrere wohlgelungene Aufnahmen von Soeroelangoen und seiner Umgebung sowie eine Anzahl von Volkstypen bereicherten seine Sammlung. Auch den Koeboes, einem unabhängigen Volksstamme, der in den wilden Waldgegenden zwischen dem Moesi und dem Batang Hari verstreut lebt, und dessen Niederlassungen sich bis auf einige Meilen Entfernung von Soeroelangoen erstrecken, widmete er seine Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich ist dieses Waldvolk, über das die abenteuerlichsten Geschichten verbreitet sind, ein Rest der Urbevölkerung der Insel, die sich zur Zeit der javanischen Invasion oder der Einführung des Islam in die Wälder geflüchtet hat und dort allmälig verwildert ist. Allem Anschein nach hat man es hier mit keinem besondern Volke zu thun, nur durch ungewöhnlichen Schmutz und dürftige Bekleidung mit wenigen baumwollenen Lumpen unterscheiden sich diese Malaien im Aeußern von den übrigen malaiischen Bewohnern der Insel. Ihre Wohnstätten sind von der primitivsten Art: ein auf vier Pfählen ruhendes Schutzdach von etwa $1\frac{1}{2}$ m im Quadrat



Haus des Kontroleurs in Soeroelangoen.

über einem etwa 25 cm über der Erde befindlichen Fußboden; von einer Seitenwand ist nicht die Rede. In dem Koeboes-Dorfe Lesoeng Batoe, das Veth besuchte, lebten unter sechs solcher Schuppen von der angegebenen Große nicht weniger als dreißig Menschen. Die Jagd bildet die Hauptbeschäftigung des Volkes; kleine Beile und Lanzen sind das Geräth, dessen sie sich dabei bedienen. Mit der Jagdbeute und anderen Produkten des Waldes treiben sie heute einen lebhaften Tauschhandel mit den Bewohnern der civilisirteren Dörfer. Diese aber wissen ihren Vortheil im Verkehr mit den „Wilden" so gut wahrzunehmen, daß ihnen wohl nichts unerwünschter sein würde, als etwaige Bemühungen der holländischen Regierung für die Civilisirung der Koeboes.

Am 8. August verließ Veth Soeroelangoen; seine Sammlungen hatte er auf einer Handelsprauw nach Palembang vorausgesandt; er selber zog die weite und beschwerliche Wanderung am Ufer des Rawas und des Roepit und durch den Distrikt Moesi-Oeloe vor. Am 14. erreichte er Tebin-Tinggi am obern Moesi, wo ein heftiger Fieberanfall ihn zum Verweilen zwang. Dann ging es weiter über Boengamas nach Lahat, von wo er am 1. September mit dem fälligen Regierungsdampfer nach Palembang fuhr. Hier war van Hasselt unterdessen schon wieder eingetroffen, der über seine Vorarbeiten mit Herrn Cornelissen und seine Unterhandlungen mit dem Sultan von Djambi günstige Nachrichten brachte. So hielt sich Veth nur wenige Tage in der Hauptstadt auf, um sich von den Folgen des Fiebers einigermaßen zu erholen. Am 10. September schon trat er mit dem Gefährten an Bord des kleinen Dampfers Sunda die Reise nach dem Djambi oder Batang Hari an.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

II.

Von Ende März bis Ende Mai war Pinto gezwungen, in Belmonte zu verweilen, um auf Waaren, die ihm von Benguella aus nachgeschickt waren, zu warten, weitere Vorbereitungen zu treffen, Flinten zu repariren, Patronen zu machen und namentlich Träger zu beschaffen. Erst am 23. Mai begann er langsam aufzubrechen und sein Lager einige Stunden ostwärts von Bihé zu verlegen in der Hoffnung, daß eine bereits auf dem Marsche befindliche Karawane den Bihénos Lust erregen würde, die Reise mitzumachen. Allmälig rückte er weiter vor, überschritt am 8. Juni den Cuqueima und lagerte am 9. an dem nach Norden strömenden Cuanza; als er aber dort bis zum 14. gewartet hatte, ohne daß weitere Träger, wie ihm verheißen, sich einstellten, vernichtete er 61 Ballen Waaren, deren er sich noch am ersten entschlagen konnte, und bewerkstelligte auf einem mitgeführten Guttaperchaboote den Uebergang über den Strom; 75 Lasten hatte er unter seine Träger und Begleiter vertheilt. Er befand sich nun im Lande der Ganguellas Quimbandes, bei denen ihm der Kopfputz der Frauen am meisten auffiel. Einige arrangiren das



Baumfarne am Ufer des Onda.

Haar derart, daß es, nachdem der dazu gehörige Muschelschmuck angebracht ist, genau so aussieht, wie der Hut einer europäischen Dame. Andere kräuseln, flechten und drehen das Haar, bis es das Aussehen eines römischen Helmes erhält. Die Sitten der Leute sind denen der Bihénos ähnlich, nur daß den Quimbandes die Lebhaftigkeit fehlt, an deren Stelle die schamloseste Faulheit tritt. Sie gehen fast nackt, arbeiten nicht, machen nie eine Reise, treiben auch keinen Handel; sie sammeln nur etwas Wachs, das ihnen die Bailunbos für Kauris und Glasperlen abnehmen; das Tauschgeschäft bleibt aber in den denkbar engsten Grenzen.

Das Land östlich vom Cuanza hat ein ganz anderes Aussehen als das auf der Westseite des Flusses. Die Landschaft ist malerischer, die Scenerie nicht so einförmig, wie in Bihé. Die Flüsse und Bäche waschen tiefere Betten aus, die Unregelmäßigkeiten des Bodens machen sich mehr bemerkbar. Die Ufer der Flüsse, einerlei ob groß oder klein, sind oberhalb der Hochwassermarken mit schönen Bäumen bestanden, während in den Wäldern Gesträuch und Unterholz eine fast undurchbringliche Barrière bilden. Das Land verdient ganz besondere Beachtung. Von schiffbaren Flüssen (Cuime, Varea) begrenzt, welche sich in den in dieser Gegend gleichfalls schiffbaren Cuanza ergießen, mit herrlichem Klima und äußerst fruchtbarem Boden, auf welchem Baumwolle

und Zuckerrohr, Cerealien und Gras zum Viehfutter in gleicher Ueppigkeit und Vollkommenheit gedeihen, bewohnt von einem Volke, das leicht zu unterwerfen ist, besitzt es alle Vorbedingungen für eine rasche Entwickelung.



Luchaze-Frau vom Cutangio.



Luchaze vom Cutangio.

Auch der Onda-Fluß, welchen Pinto am 24. Juni überschritt, ist schiffbar, an den Seiten ebenso tief, wie in der Mitte, und bietet daher eine weitere natürliche Verkehrsstraße durch dieses herrliche Land. An seinen steil abfallen-



Cahu-heú-úe am Cuchibi.

den Ufern entlang wandernd, bemerkte Pinto in der Ferne eine Baumgruppe, die sich in prächtigen Linien von dem Hintergrunde abhob, und die er anfänglich für Palmen hielt; als er jedoch näher kam, sah er, daß es wunderhübsche Exemplare des Fetus arborens waren. Sechs Tage später überschritt er die Wasserscheide zwischen dem Cuanza und

Cuito, verließ das Gebiet des Atlantischen Oceans definitiv und betrat zunächst das abflußlose südafrikanische Becken, welches im Ngami-See und den Salzpfannen nordöstlich desselben seine tiefsten Stellen besitzt. Hier sitzen zunächst die Luchaze, die sehr wenig Ackerbau treiben, dafür aber viel Wachs sammeln und Antilopen jagen. Sie fertigen vielerlei Geräthe aus Eisen, das im Lande selbst gefunden wird. Ueberraschend ist, daß sie zum Feueranmachen sich des Zunders, Stahles und Steines bedienen. Die Feuersteine werden von den Quibôcos oder Quiôcos eingeführt und für Wachs eingetauscht, während sie den Stahl selbst aus Schmiedeeisen herstellen, das in rothglühendem Zustande in kaltes Wasser geworfen und dadurch gehärtet wird. Der Zunder wird aus Baumwolle angefertigt, die mit den fein zerstoßenen Kernen der Steine einer Frucht vermischt wird, welche sie Micha nennen.

Ueberrascht war Pinto, in dem Lande dieser Luchazes zahlreiche Quiôcos (Kioko) anzutreffen, deren eigentliche Sitze bekanntlich weit nördlicher zwischen 9° und 11° südl. Br. sich befinden, wo sie Pogge, Lux, Schütt, Buchner und andere kennen gelernt und uns geschildert haben. Die beständige Auswanderung derselben und die Kolonisirung des Luchaze-Gebietes durch sie sind aber unbestrittene Thatsachen. Sie sind Reisende und kühne Jäger, welche Krankheit und Mangel an Wild zur Auswanderung getrieben hat. Zuerst durchzogen sie Lobar (Lovale) und ließen sich am rechten, südlichen Ufer des Lungo-e-ungo-Flusses nieder und, da sie dort niemand belästigte, kamen bald andere nach, und gegenwärtig ist die Auswanderung im vollen Zuge; sehr viele sind sogar noch über das Luchaze-Land hinaus nach Süden gezogen und haben sich am Cubango angesiedelt.

Das Land östlich des Cuito ist bergig oder richtiger hügelig, denn die relativen Höhenunterschiede sind nicht sehr bedeutend. Die „hohe Bergkette" Cassara Caiëra (5298 Fuß) erhebt sich nur 450 Fuß über das Thal an ihrem westlichen Fuße und erreicht noch nicht die Meereshöhe von Belmonte in Bihé. Oben auf dem kahlen Gipfel dehnt sich eine beträchtliche Hochebene aus, von welcher man eine prachtvolle Rundschau nach Norden über die Wasserscheide zwischen Cuanza, Zambesi und Cubango genießt.

Auf seinem noch immer in östlicher Richtung verlaufenden Marsche erreichte nun Pinto das Stromgebiet des Zambesi und zwar zunächst in unbewohnter und deshalb wildreicher Gegend die Quelle des Cuando, den er für den Oberlauf des Tschobe hält. Dieselbe ist ein ziemlich ausgedehnter Sumpf, unweit dessen Pinto sein Lager aufschlug; mitten in dieser Arbeit traf ihn ein heftiger Fieberanfall, in Folge dessen er volle drei Stunden in Ohnmacht lag. Als er wieder zu sich kam, konnte er kaum ein Lächeln über seine seltsame Situation unterdrücken. Er fand sich nämlich buchstäblich mit Amuletten bedeckt und seine ganze Brust war mit kleinen Antilopenhörnern, sämmtlich mit den kostbarsten Zaubermitteln gefüllt, wie besäet. Um den rechten Arm hatte man ihm ein Armband von Krokodilzähnen befestigt, während zwei ungeheuere Büffelhörner an hohen Stangen im Zelte aufgehängt waren. Seine Neger waren während des Fieberanfalles in größter Sorge um ihn bemüht gewesen und hatten im vollen Vertrauen auf die Wirksamkeit der Mittel alle diese Dinge über ihm angehäuft. Eine kräftige Dosis Chinin brachte ihm, als er erst wieder zum Einnehmen derselben im Stande war, bald Besserung, welche seine Begleiter jedoch zweifelsohne allein der Zauberkraft der Amulette zugeschrieben haben.

Früh am nächsten Morgen zeichnete er dann eine rohe Skizze des Sumpfes, beobachtete seine Position und baute in der Hütte, wo er seine Beobachtungen angestellt hatte, eine kleine Erhöhung aus Thon, in welche er eine sorgfältig eingewickelte Flasche Chinin sowie ein Blatt Papier verbarg, das auf der einen Seite ein Verzeichniß der Mitglieder der Geographischen Centralkommission, den König an der Spitze, auf der andern die Resultate seiner Beobachtungen für diesen Ort sowie das Datum enthielt. Dem Cuando folgte Pinto nur kurze Zeit, um alsbald über die Wasserscheide an die Quelle seines linken Nebenflusses Cubangui hinüberzusteigen. Die Flüsse jener Gegend haben die Eigenthümlichkeit, daß sie von der Quelle an von sumpfigen Stellen eingefaßt sind, die, zum Theil 30 bis 40 Yards breit, eine große Menge Wasser enthalten und an die Hauptströme abgeben, in Folge dessen dieselben, ohne irgend welche Nebenflüsse aufzunehmen, stets wenige Meilen von ihren unbedeutenden Quellen entfernt schon schiffbar sind.

Nachdem jener oben erwähnte unbewohnte Landstrich durchzogen war, nicht ohne mancherlei Beschwerden, Entbehrungen und Erkrankungen, gelangte man zu den Ambuellas, die am Cubangui und weiter südlich am Cuando sitzen und den Luchazes nahe verwandt sind. Dem südlich fließenden, großen, vielfach gewundenen Cubangui folgte Pinto bis etwa zum 14. Grade südl. Br., indem er selbst mit einigen Begleitern in seinem Kautschukboote den Strom hinabfuhr. Er lernte dabei eine höchst merkwürdige Antilopenart, Namens Quichôbo, kennen, welche nur schlecht laufen können, sich nie von den Flußufern entfernen und im Wasser schlafen; sie vermögen ebenso gut wie die Nilpferde zu tauchen, und stürzen sich bei dem leisesten Anzeichen von Gefahr ins Wasser. Sie sind leicht zu fangen und zu tödten, und werden deshalb von den Eingeborenen mit Erfolg gejagt, die nicht allein das prachtvolle Fell verwerthen, sondern auch das allerdings ziemlich schlechte Fleisch essen.

Als Pinto bei Cahu-heú-úe am Cuchibi, dessen Abbildung (S. 344) eine gute Vorstellung von der keineswegs interessanten Scenerie jener Gegenden giebt, lagerte, lernte er durch Zufall den Stamm der Mucassequeres, wahrscheinlich den nördlichsten Zweig der Hottentoten, kennen und besuchte ein Lager derselben, welches im Ganzen fünf Männer, sieben Weiber und fünf Kinder umschloß. Einige abwärts gebogene Baumzweige, zwischen denen einige andere hindurchgeflochten waren, bildeten ihr ganzes Schutzdach. Von Kochgeräthschaften war keine Spur zu bemerken. Ihre Nahrung bestand aus Wurzeln und kleinen Fleischstücken, welche an hölzernen Stäben rösteten. Salz ist ihnen gänzlich unbekannt. Sowohl Männer als Weiber bedeckten mit kleinen Affenfellen kaum ihre Blöße, ihre Waffen sind Bogen und Pfeile. Pinto war erstaunt über ihre außerordentliche Häßlichkeit: die Augen waren klein und standen nicht in gerader Linie, die Backenknochen waren weit auseinander und hervorstehend, die Nase lag platt im Gesicht und die Nasenlöcher hatten eine unverhältnißmäßige Größe. Das Haar war kraus und wollig und wuchs an einzelnen Stellen, am dichtesten aber oben auf dem Kopfe. Einige Streifen von irgend einem Thierfell waren um Handgelenke und Knöchel geschlungen und bildeten ihren ganzen Schmuck, dienten jedoch wohl mehr als Amulette, als zur Zierde des Körpers.

Das ist, was Pinto selbst gesehen hat; später brachte er noch Einiges über sie in Erfahrung. Die Mucassequeres bewohnen mit den Ambuellas zusammen das Land zwischen dem Cubango und dem Cuando, indem letztere an den Flüssen, erstere im Walde leben. Von diesen beiden Stämmen kann man die Ambuellas Barbaren, die Mucassequeres wirkliche Wilde nennen. Beide Völker haben nur wenige Beziehungen zu einander, befehden sich andererseits aber auch nur selten. Werden die Mucassequeres vom Hunger gedrängt,

so begeben sie sich zu den Ambuellas, um von ihnen Lebensmittel gegen Elfenbein und Wachs einzutauschen. Jeder einzelne Stamm der Mucassequeres scheint unabhängig zu sein; ein gemeinsames Oberhaupt besitzen sie nicht. Dagegen bekämpfen sie sich unter einander, um die dabei gemachten Gefangenen als Sklaven an die Ambuellas zu verkaufen, welche dieselben später an die Bihé-Karawanen abgeben. Den Erdboden bearbeiten sie nie; Wurzeln, Honig und die Jagdbeute bilden ihre einzige Nahrung, und alle Stämme thun deshalb weiter nichts, als diese Gegenstände herbeizuschaffen. Selten schlafen sie dort, wo sie schon in der vorhergehenden Nacht gelagert haben. Den Pfeil, ihre einzige Waffe, gebrauchen sie so geschickt, daß ihnen selten ein Thier entgeht, welches sie aufgespürt haben. Oft fällt ihnen sogar ein Elephant zur Beute, dessen verwundbare Stellen sie genau zu treffen wissen.

In demselben Cahu-heú-úe kam Pinto's Tugend in große Gefahr; die Ambuellas kommen nämlich beim Eintreffen von Karawanen in ganzen Schaaren ins Lager, um zu singen und zu tanzen. Wenn es dann Nacht wird, entfernen sich die Männer und lassen ihre Frauen und Mädchen zurück, da bei ihnen die gastfreie Sitte herrscht, dem fremden Wanderer wenigstens auf einige Stunden weibliche Gesellschaft zu bieten. Am nächsten Morgen schleicht sich der Besuch bei Tagesanbruch fort, um gewöhnlich bald wiederzukehren und dem Gatten der letzten Nacht Geschenke zu bringen. Wie sich Pinto gegen die zwei Häuptlingstöchter, die häßliche und stolze Opudo und die anmuthige Capéu, zu wehren hatte, diese lächerliche Episode lese man an Ort und Stelle selbst nach.

Auch sonst fällt der Reisende über die Ambuellas, die ihn doch vortrefflich aufnahmen, ein hartes Urtheil: „Vergeblich bemühte ich mich in diesem Lande aus der Seele des Negers etwas anderes herauszulesen als unfläthigste Gier, sinnlichste Begierde, Feigheit in Gegenwart des Starken, Tyrannei gegenüber dem Schwachen.“ Viehzucht treibt dieser Stamm trotz seines vorzüglich dafür geeigneten Landes gar nicht, aber er ist der bedeutendste und erfolgreichste Ackerbauer, dem der überaus fruchtbare Boden eine überreichliche Ernte an Bohnen, Kürbissen, süßen Kartoffeln, Erdnüssen, Ricinus, Baumwolle und namentlich Mais gewährt.

Aus dem Berglande stieg er nun nach Osten hinab in die ausgedehnte Nhengo-Ebene, welche sich im Osten bis an den Zambesi, im Süden bis an den Zusammenfluß desselben mit dem Cuando erstreckt und nur noch 3320 Fuß (so die Karte; der Text giebt 3900 Fuß) über dem Meere liegt. Der Boden derselben ist anscheinend trocken, in Wirklichkeit aber nicht viel besser als ein Schwamm, der jedem Druck langsam aber stetig nachgiebt und das Wasser ausläßt, welches die durch jenen hervorgebrachten Vertiefungen anfüllt. Legte sich Pinto des Nachts hin, so war sein aus dürren, mit Fellen bedeckten Blättern hergestelltes Lager trocken genug; bald nachher wachte er aber regelmäßig in einem Sumpfe auf. Alle Stämme, welche auf dieser Ebene leben, gehören der Ganguella-Race an, sind aber von den Luinas oder Barôzes mit Gewalt unterworfen worden; übrigens sind sie ein elender, wenig zugänglicher Menschenschlag. Bei den Luinas dagegen, großen und kräftigen Leuten, begannen wieder gute Tage für die durch Hunger und Strapazen schwer mitgenommene Karawane. Geflügel und allerlei Vegetabilien strömten im Ueberflusse in ihr Lager, und der König des Landes sandte dem Reisenden Tabak und Salz, die dort nicht ohne seine besondere Erlaubniß verkauft werden dürfen, sowie sechs Ochsen, welche gewaltige Freude erregten. Am 24. August Vormittags $10^1/_2$ Uhr erreichten sie endlich die Ufer des Zambesi, den Pinto mit Enthusiasmus begrüßte. Eine Gruppe Nilpferde steckte in einer Entfernung von 90 Fuß die ungeheuern Schnauzen aus dem Wasser; zwei derselben mußten die Unklugheit mit dem Tode büßen. Das gleiche Schicksal hatte ein riesiges Krokodil, welches sich auf einer nahen Insel sonnte. Um Mittag wurde die Karawane auf das andere Ufer übergesetzt, mußte, ostwärts marschirend, noch einen zweiten Arm des Flusses durchwaten und über einen See setzen und erreichte um fünf Uhr Abends die große Hauptstadt des Barôze oder Königreiches Lui, Lialui, wo der König ein vollständiges Programm für den Empfang des Weißen aufgestellt hatte.

Damit schließt der erste Band des bedeutsamen Werkes; auf den zweiten, welcher der ungleich interessantere ist, hoffen wir nächstens näher eingehen zu können.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

Va.

Japan, Korea, Nordmandschurei und Amur-Gebiet.

Die Spannung der politischen Beziehungen zwischen Japan und China, welche seit Herbst 1878 in Folge der Annexion der Liukiu-Inseln durch Japan und des energischen Vordringens dieser Macht in das früher fast ausschließlich chinesische Handelsgebiet von Korea gefährlich zu werden drohte, dann aber zum Theil unter Vermittelung der europäischen Vertreter und vorzüglich des 1879 persönlich in China und Japan anwesenden Expräsidenten der Vereinigten Staaten, U. S. Grant, auf friedliche Wege geleitet wurde, hat die naturgemäße Fortentwickelung der wirthschaftlichen Beziehungen beider nicht stören können. Nach den Ausweisen der chinesischen Zollverwaltung sind 1879 in den dem Verkehr mit dem Ausland geöffneten Häfen für 3,4 Mill. Haikuan Taels (à 5 Mk. 68 Pf.) Waaren aus Japan eingeführt und aus denselben für 2,2 Mill. nach Japan ausgeführt worden, so daß Japan hinter England, Hongkong, Ostindien und Nordamerika heute die fünfte Stelle unter den mit China handeltreibenden Völkern einnimmt. In demselben Jahre verkehrten 157 japanische Schiffe mit 138,000 Tonnen in chinesischen Häfen, während in den japanischen 3 chinesische mit 2160 Tonnen verkehrten. In den chinesischen Vertragshäfen gab es 1878 9 japanische Firmen mit 81 Köpfen, während über die sonstige japanische Bevölkerung in China keine Zählung

vorliegt. Die für unsere Zwecke wichtigere Zahl der Chinesen in Japan hat die Zählung von 1877 geringer erscheinen lassen, als man nach so manchen Schilderungen über die große Bedeutung des chinesischen Elementes in der japanischen Bevölkerung erwarten durfte. Es gab nämlich diese Zählung die Zahl von 2110 Chinesen in den offenen Häfen an. Ueber die der etwa anderweit im Lande Anwesenden fehlen alle nähere Angaben. Es scheint diese Zahl, wenn wir auch annehmen, daß sie etwas zu klein sei — es gehört zu den Eigenheiten der Chinesen im Ausland sich den Zählungen zu entziehen —, als nicht sehr bedeutend, aber es ist eine wachsende Zahl. Die Chinesen sind als Handelsleute in Japan seit der Oeffnung des Landes für den fremden Handel auf allen Punkten nur vorgeschritten und eine rasch zunehmende Masse kleiner Leute, hauptsächlich Trödler und Tagarbeiter, hat sich an die Fersen der einflußreichen Großhändler geheftet. Eine große Anzahl armer Auswanderer aus den Nordprovinzen suchte in der Hungerzeit von 1878 und 1879 in Yokohama und anderen japanischen Hafenplätzen Schutz vor der Hungersnoth. Starkes Zeugniß für den reger werdenden Verkehr der beiden Länder legt auch die Thatsache ab, daß seit 1877 die Chinese Merchants Steamship Cy. einen Dampfer zwischen Schanghai und den japanischen Häfen laufen läßt in Konkurrenz mit der japanischen Regierungslinie der Mitschu-Bischi-Gesellschaft; ebenso die andere charakteristische Thatsache, daß der japanische General-Postmeister in demselben Jahre eine Anzahl von Postanstalten an chinesischen Hafenplätzen errichtete, „um den Verkehr der Bevölkerungen von Japan und China zu erleichtern und zugleich um den in China wohnenden Fremden die Vortheile einer organisirten Post zu verschaffen, bis die Regierung von China die Einrichtung einer solchen selbst in die Hand genommen haben wird.“ Das stolze Gefühl der Japaner, die ostasiatische Kulturmacht zu sein, welche selbst das große, aber alte und langsame China mit sich fortreißen muß, ein Gefühl, das wesentlich zur Verfeindung der beiden so sehr aufeinander angewiesenen Mächte beigetragen hat, könnte sich wohl nicht leicht in irgend einer amtlichen Kundgebung naiver aussprechen. Auch in Korea, das man sonst in China zu den Tributärstaaten zu zählen liebte (s. u.), haben die Japanesen seit December 1876 ein Postamt (in Fusan) errichtet, dessen Vorstand der japanische Konsular-Agent ist. Daß sie dabei die Chinesen doch keineswegs unterschätzen, beweist die Berufung eines eigenen Professors für chinesische Sprache, des gelehrten Tscho-ji-ho aus Peking, auf einen neugegründeten Lehrstuhl in Tokio. Mit derselben Thatkraft haben die Japaner die das Konsularwesen betreffende Klausel des Vertrages von 1873 ausgenutzt und in allen wichtigeren offenen Häfen des Nachbarreiches ihre Konsuln angestellt. Die japanischen Kaufleute sind freilich diesen Schritten nicht eben so rasch gefolgt und ist noch heute, wie wir gesehen, die Zahl japanischer Häuser in China unbedeutend. Dagegen ist der Handel der chinesischen Häuser in Japan in beständigem Wachsen. In Hiogo ist seit 1877 der ganze Raum der früheren niederländischen Faktorei von chinesischen Händlern eingenommen und hat sich hier nicht bloß eine bedeutende Reisausfuhr nach China während der Hungersnoth entwickelt, sondern auch eine erhebliche Ausfuhr von Weizen, diesem erst seit Kurzem in japanischen Ausfuhrlisten vorkommenden Artikel, nach südchinesischen Häfen. 1878 wurden von hier 165000 Pikuls Reis nach China versandt. Nagasaki, welches noch von der Zeit her, wo es der einzige offene Hafen für Chinesen in Japan war, eine starke chinesische Kolonie besitzt, führt nach China hauptsächlich Kampher und Wachs aus, in neuerer Zeit auch Thee (nach Nordchina). In Yokohama ist die Bedeutung der Chinesen als selbständiger Kaufleute weniger groß, aber sie nehmen hier als Makler (Compradores) eine so hervorragende und nicht immer nützliche Stellung ein, daß 1878 eine große Zahl japanischer Kaufleute sich verpflichtete, keinen von denselben mehr zu beschäftigen. Natürlich war die Maßregel nicht durchzuführen. Diese Kolonie soll die reichste sein. Die Ankunft der chinesischen Gesandtschaft in Yokohama, an deren Spitze die Excellenzen Ho und Tschang standen, im December 1877, gab den Chinesen von Yokohama Gelegenheit, sich bei einem Feste, das sie jenen in ihrem Tempel gab, in ihrem ganzen Reichthum zu zeigen.

Doch ist offenbar nur ein kleiner Theil der chinesischen Gesellschaft in Japan auf solcher Höhe; es fehlt im Gegentheil hier ebensowenig wie in Singapur oder San Francisco trotz der geringern Gesammtzahl an einer verhältnißmäßig großen Zahl dunkler Existenzen, auf welche der viel zahmere, mildere Japaner mit selbstgefälligem Entsetzen schaut. Piraten, Hasardspieler und Buhlerinnen setzen für den gutgesinnten Japaner einen erklecklichen Theil der Chinesen zusammen, die an seine Küsten kommen. Thatsächlich macht in Japan wie anderwärts diese halb niedrige halb verwegene Gesellschaft der Polizei viel zu schaffen. Letztere hat ein aufmerksames Auge auf die Spielhöllen, welche das japanische Gesetz nicht duldet. In der Regel sind sie chinesisch. Bei den Japanesen gilt es als sicher, daß die Chinesen ihr in Südchina in so hoher Blüthe stehendes Gewerbe der Menschenfängerei auch auf Japanesen ausdehnen, und in Kobe mußte vor einigen Jahren mühsam ein Ausbruch der Volkswuth gegen wirkliche oder angebliche chinesische Menschenfänger unterdrückt werden. In Yokohama drohte ganz wie in San Francisco das enge schmutzige Chinesenviertel ein Schmutzfleck im Gesicht der Stadt und ein Herd ansteckender Krankheiten zu werden. Dasselbe ist 1877 mit großen Kosten Seitens der japanischen Behörden in denjenigen sanitären Zustand versetzt worden, welcher möglich war ohne sie zu zerstören und neu aufzubauen. Alles Gründe für den Japaner, sich als den „höhern Menschen“ gegenüber seinem chinesischen Nachbar zu fühlen.

Die politischen Beziehungen zwischen Japan und China sind, wie oben angedeutet, seit mehreren Jahren nicht befriedigend gewesen, und wird es wohl auch lange dauern, bis dieselben sich wieder bis zu jenem Grade erwärmen, welchen 1873 der in die Oeffentlichkeit gelangte Entwurf eines Freundschafts- und Handelsvertrages erkennen ließ. Aus ihm sprach entschieden etwas wie ein Gefühl ostasiatischer Solidarität. Damals schienen beide den an und zwischen sie sich drängenden westlichen Großmächten gegenüber eine wechselseitige Stütze in einem festen Zusammenschluß suchen zu wollen. Darauf wurde auch die Thatsache gedeutet, daß bei der ersten und dementsprechend besonders bedeutungsvollen Audienz, welche 1873 die fremden Vertreter zu Peking der chinesischen Regierung abrangen, der japanische Gesandte den Vortritt erhielt. Aber schon 1874 brachte die formosanische Angelegenheit eine starke Trübung in diese Beziehungen und scheint bei China einen Verdacht gegen japanische Herrschgelüste wachgerufen zu haben, welcher noch immer nicht ganz beseitigt sein dürfte. Indessen hat Japan sich inmitten der kriegerischen Atmosphäre, welche die chinesisch-russischen Verwickelungen seit Ende 1879 über Ostasien ausbreiteten, einer klugen Zurückhaltung befleißigt, welche zu ausgeprägt war, um nicht aufzufallen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß von keiner Seite der Verdacht ausgesprochen ward, es werde sich der aufstrebende Inselstaat die Verlegenheiten Chinas zu Nutzen machen wollen, und der Freund ruhiger Einbürgerung der Kultur in den ost-

asiatischen Ländern kann nur wünschen, daß aus dieser Haltung neues Vertrauen zwischen jenen beiden so sehr auf einander angewiesenen Großmächten erwachse. In Japan herrscht aber ein gefährlicher Stolz auf die größere Gewandtheit und Raschheit in der Aneignung der westlichen Kultur, ein Gefühl von Ueberlegenheit besonders auch in militärischer Beziehung, welche zu irgend einer Zeit dem Frieden verderblich werden könnten, wenn nicht die Erwägung der gewaltigen Hülfsquellen Chinas noch zu guter Zeit abkühlend dazwischen tritt. China geht sehr langsam vor, es ist wahr, aber es erspart sich damit große Verluste an moralischem Ansehen der Regierung beim eigenen Volk und an Geld. Jedenfalls hat sich Japan bereits in ausgiebigerm Maße als China mit der bedenklichen Kulturerrungenschaft des aufs Aeußerste angespannten Kredits eingelassen und laborirt schon heute an einer Entwerthung der Valuta, welche dereinst seinen siegreichen Fortschritten auf der Bahn der modernsten Kultur einen schwereren Hemmschuh anlegen dürfte, als sogar China im Konservativismus seiner herrschenden Klassen besitzt. Auch sind ruhig urtheilende Beobachter dieser beiden merkwürdigen Völker keineswegs tief überzeugt von der Dauer des Vorsprunges, welchen die Japaner heute zweifellos vor den Chinesen haben; die größere Langsamkeit, Derbheit, Nachhaltigkeit der Chinesen, welche freilich einstweilen mit viel Rohheit und Grausamkeit verknüpft ist, macht auf sie einen zuverlässigern Eindruck, als die flackernde Hast, mit welcher Japan vorwärts strebt. Man hat von ärztlicher Seite (vergl. A. Wernich, Geographisch-medicinische Studien 1878) sogar die Konstitution der letzteren als minder resistent und als unfähig bezeichnet, die Aufgabe dieses raschen Wechsels aller Lebensverhältnisse lange zu ertragen. Auch ist das unzweifelhafte Handelstalent der Chinesen wohl zu beherzigen, welches unter anderen das deutsche Handelsarchiv (1879, I) in einem Bericht über den auswärtigen Handel Japans sehr richtig betont: „In China besitzt Japan einen gefährlichen Konkurrenten, der, wenn er größere Regsamkeit entwickelt, durch die kaufmännische Geschicklichkeit und gediegene Intelligenz seiner Bewohner seine ungemein großen natürlichen Hülfsquellen zur Entwickelung bringen wird."

Die Liukiu-Inseln sind seit 1879 als Theil des japanischen Reiches zu betrachten, und hat sich dieses damit einen nicht unerheblichen Zuwachs an Bevölkerung verschafft, welche theilweise echt chinesisch ist. Außerdem sind diese Inseln durch ihre Lage, welche den Eingang in das Gelbe Meer beherrscht, von großer strategischer Wichtigkeit und würden vorkommenden Falls auch eine Wiederholung der 1874 versuchten Besetzung Formosas von Seite Japans bedeutend erleichtern. Die unbegreifliche Doppelstellung dieser Inseln mußte endlich einmal nach einer oder der andern Seite klargemacht werden. Die meisten Geographen haben die Liukiu-Inseln zu Japan gestellt, wiewohl nicht ohne Zweifel zu hegen an der vollständigen Zugehörigkeit dieser zu jenem. Dieser Zweifel ist bis heute noch nicht ganz gehoben. Schon Engelbert Kämpfer, dem man die ersten ausführlichen Nachrichten über Land und Leute dieses Archipels verdankt, berichtet, daß die Liukiu-Insulaner sowohl an China wie an Japan Tribut zahlten, und daß sie auf der einen Seite den Kaiser in Peking nicht als ihr Oberhaupt anerkennen wollten, während sie auf der andern den Japanesen als Freund erschienen und in handelspolitischer Beziehung von diesen den Chinesen gleichgestellt wurden. Doch hatte der japanische Fürst von Satsuma wenige Jahre, ehe Kämpfer sein Werk schrieb (nach v. Siebold schon im Jahre 1609), die Inseln unter seine Botmäßigkeit gebracht. Dieses Problem ostasiatischen Staatsrechtes wurde von praktischer Bedeutung, als die Westvölker sich Anfangs der 50er Jahre Japan zu nähern versuchten. Der nordamerikanische Admiral Perry, welcher sie 1854 mehrmals besuchte und am 11. Juli dieses Jahres einen Vertrag mit dem „Prince Regent of Loochoo" abschloß, in welchem weder der chinesischen noch der japanischen Oberherrschaft gedacht ward, schrieb an seine Regierung die bezeichnenden Worte, die Liukiu-Inseln könnten als „ein in gewissem Sinn unabhängiger Staat bezeichnet werden, der nur in geringem Grade eine Abhängigkeit von Japan oder China anerkenne, aber eher noch von dem letztern als dem erstern" (Documents U. S. Senate. XXXIII Congreß, Nr. 34, wo in den Depeschen Perry's noch einige andere interessante Definitionen der staatsrechtlichen Stellung der Liukiu-Inseln sich finden, in welchen die Abhängigkeit von Japan mehrmals klar ausgesprochen wird). Die seitdem häufiger gewordenen Besuche dieser Inseln haben immer mehr erkennen lassen, daß höchst wahrscheinlich das Gros der Bevölkerung japanisch ist, während die höheren Stände vorwiegend aus Chinesen bestehen, deren Vorfahren theilweise wohl schon reich und gebildet im 17. Jahrhundert als Flüchtlinge vor der Mandschu-Invasion hier (wie auf Formosa) einwanderten und daher sehr bald einen gewissen Einfluß auf die Geschicke der Insel gewannen. Durch sie wurde das Chinesische zur Sprache der besseren Klassen und sie auch waren es wohl, welche Verbindungen mit China und der chinesischen Regierung unterhielten, aus welchen mit der Zeit eine Art Abhängigkeitsverhältniß der Inseln gegenüber China gefolgert wurde. Nach Friedrich Müller gehört der Liukiu-Dialekt ursprünglich der japanischen Sprache an, ist aber stark mit chinesischen Wörtern versetzt, und nicht unzutreffend war daher die Erklärung des Bischofs von Hongkong gegenüber Perry, daß „die Liukiu-Inseln von Japan aus bevölkert worden seien, daß sie aber China ihre Halbkultur und Literatur verdanken."

Nachdem allem Anschein nach die schwierige Frage lange Zeit von beiden Seiten her in der Schwebe gelassen worden, begann Japan Ende 1878 sehr entschiedene Schritte zu thun, um dieselbe in seinem Sinne endlich zu lösen. Wir wissen nicht, worin sie zunächst bestanden, doch ist es gewiß, daß schon im Januar 1879 die Insulaner in Aufregung geriethen und daß „die Edeln und Beamten", also wohl die chinesische Partei, sich in Versammlungen über die Haltung besprach, welche man Japan gegenüber einnehmen solle. Nachdem die japanischen Blätter schon vorher den Plan ihrer Regierung dahin näher bezeichnet hatten, daß die Abschaffung des Königthums, der Eintritt der Herrscherfamilie in die Reihe des hohen japanischen Adels und die Zusammenfassung der Inseln zu einer japanischen Provinz in Aussicht genommen sei, begab sich am 25. März der erste Sekretär des japanischen Inland-Amtes mit einem Truppenkörper nach Napa, um diese Umwandelung vorzunehmen, und am 10. April folgte ihm ein anderer, der als Vorstand des neuen (36.) Bezirkes oder Ken seinen Sitz in Napa auf der Hauptinsel der Gruppe nahm. Gleichzeitig wurde japanische Polizeimannschaft, sogar Kupfer- und Papiergeld (!) dahin gesandt, während nach den Miakosima-Inseln einige Beamte des Bergamtes gingen, um die dort von Japanesen neu aufgeschlossenen Bergwerke näher kennen zu lernen. Der „König der Liukiu-Inseln" aber kam Ende April 1879 in Tokio an, um dort gleich den übrigen mediatisirten Provinzialfürsten unter den Augen der Regierung ein müssiges Leben zu führen.

Was China anbetrifft, so empfand es dieses rasche Vorgehen Japans, welches es glauben mochte durch die sehr friedfertige Beseitigung der formosanischen Schwierig-

keit beruhigt zu haben, als eine starke Kränkung. Längere Zeit war, wie wir schon erwähnten, der chinesische Gesandte von Tokio abwesend, während der japanische von Peking nach Schanghai gegangen war, um dort den Befehl zur Abreise abzuwarten. Es kam glücklicherweise nicht zum Aeußersten, was, wie erwähnt, vorzüglich der Intervention des 1879 in China und Japan reisenden Expräsidenten der Vereinigten Staaten, U. S. Grant, zu danken sein soll. Indessen haben sich die Japaner ruhig auf den Liukiu-Inseln eingerichtet, und China scheint dies einstige Kolonialgebiet endgültig verloren geben zu müssen.

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

III.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht in Vegetabilien, Brodfrüchten, Bananen, Kokosnußkern mit Yams vermischt, und Taro (die Wurzel des arum esculentum) verstehen sie wie andere Früchte u. dergl. mit einem gewissen Geschick zuzubereiten. Die Frucht des Brodfruchtbaumes wird geschält, dann geröstet oder gekocht, in Scheiben geschnitten und schmeckt ähnlich frischem Weizenbrot. Eine größere Anzahl von Früchten wird schon vor der völligen Reife abgenommen, ihrer Hülle entledigt und in eine mit Steinen ausgepflasterte Grube gelegt, um nun durch übergedeckte mit Steinen beschwerte Blätterlagen in Gährung gebracht zu werden. Aus diesem Vorrath wird während der magern Zeit je nach Bedarf eine Handvoll genommen, zwischen zwei Blätter gelegt und zwischen zwei Steinen gebacken. Ein aus Yams und Kokosnußkern hergestellter Kuchen wird wie folgt zubereitet. Zuerst wird der in Blätter gehüllte Brei etwas geröstet, dann die eine Seite gereinigt, auf eine hölzerne Platte gelegt, nun die Blätter der andern Seite entfernt und die Platte von einem Manne zwischen die Knie genommen, um den Teig mittels eines ungefähr 2 Fuß langen Stößels in eine gallertartige Masse zu verwandeln. Eine andere Schale enthält Kokosnußmilch. Die Theilnehmer der Mahlzeit lagern oder hocken inzwischen nieder, jeder ergreift ein großes Stück des Teiges, taucht es in die Milch und verzehrt es mit Wohlbehagen. Die gewöhnlichste Methode die Speisen zu rösten ist folgende. An der Flamme werden Steine heiß gemacht, auf diese die zu bereitende Nahrung gelegt, und diese dann mit anderen heißen Platten bedeckt. Von Thieren werden Schweine, Hühner, Ratten, Schildkröten, Fische, Krabben, Schalthiere und Muscheln, hier und da auch als besondere Delikatesse die Larve eines Borkkäfers gegessen.

Die Art und Weise der Feuergewinnung ist die unter den Papuanen vielfach geübte. Von einem Stück weichen trockenen Holzes, das zwischen den Beinen festgehalten wird, schabt man mittels eines harten zugespitzten Stabes etwas Reibspahn, reibt dann kräftiger, bis der Zunder zu glimmen beginnt, und nährt die Flamme mit trockenem Gras ꝛc. Die ganze Procedur nimmt etwa 2 bis 3 Minuten in Anspruch.

Als gewöhnliches Getränk dient der Saft der Kokosnuß. Der Eingeborene findet stets mit erstaunlicher Sicherheit die geeigneten Nüsse, klettert am Stamm empor, bricht die Nuß, löst die grüne Hülle mit den Zähnen, öffnet den Kern, ihn hoch über dem Kopfe haltend, und trinkt oder gießt vielmehr die Milch in seinen Mund. Ein Berühren der Nuß mit dem Munde gilt als unanständig. Auf Guadalcanar, Neu-Georgien und anderen wird auch eine Art Palmenwein fabricirt, indem man der unentfalteten Blüthe durch Einschnitte den Saft abzapft. Frisch abgezogen ist er kühlend, labend und heilsam, nach kurzer Zeit gährt er und wirkt berauschend. Der Gebrauch des Kawa-Trinkens (aus piper metysticum) ist von den Salomos wenig bekannt, auf Uji und Bauro wurden jedoch bei größeren Festen Kawa-Bowlen bereit gesetzt, die reich mit Perlmutter eingelegt waren. Betel wird allenthalben viel gekaut, auch wo der Tabak durch die Weißen bekannt geworden ist.

Die Anthropophagie steht auf den Salomos noch in schönster Blüthe, allgemein üblich ist es, die Kriegsgefangenen zu verzehren. Auf Ysabel wird ein im Kampfe getödteter Feind unter Jubelgeheul auf den Versammlungsplatz getragen. Alt und Jung giebt sich die ganze Nacht der Freude hin. Ist der Körper hergerichtet, öffnet man zuerst den Schädel, die Häuptlinge, die nach des Volkes Meinung den besten Geschmack haben, tauchen Bananen in das Hirn und verzehren es roh. Nun kommen die Schenkel dran, dann die Hände und zuletzt die Lenden. Bei jedem Gliede, was fällt, wird von den Häuptlingen eine eintönige religiöse Strophe gesungen. Die Geschlechtstheile, sowie das Herz, werden in Bananenblätter gewickelt, gebraten, und dem obersten Häuptling als köstlichste Gabe gebracht. Dem Volke, das rings umher im Kreise lagert, wird nun der Rest zugewiesen, der mit wilder Gier verschlungen wird. Als Kapitän Cheyne 1844 auf der Insel Simbo (Eddystone) war, brachten die Bewohner eines Tages von einem Streifzuge 93 noch blutende Köpfe von Männern, Weibern und Kindern heim, die vor dem Kriegs-Kanoehaus aufgehängt wurden, während die Körper theilweise verspeist waren. 1872 fand Kapitän Simpson, I. M. S. „Blanche", auf Ysabel in einem Dorfe am Hause eines Häuptlings 25 Köpfe von Feinden angenagelt, die vor drei Wochen hinterrücks getödtet und verspeist worden waren. Kapitän Edwin Redlich vom Schooner „Franz" ankerte 1873 in der Makira-Bai der Insel San Christoval und ging mit einem dort wohnenden Engländer, Perry, ans Land. „Beim Verlassen der Bai begegneten wir verschiedenen großen Kanoes, und an eines derselben heranrudernd fanden wir, daß in demselben ein gekochter oder zugerichteter Leichnam lag. Perry erklärte die Sache als etwas Alltägliches und bemerkte, er habe mindestens zwanzig Körper in diesem Zustande gleichzeitig am Strande gesehen, welche der Verspeisung harrten. An Bord des Kriegskanoes waren zwei Gefangene, ein Knabe und ein Mädchen von etwa 14 Jahren. In der Absicht ihr Leben zu retten erbot ich mich sie zu kaufen; doch konnte ich bieten, was ich wollte, die Eingeborenen gingen nicht darauf ein. Wir hörten später, daß die Schwarzen nach Makiro gingen,

die Hälfte des Körpers dort verkauften und das übrige einem andern Stamm; auch ihre beiden Gefangenen verkauften sie. Wir kamen bald nachher an zwei Häuser, in denen eine große Zahl Schädel von Leuten aufbewahrt wurden, die sie gefressen hatten." (Ocean Highways, December 1873.) Beispiele dieser bestialischen Gewohnheit aus jüngster Zeit sind bereits erwähnt.

Von Kleidung ist fast keine Rede, wie ja bei allen Naturvölkern in warmen Ländern mehr der Wunsch sich zu schmücken empfunden wird, als das Bedürfniß sich zu bekleiden. Das männliche Geschlecht trägt fast überall einen Gürtel um den Leib, den sogenannten „lavalava". Häufig ist dieser sehr sauber aus Bast geflochten oder mit aus kleinen Muscheln geschliffenen Ringen besetzt. Von der Mitte hängen hier und da Blätter oder Zeugstückchen herab, die Scham zu bedecken. Zuweilen muß ein schmales geflochtenes Bastband denselben Dienst leisten. Während man auf den Hebriden und anderen Orten den Penis in eine Hülle von Bast, Muscheln und dergleichen steckt, bedeckt man auf den Salomos nur die Eichel durch ein langes, röhrenförmig gedrehtes, herabhängendes Blatt; auf Buka und einigen der nördlichen Inseln wird dagegen die Vorhaut mit einigen Faden zusammengebunden. Häufig ist das Glied tatuirt. Durch dieses Bedecken soll dieser Theil profanen Blicken entzogen werden; er ist gewissermaßen „tabu". Die Mädchen laufen bis zum zehnten Jahre, hier und da noch länger, nackt umher, tragen dann einen an einer Schnur befestigten Blätterbüschel vor der Scham und nach ihrer Verheirathung einen fast bis zu den Knien reichenden Schurz. Auf Sikiyana jedoch sind Kalikohosen, Hemden ohne Aermel allgemein Gebrauch, wie auch hier ein Webstuhl verwandt wird, der den Eingeborenen von Walfängern gebracht ist. (Solche eigener Erfindung, wie z. B. auf Ponape, kennt man von den Salomos nicht.)

Das Haar wird auf einigen Inseln kurz geschoren, auf anderen in Zöpfe geflochten, die mit Gummi zusammengeklebt, und oft roth, schwarz, gelb oder weiß gefärbt werden, stets aber mit Federn, Blumen, Muscheln, aus Bambus gearbeitete, durch geschmackvolle Flechtmuster verzierte Kämme geschmückt sind. Weiße Papageienfedern, die ganz oben auf dem Scheitel stehen, sind sehr geschätzt, sie sind ein Ehrenzeichen. Je mehr Leute der Eingeborene getödtet hat, desto mehr Federn darf er tragen. Auf Malayta wird dicht am Ohr ein Büschel rothgefärbter Baststreifen befestigt. Das Körperhaar wird überall sorgfältig ausgerissen; zur Verschönerung werden Gesicht und Körper, besonders bei kriegerischen Unternehmungen, mit weißen, rothen und schwarzen Streifen bemalt. Auf Ysabel ziehen die Männer einen weißen Strich von den Augenbrauen zur Schläfe, die Weiber außerdem noch über Backen und Brust. Nebenher wird der ganze Körper noch mit Kokosöl gesalbt. Die Zähne sind durch häufiges Betelkauen vorwiegend schwarz gefärbt, was einen keineswegs vortheilhaften Eindruck macht. Tatuirung, und zwar die sogenannte Narbentatuirung, ist nur auf Bougainville, Ysabel und den südlichen Inseln beobachtet worden, beim Manne auf der linken Brust, an den Armen, vor der Stirn, oder auch vom Rücken über die Schultern bis zur Brust. Auf San Christoval und Malayta soll keinerlei Tatuirung vorkommen. Auf Sikiyana werden die Oberarme vom Ellenbogen bis zur Achsel sowie die Beine allgemein tatuirt und zwar ganz wie in Polynesien üblich; das Gesicht verzieren die Frauen durch Querschnitte. Während der Mann das Zeichen vorn trägt, das ihm eine gewisse göttliche Weihe verleiht, hat das Weib diesen Schmuck auf dem Rücken, weil dieser besonders geheiligt sein muß, da sie die Sachen der Männer, die ja höher, heiliger, als sie sind, auf ihm trägt. Der sonstige Schmuck, mit dem der Eingeborene sich ziert, ist bis in die geringsten Kleinigkeiten außergewöhnlich schön gearbeitet. Auf keiner der übrigen Inseln des südlichen Stillen Oceans findet sich eine so geschmackvolle Farben- und Musterzusammenstellung, wie gerade auf den Salomo, die Muschelarbeiten, Flechtereien sind theilweise bewunderungswürdig und machen so zu sagen durch ihre Technik die Heimath jeden Stückes leicht erkennbar. Die Nase ist fast stets durchbohrt, oft so, daß der Nasenknorpel bis zur Oberlippe ausgedehnt ist. Spitze Muschelstückchen, Krebsscheeren, hübsch polirte Ornamente, Ringe von Schildpatt und Perlmutter &c. zieren dieselbe; oft benutzt man die Oeffnung auch zum Aufbewahren des in ein Blatt gerollten Tabaks. Ein namentlich auf Simbo, Ulaua, Choiseul und Guadalcanar beliebter Schmuck sind geflochtene Stirnbänder mit daran befestigten großen weißen Muscheln, oder auch solche von Zähnen von Meerschweinen und Hunden. Als Zierde und gewissermaßen als Schutz dient eine runde durch ein Band an der Stirn befestigte Rosette von gelben und rothen Kakadu- und Papageienfedern sauber geflochten und häufig noch mit Muscheln geschmückt. Oft besteht dieselbe auch aus einem dünnen geschliffenen Stück der Tridacna gigas, auf dem ein durchbrochen gearbeitetes Stück Schildpatt angebracht ist. Muster, Formen und Material dieses eigenartigen Schmuckes sind sehr zahlreich, alles jedoch mit großer Sorgfalt hergestellt. Hier und da bedeckt der Krieger den Kopf noch mit einem mächtigen Federbusch, oder mit einer Art Kamm aus getrocknetem rothgefärbten Gras hergestellt. Von den Ohrzierrathen ist der bemerkenswertheste, ein rundes Stück harten Holzes, im Ohrläppchen angebracht. Um allmälig zu diesem orginellen Schmuck zu kommen, wird ein Schlitz in das Läppchen gemacht, einige Stückchen Holz, Muscheln &c. daran gehängt, bis sich die Oeffnung so erweitert, um ein Holzstückchen von $3\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ Zoll Dicke aufzunehmen. Auf Malayta wird hier und da ein Eberzahn durch das Läppchen gezogen, und in Makira sah Rietmann bei einer Frau einen jungen fliegenden Hund, dessen einer Fuß an das Ohrläppchen der Schönen gefesselt war. Auf Sikiyana sind weder Nasen- noch Ohrenornamente im Gebrauch.

Auch die Halsketten weisen zahlreiche Muster auf; geschätzt sind solche von Menschenzähnen, ebenso von den Schneidezähnen der Hunde; vom Vater vererben sie sich auf den Sohn. Andere sind von Eberzähnen mit Schildpattschnitzereien abwechselnd, oder von schönen schwarzen und weißen Muschelringen, gelegentlich durch schwarze Samenkörner oder rothe und weiße Muscheln unterbrochen. Dann werden Ketten sehr geschätzt, die aus circa 20 bis 25 Stück verschiedenfarbiger Muscheln, untermischt mit Menschenzähnen, bestehen, ferner kleine Muschelringe mit Bambusfasern durchflochten, oder kleine auf einer Kokosfaserschnur in bestimmten Entfernungen angebrachte Mitramuscheln. Auf Florida (Anudha) stehen die aus rothen, weißen und schwarzen Muscheln bestehenden Schnüre so im Werthe, daß man für eine solche von 10 Yards Länge ein Weib erhält. Halsbänder von 44 Zoll Länge, die circa 800 Delphinzähne enthalten, sind ebenfalls gesucht, auch solche von circa 15 Zoll Länge, $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite aus Bast geflochten, auf denen in 6 bis 7 Reihen circa 650 Delphinzähne befestigt sind. Die Arme sind ebenfalls entsprechend geschmückt. Als sehr kostbar gelten $\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Zoll dicke Armringe aus Tridacna sorgfältig geschliffen und polirt, die unter andern auf Neu-Georgien schon häufig Veranlassung zu Kriegszügen boten. Fast überall werden sie nur am linken Oberarm getragen; hier jedoch an beiden Armen. Stets sind sie ein Zeichen, daß der Inhaber zu den Vornehmsten und Tapfersten des

Stammes gehört. Auch elegant geflochtene Armbänder aus Kokosfasern, auf denen kleine runde Scheibchen von Kokosnußschalen, Muscheln, Knochen ꝛc. in zierlichen Mustern angebracht sind, stehen hoch im Werthe. Rietmann erhielt in Makira mit Mühe für zwei Stücke Tabak eine derartige Zierde. Auch die Knie sind mit einem Geflecht aus Gras, an dem rothe, schwarze und weiße Muscheln befestigt sind, umgeben. Beim Tanze werden Bänder umgelegt, die Nußschalen tragen, deren Klappern ein seltsames Geräusch verursacht. Das beim Anfertigen aller dieser Arm-, Hals-, Nasen-, Ohr-, Kniezierrathen sowie der Leibgürtel verwandte Material, die zahlreichen Muschelarten, unter anderen helix tricolor, bulinus, mitra, dann Samenkörner, Bambus, Holz, Vogelknochen, Eberfangzähne, Haifischzähne, solche von Meerschweinen, Menschen und Hunden, Kokosfasern, Bananen- und Pandanusblätter, Gräser, Federn von Kakadus und Papageien, Alles wird mit außerordentlichem Geschmack und mit sehr primitiven Werkzeugen, Steinmessern, Glasscherben, Nußschalen und dergleichen, gearbeitet.

Die Waffen sind vorzüglich. Außer Speeren und Keulen werden Bogen und Pfeile benutzt; auf der Insel Hammond der Lord-Howe-Gruppe (5° 18′ südl. Br., 159° 17′ östl. L.), speciell bei den Bewohnern des Dorfes Lininiuwa, wurde von mehreren neuerdings dort gewesenen Kapitänen als einzige Waffe eine Schleuder bemerkt, ähnlich derjenigen der Eingeborenen Neu-Britanniens. Eine bemerkenswerthe Thatsache, da der Gebrauch der Schleuder bisher nur von Neu-Britannien, Mortlock, Nuk und Niue bekannt war. Ueber die außerordentliche Güte dieser Waffen äußert sich Schmeltz im Katalog des Museum Godeffroy [1]) S. XXVI u. A.:

„Die von hier vorliegenden Waffen sind das Beste, was uns in dieser Beziehung aus dem Stillen Ocean bekannt geworden.“ Er hebt dann die Sauberkeit und Vollkommenheit von Bogen und Pfeil, Keule und Speer hervor und sagt von dem Schnitzwerk der Spitzen, daß dieselben einen Formenreichthum zeigen, „wie man ihn nicht zum zweiten Male aus dem Stillen Ocean kennt.“ — Die circa zwei Meter langen Bogen aus elastischem, rothbraunem, oft polirtem Holze, meistens Palmholz, gearbeitet, haben an der innern Seite häufig abgerundete Kanten, während die obere, äußere, flach und an den Enden zuweilen durch Schnitzerei verziert ist. Die Sehne besteht aus Faserschnüren, die mit einem Harz überzogen sind und in der Mitte mit Bast, der Schonung halber, bewickelt werden. An dem einen Ende ist durch Umwickelung eine Erhöhung geschaffen, die den Bogen beim Spannen vor dem Herausgleiten zwischen den Zehen schützt.

Die Pfeile bestehen aus Rohr und einer harten Holzspitze, die entweder einfach nach vorn zugespitzt ist oder an ihrem Ende mit flachen oder runden Widerhaken aus Holz, Knochen und Zähnen in verschiedener Art und Weise besetzt ist. Der Schaft ist meistens durch Schraffirung verziert, die in ihrem Ansatz von jedem Knoten des Rohres ausgeht. Die Verbindungsstelle des Schaftes mit der eingesetzten Spitze ist mit Bast umwunden, der äußerste Endpunkt häufig gelb bewickelt; es soll dies ein Zeichen der Vergiftung der Spitze sein. Ebenso geschieht das unterhalb der Widerhaken. Eine Verzierung durch gelb und schwarz gemustertes feines Bastgeflecht oder Schnitzerei wird ebenfalls häufig angewandt. Die Art der Vergiftung ist vermuthlich ähnlich wie auf den Neu-Hebriden, durch den Saft einer Euphorbie oder durch Leichengift (Näheres vergl. die ethn. anthr. Abthlg. d. Mus. God. S. 465). Eine Befiederung findet nicht statt, nur auf Ugi und Biu (bei San Christoval) benutzt man Pfeile, die am untern Schaft Palmblattstreifen tragen; eine Kerbe am Ende zur Aufnahme der Sehne fehlt. Um Vögel lebend zu erhalten, bedient man sich auf Malayta kleiner Pfeile, an deren Spitze eine Muschel durch Bast befestigt ist.

Die Speere aus dunkelbraunem, polirtem Holz (Casuarinen oder Palmen) tragen zuweilen am Ende Widerhaken aus Knochen, Pflanzen-Dornen ꝛc. und sind mehrfach durch Bastbewickelung, Schnitzerei, hier und da auch mit in Mastix eingedrückten Stückchen Perlmutter geziert. Bei mehreren im Museum Godeffroy befindlichen Exemplaren ist unterhalb der 40 bis 80 cm langen Spitze ein geschnitztes Götzenbild angebracht. Die Widerhaken, unten am längsten, sind durch Bast und Mastix befestigt, die Spitzen häufig vergiftet.

Die Keulen sind ebenfalls sehr schön und sauber gearbeitet, mehrfach sichelförmig geschnitzt mit scharfen Kanten, und am Griff durch allerlei Verzierungen, Schnitzereien, und andere hockende Götzen, prächtige Flechtereien aus farbigem Bast in äußerst geschmackvollen Mustern, geschmückt. Das Blatt der flachen geraden Keulen ist stets glatt polirt, an den beiden Seiten geschärft, der Stiel beflochten. Andere Keulen ähneln im Aeußern den altrömischen Schwertern. Auf Isabel und San Christoval sind auch mehrfach Steinbeile im Gebrauch, deren Klinge, circa 7 bis 20 cm lang, von grünlich grauer Farbe, dreieckig oder zungenförmig mit angeschliffener Schneide ist. Dieselbe ist an einem Holzstiel durch breites Flechtwerk befestigt, so daß die Form einer arabischen Sieben gleicht. Das Knie des Stieles ist durch Schnitzerei verziert. Von Malayta besitzt das Museum Godeffroy zwei Schläger, deren geschnitzter Stiel am untern Ende eine in einem Bastgeflecht befindliche Schwefelkieskugel enthält.

Von Schutzwaffen haben die Salomo-Insulaner längliche aus Rohr oder Bambu geflochtene Schilde. Die längsliegenden Rohrstäbe sind durch Fasern verbunden. Verzierungen, aus schwarz gefärbten Fasern, werden eingeflochten, häufig auch Perlmutterstückchen in regelmäßigen Mustern angebracht. Die Handhabe und Schutzdecken auf der Rückseite für die Hände sind aus Palmblattstreifen gefertigt.

Eine Hauptbeschäftigung der Männer bildet der Fischfang, der mit sorgfältig gearbeiteten Netzen, Haken aus Schildpatt und Perlmutter, die an einer Bastschnur befestigt sind und als Lockmittel oft Federn tragen, sowie Speeren betrieben wird. In San Christoval wird an bestimmten Tagen abtheilungsweise gefischt und die Beute gleichmäßig unter alle Stammesmitglieder vertheilt. Die beliebteste Art den Bewohner des Meeres zu fangen ist folgende. Im Meer, nahe am Ufer, ist ein etwa drei Meter über dem Wasserspiegel emporragendes Gerüst errichtet, bestehend aus drei oben vereinigten Pfählen, auf die der Fischer steigt. An den vier Ecken des Netzes sind Stricke befestigt, deren Enden der Fischer erfaßt, während das Netz flach auf den Boden gesenkt wird. Befinden sich nun Fische über dem Netze, so zieht der Jäger dasselbe schnell empor und ruft den am Ufer harrenden Gefährten herbei.

[1]) Der Katalog oder, wie der Titel lautet: „Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südseevölker von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krause.“ 687 S. mit 46 Taf. u. 1 Karte, ist in seiner Art ein monumentales Werk zu nennen. Mit großem Fleiße und Sachkenntniß gearbeitet, wird er stets dem Ethnologen eine unerschöpfliche Quelle reicher Belehrung sein, und vielfach die Anregung zu neuen Ideen geben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine größere, die slavischen Ortsnamen von ganz Mecklenburg umfassende und erklärende Arbeit hat der Gymnasiallehrer P. Kühnel in Neubrandenburg verfaßt, welche im 46. Bande der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde“ erscheinen soll. Als ersten Theil giebt er in einem Gymnasialprogramm die Ortsnamen im „Lande Stargard“ (d. i. Mecklenburg-Strelitz). Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg sind nach Kühnel im Großen und Ganzen unverändert geblieben oder zeigen wenigstens noch slavisches Aussehen. In Ländern, wo noch jetzt eine slavische Sprache neben der deutschen gesprochen wird, haben die Ortsnamen neben ihrer slavischen Form oft noch eine deutsche, entweder 1. die ganz genaue Uebersetzung oder 2. eine theilweise, oft auch unrichtige Uebersetzung der slavischen Form, oder 3. eine willkürliche Umdeutschung der ungefähren slavischen Laute; in Mecklenburg aber kommen davon kaum Spuren vor.

— Sehr zu rechter Zeit ist unseres Mitarbeiters Spiridion Gopčević Buch „Oberalbanien und seine Liga“ (Leipzig, Duncker und Humblot, Preis 11,20 Mark) erschienen, seit langer Zeit (1865) das erste Werk über jenes Land, welches auf Autopsie und eigenen Erkundigungen beruht. Sehr ausgedehnt sind allerdings des Verfassers albanesische Reiserouten nicht; aber er hat zu einer Zeit in Skutari gelebt, wo es ihm leicht war, die zahlreichsten Notizen und Nachrichten über das Innere zu sammeln, und so bezeichnet sein Buch jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt in unserer Kenntniß Albaniens, namentlich hinsichtlich der Statistik und der Ethnographie (wovon unseren Lesern Proben bereits vorgelegen haben). Das Buch zerfällt in drei Theile: 1. Unterhaltend geschriebene Reiseerlebnisse; 2. Geographie, Statistik und Ethnographie, vielleicht der werthvollste, und 3. Geschichte. Wir wünschen dem Verfasser zahlreiche Leser, die bei dem jetzt entbrannten Kampfe zwischen Türken und Albanesen nicht ausbleiben werden, und sodann, daß es ihm vergönnt werde, in Zukunft auf diesem Gebiete noch weiter zu arbeiten, wozu er durch seine Sprachkenntnisse besonders befähigt erscheint.

— Ueber die Erziehung der mohammedanischen Knaben in Oberalbanien, richtiger in den Städten und Ebenen dieses Landes, wo die Mohammedaner das Uebergewicht haben, schreibt Sp. Gopčević (Oberalbanien und seine Liga S. 403): „Wir wissen, daß auf kriegerische Ausbildung das Hauptgewicht gelegt wird. Die Knaben zwischen 12 und 15 Jahren bilden Gesellschaften, welche sich gleich den Erwachsenen Feste geben (Teferih), die gewöhnlich im März stattfinden. Zur Beschaffung der hierzu nöthigen Mittel wird ein Comité gewählt, das sich aus den schlechtesten und raffinirtesten Menschen zusammensetzt. Diese nehmen die Liste ihrer Kameraden zur Hand, durchlaufen damit die Straßen, belästigen so lange die Passanten, bis diese einige Piaster opfern, wobei besonders auf die Katholiken Jagd gemacht wird, weil diese als sklavisch feiges Gesindel bekannt sind. In der That wagen diese auch selten Beiträge zu verweigern (so geizig sie sonst sind), aus Furcht mißhandelt zu werden. Dann fallen die Comitémitglieder noch in die Häuser der Verwandten und Bekannten der Bundesglieder ein und erpressen durch ihre Unverschämtheit auch da Gelder. Sobald die nöthige Summe beisammen, wird das Teferih durch ein Gelage eröffnet, dem gymnastische Spiele folgen. Dabei werden Kampfspiele aufgeführt und Schlachten geliefert, bei welchen die Artillerie durch Steine ersetzt wird. Nachdem die eine Partei den Sieg erfochten und die meisten mit blauen Augen und grünen Flecken dekorirt sind, kehren die Sieger mit wehenden Fahnen heim, einen gräulichen Schlachtgesang brüllend, während die Besiegten sich beschämt wegschleichen. Selbstverständlich erzieht man dadurch eine ganz andere Race, als die kümmerlichen Krämerseelen der Katholiken.“

— Wie der „Orenb. List.“ mittheilt, hat die Orenb. Sektion der Russ. Geogr. Ges. die Herausgabe eines Albums in Folio in Angriff genommen, welches den Titel führt: „Das Gouvernement Orenburg mit den zugehörigen Ortschaften nach den Karten von Krasilnikow und der Topographie von P. J. Rytschkow vom Jahre 1755.“ Das in Orenburg gedruckte Album giebt in photolithographischer Vervielfältigung die noch ungedruckte Handschrift Rytschkow's mit Karten und Zeichnungen, angefertigt „durch die Geodäsie des Fähnrich Krasilnikow.“ Die Handschrift bietet gegen das früher gedruckte Werk manche offenbar vom Verfasser später hinzugefügte Abänderungen. Im Druck beendet waren gegen Ende 1880 einige Abschnitte über die Turkmenen, Chiwa, über die Ziungaren *c.* Die bisher noch nicht veröffentlichten Landkarten bieten ein werthvolles Material zum Studium der Geschichte der Kolonisation des Orenburger Gebietes; sie geben auch die damalige Vertheilung der Wälder, und gestatten ein Urtheil über den Einfluß der Waldverwüstung auf das Klima und die Hydrographie des Landes. Die Zahl der Karten ist im Ganzen 11: eine Generalkarte des Gouvernements und der angrenzenden Gebiete, eine Karte des Distrikts Stawropol, Karte der großen Straße nach Moskau, der Zakamskischen Linie, der Provinz Ufa und des Baschkirenlandes nebst den verschiedenen Straßen in demselben, der Provinz Iletzk mit dem transuralischen Baschkirenlande, Karte der Distanzien Werchojaitzk, Sakmarsk, Orsk und Uisk mit ihren Forts, Redouten und Ansiedelungen; der von Nishejaitzk bis zum Kaspischen Meere und der Standplätze der kirghizischen Nomaden mit einem Theile des Aral-See; endlich eine „Beilage“-Karte, auf der der größte Theil des Kaspischen Meeres und des Aral-Sees mit Umgebung dargestellt sind. Die Karten entsprechen in ihrer Ausführung dem Standpunkte von vor 125 Jahren, und in dem von der Originalzeichnung abgenommenen Facsimile sind auch alle Versehen in den Benennungen und orthographischen Fehlee beibehalten, die ja dem interessanten Werke nichts von seinem Werthe nehmen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Quer durch Sumatra.

Nach dem Französischen des Herrn D. D. Veth.

(Sämmtliche Abbildungen nach zumeist von dem Reisenden aufgenommenen Photographien.)

VIII.

Das Mündungsgebiet des Djambi oder Batang Hari trägt denselben Charakter einförmiger Oede wie das des Moesi. Hier wie dort geht der wasserreiche Strom in vielen breiten Armen durch ein niedriges, vollkommen ebenes Waldland dem Meere zu, Rhizophoren und Nipa-Palmen bedecken die flachen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Ufer, an denen sich bis in mehrere Meilen Entfernung von der Küste nirgends Spuren menschlicher Wohnungen zeigen. Den an der Mündung 2000 m breiten Hauptarm Koeala Rioer hinauffahrend, langte der Dampfer „Sunda", an dessen Bord Veth sich befand, um die Mittagszeit bei dem Dorfe Saba an, der ersten der drei holländischen Stationen in dem Gebiete von Djambi. Die Häuser dieses von 40 Chinesen und 200 Eingeborenen bewohnten Ortes haben mit denen von Palembang die größte Aehnlichkeit; aus schlechtem Material in ziemlich roher Weise zusammengefügt, stehen sie sämmtlich auf hohen Pfählen und sind, da das Ufer bei jeder Fluth überschwemmt wird, durch schmale Brücken mit einander verbunden. Der hier ansässige europäische Steuerbeamte muß sich geduldig in diese amphibische Lebensweise schicken; denn es giebt auch in der nähern Umgebung des Dorfes keinen etwas höhern, die Fluth überragenden Punkt, auf dem ein Haus für ihn errichtet werden könnte. Nach kurzem Aufenthalte bei Saba wurde die Fahrt fortgesetzt, und am Abend desselben Tages noch ging der Dampfer bei Moeara-Kompeh, der zweiten holländischen Djambi-Niederlassung, vor Anker. Der Fluß hatte auf dieser ganzen Strecke eine Breite von zwischen 150 und 400 m, und das Fahrwasser überall eine Tiefe gehabt, die auch für einen größern Dampfer als die „Sunda", die nur 2 m Tiefgang hatte, ausreichend gewesen wäre. Moeara Kompeh ist ein noch viel unbedeutenderes Dorf als Saba; es besteht aus etwa 20 Häusern und einem auf einem kleinen Hügel stehenden, halbzerfallenen Fort, das dem in sumpfige Einöde verschlagenen, niederländischen Zollbeamten als Wohnung dient.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichte man nach mehrstündiger Fahrt das große Dorf Djambi, die dritte und wichtigste Station der Holländer in dem Territorium gleichen Namens, den eigentlichen Schlüssel zu den Schätzen des reichen Landes. Die holländische Niederlassung liegt auf dem rechten Ufer des Flusses, und zwar zum größten Theil auf einem ziemlich steil zum Wasser abfallenden Hügel. Auf dem Gipfel desselben, an der Stelle, wo früher der Kraton des Sultans stand, erhebt sich heute ein kleines, aber starkes Fort, dessen Besatzung aus circa 100 Mann besteht. Oestlich davon, etwas tiefer am Berge, liegen die Häuser der Offiziere und nicht weit davon, im Schatten herrlicher Waringinbäume, das Haus des politischen Agenten, des Kontroleurs Riesen, unter dessen gastlichem Dache Veth während seines Verweilens in Djambi die freundlichste Aufnahme fand. Noch weiter nach Osten hin, wo der Hügel sich allmälig zum Soengei Assam, einem in den Batang Hari mündenden Flüßchen, hinabsenkt, befindet sich der Kam-

pong gleichen Namens, eine kleine, nur aus acht Häusern bestehende Ansiedlung, deren Bewohner der Mehrzahl nach Leute aus Palembang sind, die sich als Tagearbeiter oder Krämer hier niedergelassen haben. Hier wohnte früher auch der Toemenggoeng, der niederländische Offizier, der in den Verhandlungen mit den Häuptlingen des Djambi als politischer Agent fungirte. Seitdem diese Verhandlungen zu einem wenigstens vorläufigen günstigen Abschluß gediehen sind, ist der Posten des Toemenggoeng hier ganz aufgehoben, und der Verkehr mit den Häuptlingen dem Civilbeamten oder Kontroleur übertragen worden. Von dem Hügel, auf dem das Fort steht, erstreckt sich eine Sandbank bis weit in den Fluß hinein; dieselbe ragt bei niedrigem Wasserstande aus dem Flusse empor und dient etwa 50 rakits, die zum größten Theil von Chinesen bewohnt werden, als Ankerplatz. Es sind dies aus Bambusrohr oder leichtem Holz hergestellte Flöße, auf denen kleine Häuser mit zierlichen Façaden aus Rohrgeflecht stehen. Wenn das Wasser fällt, entfernen sich die Flöße von dem hohen Ufer, mit dem sie jedoch durch einen einfachen, schwimmenden Balken in Verbindung bleiben; manche liegen freilich auch so weit vom Lande ab, daß kleine Boote zur Vermittelung des Verkehrs mit dem Ufer nöthig sind.

Dem Kampong Soengei Assam gegenüber, auf dem andern Ufer des kleinen Nebenflusses, liegt der Kampong Magat-Sari, der sich schon auf dem Gebiete des Sultans befindet, und der mit seinen zwischen Bäumen zerstreuten Häusern einen ungemein freundlichen Anblick gewährt. Die Form der Häuser stimmt hier, wie überhaupt in dem ganzen untern Djambigebiete, mit denen von Palembang überein.

Auf dem linken Ufer des Batang Hari, der holländischen Niederlassung gegenüber und von dem Fort beherrscht, breitet sich das große Dorf Petjinan, eigentlich eine Vereinigung mehrerer Dörfer, aus, in dem sich ein dem Sultan gehöriges, aber nur selten noch von ihm bewohntes, großes steinernes Gebäude befindet.



Schwimmende Behausungen in Djambi.

Westlich von Djambi liegt das kleine Dorf Solok, das, an und für sich unbedeutend, durch einige merkwürdige Funde, die man in der Nähe gethan, eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Mitten im dichtesten Walde sind hier nämlich vor Kurzem vier große unförmige Statuen mit Elephantenrüsseln aufgefunden worden, die ohne Zweifel von einem alten Hindutempel herrühren. Noch viele Fragmente von Steinskulpturen liegen in der Umgegend zerstreut; auf dem linken Ufer des Flusses aber hat man dicht bei dem Dorfe Moeara Djambi unter verschiedenen anderen Bildwerken auch einen großen liegenden Ochsen gefunden, wahrscheinlich ein Bild des Nandi, des heiligen Stieres Schiwas; die Statuen mit den Elephantenrüsseln sind wohl nicht mit Unrecht als Bilder Ganesa's gedeutet worden.

Landeinwärts hinter dem Fort liegen mehrere Häuser, die den Frauen der Soldaten der Garnison als Wohnungen dienen; auf dem freien Platze dazwischen aber befindet sich das Grab Schouw Santvoort's, des durch einen jähen Tod so früh dahingerafften Mitgliedes der Expedition: ein einfaches von einem Gitter umgebenes Kreuz bezeichnet die Ruhestätte.

Die Unterbrechung, welche der plötzliche Tod Schouw Santvoort's in die Arbeiten zur Aufnahme des Batang Hari gebracht hatte, war zum Glück von kürzerer Dauer gewesen, als man zuerst befürchten mußte. Natürlich waren ja bis zur Ernennung und Absendung eines geeigneten Nachfolgers mehrere Monate vergangen, aber diese Zwischenzeit, die günstige Zeit des infolge des Regenmonsuns hohen Wasserstandes, war nicht ungenützt verstrichen. Der Resident von Palembang, Herr Pruys van der Hoeven, hatte auf eigene Hand eine Rekognoscirungsfahrt den Batang Hari hinauf angetreten, um sich über die Schiffbarkeit des Flusses und die Gesinnungen seiner Anwohner näher zu unterrichten. An Bord des kleinen Regierungsdampfers „Barito", desselben, den Veth und van Hasselt später zu ihrer Expedition nach dem Rawas benutzten, trat er am 14. Februar 1878 die Fahrt an. In seiner Begleitung befand sich als zweiter Offizier Herr Makkiek, der mit der Ausführung der astronomischen Beobachtungen und mit den Aufnahmen der noch unbekannten Stellen des Flusses betraut wurde.

Am ersten Tage passirte man Doesoen-Tengah, die Re-



Der Batang Hari bei Djambi.



Der Soengei Assam und der Kampong Magat-Sari.

sidenz des von der holländischen Regierung anerkannten Sultans von Djambi; am folgenden Tage Nachmittags ging man etwas unterhalb der Tembesimündung bei dem Dorfe Rantau-Kapas vor Anker, um die hierher vorangesandten Kohlen einzunehmen und die Lage des Dorfes astronomisch zu bestimmen. Diese letztere Arbeit wurde durch die Ueberschwemmung der Ufer nicht gerade erleichtert; die Beobachtenden mußten bis zum Gürtel im Wasser stehen und ihren künstlichen Horizont und die anderen Instrumente auf hohen Tischen haben.

An der Mündungsstelle des Tembesi in den Batang Hari aber hatte der Dampfer mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm beinahe verhängnißvoll geworden wären. Das Wasser der beiden jetzt ungemein hohen und aus fast entgegengesetzter Richtung zusammenfließenden Ströme bildete hier lebhafte Wirbel, denen gegenüber die Maschine des Schiffes trotz aller Anspannung sich machtlos erwies. Wie ein Ball wurde der Dampfer eine Zeitlang von einem Ufer zum andern geschleudert, und nur wie durch Zufall gelang es endlich, der gefahrvollen Stelle zu entgehen. Bei Penindjawan an der Mündung des Tabir ging man für die Nacht vor Anker.

Von Djambi bis zur Tabirmündung zeigt der Batang Hari eine Breite von 250 bis 300 m; bei mittlerm Wasserstande beträgt seine Tiefe auf dieser ganzen Strecke wenigstens 5 m. Eine besonders starke Strömung macht sich nur bei Hochwasser und auch dann nur an zwei Stellen bemerkbar. Der Fluß macht wohl mehrere große Bogen, aber keine einzige plötzliche Wendung; bis auf einige vereinzelte Hügel sind seine Ufer flach, meist bewaldet und bei hohem Wasserstande zum großen Schaden der Reisfelder weithin überschwemmt. Die in weiten Entfernungen von einander liegenden Dörfer sind klein, machen aber durchgängig den Eindruck der Wohlhabenheit. Die erwähnten Reispflanzungen sind das Einzige, was man von Bodenkultur sieht; die Schifffahrt auf dem Strome ist sehr unbedeutend: kleine, mit Rohr beladene Flöße sind fast die einzigen Fahrzeuge, denen man begegnet. Die Bevölkerung der Dörfer verhielt sich zu jener Zeit vollkommen ruhig und friedfertig; der ungewohnte Anblick des passirenden Dampfers erregte augenscheinlich weder besondere Neugier noch Furcht oder Beunruhigung. Die am Wasser arbeitenden Leute, Männer sowohl als auch Frauen, ließen sich durch das Nahen des Dampfers in ihren Beschäftigungen nicht stören; selbst die Kinder spielten ruhig am Ufer, wo das Schiff vor Anker ging.



Indische Skulptur.

Am folgenden Morgen kam man bei Teloek Rendah vorbei, der Residenz des entthronten Sultans; derselbe befand sich jedoch augenblicklich nicht hier, da er bei der Nachricht von dem Herannahen des Dampfers in das obere Tabirgebiet geflohen war. Am 19. wurde die Mündung des Tebo passirt, der höchste Punkt, bis zu welchem der Resident von Ophuyzen im Jahre 1869 bei seiner Rekognoscirungsfahrt den Batang Hari hinauf gelangt war. An der Mündung des Soemei, des einzigen linken Nebenflusses in dieser Gegend, vorbei, ging es dann bis Poelau-Poera, wo für die Nacht Halt gemacht wurde. Von der Tebomündung an war der Fluß bedeutend schmaler geworden; seine mittlere Breite betrug jetzt nur noch 150 m. Die Ufer waren bedeutend höher und augenscheinlich keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt; die dichten Waldungen hörten auf, statt ihrer dehnten sich an beiden Ufern weite, zum großen Theil mit Reis bebaute Ebenen aus. Die Dörfer am Flusse, von denen die meisten große und gutgebaute Häuser aufzuweisen hatten, waren von wohlbestellten Feldern umgeben; allenthalben war die Uferlandschaft von zahlreichen Viehherden belebt. Die Bauart der Häuser und die Kleidung der Bewohner wurde, je höher man am Flusse hinauf kam, denen des Padangschen Oberlandes immer ähnlicher.

Von Zeit zu Zeit verbreiterte sich der Fluß plötzlich und das weite seeartige Becken enthielt dann viele Sandbänke und kleine Inseln. Die Tiefe war an diesen Stellen bedeutend geringer, betrug aber noch nirgends weniger als 5 m. Langsam ging es in den nächsten Tagen auf dem zwischen immer höheren Ufern schmaler werdenden Flusse vorwärts, an der Mündung des Djoedjoehan vorbei, den Schouw Santvoort bei seiner Reise durch die Insel hinabgegangen war. Die rasch wechselnde Tiefe des Fahrwassers, die jetzt an manchen Stellen 15 bis 20 m, an anderen kaum 4 m betrug, zwang zur größten Vorsicht; auf die Erkundigungen, die man bei den Bewohnern der Dörfer über den Zustand des Flusses weiter aufwärts einzog, erhielt man begreiflicherweise nur mangelhafte Auskunft. Am Morgen des 22. zeigten die Lothungen plötzlich eine Tiefe von nicht mehr voll 2 m an; man machte augenblicklich Kehrt, warf den Anker bei dem an der Grenze des Königreiches Djambi belegenen Dorfe Semalidoe aus, und unternahm dann, nachdem man den Fluß vergeblich in allen Richtungen nach einem Fahrwasser für den Dampfer durchforscht hatte, auf der verdeckten Pran des Kontroleurs Riesen, der die Expedition begleitet hatte, noch eine Fahrt weiter aufwärts bis zu dem

Dorfe Tandjoeng, wo der Batang Hari eine plötzliche Wendung macht und dadurch ein Becken von etwa 500 m Breite bildet. Dasselbe ist indessen so dicht mit Inseln und Sandbänken angefüllt, daß man nirgends eine Durchfahrt zwi-



Zusammenfluß des Tembesi und des Batang Hari.



Haus des Sultans von Djambi.

schen ihnen finden konnte und es als unmöglich erkannte, selbst bei hohem Wasserstande mit einem Dampfer diese Stelle zu passiren.

So entschloß man sich zur Rückkehr nach Djambi, wo man am Morgen des 26. wieder eintraf, nachdem man die Strecke von 440 km, die bei dem Wege stromaufwärts 67

Stunden Fahrt in Anspruch genommen, in 31 Stunden stromabwärts zurückgelegt hatte. Neben genauen Aufnahmen des mittlern Laufes des Batang Hari hatte diese Reise auch den Beweis geliefert, daß es sehr wohl möglich sein würde, die Produkte der reichen Kohlenlager des Padangschen Oberlandes, die durch das Barisan-Gebirge von der Westküste geschieden und deshalb nicht leicht nach Padang oder einem andern Punkte jener Küste zu transportiren sind, auf dem Batang Hari nach dem Osten der Insel zu befördern.

Der Nachfolger Schouw Sandvoort's, Marinelieutenant Cornelissen, traf in der ersten Hälfte des Juni in Djambi ein; am 19. des Monats trat er in Begleitung des Kontroleurs Riesen seine erste Fahrt nach dem obern Strome an. Der Wasserstand war jetzt schon bedenklich niedrig, doch gelangte man ohne Schwierigkeiten bis zur Mündung des Soemei, wo man am 27. Abends bei dem Dorfe Rantau Langkap vor Anker ging. Glücklich war man am folgenden Tage bis Teloek Benglal gelangt, als das Schiff auflief und nur mit Mühe wieder flott gemacht werden konnte. Das Suchen nach einem guten Fahrwasser blieb vergeblich, das fortwährende Fallen des Wassers und die offenkundig feindseligen Absichten der Einwohner des Dorfes zwangen zur Umkehr. Am folgenden Morgen kam man wieder an der Mündung des Tebo an, zwischen dessen mit üppiger Vegetation bedeckten Ufern man eine Stunde weit hinauffuhr, ohne ein Dorf oder eine andere Niederlassung zu finden. Die am 1. und 2. Juni unternommene Aufnahme des Tembesi wurde leider durch eintretenden Kohlenmangel unterbrochen; Cornelissen kehrte nach Djambi zurück, aber nur, um kurze Zeit darauf das begonnene Werk fortzusetzen. Am 21. Juni befand er sich schon wieder auf dem Tembesi, dessen 6 bis 7 m hohe, steile Ufer mit einem reichen, dichten Baumwuchs bedeckt sind. Zahllose Affen, Nashornvögel und Bengkalos, kleine blaue Wasservögel mit großem Schnabel, belebten die reiche Landschaft; von Krokodilen war jedoch nirgends etwas zu sehen. Die in großen Lichtungen am Flusse liegenden Dörfer waren von verschiedenartigen Palmen und Pisangpflanzungen, sowie von kleinen Feldern umgeben, auf denen Zuckerrohr, Mais und Pferdebohnen üppig gediehen. In jedem Dorfe wurden Ziegen, Hühner und Hunde, in einigen auch Enten gehalten. Am 22. um die Mittagszeit, als man eben die Mündung des Marangin, des bedeutendsten Nebenflusses des Tembesi, passirt hatte, wurde man durch einen vom Ufer abgefeuerten Flintenschuß über die Gesinnungen der Eingeborenen, die sich bisher scheinbar gleichgültig verhalten hatten, in unliebsamer Weise aufgeklärt. Trotzdem setzte man die Fahrt noch einige Stunden auf dem immer schmaler und flacher werdenden Flusse fort, bis man gegen Abend das große, etwa 150 km von der Mündung entfernte Dorf Ladang-Pandjang erreichte, wo die Feindseligkeiten der Bewohner einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß man, um nicht weiter unten im Flusse abgeschnitten zu werden, sich wohl oder übel zu schneller Umkehr entschließen mußte. Am 26. Abends kehrte Cornelissen nach Djambi zurück.


Der Sultan von Djambi.

Da die holländische Regierung weder geneigt war, Maßregeln gegen die feindlichen Häuptlinge zu ergreifen, noch überhaupt sich in die verwickelten Angelegenheiten des Djambi-Reiches einzumischen, so war für den Augenblick an eine Fortsetzung der Rekognoscirungen der oberen Flußläufe nicht zu denken. Dennoch aber blieb für die Mitglieder der Expedition noch manches zu thun übrig: das Delta und die Mündungen des Batang Hari wurden genau bestimmt und aufgenommen, zahlreiche photographische Aufnahmen von Djambi und seiner charakteristischen Umgebung gemacht. Unter den verschiedenen kleineren Exkursionen, die daneben unternommen wurden, verdient eine im September ausgeführte besonders erwähnt zu werden, weil Veth auf ihr den „mächtigen Sultan“ des Djambi Reiches kennen lernte. Das eigentliche Ziel der Fahrt war die Tembesi-Mündung; da aber der Kontroleur Riesen eine geschäftliche Verhandlung mit dem Sultan abzumachen wünschte, fuhr man am zweiten Tage nur bis Doesoen-Tengah, der Residenz des Herrschers. Nach vielstündigem Warten, denn Seine Hoheit hatte sich eben zum Fischfange nach einem See in der Umgegend begeben, wurden die Reisenden endlich zu einer Audienz berufen. Das Haus, in dem er sie empfing, unterschied sich in nichts von den anderen Häusern des Dorfes; höchstens war die steile Leiter, die hinaufführte, etwas breiter als sonst

üblich. Der Sultan selber, auf dessen Freundschaft die holländische Regierung so viel Werth legt, schien ein guter, alter Biedermann zu sein, der nichts mehr wünscht, als die ihm von der Regierung jährlich ausgesetzten 10 000 Gulden in Frieden und Ruhe verzehren zu können. Kein Wunder, daß seine Autorität über die Häuptlinge seines Reiches heute gleich Null ist, und daß diese den Holländern auf ihre eigene Hand so viel zu schaffen machen!

Ohne Unfall erreichte man am folgenden Tage die Mündung des Tembesi, wo man einige Tage verweilte; große Schaaren von fischenden Pelikanen und viele Krokodile zeigten sich hier allenthalben auf den aus dem Flusse emporragenden Sandbänken. Ein unfreiwilliger Aufenthalt bei der Rückfahrt, wo der kleine Dampfer viermal 24 Stunden lang auf einer Sandbank festsaß, gewährte den Reisenden reichliche Gelegenheit, sich mit Jagd und Fischfang zu beschäftigen. Unter den Fischen, die sie fingen, befand sich eine Art, die einen sonderbaren, krächzenden Ton von sich gab, wie man ihn zuvor schon an dieser Stelle des Flusses häufig Nachts gehört hatte. Vielleicht ist der seltsame, sogenannte „Gesang der Flüsse“, von dem in so vielen Beschreibungen des holländischen Indiens die Rede ist, wirklich, wie schon einmal behauptet worden, dem Geschrei einer Art nichtstummer Fische zuzuschreiben. Leider gelang es Veth nicht, eines der hier gefangenen Exemplare in Weingeist zu konserviren und nach Europa zu bringen.

Am 27. September nach Djambi zurückgekehrt, löste sich die Expedition bald darnach auf; Veth trat seine Heimreise nach Holland über Batavia an, Cornelissen ging wieder zum aktiven Dienste der holländisch-indischen Marine über.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VI.

Das Königreich Korea ist kulturell allem Anschein nach fast ganz Dependenz von China und hat sich auch durch Tributzahlung seit Jahrhunderten in einem gewissen Grade abhängig von China erklärt, woneben es freilich lange Zeit auch Tribut an Japan entrichtete, in dessen Machtsphäre es, geographisch betrachtet, fast noch entschiedener gelegen ist wie in derjenigen Chinas. Wir sagen „in einem gewissen Grade abhängig“, weil offenbar über die Art oder den Grad dieser Abhängigkeit auf Grund solcher Tributzahlungen gar kein bestimmtes Urtheil zu fällen ist. Wir wissen, daß Korea herkömmlicherweise in unseren Handbüchern ein Vasallenstaat Chinas genannt wird; es scheint aber kein Grund vorzuliegen, sich bei dieser Auffassung heute so ganz zu beruhigen, wiewohl wir noch in den jüngsten Ausgaben maßgebender Arbeiten auf politisch-statistischem Gebiete und in so ziemlich allen geographischen Handbüchern Korea in eine besonders innige Beziehung zu China gebracht finden. Thatsächlich ist Korea nie in irgend einem Sinne abhängiger von China gewesen, als Siam oder Birma, die alle paar Jahre ihren Tribut nach Peking sandten. Dieser Tribut hatte aber immer nur einen formalen Charakter, erschien mehr als Geschenk und Höflichkeitsbezeugung, denn als Merkmal der politischen Unselbstständigkeit, wurde demgemäß nicht bloß nach dieser Seite, sondern immer gleich nach zweien oder dreien hin entrichtet und von den Mächten, welche ihn empfingen, zum Theil so reich erwidert, daß z. B. der König von Siam mit seiner jährlichen Tributzahlung an China und dem „Gegentribut“ ein ergiebiges Handelsgeschäft machen konnte. Auch wurden diese Höflichkeitsbezeugungen nicht immer streng eingehalten, wie denn Birma erst vor einigen Jahren wieder nach längerer Pause eine Sendung Geschenke nach Peking abgehen ließ, während Siam diese Sitte seit längeren Jahren schon ganz aufgegeben hat und auch vom Tribut Annams seit mehreren Jahren nichts mehr verlautete. Es ist daher in keiner Weise Grund zu der Annahme vorhanden, daß Korea in besonderm Maße von China abhängig sei, weil es mit der ihm eigenen Konservativität an diesen Tributzahlungen festhält, und unter keinen Umständen darf Korea neben Tibet und der Mongolei als Theil des chinesischen Reiches betrachtet werden. Wir haben oben (S. 167) gesehen, daß für die Verwaltung der in die Sphäre der chinesischen Staatsinteressen fallenden Angelegenheiten Tibets und der Mongolei eigene Veranstaltungen in dem Regierungsmechanismus des großen Reiches getroffen sind. Nichts der Art findet sich für Korea, wie denn in diesem Staate selbst keine ständigen Gesandten und noch weniger irgend welche chinesische „Residenten“ militärischen oder civilen Charakters gefunden werden, wie sie in den Hauptstädten Tibets und der Mongolei zum Zeugniß der chinesischen Oberherrschaft ausnahmslos vorhanden sind. Daß aber China selbst, das seine eigenen Beziehungen zu den Nachbarmächten jedenfalls am besten kennen muß, Korea nicht als abhängigen Staat oder gar als Theil des Reiches auffaßt, beweist nicht nur die ablehnende Stellung gegenüber mehrfachen europäischen Zumuthungen, einen Druck auf Korea in bestimmten Fragen zu üben (wir haben schon in unserer „Chinesischen Auswanderung“ 1875, S. 113, eine neuere französische Stimme in diesem Betreff angeführt), sondern auch die vollständige Zurückhaltung Chinas gegenüber allen den durch den Vertrag von 1876, der Koreas Unabhängigkeit ausdrücklich anerkennt, zwischen Korea und Japan entstandenen neuen Beziehungen.

Die höchst spärlichen Nachrichten, welche wir über Koreas innere Verhältnisse erhalten, sprechen nirgends von chinesischen Kaufleuten, Kolonisten u. dergl. in Korea, wiewohl man aus ihnen entnimmt, daß noch heute nicht nur in allen Dingen des täglichen Lebens die chinesischen Kulturanklänge überall überwiegen, sondern auch die Kenntniß der chinesischen Sprache in der koreanischen Bevölkerung nicht selten und die der chinesischen Schriftzeichen sogar sehr allgemein ist. Wie der chinesisch-koreanische Handel im Einzelnen betrieben wird, seine Mittel und Wege, wissen wir ebenso wenig, wie die Summen, die er umsetzt, und die Zollverhältnisse, welche zwischen den beiden Ländern bestehen. Soviel ist sicher, daß der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern längst nicht mehr ausschließlich bei dem berühmten Thore in dem chinesisch-koreanischen Grenzzaune betrieben wird, auf welches er früher beschränkt war, sondern daß direkter Verkehr zwischen koreanischen und mandschurischen

Häfen stattfindet, welcher besonders das in Nordchina zu manchen Zwecken unentbehrliche koreanische Holz nach China führt. Auch koreanische Industrieerzeugnisse, wie Papier, Seide, Porcellan, werden als koreanische Einfuhren gelegentlich genannt.

Locker, wie diese Beziehungen sind, haben sie bis heute allem Anschein nach noch zu keiner Auswanderung aus China auf eigentlich koreanisches Gebiet Anlaß gegeben. Dagegen haben in den letzten Jahren die auch nach dieser Seite überquellenden chinesischen Auswanderer jenen oben erwähnten einst neutralen Grenzstrich besetzt, welchen man gewohnt war als koreanischen Boden zu betrachten, und wir finden denselben bereits als selbstverständlich chinesisch behandelt in einem amtlichen Berichte der Pekinger Regierungszeitung vom 18. September 1877. Jahre hindurch hatte die Regierung, heißt es dort, vergebliche Versuche gemacht, erst diesen vertragsmäßig unbevölkert zu haltenden neutralen Strich wieder zu „klären“, dann aber, als dieses sich unmöglich erwies, ihn zu organisiren und vor Allem das Räuberwesen zu unterdrücken, das hier wie anderwärts in Grenzstrichen sich üppig unter dem Schutze der polizeilosen Neutralität entwickelt hatte. Nun, sagt der Bericht weiter, „wendet sich die eingewanderte Bevölkerung von selbst der Richtung zu, von wo die Verbesserung ausstrahlt.“ Land wurde ausgetheilt, Bezirke abgegrenzt und Beamte ernannt. Ummauerte Städte, Kasernen, Gerichtsgebäude u. s. f. sollten in Angriff genommen werden. Die Hungersnoth von 1877, welche eine große Menge armer Chinesen aus Petschili und Schansi nach der Mandschurei trieb, hat sicherlich auch die Auffüllung dieses Grenzstriches noch befördert. Als der Bischof Ridel auf seinem Rückwege aus der Gefangenschaft in Korea durch dieses Gebiet transportirt wurde, sah er überall da, wo vor einigen Jahren noch eine Wüste gewesen war, kleine neue Wohnstätten.

In der Mandschurei dürfte auch in jenen Theilen, welche, an Korea und das Amurgebiet grenzend, bisher für die Masse der Kolonisten zu entlegen waren, sich bald mit dem vermehrten Zuströmen der Einwanderer auch manches Andere ändern, was bisher der Kolonisation hinderlich war. Die Ausdehnung der von Mandschus steuerfrei besessenen Ländereien, von denen Eingeweihte behaupten, daß sie die Hälfte alles Landes ausmachten (Celestial Empire, März 1877), erregt längst den Unwillen der Chinesen. Nicht minder die Willkür der Steuererhebung und im Allgemeinen der Verwaltung. Man ruft aber vor Allem nach Verbesserung der öffentlichen Sicherheit und der Wege, um die öden Gebirgsstrecken im Nordosten der Besiedelung zugänglich zu machen. Wie schlecht es mit jener beschaffen sein muß, lehrt die Thatsache, daß im Sommer 1879 der Tautai der Provinz dem Handel von Niutschwang eine Aus- und Einfuhrsteuer von 1 Proc. auflegte, um 3000 Fußtruppen und 2000 Reiter behufs Unterdrückung der Räuberei zu unterhalten. Von einigen Seiten wurde allerdings schon damals behauptet, daß dieselben im Hinblick auf die immer näher rückende Macht der Russen aufgestellt würden.

Eine große Entwickelung hat mit der Einwanderung der Chinesen ebenso wie in der Mongolei der Mohnbau neuerdings in der Mandschurei genommen, so groß, daß nicht nur der einheimische Bedarf nahezu befriedigt, sondern bereits von Ausfuhr gesprochen werden kann. Die Opiumeinfuhrhäuser in Niutschwang machen fast keine Geschäfte mehr. Dabei sind die strengsten Verbote des Statthalters in Mukden überall bekannt gemacht, aber das Land jenseits Kaiyuen ist fast ein einziges Mohnfeld und in Mukden selbst wird diese gefährliche Drogue öffentlich in Masse gehandelt.

Einen Theil der Schuld an dieser Ausbreitung der in der Theorie auf Strengste verbotenen Kultur hat offenbar die in den Kolonialgebieten minder straffe Handhabung der patriarchalischen Oberaufsicht Seitens der Mandarinen, denn es ist gewiß kein Zufall, daß überall in der Peripherie des Reiches und vorzüglich in den südlichsten und nördlichsten Theilen, in Jünnan und der Mandschurei, die Opiumkultur die größten Fortschritte gemacht hat. Uebrigens zeugt diese Thatsache auch für eine Fruchtbarkeit des Bodens dieser Provinz, welche die Annahme unterstützt, daß mehr als, wie früher allgemein genommen, 2 Millionen auf diesem großen Areal ihre Nahrung gewinnen können. Noch entschiedener als in unserer „Chinesischen Auswanderung“ 1875, S. 77 vertreten wir heute die Annahme von mindestens 12 Millionen Einwohnern in der Mandschurei, nachdem auch neuere Reisende, wie J. Püttmann (Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München 1880, S. 22 f.), Theodor Busse und Andere sich den Gewährsmännern anschließen, welche wir dort für die Annahme einer verhältnißmäßig dichten Bevölkerung mindestens in der südlichen Mandschurei angeführt haben. Auch Behm und Wagner haben neuerdings aus den 2 Millionen Seelen, mit welchen sie sich noch im Jahre 1874 in ihrer „Bevölkerung der Erde“ für die Mandschurei begnügten, deren 12 Millionen gemacht. Uebrigens spricht nicht nur das Vorhandensein von mehreren anerkannt bedeutenden Städten wie Mukden, Girin, Aigun, Niutschwang und anderen für ein stark bevölkertes Land in diesem Nordostwinkel des chinesischen Reiches, sondern vorzüglich auch die bedeutende Handelsthätigkeit des nördlichsten der offenen Häfen, Niutschwang, welcher 1879 einen Verkehr von 709 Schiffen mit 319 762 Tonnen Gehalt und einen Umsatz von $8^1/_4$ Millionen Taels aufzuweisen hatte. In den Jahren der Hungersnoth erhielt, ähnlich wie die Mongolei, auch die Mandschurei einen großen Zuwachs an Bevölkerung und war andererseits im Stande, die hungernden Nordprovinzen mit Getreide zu versehen, welches nur leider wegen der schlechten Wege nicht in hinreichend ausgiebigem Maße nach den Hafenplätzen gebracht werden konnte.

Im russischen Amurgebiet ist die Zahl der Chinesen unbekannt. Man spricht von einigen Tausend. Jedenfalls ist sie nicht groß, da dieses Land im Allgemeinen noch dünn bevölkert ist. Die Zählung von 1873 wies für das Amur- und Küstengebiet insgesammt 75 716 Einwohner nach. Aber diese paar Tausende Chinesen haben sich mit der Zeit in den Vordergrund der Handelsgeschäfte gedrängt und ganz wie an allen anderen Orten, wo sie in größerer Zahl auftreten oder Einfluß gewinnen, eine starke Abneigung gegen sich wachgerufen. Und doch würde ohne ihre Thätigkeit der an sich geringfügige Handel noch stiller sein, als er ohnehin ist. Skalkowsky, der von der russischen Regierung ausgeschickt war, um den Handel Rußlands in Ostasien zu studiren, schildert das Amur- und Küstengebiet als völlig stagnirend. „Dieses weite Land,“ sagt er, „ist fast ganz menschenleer. Beamte und Soldaten bilden das Hauptkontingent der Bevölkerung. Die Schifffahrt ist zu wenig entwickelt, daher das Land von der übrigen Welt so zu sagen isolirt, sein Verkehr mit den benachbarten Ländern fast Null. Die von auswärts importirten Waaren sind größtentheils solche, die schon alle Häfen Europas durchlaufen und dort keine Käufer gefunden haben. Der Seekohl, welchen die Chinesen und Japanesen essen, ist einer der Hauptausfuhrartikel (Geographische Mittheilungen 1880, S. 468). Schon 1867 erreichte die Ausfuhr von Pilzen und Seetang aus den Amurhäfen nach Rußland eine Summe von 2 Millionen Rubel. Den bedeutendsten Handel in

Wladiwostock und Nikolajew haben damit die Chinesen in Händen." Wiederholte Versuche der russischen Regierung, die Chinesen nicht allzu zahlreich in diesem Gebiete werden zu lassen, haben wenig Erfolg gehabt. Während man ihre Einwanderung über die weitgestreckte Landgrenze nicht verhüten kann, darf man sie aus den Seeplätzen aus Rücksicht auf deren wirthschaftliche Interessen nicht verdrängen. So hat man sie auch zuletzt auf Saghalin einwandern lassen müssen, wo merkwürdigerweise noch zur Zeit, wo Saghalin japanisch war, die Russen die Einfuhr von 100 chinesischen Arbeitern für die Kohlenbergwerke untersagt hatten. Heute arbeiten mehrere Hundert derselben nebst Koreanern und Ainos in den Kohlenbergwerken und an der Küste.

Die größte Zahl der Chinesen und diejenigen zugleich, welche am meisten von sich reden machen, wohnen am Ussuri als Landleute und Räuber. Mit dem sogenannten Ussurigebiete, welches 1858 durch den Vertrag von Aigun und durch den Zusatzvertrag von Peking von China an Rußland abgetreten ward, hat Rußland seinen Unterthanen eine Anzahl von Chinesen zugefügt, welche nicht von erster Qualität waren. China hatte hier Verbrecherkolonien besessen, außerdem waren nördlich von Ninguta ungesetzliche Goldwäschereien betrieben worden, welche zu einer Zeit 30000 bis 40000 Arbeiter beschäftigt haben sollen („Globus" 1880, II, 174), und es war dieser nordöstlichste Winkel des Reiches eine thatsächlich halb unabhängige Zufluchtsstätte der Unterdrückten und Gesetzlosen geworden. Auch die umherstreifenden Ginsengsammler und Pelzjäger waren keine sehr ordentliche Unterthanenschaft. Als nun die Abtretung unter Ziehung einer Grenze, die angeblich für Rußland nicht sehr günstig war, bewerkstelligt wurde, verbot die chinesische Regierung den Beamten der Grenzbezirke weiter Pässe an chinesische Auswanderer nach dem Ussurigebiet zu verabfolgen und untersagte allen chinesischen Weibern, sich näher als 50 km von der russischen Grenze aufzuhalten. Zugleich suchten jetzt die Mandarinen das Goldwaschen in der Nähe der russischen Grenze zu verhindern. Dieses alles wirkt zusammen, um im Ussurigebiete, dessen Sprache und Verhältnisse den neuen Herrschern gänzlich fremd waren, einen Zustand der Verarmung und damit der Gesetzlosigkeit zu schaffen, welcher heute zu einer wahren socialen Krankheit ausgeartet ist. Aus den gesetzlosen Goldwäschern und anderen Desperados hat sich ein ständiges Räubervölkchen, die Chunchusen, auf der Grenze gebildet, das verwegen und vorzüglich bewaffnet ist und welches mit den ansässigen Chinesen, den sogenannten Mantzen, in einer maffiaartigen Verbindung steht, indem diese die Hehler und Verberger, die Spione, Proviantzuführer und Kaufleute machen oder gar die Chunchusen offen in ihren Räubereien unterstützen. Bis heute ist es den Russen nicht möglich gewesen, diesem Uebel an die Wurzel zu kommen, theils weil es jenseits der Grenze, wo es nicht mit gleicher Energie verfolgt wird, immer wieder Schlupfwinkel und Rekruten findet, theils auch, weil die Russen selbst bisher zu wenig Fühlung mit den Mantzen hatten und in ihren Verhandlungen fast ganz auf Dolmetscher angewiesen waren, in deren Ehrlichkeit man kein Vertrauen setzen darf. „Bis zur Stunde," schrieb 1880 Th. Busse im „Golos" (vgl. „Globus" Bd. 38, S. 173), „weiß die russische Administration des Ussurigebietes nicht, wie groß die chinesische Bevölkerung daselbst ist, sie weiß nicht, wie und wo sie lebt und wie sie organisirt ist. Man hat Grund zu vermuthen, daß die Mantzen sogar noch jetzt der chinesischen Regierung Abgaben zahlen, welche von incognito reisenden chinesischen Beamten eingesammelt werden" (!). In den letzten Jahren scheint nun noch, wohl im Zusammenhange mit dem allgemeinen Drängen nach der Mandschurei und Mongolei, welches durch die Hungersnoth in Nordchina hervorgerufen ward, die chinesische Einwanderung nach dem Ussuri- und Amurgebiete sowohl zur See als zu Lande so stark zugenommen zu haben, daß im Laufe des Jahres 1880 (beim Wachsen der kriegerischen Aussichten) die russische Regierung es angezeigt fand, diesen Zudrang von Chinesen, wie schon früher, abzuwehren. Im April 1880 erließ das russische Konsulat in Schanghai eine Bekanntmachung, welche die Einwanderung von Chinesen nach jenen Gebieten von dem Besitz eines Konsulatspasses abhängig machte. Zugleich wurde auch die Einwanderung von Chinesen über die Binnenlandgrenze schärferer Beaufsichtigung unterworfen und die militärische Polizei besonders in Kjachta verstärkt. Uebrigens waren diese Vorsichtsmaßregeln auch zum Theil wieder durch Gesetzlosigkeiten verursacht, welche an den asiatischen Grenzen nicht ungewöhnlich sind, im Amurgebiet aber während des Frühlings 1880 eine sehr bedenkliche Gestalt annahmen. So brachen z. B. im April 17 Chunchusen (in den europäisch-chinesischen Blättern Honghusas genannt), welche sämmtlich beritten und mit Winchester-Repetirgewehren versehen waren, in die koreanische Niederlassung Sidima im Ussurigebiete [1]) ein, in welcher sie ohne Widerstand raubten, mordeten und brannten, und einige Mal traten sie in solcher Stärke über die Grenze, daß man in Wladiwostok und Nikolajewsk an das Herannahen größerer chinesischer Truppenkörper glaubte.

Ueberblicken wir diese vier Kolonisations-, Auswanderungs- und Handelsgebiete der Chinesen, welche man zusammenfassend die nordöstlichen nennen könnte, so finden wir eine eigentliche Ackerbaukolonie in der theilweise schon dicht bevölkerten Mandschurei, welche aus einem Nebenlande des chinesischen Reiches immer mehr eine der werthvollsten Provinzen desselben zu werden verspricht. Die mandschurische Bevölkerung wird trotz ihrer zahlreichen Privilegien immer mehr von der chinesischen zurückgedrängt oder unter Verlust ihrer Sprache und nationalen Sitten in dieselbe aufgenommen. So wie der Süden als Liaotong bereits in den engern Verband des Reiches aufgenommen ist, verspricht die ganze Mandschurei einst ein echter Theil des chinesischen Reiches zu werden. Ihre vorzügliche Geeignetheit für den Ackerbau befähigt sie dazu in hervorragendstem Maße. Die angrenzenden Theile von Korea (der neutrale Grenzstrich) sowie des Amur- und Ussurigebietes beginnen bereits in die Bewegung hineingezogen zu werden. Jener ist ausschließlich durch die Kolonisation für die Chinesen im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gewonnen worden, während die russischen Behörden in diesem mit Gewalt sich die Chinesen vom Leibe zu halten suchen. Wie lange dieses möglich ist, fragt sich bei der Schwierigkeit der Herbeiziehung

[1]) Die koreanische Einwanderung nach dem Amur-Gebiet, welche in den sechsziger Jahren nach wiederholten Hungerjahren, von denen Korea heimgesucht ward, begann, hatte trotz aller Hemmnisse, welche ihr die koreanische Regierung in den Weg legte, schon 1874 4000 Koreaner über die Grenze geführt. Diese Kolonisten werden als fleißige, lenksame Leute geschildert, und wurden demgemäß von der russischen Verwaltung mit offenen Armen aufgenommen. Vielleicht legte man dieser Einwanderung auch schon damals eine etwas weitergehende Bedeutung bei. Wenigstens schrieb schon 1874 ein Berichterstatter in den „Forschungen der sibirischen Abtheilung der Russ. Geographischen Gesellschaft": „Diese Auswanderung kann nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die politischen Beziehungen Koreas bleiben. Entweder kommt die koreanische Regierung zur Einsicht, daß sie mit ihrer strengen Verschließung des Landes eine fehlerhafte Politik verfolgt, oder die Furcht vor den russischen Annexionsgelüsten treibt sie zu einer Unbesonnenheit." Das erstere scheint sich gegenwärtig verwirklichen zu wollen.

europäischer Ansiedler. Einstweilen scheint von allen Ansiedlern im Amur- und Ussurigebiete keine Klasse so gut zu gedeihen wie die Chinesen, für deren Auswurf dies der echte „Far West“ ist mit allen Eigenthümlichkeiten des Amerikanischen ins Mongolische übersetzt, vor allem mit der hochgradigen Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeit eines guten Theiles der Bevölkerung. In den Hafenplätzen dieses Gebietes dominirt der chinesische Handel. Japan und Korea haben zunächst nur durch ihren Handel Bedeutung für China. Die chinesische Bevölkerung Japans ist einstweilen noch gering, entfaltet aber in den offenen Häfen eine Thätigkeit, welche den Europäern öfters schon unbequem wird. Ein früheres Kolonisationsgebiet Chinas ist 1879 endgültig von Japan in Besitz genommen worden. In Korea dürften nur vereinzelte, widerrechtlich im Lande sich aufhaltende Chinesen zu finden sein, und der koreanisch-chinesische Handel ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die energischen Fortschritte des japanisch-koreanischen gegenwärtig im Rückgange. China scheint mit beiden Mächten nicht auf dem besten Fuße zu stehen und nimmt ohne Zweifel ihnen gegenüber nicht die einflußreiche Stellung ein, welche ihm nach Größe, Volkszahl und geschichtlicher Bedeutung zukommt. Die Klärung dieser ihrer Natur nach nicht dauerhaften Lage ist natürlicherweise nur in dem Maße möglich, als die Ergebnisse der verschiedenartigen Politik zur Reife kommen, welche zunächst China und Japan gegenüber den westlichen Kulturmächten eingeschlagen haben.

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

IV.

Die Boote sind mit viel mehr Geschick und Geschmack hergestellt, als auf allen anderen Inseln Melanesiens. In Makira (San Christoval) sind dieselben aus Brettern von tiefbraunem Holze gearbeitet, an der Außenseite mit roth und gelb bemalten Schnitzereien verziert, zeigen aber weder Rippen noch Kiel, so daß sie leicht umschlagen, wenn sich die Last nicht genau in der Mitte befindet. In Bauro sind 10 bis 12 m lange, für den Krieg sogar 15 bis 16 m lange, 1 m breite, 80 cm tiefe Boote allgemein im Gebrauch, die von 14 bis 16 Ruderern vorwärts bewegt werden und außerdem noch 8 bis 10 Insassen Raum bieten. Aehnlich gebaut sind die sorgsam gearbeiteten für 15 bis 20 Mann bestimmten Kanoes der Bewohner von Choiseul. Außerordentlich leicht sind diejenigen von Santa Anna und Santa Catalina, sowie auch theilweise von San Christoval. Die vier Ruderer, die in denselben Platz haben, machen mit Leichtigkeit 4 engl. Meilen in der Stunde. Die elegantesten und leichtesten des ganzen Archipels werden auf Ulakua (île des Contrariétés) gebaut. Die Bewohner von Savu gehen mit ihren starken Kanoes weit ins Meer, um passirenden Schiffen Schweine, Kokos, Bananen, Melonen, Massen großer Eier u. s. w. anzubieten. Ausleger sah Bougainville bei Cap Laverdie (Bougainville) an kleineren nur aus einem gehöhlten Stamme bestehenden Booten, ebenso werden solche auf Siliyana gebaut. Die großen Kanoes der von Papuas bewohnten Koralleninseln, Carteret, besitzen dreieckige Mattensegel. Stets sind die beiden Enden an 6 bis 9 Fuß hoch, um dahinter gegen Pfeilschüsse geschützt zu sein, diejenigen der Kriegsboote außerdem mit außerordentlich phantastischen Schnitzwerken, roth und gelb gefärbten Feder- und Bastwerkkronen, Muscheln &c. geschmückt. Den Boden bildet gewöhnlich ein ausgehöhlter Baum von weißem und leichtem Holz, auf dem mit Bast und einer harzigen Masse (Mastix) zwei Schirmbretter befestigt werden und an diese nun die 3 bis 4 Zoll dicken Seitenwände. Die zu den schnellsten des Pacific gehörenden Boote von Simbo sind aus dünnen Brettern zusammengenäht und ähneln einem Walboot. Man baut sie in verschiedenen Größen, zur Aufnahme von 3 bis 30 Mann. Auch diejenigen Bougainvilles sind aus zusammengenähten Planken mit hohem Vor- und Achtersteven zur Aufnahme von 20 bis 30 Personen gefertigt. Die Ruder sind häufig am untern, spitzen, Ende verziert, zeigen Thiernachbildungen, oder Ornamente mit Perlmutter ausgelegt, die durch Mastix befestigt wird. Ueberall haben sie auffallende Aehnlichkeit mit den Keulen, die auf die Absicht schließen läßt, das Ruder bei etwaigen feindlichen Ueberfällen als Keule benutzen zu können. Gesang regelt das Eintauchen der Ruder. Bei größeren gemeinsam unternommenen Fahrten steht Einer am Stern des vordersten Schiffes und macht mit einem Bündel trockenen Grases oder dergleichen Zeichen, in welcher Richtung zu fahren sei. Nicht selten werden Reisen bis zu 100 Meilen unternommen, um entweder benachbarte Inselbewohner zu überfallen und Köpfe für die Kanoehäuser zu holen, oder auch, wie wir später sehen werden, an einem bestimmten Tage im Jahre zu einem gemeinsamen Waarenaustausch an einem vorher bezeichneten Orte. Durch derartige Fahrten sind namentlich die Bewohner Simbos bekannt, die deshalb vorzugsweise als gute Lootsen dem Schiffer zu empfehlen sind, um so mehr, da viele der englischen Sprache mächtig sind.

Kanoehäuser. Für gewöhnlich sind die größeren Boote auf dem Lande in Schuppen untergebracht, die oft außerordentlich reich mit Schnitzereien und namentlich durch die an dem Giebel hängenden Schädel erschlagener Feinde verziert werden. Bei Nacht richtet man sich nach dem Stande gewisser Sternbilder, den Plejaden, einem Kanoe, dem Bogenspanner, und anderen an den Himmel versetzten menschlichen und thierischen Wesen. Wie bei den Polynesiern knüpft sich auch hier an jedes derselben eine gewisse Sage. Das Wiedererscheinen der Plejaden am östlichen Horizont im November bezeichnet die Auferstehung des zur Frühlingszeit aus der Unterwelt emporsteigenden Lichtgottes, der dem Menschen die Freude bringt, weshalb ihm zu Ehren z. B. bei den Polynesiern Tänze stattfinden, und die Muschelhörner geblasen werden. Die Bewohner der Salomos veranstalten große, oft drei Tage währende Feste, mit gewissen religiösen Tänzen zu Ehren der Todten u. s. w. Die Plejaden zeigen ferner den Beginn der für die Schifffahrt günstigen Jahreszeit an, während nach ihrem Untergang im Westen, im April, die stürmische Zeit folgt. Wie auf der Mehrzahl der Südseeinseln wird auch hier nach Monden und Nächten gerechnet. Die leicht wahrzunehmenden Mondveränderungen regel-

ten die weitere Zeitrechnung, wie auch die Wiederkehr der Yamsernte. Den Beginn der Jahreszeit zeigen, wie erwähnt, die Plejaden.

Das „Daheim“ ist auf den Salomos entschieden behaglicher eingerichtet, als z. B. auf den Hebriden. Die durchschnittliche Länge der viereckigen Familien-Wohnstätten beträgt circa 15 bis 22 m, bei 12 m Breite. Das vorspringende auf Pfosten ruhende Dach ist mit Palmenblättern oder Gras gedeckt. Die 1 m hohen Seitenwände sind aus Bambus oft in hübschen Mustern geflochten. Häufig sind vor den beiden Eingängen der Schmalseiten Veranden angebracht, die dem ganzen Bauwerk etwas Zierliches, Geschmackvolles geben. Der Innenraum ist nur selten getheilt. Auf Isabella ist die eine Hälfte, die nur vom Häuptling betreten werden darf, den Weibern und Kindern, die andere den Männern zugewiesen. Der Fußboden ist mit sauber geflochtenen Matten bedeckt, ebenso die sich an den Wänden hinziehenden Bänke resp. niedrigen Gerüste, die als Lagerstätten dienen. Häufig fehlen diese und schlafen dann die Bewohner durcheinander auf dem auch als Speisetisch dienenden Boden. Den weitern Hausrath bilden einige Töpfe aus rothem Thon roh gearbeitet, einige hölzerne Nackenschemel, sowie auf den südlichen Inseln große Kalebassen als Trinkschalen. Verzierte Kokosnußschalen dienen als Flaschen, ein gerolltes Palmenblatt als Pfropfen. Zum Aufbewahren des zum Betelkauen nöthigen Kalkes werden theilweise Bambusschachteln, die an den Seiten durch eingeritzte Linien, oben und unten durch Stückchen Perlmutter verziert sind, theilweise Flaschenkürbisse benutzt, in deren Oeffnung ein zugespitztes Holz gesteckt wird, das beim Betelkauen in den Kalk gestoßen und dann durch den Mund gezogen wird. Zum Vertreiben der Insekten, sowie auch während der nassen Jahreszeit, brennen inmitten des Wohnraumes während der Nacht vielfach Feuer. In der Regenzeit bietet das sonst so geräumige Haus den Unbilden der Witterung nur ungenügend Schutz, ebenso ist während der trockenen Jahreszeit der Aufenthalt sehr heiß, so daß es kein Wunder ist, daß der Eingeborene, völlig nackt, wie er ist, häufig von Rheumatismen, Fieber u. s. w. geplagt wird. Fast am schlechtesten ist der Hüttenbau auf Sikiyana. Hier erhebt sich das aus Kokosblättern geflochtene Dach direkt vom Sandboden.

Die Häuptlingshäuser, die umfangreichen Versammlungshäuser und Kanoeschuppen sind besonders sorgfältig gebaut und durch Schnitzwerk, Malerei, besonders aber Schädel verziert. Bei ersteren ist der Dachstuhl circa 12 bis 14 Fuß hoch und durch mehrere geschnitzte Pfeiler getragen, die Länge beträgt etwa 40, die Breite 16 bis 20 Fuß. Die Bambuswände, Matten, sind noch sorgfältiger geflochten; einen besondern Schmuck bilden zahlreiche große irdene Töpfe, verzierte Näpfe, Flechtereien und hier und da Gewehre. Feuerholz und Sandelholz ist in einer der Ecken aufgestapelt.

Schädelkultus. Auf San Christoval, Savu, Neu-Georgien und den benachbarten kleineren Inseln, unter anderen Rubiana bestimmt, wahrscheinlich auch auf der Mehrzahl der übrigen Inseln hängen im Innern der Wohnungen häufig die Schädel hervorragender Familienmitglieder, sorgfältig mit dem Unterkiefer verbunden, von den Pfeilern herab, auf die mit möglichster Treue die Fleischtheile, die Gesichtszüge der Verstorbenen mit Thon, Harz &c. aufgetragen und nachgebildet werden. Auch die bevorzugte Bemalung des Verstorbenen ist nicht vergessen. Die Zähne sind zuweilen durch Holzstücke markirt, die Augen durch Perlmutter. Die Schädel hervorragender Häuptlinge oder sonstiger Berühmtheiten zieren die Versammlungshäuser. Sämmtliche werden mit gewissen Kräutern eingerieben und sorgsam geräuchert. Die diversen guten Eigenschaften, die der ehemalige Träger eines solchen Schädels besaß, als er noch unter den Lebenden weilte, gehen, dem Glauben der Eingeborenen nach, auf den jeweiligen Verehrer desselben über. Er ist der Hausfetisch. Wir kommen später noch auf diesen Ahnenkultus zurück. Die Giebel der Gemeindehäuser sind durch zahlreiche Schädel und Schnitzereien geziert, die Pfeiler des Innern zeigen aus Holz geschnitzte Götterbilder. Die Schuppen für die Kriegskanoes sind stets sehr mannigfaltig geschmückt. Auf Wanga fand der Kommandant des „Curacao“ ein solches, das mit solcher Genauigkeit geschnitzte Fischnachbildungen zeigte, daß der bekannte Dr. Günther, vom British Museum in London, sämmtliche Arten genau bestimmen konnte.

Die häufigen Feindseligkeiten der einzelnen Stämme haben auf Isabel eine eigene Baukunst hervorgerufen, die sogenannten Baumdörfer. Die zur Aufnahme von etwa 12 Personen bestimmten Hütten, „Bako“ genannt, sind in dem Geäst gewaltiger Bäume in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß angebracht. Der Stamm ist nach unten aller irgendwie entbehrlichen Zweige beraubt und völlig glatt. Eine aus Lianen oder Bambus gefertigte Leiter, die emporgezogen werden kann, dient zum Besteigen dieser luftigen Wohnung, deren Inneres einen Vorrath von Steinen und Speeren birgt, die von der vor dem Hause befindlichen Schwelle oder durch die Fallthür geworfen werden. Am Fuße eines jeden solchen Baumes ist eine andere Hütte errichtet, die zum Aufenthalt bei Tage dient. In gewissen Distrikten derselben Insel sind zur Aufnahme von flüchtigen Stammesangehörigen, auf der Höhe schwer zugänglicher Berge, auch durch förmliche Pallisaden geschützte Dörfer angelegt, „Tei-Taihi“ genannt, die von der See aus gesehen den Eindruck kleiner Forts machen. Selbstverständlich liegen die Wohnungen überall, wo es die Natur zuließ, im Schatten der Bäume und gewähren mit ihrem saubern Aeußern, der zierlich geflochtenen Umzäunung, dem dunkelen Hintergrunde und dem prächtig blauen Himmel häufig einen sehr malerischen Anblick. Die Pflanzungen liegen stets in der Nähe und sind theilweise von bedeutender Ausdehnung und mit Sorgfalt angelegt. Yams, Taro, Kokospalmen, Bananen, Brodfrucht, Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Betelnuß, Arekapalmen sind die Hauptgegenstände des Anbaues. An Hausthieren werden Schweine und Hühner gezüchtet.

Mehrere Dörfer stehen unter einem Häuptling, der überall sehr angesehen und stets ein großer Krieger ist. Nach ihm gilt der Rath der Aeltesten am meisten. Wie ersteren die erwähnten weißen Armringe kennzeichnen, so tragen diese auf dem Haupte zwei schöne weiße Federn, ein Zeichen der Würde. Niemand darf dieselben berühren. Die Würde eines Häuptlings ist nicht erblich, sondern wird stets nur dem Tapfersten verliehen; die Aeltesten wählen denselben. Auf Sikiyana fällt die Wahl stets auf denjenigen, der die meisten Jahre zählt.

Ein gewisser Rangunterschied wird strikte innegehalten, es giebt Edle und Gemeine, Herren und Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen. Der Unterthan hat dem Häuptling von dem Ertrag der Ernte, des Fischfanges, der Beute stets einen Theil abzugeben und zwar stets den von dem Herrscher gewählten; unterläßt er dieses, wird er zum Tode verurtheilt. Ueberhaupt ist das Strafrecht, namentlich auf Isabel, höchst grausam und willkürlich. Wer z. B. in den Schatten eines Häuptlings tritt, verfällt dem Tode. Ist der Unglückliche reich, so kann er sich durch einen Theil seines Vermögens loskaufen. Auf einigen Inseln (Neu-Georgien, Simbo) ist die Macht des Häuptlings geringer, seine Würde

nur nominell, während die Aeltesten stets hoch geschätzt werden. Sie sind auch meistens die Priester, die Vermittler zwischen den Lebenden und Todten. Wird von ihnen irgend etwas mit dem auch hier üblichen „tabu" belegt, so ist es heilig, unantastbar. Dieser polynesische Brauch macht sich vielfach unter den papuanischen Stämmen bemerkbar. Der ehemalige Einfluß der Polynesier zeigt sich so nach vielen Richtungen.

Die Stellung der Frauen ist hart und derjenigen von Sklavinnen ähnlich. Schon daß sie wenig Schmuck tragen, kennzeichnet dieselbe. Sie kochen, bestellen den Boden, tragen auf Reisen alles, was die Familie ihr eigen nennt. Für ein wenig Tabak, Glasflaschen, Aexte werden sie nicht selten dem Fremden offerirt. Trotzdem ist das Familienleben oft ein herzliches zu nennen; häufig sieht man Mann und Frau gemeinsam mit den Kindern kosen. Die Frau sieht diese eigenartige Behandlung als selbstverständlich an; ihr gilt der Mann als viel höher stehend, sie räumt ihm unumschränkte Gewalt über Leib und Leben ein. Polygamie herrscht allgemein, doch machen nur die Reichen und Häuptlinge davon Gebrauch. Schon als Kinder werden die Mädchen verlobt, häufig schon, wenn sie kaum geboren sind. Sobald sie die Reife erlangt haben, was im tropischen Klima sehr früh der Fall ist, findet die Heirath statt. Sobald das Kind einigermaßen laufen kann, wird es mit zur Jagd und zum Fischfang genommen. Beim Spiel dienen kleine Speere als Wurfgeschosse für aufgehängte Kokosschalen. Auf Isabel soll die eigenthümliche Sitte bestehen, daß die Mädchen bis zur geschlechtlichen Reife in der Familie des Bräutigams leben. Auf anderen Inseln werden diejenigen Mädchen, die die Pubertät erreichen, während einiger Monate in eigenen Hütten eingesperrt, niemand, außer bestimmten alten Frauen, darf in dieser Zeit zu ihnen. Die Hochzeit findet stets unter großer Feierlichkeit, an der das ganze Dorf theilnimmt, statt. Dieselben werden bei den Gemeindehäusern, den sogenannten „heiligen Häusern", abgehalten. Frauen dürfen zu anderen Zeiten diesen als Tempel dienenden Schuppen nicht betreten. In ihm werden alle wichtigen Fragen verhandelt, Krieg und Frieden beschlossen, von den Göttern und den Geistern der Vorfahren, die hier weilen, Rath erholt.

Wenn alles Volk, das zur Hochzeit geladen, oder nicht geladen ist, sich rings um das Versammlungshaus im Kreise gelagert hat, werden erst die Götter angerufen, dann vom Priester-Häuptling und dem festlich geschmückten Brautpaare (der Mann in vollem Waffenschmuck) auf einem Stein, der vor einem uralten Bananenbaum in der Nähe steht, einige Blätter von einem bestimmten Baum geopfert, und nun ruft die Muscheltrompete zum Tanz. Die Musik besteht aus circa 20 Mann. Etwa 12 haben Rohrflöten (Panflöten, 23 an einander befestigte Rohrpfeifen und circa 83 cm lange, 6 cm dicke gerade Flöten aus Bamburohr, die häufig durch Linienornamente verziert sind), denen sie zwei bis drei Töne mit Terz- oder Quintakkorden entlocken. Die übrigen bearbeiten große dicke Bambutrommeln mit einem Stock. Jede dieser mit einem Schallloch versehenen Trommeln ist genau einen Grad kleiner oder größer als die andere, und giebt einen Ton, der genau eine Oktave von dem der vorhergehenden differirt. Der Takt ist mustergültig, die Melodie bald schwärmerisch, melancholisch, bald wild aufbrausend. Häufig tönt Gesang dazwischen, der nur von Flöten begleitet wird. Auch Maultrommeln von eigenthümlicher Form sind in Gebrauch. Die Tänze zeichnen sich durch große Regelmäßigkeit und Anmuth der Bewegung aus. Die Begleiter Dumont d'Orvilles, Coupvent, Dumoulin und Lafond, geben eine Schilderung der Tänze der Eingeborenen Isabellas, die noch jetzt auf den Salomos überall üblich sind. Nachdem diese drei in echt französischer Weise dem Häuptling die besten Tänze ihres Vaterlandes vorgetanzt und die Marseillaise gesungen hatten, gab dieser den inzwischen herbeigekommenen vorher bestimmten Tänzern ein Zeichen. Einige 20 Männer und Frauen traten nun Hand an Hand, Schulter an Schulter vor, und beugten, einen langsamen Gesang beginnend, in gleichmäßigem Tempo mehrfach die Knie. Die Männer, ohne Waffen, trugen nur den maro um die Hüften, die Frauen, im Uebrigen ebenfalls unbekleidet, hatten auf dem Gesäß eine Menge trockener, zusammengebundener Blätter, die mit einem Stück Stoff bedeckt waren. Ihr Gesang klang sehr langsam und monoton, jedoch völlig fest im $^{3}/_{4}$-Takt; ein jeder schrie, so stark er konnte, trotzdem harmonirten Terz und Quinte stets. Nun ward ein Halbkreis formirt, vor dessen offene Seite ein in vollem Waffenschmuck glänzender Krieger trat und ein sehr wirkungsvolles Kampfspiel begann. Bald legt er den Speer ein, sich mit dem Schilde deckend, bald schwingt er drohend die Keule, jede Bewegung genau nach dem Takt der Musik geregelt. Nach einer Weile werden seine wilden Geberden friedfertiger, er schließt sich den Tänzern an. Diese bildeten nun einen Kreis, beugten wiederholt die Knie und Männer und Frauen traten dann nach verschiedenen Seiten ab. Während der nun folgenden großen Pause ging der Häuptling die Reihen auf und ab, eindringlich zu den Anwesenden redend.

Auf ein zweites Zeichen traten 25 bis 30 Krieger, mit Lanze und Schild bewaffnet, auf. Wieder wurden Kreise gebildet, die Knie gebeugt, ein Scheingefecht aufgeführt und von Seiten des Häuptlings eine abermalige Rede gehalten.

Originell waren die nun folgenden Tänze der Musikbande. Jeder trug in der einen Hand die Lanze, in der andern sein Instrument und den Schild, während die Keule im Leibgurt steckte. Nach Bildung des Kreises stimmten sie eine schnelle, sehr bizarre walzerähnliche Weise an. Die Trommel markirte den Takt. Abwechselnd hielten sie die Lanze wagerecht, sperrten die Beine auseinander, die Knie beugend, als wenn sie zum Wurf ausholen wollten, drehten sich dann in zwei Tempos auf den Hacken herum, sprangen empor, machten zwei Schritte links, um dieselben Bewegungen wieder zu beginnen. Jede Bewegung ward durch drei Takte der Musik geregelt. Jeder Tänzer nahm so nach und nach die verschiedenen Plätze des Kreises ein, erst als ein jeder an seinem Ausgangspunkte angekommen war, ward das Schlußzeichen gegeben. Einen imposanten Anblick bot der nun folgende Tanz von 50 Mädchen jeden Alters. Der Kopf war mit Kalk gepudert, Halsbänder von Zähnen aller Art schmückten den Nacken, wohlriechende Blumen zierten das Haar. In der Hand hielten sie einen circa 70 cm langen hübsch geschnitzten, mit Vogelfedern verzierten Stock. So avancirten sie langsam in einer Front, bildeten einen Kreis und stimmten dann auf das gegebene Zeichen des Häuptlings eine sehr schnelle, monotone Weise an. Beim ersten Pas des Tanzes hielten sie mit gespreizten Füßen den Stock wagerecht, zogen dann die Füße heran, stampften mit der Ferse die Erde, hielten den Stock senkrecht, drehten sich um sich selbst und wiederholten diese Bewegung mehrfach, bis auch sie den Kreis herumgetanzt hatten und das Schlußzeichen gegeben ward. An den Tänzen nehmen nur die Unverheiratheten Theil, die Uebrigen, die Kinder im Vordergrunde, sehen zu.

Nun beginnt die Hauptsache, der Schmaus. Man hat nämlich inzwischen eine Anzahl Ferkel und größere Schweine zubereitet, auch wohl, wenn das Glück hold war, einen Menschen geschlachtet und in der früher erwähnten Weise zerlegt und verzehrt. Nebenher werden Yams und die weiter vorn genannten Kuchen, Brot, gewonnen aus der Pflanze

„binao“ ꝛc., gegessen. Als Getränk dient Palmwein, auf den südlichen Inseln auch Kawa. Die Wurzel wird hier von Knaben zerkaut, mit Wasser versetzt, durch Bast geseiet und kurze Zeit stehen gelassen. Der schmutzigbraune, trübe Trank ist dann fertig.

Gewöhnlich werden diese Feste beim Vollmond abgehalten, außerdem dienen Fackeln aus dem Balsam „Takamaka“ (Calophyllum), die heller als Wachskerzen brennen, zur weitern Beleuchtung. Bei Tagesanbruch sucht jeder sein Heim auf.

Das Ende von Dr. M. Buchner's Reise im südlichen Kongo-Gebiete[1].

Daß Dr. Buchner's Versuche, nordwärts in das unbekannte Innere des Kongo-Beckens einzudringen, gescheitert sind, meldeten wir bereits auf S. 272 dieses Bandes. Seitdem ist in Berlin ein vom 4. März dieses Jahres aus Malange datirtes Schreiben eingetroffen, welchem wir das Folgende entlehnen.

„Durch Brief von Muene Tschikamb aus, datirt 30. Juni 1880, wissen Sie wohl bereits, daß ich damals im Begriff stand, dem rechten Ufer des Kassai nach Norden zu folgen, ohne Führer, ohne selbst die nothdürftigsten Erkundigungen über den einzuschlagenden Weg zu besitzen. Meine Entdeckungsreise dort dauerte auch nicht lange. Schon nach fünf äußerst beschwerlichen Tagen war ich durch die Umtriebe der Muatyamvo-Polizei, welche die Tukongo zum Kriege gegen mich aufwiegelte, durch die Feigheit meiner Mannschaft, welche sich mit den Eingeborenen verband und mir erklären ließ, insgesammt davonzulaufen, falls ich sie zwingen wollte, noch weiter abwärts zu gehen, durch die Unwegsamkeit jener sümpfereichen Gegend, in der ich schließlich stecken blieb und nicht mehr wußte, wohin, endlich auch noch durch Fieber genöthigt, nach dem freundlicher gesinnten linken Ufer überzusetzen. Ich hatte eben den 8. Grad südlicher Breite, welcher in jener Gegend die Nordgrenze des Lunda-Reiches bezeichnet, hinter mir. Wäre es mir dort gelungen, ohne fremde Hülfe, an die nicht zu denken war, eine Passage über die mir vorliegende ausgedehnte Papyrus-Lagune zu finden, so wäre ich im Lande der unabhängigen Tubinsch oder Tubindi[2]) gewesen, welche Kannibalen sein sollen, und hätte nach wenigen Kilometern jenen größern Weg erreicht, von dem ich wußte, daß auf ihm die Kioko nach Nordost zu ziehen pflegen, um Elephanten zu schießen und Menschen zu rauben. Einmal auf das linke Ufer des Kassai verschlagen, konnte ich an meine zu Hause gehegte Absicht, Nyangwe zu erreichen, nur mehr mit schmerzlichem Hohn zurückdenken. Bereits einen Tagemarsch vor jener ersten Katastrophe hatte mein Unglück mit der nächtlichen Flucht von sieben Trägern sammt Gewehren und Munition begonnen, und links vom Kassai kostete mir die Furcht vor den Menschenfressern drei weitere Deserteure. Meine Leute waren alle wieder einmal förmlich demoralisirt, so daß ich die Idee, den zwischen Kassai und Luembe mehr abwärts wohnenden Turrubba-Fürsten[3]) einen Besuch abzustatten, aufgeben und es als großen Sieg betrachten mußte, daß es mir gelang, meine durch lügenhafte Führer — welche behaupteten, der Sümpfe halber müßten wir weite Umwege machen — zwei Tage lang südwärts gesteuerte Karawane gewaltsam zurück und nach Nordwest zu dirigiren, wodurch ich zu dem Mababa-Häuptling[4]) Sainiambu am Luembe gelangte. Von diesem aus wollte ich zu Tambu a Kabong und dann zum Kiluata, dem aufrührerischen Sohne des Mai Munene, demselben, bei welchem Schütt zur Umkehr gezwungen wurde. Nach den in Mussumba erhaltenen Auskünften hatte ich Gründe anzunehmen, daß beide in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu Muatyamvo standen, und daß Schütt's Mißgeschick hauptsächlich durch die Thätigkeit des nachher große Freundschaft heuchelnden Muatyamvo-Sohnes Musevu bewirkt worden war.

Ein langwieriger Elfenbeinhandel verschaffte mir die Zusage Sainiambu's, Führer zu Tambu a Kabong zu geben, und da der Weg, den diese mir zeigten, nach Nordwest ging, war ich zufrieden und entdeckte erst am Tschihumbo, daß ich auch hier wieder angelogen worden war, daß mir als der große Tambu a Kabong nur ein untergeordneter Grenzhäuptling desselben vorgeschwindelt werden sollte, und daß ich bis zu jenem noch mindestens drei Tage lang am Tschihumbo abwärts zu marschiren hatte. Die Schwierigkeiten der Wege an Flüssen entlang kannte ich bereits zur Genüge; auch der Tschihumbo bildete in dieser Beziehung keine Ausnahme, nur daß es hier statt der flachen sumpfigen Querthäler des Kassai tief eingeschnittene Waldschluchten voller Lianen waren, welche uns stundenlang aufhielten. An dem guten richtigen Wege zu Tambu a Kabong, welcher wie alle größeren Wege (dieselben sind aber alle nicht breiter, wie unsere Pfade durch Getreide, in der Trockenzeit oft verwischt und kaum zu erkennen) hoch oben auf der Wasserscheide des Plateaus nach Nord lief, war ich vorbeigelockt worden. Merkwürdigerweise folgten mir meine Leute diesmal ohne zu murren, aber ich sollte jetzt ausschließlich an dem Widerstande der Eingeborenen scheitern. Nach jeder Strecke von zwei Kilometer kam eine Waldschlucht, auf jeder Savanenzunge zwischen zwei Waldschluchten lag ein Dorf und jeder Dorfhäuptling behauptete, ich müsse bei ihm bleiben, erhob ein großes Geschrei und versuchte uns in den Sackgassen zwischen den Maniokfeldern irre zu leiten, als wir weiterzogen. Immer größer wurde dieses Geschrei und die Aufregung über meine Zeugballen und Perlsäcke, Gewehre, Kisten und Koffer, denn so etwas war noch nicht dagewesen. Zwei Tage ging es in dieser ungemüthlichen Weise fort, bis mich der Kalala Lana ka Ntamb durch einen „Krieg“, den er mir machte, zur Umkehr zwang. Dieser fühlte sich beleidigt, weil ich der Verzehrung seiner Ziege nicht einen ganzen Rasttag widmen wollte, und weil ich es rundweg ablehnte, mit ihm Sklaven und Elfenbein zu schachern. Er berief deshalb ein ungemein malerisches Gesindel von etwa 200 phantastisch geschmückten Kriegern zusammen, welches sich in weitem Halbkreis um unser kleines Lager herumsetzte und in endlosen litaneiartigen Reden mit dem ewig wiederkehrenden allgemein ausgestoßenen Refrain „Moio“ über meine unbegreifliche Abneigung gegen den Handel schimpfte — schrecklich anzusehen und noch schrecklicher anzuhören. Tausende von Pfeilen wurden in Köchern herbeigeschleppt, auch einige Feuergewehre machten sich bemerkbar, jedoch schien das Pulver zu fehlen. Neue Zuzüge kamen mit klingendem Spiel,

[1]) Vergl. oben S. 187 und 201.

[2]) Schütt nennt die „Tubinge“ gleichfalls Kannibalen, die vom Muatjamvo unabhängig sind, und verzeichnet sie zwischen 7° 15′ und 7° 25′ südl. Br.

[3]) Luba bei Schütt, westlich von den Tubinge, doch in gleicher Breite.

[4]) Bei Schütt Mataba, unter 8° südl. Br. und zum Lunda-Reiche gehörig.

mit Trommeln und Glocken, mit Pfeifen und Trompeten aus Elephantenzähnen über die Hänge herab; die Gesichter trieften von rother Farbe, riesige Federsträuße krönten die Häupter, und jedesmal erhob sich ein betäubender Jubel bei der Ankunft solcher Verstärkungen. Es wurde mir immer wahrscheinlicher, daß es auf meine Beraubung abgesehen war. Zuerst sollte ich entweder erklären, daß ich hier an Ort und Stelle ein Handelshaus errichten, oder sofort 5 Faß Pulver und 5 Gewehre Strafe zahlen und schleunigst noch an demselben Tage über die Grenze zurückkehren wolle. Letzteres wäre Selbstmord gewesen, darüber waren wir alle einig; selbst mein sonst so erbärmlicher Soba Mukelle war der Ansicht, daß wir lieber kämpfen müßten. Meine Diplomaten gingen hin und her. Ich fuhr unterdeß fort, das Lager zu befestigen, die geladenen Gewehre meiner Leute, von denen der größere Theil aus Schreck und Angst wie gelähmt war, in Sicherheit zu bringen, vertheilte Munition, putzte meine eigenen Gewehre und schüttete für diese etliche hundert Kartuschen in meine große Waschschüssel. Als mich die Feinde solchermaßen zum Kampfe gerüstet sahen, wurden sie bescheidener, und gegen Abend begnügten sie sich mit einer ganz unbedeutenden Entschädigung in Zeug und Kaurimuscheln unter der Bedingung, daß ich morgen in aller Frühe meinen Rückmarsch antrete, wogegen ich verlangte, daß sie sich nach Hause begeben, und daß morgen kein Bewaffneter mir in den Weg treten solle. Dies geschah, und so war ich zum zweitenmal gescheitert.

Daß ich im Tambu-a-Kabong-Lande [1]) so rasch umkehren mußte, war vielleicht kein großer Schaden; ja es war wohl ein Glück, daß mir jener „Krieg“ gemacht wurde, ehe ich tiefer in das eben so interessante wie gefährliche Volk der Turrubba hineingerathen konnte. Bis ich den Tambu a Kabong selbst erreichte, mochten noch ein Dutzend Häuptlinge, wie der Kalala kana ka Ntamb, mit dem Geschrei: „Hier bleiben! Haus bauen! Sklaven, Elfenbein, Papageien kaufen!“ zu überwinden sein; der Weg war abscheulich, und schließlich mitten unter solchen aufgeregten Menschen, die wahrscheinlich immer zahlreicher wurden, über den Tschihumbo zu setzen, auf Kähnen, die diesen selbst gehörten, das war mir von allem Anfang an bedenklich gewesen. Hiermit war mir auch der Weg zum Kiluata verdorben, da südlich von diesem die Kioko-Räuber des Kissenge zu Hunderten nach dem Lande des Mai Munene zogen, gegen welchen der Kiluata noch immer sich empört hatte. Eine Begegnung mit ihnen konnte mir verhängnißvoll werden. Es blieb also nichts übrig, als bis zum Kahungula Mudába am Lovo zurückzugehen und dort einen dritten Versuch nach Norden zu machen. Der Kahungula Mudába ist ein sehr wichtiger Punkt, da von ihm aus ein Handelsweg nach den im Norden und Nordosten liegenden Tukubba und Tuschilange jenseits des Kassai führt. Ich fand dort einige dreißig Tuschilange vor, welche sich Söhne des Kassong nannten und am Lulua in Nordostrichtung zu Hause sein wollten. Diese waren von Kioko mit in ihr Land gelockt worden und zu Kahungula geflüchtet, als jene anfingen sie in die Sklaverei zu verkaufen. Kahungula, ein schlauer Handelsmann, wollte sie nun wieder zurückbringen, um sich dafür von Kassong mit Elfenbein entschädigen zu lassen. Wie gern hätte ich den Aufforderungen dieser anscheinend liebenswürdigen und naiven, über und über tatuirten Tuschilange oder Kassongo-Söhne entsprochen, sie zu begleiten. Aber auch hieran war nicht zu denken; denn erstens empörten sich meine Träger gegen mich, verklagten mich beim Kahungula, daß ich immer nur „abwärts“ gehen wolle, und zweitens gerieth ich unabhängig hiervon mit diesem selbst in Zwist, durch die Schuld meiner Träger, welche dadurch nur um so unverschämter wurden. Kaum merkte der fast fortwährend von Palmwein betrunkene Kahungula, daß ich allein stand, so wurde auch er unverschämt. Auch er machte mir „Krieg“, wobei ich meine eigenen Leute entwaffnen mußte, „und zwar,“ so ließ er mir sagen, „sei dies der Krieg des Muatyamvo, weil ich immer nach abwärts gehen wolle. Was hätte ich bei den Turrubba zu suchen gehabt; Muatyamvo hätte mir den Weg freigegeben, um in mein Land zurückzukehren, nicht aber, um in der Welt herumzusteuern; er habe Befehl, mir Alles, was ich noch an Waaren hätte, wegzunehmen, und für mich gebe es nur noch den direkten Weg nach Kassansch, bis wohin er mich mit Gewalt bringen lassen würde.“ Das war natürlich alles eitel Geflunker; er war nicht etwa durch einen Kaluata (Boten) Muatyamvo's, sondern bloß durch meine eigenen Leute instruirt, und in den wenigen nüchternen Stunden heuchelte er wieder intensive Freundschaft. Meine Träger andererseits forderten von mir ein Pagamento, widrigenfalls sie mich ganz allein zu lassen gedächten, und erklärten ebenso wie der Kahungula, daß für mich nur mehr von dem direktesten Wege nach Malange die Rede sein könne. Dazu kam noch, daß Bangela-Händler das Gerücht ausgestreut hatten, in Malange sei es mit der portugiesischen Herrschaft zu Ende, wodurch der Soba Mukelle und seine nächsten Anhänger sich ermuthigt fühlten, mir gänzlich zu kündigen und die Heimreise auf eigene Faust anzutreten. Da somit für mich nicht mehr viel zu verlieren war, so übte ich Geduld, blieb liegen und ertrug fast einen Monat lang die Rohheiten der Kahungula-Leute und die Unbotmäßigkeit meiner Träger. Es gelang mir, den Kahungula wieder zu versöhnen und mit den besseren Trägern ein neues Kompromiß abzuschließen. Denn noch war eine allerdings bescheidene Hoffnung vorhanden. Ich konnte vielleicht den Rückmarsch nach Malange über Muata Kumpana (wahrscheinlich nördlich von 6° südl. Br.) und Muene Putu Kassongo am Koango [1]) bewerkstelligen und so einen für die Zukunft höchst wichtigen, ja eigentlich nothwendigen Weg nördlich um das Land Kassansch herum rekognosciren, eine Aufgabe, die nun durch Herrn v. Mechow sehr glücklich gelöst worden ist. Dagegen konnte weder der Kahungula etwas einzuwenden haben, weil ich ja dann noch innerhalb des Muatyamvo-Reiches blieb, noch war für meine Leute Gefahr vorhanden, Menschenfressern zu begegnen, und ich hätte dann wenigstens vom Kassai aus die ganze Nordgrenze der Lundaherrschaft abgegangen. Endlich nach unsäglichen Mühen, durch Drohungen und Bitten, erreichte ich es, daß meine Träger gegen die schriftliche Zusicherung eines Pagamento von 20 Peças, zahlbar in Malange, und gänzlicher Amnestie sich hierzu bereit erklärten, und daß Kahungula mir Führer zu Muata Kumpana versprach, nachdem ich ihm hierfür reiche Geschenke angeboten. Kahungula ließ sich ganz gern bestechen, aber er betrog mich doch, vielleicht im Einverständniß mit meinen eigenen Leuten. Sämmtliche Lunda und sämmtliche Kioko, die ich zu passiren hatte, wurden angewiesen, mir vorzulügen, daß Muata Kumpana links vom Loange

[1]) Schütt setzt das Dorf dieses Häuptlings, welchen er „Tambu Kabongo“ nennt, aber nicht selbst besuchte, unter 7° 16′ südl. Br., Buchner unter 7° 22′ südl. Br.

[1]) Den erstern Häuptling verzeichnet Schütt als „Muata Cumbana, Fürst der Pende, dem Matiamvo tributpflichtig“ am Zusammenflusse des Loangwe (am rechten Ufer desselben) und Luchico etwa unter 6° 22′ südl. Br. und 20° 53′ östl. L. Greenwich, letzteren als „Mueneputu Cassongo“ im Lande der Mahungo oder Muçuco unter 7° 42′ südl. Br. und 19° 10′ östl. L. Gr.

liege. Diese allgemeine Lüge war mit einer bewunderns- würdigen Präcision organisirt; selbst die Weiber auf dem Felde in den entlegensten Dörfern, die ich ganz allein — denn ich hatte ja Niemand — aufsuchte, um vielleicht doch noch irgendwo ein ehrliches Menschenkind zu entdecken, waren mit im Komplott. Ich wurde an meinem eigenen bessern Wissen irre und setzte, bittere Zweifelsqualen im Herzen, über den Loange, denn ein Widerstreben gegen die allgemeine Aussage durfte ich ja im Hinblick auf die schwierige Stimmung meiner Leute nicht wagen. Links vom Loange wurde mir volle Gewißheit, daß ich abermals schmählich betrogen worden war. Zugleich aber war die Gegend so menschenleer, daß ich ein gewaltsames Vordringen nach Nord, um weiter unten das Gebiet des Muata Kumpana, welches höchstens drei Tage entfernt war, zu erreichen und wieder über den Loange zurückzugehen versuchen konnte und mußte. Es galt jetzt Biegen oder Brechen und — meine Sache brach. Ich hatte einen mir entsprechenden alten Weg gefunden, den ich am nächsten Morgen einschlagen wollte. Das hatten meine Träger gemerkt; in der Nacht entstand auf einmal ein großes Geschrei — alle Träger bis auf acht waren verschwunden und hatten mitgenommen, was sie, ohne Lärm zu machen, mitnehmen konnten, alle ihre Gewehre, Mauserkartuschen, Theebüchsen, Messingdraht und leider auch einen Pack sehr schöner Gewebe aus Tukubba-Land. Die im Lager zurückgebliebenen acht Helden der Treue waren nur deshalb nicht mitgelaufen, weil sie, mit den anderen verfeindet, nichts von der Verschwörung wußten. An diese stellte ich zweimal die Anfrage, ob sie mich nicht doch noch zu Muata Kumpana begleiten wollten, ich bot 30, ich bot 40 und 50 Peças, aber sie lehnten ab, und so war mein Schicksal, auf demselben Wege wie Schütt nach dem Koango zurückzukehren, entschieden. Ein glücklicher Zufall führte mir eine aus Ambakisten und Bangela gemischte Händlergesellschaft zu, die sich für theures Geld bis zum Koango engagiren ließ, so daß ich nichts Werthvolleres mehr wegzuwerfen brauchte. Den Koango passirte ich beim Kitamba Kia Kipungo, Ihnen bereits durch Schütt's erstes Unglück bekannt [1]), weil dort ein Weißer wohnte, von dem ich Lebensmittel zu erhalten hoffte, der indeß fast noch ärmer war als ich selbst. Ich besuchte von dort aus noch den Kapenda ka Mulemba, den König der gänzlich ungefährlichen Schinsch (Chinge in Schütt's portugiesischer Schreibweise), dann ging ich über Feira (auch dort herrscht Elend unter den einzigen vier Weißen) auf dem Wege des Bumba, welcher noch nicht kartographirt war, hierher. Ich bin von den Bangela, mit Ausnahme des Kitamba, welcher anfangs etwas unverschämt that, aber bald mein Freund wurde, sehr gut behandelt worden: sie sind der höchststehende Stamm, den ich kenne; doch danke ich dies wohl mehr meiner Armuth an Waaren und möchte keinem Forschungsreisenden rathen, das Land Kassansch von außen nach innen, noch mit vollem Reichthum, durchziehen zu wollen."

Außerdem enthält der Brief noch Angaben über die Rückfahrt, über die Möglichkeit des Reisens in jenen Gebieten u. a. m. Wichtig ist besonders folgender Passus:

„In Bezug auf den Verlauf der größeren Flüsse habe ich nach Gesehenem und Erkundetem denselben Eindruck erhalten, wie Schütt; sie fließen da, wo ich gewesen bin, noch immer einander parallel nach Norden. Der Kassai wendet sich schon von 8° südl. Br. an nach Nordwest, nimmt wahrscheinlich auch den Koango auf und ist vielleicht der Ibari Nkutu Stanley's."

So sehr das Mißgeschick des wackern und vielseitig gebildeten Reisenden zu bedauern ist, so ist es doch ein Trost, daß er immerhin einen nicht unbeträchtlichen bisher leeren Raum auf unseren Karten ausfüllen bezw. berichtigen wird. Die Freunde der Erdkunde werden ihm deshalb einen vielleicht nicht so geräuschvollen, aber doch warmen und herzlichen Empfang bei seiner Rückkehr nach Europa bereiten, und er hat einen solchen redlich verdient.

[1]) Schütt's Karte setzt den „Quitamba Caquipungo" nach 9° 12' südl. Br. und 18° 39' östl. L. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 28. März und 4. April n. St. hat der Oberst Prschewalski im Saale des pädagogischen Museums in Petersburg Vorträge über seine Reisen in Innerasien in den Jahren 1879 und 1880 gehalten. Am 16. April erfolgte im großen Konferenzsaale der Akademie der Wissenschaften die Eröffnung der Ausstellung der von Prschewalski während seiner Reise gesammelten Gegenstände. In einem kleinen Zimmer vor dem Saale waren die Fische, 53 Arten in 423 Exemplaren, ferner Reptilien und Amphibien, 50 Arten, und im Ganzen 976 Exemplare, aufgestellt. Im Saale selbst hingen links vom Eingang zwei große Karten, welche den zurückgelegten Weg darstellen. An Säugethieren fanden sich 90 Arten mit 408 Exemplaren. Außerdem war in dem Saale selbst ein ganz eigenthümliches Luntengewehr und eine Lanze aufgestellt, die von der Expedition den Igräern im Kampfe abgenommen sind. Längs der linken Wand am Ende des Saales standen systematisch geordnet die ausgestopften Thiere, längs der rechten Wand 12 Glasschränke mit kleinen Vögeln und zwei Glasschränke mit kleinen Raubthieren. In der Mitte des Saales befanden sich auf einem die ganze Länge desselben einnehmenden Tische Geier, Adler, Fasanen und Wasservögel. Ein zweiter Tisch trug 17 Glaskästen mit kleinen Vögeln, ein Kasten war mit Insekten gefüllt. Vor den Fenstern waren auf Säulen Geier, Adler, Kraniche, Schwäne und besonders große Exemplare von Vögeln aufgestellt. Die Ausstellung dauerte einen Monat. Am 7. (19.) April wurde dem Obersten Prschewalski der Ehrenbürgerbrief der Stadt Petersburg überreicht.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXIX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Lissabon.

(Nach dem Französischen des Herrn J. Leclerq.)

Wir entnehmen die nachstehenden Schilderungen der portugiesischen Hauptstadt einem anziehenden Berichte, den der Verfasser der „Voyages aux îles fortunées", Herr J. Leclerq, über eine im Februar 1879 unternommene Reise nach Portugal veröffentlicht. Es ist eine auffallende, wenn auch durch die obwaltenden Verhältnisse leicht zu erklärende Erscheinung, daß Lissabon, trotzdem es wegen seiner herrlichen Lage mit Recht zu den schönsten Städten der Welt gezählt wird, doch unter allen großen europäischen Hauptstädten die am wenigsten von Reisenden aufgesuchte ist. Als Handelsplatz von nicht geringer Bedeutung und zugleich ein wichtiger Stationshafen für die Mehrzahl der nach Südamerika bestimmten Schiffe, wird es von unseren Touristen weit seltener zum Ziele ihrer Reisen gewählt, als man wohl annehmen könnte. Und hierin wird fürs erste kaum eine Aenderung eintreten: denn bis zur Vollendung der Linie Zamora-Oporto, die den Weg von Paris nach Lissabon abkürzen soll, wird voraussichtlich noch manches Jahr vergehen; unterdessen müssen die Reisenden einen weiten Umweg über Madrid und Badajoz machen, und ist, da die Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnen dortzulande viel zu wünschen übrig läßt, Lissabon weiter von Paris entfernt als Petersburg oder Moskau.

In den ersten Tagen des Februar verließ Leclerq Madrid, wo er sich kurze Zeit aufgehalten hatte. Die augenscheinlich wenig frequentirte Linie Madrid-Lissabon führt bis zur portugiesischen Grenze durch eine reizlose, traurige Landschaft. Auf die kahlen, windigen Ebenen der Mancha folgen die wilden Thäler der Sierra Morena, des castilisch-andalusischen Scheidegebirges, das, bedeutend niedriger als die Sierra Nevada, auch in dieser winterlichen Jahreszeit die Gipfel seiner finsteren, schroffen Berge überall frei von Schnee zeigte. Die Stationen Almadén und Castuera sind elende Holzbaracken in der finstern Einöde der Sierra. Almadén ist durch seine Quecksilberminen berühmt, bei Castuera werden jetzt die ergiebigen Bleiminen, die schon zur Römerzeit bekannt waren, von einer englischen und einer französischen Gesellschaft ausgebeutet; eine Pferdebahn verbindet das Bergwerk mit der Station. Gegen Abend in der Grenzfestung Badajoz am Guadiana angelangt, setzte Leclerq am nächsten Morgen erst die Reise fort, da es ihm darauf ankam, die Fahrt bis Lissabon bei Tage zu machen. Nach dem auch in Spanien eingeführten Gebrauche gehen freilich die Courierzüge auch auf dieser Strecke nur Nachts; wer bei Tage reisen will, muß den tren misto, den gemischten Zug, benutzen, der, in diesem Falle aus zehn bis zwölf Güter- und einem Personenwagen bestehend, seine beiden einzigen Passagiere im behaglichen Laufe von ungefähr 10 km in der Stunde durch die Provinzen Alemtejo und Estremadura führte. Diese Langsamkeit aber, welche die Geduld jedes in Geschäften Reisenden auf die härteste Probe stellen muß, war Leclerq nur erwünscht: folgt doch, nachdem man die portugiesische Grenze überschritten hat, auf die traurig einförmigen Fernsichten des spanischen Estremadura die lieblichste, lachende Gegend, auf die rauhe, winterliche Gebirgsluft milde, wohlthuende Wärme. Ganz besonders reizvoll wird die Landschaft in dem vom Tejo bewässerten Gebiet. Von der kleinen Festung Abrantes an, die, malerisch auf einem Berge gelegen, ein entzückendes Thal beherrscht, folgt die Bahn dem Laufe des breiten, von unzähligen Segeln be-

lebten Stromes, an dessen beiden Ufern mit Olivenpflanzungen bedeckte Hügel sich hinziehen, bis er bei Barquinha in sein unübersehbar breites, fruchtbares unteres Thal, den „Garten der iberischen Halbinsel", eintritt. Die Beleuchtung des schönsten Sonnenunterganges ließ diese unvergleichliche Gegend wie ein wahres Paradies erscheinen, in Lissabon selber kam man erst nach Einbruch der Dunkelheit an, als unzählige Lichter sich im Tejo spiegelten und die mächtige Kuppel der Estrella sich schwarz von dem nächtlichen Himmel abzeichnete. Der Eindruck der Großartigkeit, den der Reisende aber trotzdem bei der Fahrt vom Bahnhofe nach dem am Tejo belegenen Hotel Braganza empfing, wurde nicht, wie so oft in ähnlichen Fällen, durch die helle Beleuchtung des nächsten Morgens Lügen gestraft. Lissabon ist eine Stadt, die auch im glänzendsten Sonnenschein nichts von ihrer Schönheit verliert: die hohen Prachtgebäude des enggebauten alten östlichen Theiles, der Almada, kommen dann ebenso zu rechter Geltung wie die zum großen Theil von pallastartigen Häusern eingefaßten breiten und lustigen Straßen, die prächtigen Plätze und malerischen Fernsichten der neuen, westlichen Stadt.

Des Reisenden erster Weg führte ihn nach der berühmten Praça do Commercio, dem Kommerzplatze, der fast im Mittelpunkte der Stadt gelegen ist und von dem die Hauptstraßen strahlenförmig auslaufen. Er hat die Form eines großen Rechteckes und seine eine Seite wird von dem hier



Kommerzplatz und Standbild Joseph's I.

mehrere Kilometer breiten Flusse gebildet. Ein ungeheuerer Triumphbogen an der dem Flusse gegenüberliegenden Seite ist der Zugang zu der prächtigen Augustastraße. Die in übereinstimmender Pracht erbauten Häuser der beiden anderen Seiten sind fast ausschließlich Regierungsgebäude: das Rathhaus, die Marine-Intendantur, die Börse, das Steueramt, sämmtliche Ministerien u. s. w. sind hier vereinigt. Schöne Bogengänge mit Marmorsäulen bilden das untere Geschoß dieser Palläste und gewähren schattige Spaziergänge. Inmitten des Platzes aber erhebt sich auf großem Piedestal, an dessen einer Seite ein Elephant, an der andern ein Pferd angebracht ist, das kolossale Reiterstandbild des Königs Joseph I., das Gesicht nach dem Flusse gerichtet. Die Aussicht von dem Kai über den breiten blauen Wasserspiegel bis zum jenseitigen Ufer, wo eine reiche, mit vielen Dörfern besetzte Hügellandschaft sich ausbreitet, ist unvergleichlich schön; der Kai selber aber mit seinen Marmorsäulen und Balustraden ist ein bewundernswerther Bau, der die Kais der Newa und der Seine bei Weitem übertrifft. An dieser Stelle des Flußufers öffnete sich bei dem großen Erdbeben des Jahres 1755 der große Spalt, in dem viele hundert Menschen, die sich, um dem Verderben durch die einstürzenden Häuser zu entgehen, hierher geflüchtet hatten, begraben wurden. Als man wenige Jahre später den Grund für den Unterbau des heutigen Kais ausgrub, fand man weder eine Spur von dem alten Mauerwerke noch Reste von jenen unglücklichen Opfern der furchtbaren Katastrophe vor. Der Kommerzplatz wird von der Lissaboner Bevölkerung wenig besucht, wohl weil er keinen Ausgang an der Flußseite hat. Das eigentliche Verkehrscentrum der Stadt

ist der Dom Pedro- oder Rocio-Platz, der jedem Fremden durch seine kunstvolle, aber unbequeme wellige Pflasterung auffällt. Auf einer hohen Säule erhebt sich in der Mitte dieses Platzes eine Statue Dom Pedro's, die zu allen Tageszeiten von einer bunten Menge umwogt ist; denn rings herum liegen hier Kaffeehäuser, Theater, Buchhandlungen und andere große Verkaufslokale, die den Rocioplatz für Lissabon zu dem machen, was die Puerta del Sol für Madrid ist. Mit dem Namen Rocio wird im weitern Sinne auch der ganze Stadttheil benannt, der, zwischen dem Kommerz- und dem Dom-Pedro-Platze belegen, durch das große Erdbeben vollständig zerstört und danach durch Pombal wieder aufgebaut wurde. Die Straßen sind hier alle nach der Schnur angelegt und durchschneiden sich in ebenso schachbrettartiger Regelmäßigkeit, wie in einer neuen amerikanischen Stadt. Die rua do Ouro und die rua da Prata sind für den Fremden das Interessanteste in diesem zu einförmigen Stadtviertel von prächtigen Häusern. Zahlreiche Juwelierläden und Magazine von Gold- und Silberschmieden, die sich in den beiden Straßen an einander reihen, liefern den Beweis, daß der Industriezweig, um dessentwillen Lissabon vor Alters schon berühmt war, auch heute noch hier in voller Blüthe steht.

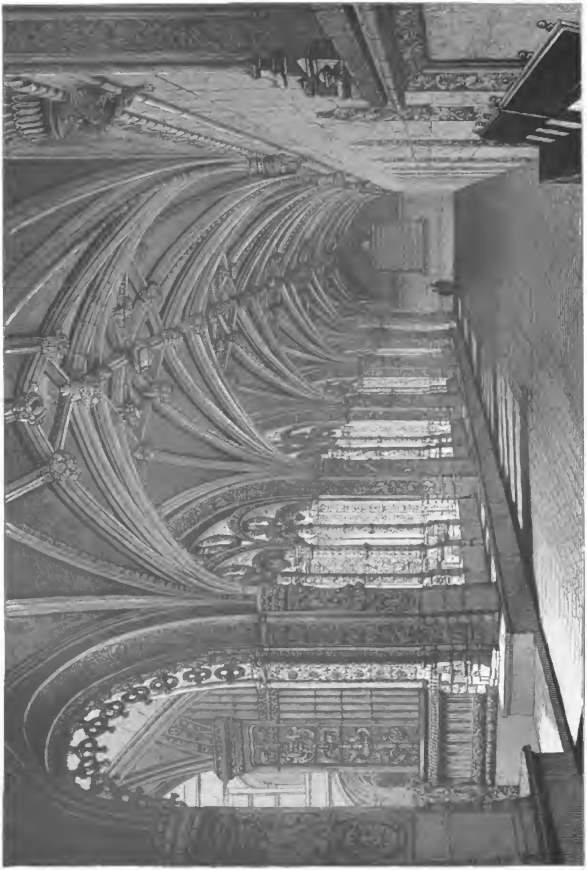
Der Rocio mit seiner schnurgeraden Regelmäßigkeit bildet einen seltsamen Kontrast zu dem labyrinthischen Gewirr von Straßen und Gassen, das ihn von allen Seiten



Die Casa dos Bicos oder das Spitzenhaus.

einschließt. Nach diesem Ueberreste des alten Lissabon, dem einzigen Theile der Stadt, der bis auf einige unbedeutende Schäden ganz verschont geblieben ist, kann man sich ein Bild von der Stadt machen, wie sie vor dem Erdbeben gewesen sein muß. Die Façaden der meisten Häuser sind mit vielfarbigen quadratischen Fliesen belegt, die im Sonnenschein hell erglänzen; die Dächer erinnern in ihren groteskphantastischen Formen oft an chinesische Bauten, die Fenster liegen nach spanischer Sitte meist hinter zierlichen Balkonen. Eine der Hauptsehenswürdigkeiten dieses alten Stadttheils des Alfamo ist die sogenannte casa dos Bicos oder das Spitzenhaus, ein einstöckiges Gebäude mit vielen unregelmäßig angebrachten Thüren und Fenstern, dessen Façade in origineller Weise aus in Facetten behauenen Steinen zusammengesetzt ist. Die unzähligen, weit hervorragenden Steinspitzen sollen der Sage nach früher reich mit Edelsteinen besetzt gewesen sein; als Erbauer des seltsamen Hauses, das von ehrwürdigem Alter zu sein scheint, wird Braz de Albuquerque, ein natürlicher Sohn des großen Albuquerque, genannt.

Unter den 42 Kirchen Lissabons ist die große Basilika do Coração de Jesus, die von dem Volke gemeinhin die Estrella, d. h. der Stern, genannt wird, die imposanteste. Eine verkleinerte Kopie der Peterskirche von Rom, ist sie auf einem ansehnlichen Hügel erbaut und mit ihrer mächtigen Kuppel von allen Punkten der Stadt aus sichtbar. Die Kirchen Santa Maria und San Roque stehen bei dem Volke von Lissabon in hohem Ansehen und werden deshalb gern dem Fremden als Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt gerühmt; aber wenn auch ihr Inneres nicht ganz dem näch-



Das Kloster Belem.



Fischverkäuferinnen.

ternen, an Kasernenbauten erinnernden Aeußern entspricht, das ihnen beiden gemeinsam ist, und San Roque auch eine aus der Peterskirche hierher überführte Kapelle von wahrhaft staunenswerther Pracht enthält, so ist der architektonische Werth beider doch nur gering. Wie in den spanischen, befinden sich auch in den portugiesischen Kirchen keine Sitze für die Besucher: die Männer stehen während des Gottesdienstes, die Frauen sitzen, mit ihren Fächern oder ihren kleinen Schooßhunden spielend, auf dem Fußboden.

Die Perle unter allen Bauten der Stadt ist das Hieronymitenkloster Belem, das in der gleichnamigen Hauptvorstadt von Lissabon liegt. Ein Tramway, auf dem die



Standbild des Camoëns.

Wagen von Maulthieren gezogen werden, führt in etwa dreiviertel Stunden dorthin; das Terrain ist sehr uneben, bei jeder Steigung des Weges werden zwei Maulthiere zur Verstärkung vorgelegt; doch sind, da hier eine ganz unsinnige Fahrgeschwindigkeit eingeführt ist, Unglücksfälle auf dieser Strecke ziemlich häufig. Das Portal der Klosterkirche, bis zu welchem der Schienenweg führt, ist eines der schönsten Denkmäler gothischer Baukunst, die wir überhaupt besitzen. In der prächtigen Kirche und dem Kloster selber erscheint wieder der gothische Styl mit dem maurischen in glücklichster Vermischung; rein maurisch sind die acht schlanken, 40 m hohen Säulen, die das prächtige Deckengewölbe der Kirche

tragen, und die sämmtlich dem großen Erdbeben Trotz geboten haben. Das Kloster, ein stolzer Bau von zwei übereinanderliegenden Gallerien mit herrlich skulptirten Pfeilern und durchbrochenen Fensterbögen, die an feine Filigranarbeit erinnern, ist um das Jahr 1500 von König Emanuel erbaut worden; der Sage nach zum Gedächtniß Vasco de Gama's, der am Vorabend seiner großen Reise in einer alten Kapelle, die damals an dieser Stelle stand, um glücklichen Ausgang für sein Unternehmen gebetet haben soll. Ein männliches Reliefbildniß in Medaillonform, das sich an einem der Pfeiler vorfindet, wird allgemein für das Porträt des großen Entdeckers gehalten. Das Kloster ist seit lange schon von den Hieronymiten verlassen; zum Glück für seine Erhaltung aber steht es nicht unbenutzt da, sondern dient heute als Waisenhaus. Was seinen Namen anbetrifft, der auf den ganzen Stadttheil übergegangen ist, so ist Belem eine Abkürzung von Bethlehem.

Etwas nördlich vom Kloster und mehr nach der eigentlichen Stadt hin liegt das Schloß Ajuda, die Residenz des Königs, ein kleinlicher, kasernenartiger Bau mit zahllosen Fenstern, der nie fertiggeworden ist; das Fehlen des linken Flügels, das der Fremde von vornherein einer Zerstörung durch das Erdbeben zuschreibt, wird eben durch die Thatsache erklärt, daß der Pallast unvollendet geblieben ist. Auch im Innern bietet er nichts Interessantes dar, und erst, wenn man einen Blick aus den Fenstern gethan hat, wird einem die Vorliebe der portugiesischen Könige für diese Residenz begreiflich. Auf einer Anhöhe gelegen, gewährt das Schloß die entzückendsten Fernsichten über das breite Thal des Tejo, die Mündung des Flusses und dahinter den blauen Ocean. Bei dem Schlosse befindet sich auch der botanische Garten von Lissabon, der, leider schlecht gehalten, doch eine große Anzahl werthvoller botanischer Schätze umschließt. Eine herrliche Sammlung von Palmen, Agaven, Kakteen und den verschiedensten tropischen Pflanzen gedeiht unter dem milden Himmel Portugals ohne jeden Schutz im Freien. Das Hauptstück des Gartens aber ist ein mächtiges Exemplar eines Drachenbaumes (Dracaena draco), dessen dichtverwachsene Zweige ein vollkommen undurchdringliches Dach gegen die Sonnenstrahlen bilden.

Treten dem Fremden so in der üppigsten Vegetation der Umgebung der Hauptstadt alle Reize und Vorzüge eines südlichen Klimas entgegen, so gewahrt er im Verkehr mit der Bevölkerung auch gar bald die Schattenseiten desselben. Das dolce far niente ist hier kaum weniger als in Neapel der eigentliche Lebenszweck der unteren Volksklassen. An Mäßigkeit und Bedürfnißlosigkeit mit dem Spanier wetteifernd, überläßt der Lissaboner alle schweren Arbeiten den Galiciern, von denen nicht weniger als 3000 sich als Hafenarbeiter, Last- und Wasserträger in der Stadt aufhalten. Nach einem alten Sprüchwort hätte Gott zuerst die Portugiesen erschaffen; gleich darauf aber die Galicier, um den ersteren das Leben zu erleichtern. Jeder Dienstmann, Packträger u. s. w. heißt deshalb im Volksmunde auch kurzweg Gallego. Diese selber aber betrachten den Aufenthalt in der Hauptstadt stets nur als etwas Vorübergehendes: sobald sie ein kleines Kapital zusammengespart haben, kehren sie in ihre Gebirgsheimath zurück.

Von einer charakteristischen Volkstracht ist unter dem männlichen Theile der Lissaboner Bevölkerung kaum mehr die Rede; eigenartig aber ist die Kleidung der Weiber mit weitem, faltenreichem, meist kurzem Rock, einem Mieder mit großen Silberknöpfen und breitrandigem schwarzen Filzhut, der oft noch mit einem grellbunten Tuche verziert wird. Die Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, giebt den Frauen der niederen Klassen eine aufrechte, stolze Haltung und guten Gang. Eine leidenschaftliche Liebe für Musik charakterisirt alle Schichten des Lissaboner Volkes; das am Rocioplatze belegene Opernhaus ist allabendlich der Schauplatz frenetischer Huldigungen, die den Sängern dargebracht werden.

Von eigentlichen Museen oder Sammlungen von Kunstschätzen ist in Lissabon wenig vorhanden; auch die Kirchen enthalten verhältnißmäßig wenig Skulpturen oder Gemälde von wirklichem Werth. Die Sammlung der Kunstakademie selber besteht nur aus Reproduktionen fremder Kunstwerke. Die Größe des portugiesischen Volkes lag eben zu seiner Blüthezeit auch auf anderm Gebiete als dem der bildenden Kunst. Die Heroen seiner Glanzepoche waren Seefahrer und Dichter. Das leider ziemlich mittelmäßige Standbild des Camoëns, das den Schmuck eines der öffentlichen Plätze der Hauptstadt bildet, steht auf einem Piedestal, um welches die Statuen der acht nach ihm bedeutendsten Dichter Portugals gereiht sind. Der große Sänger der Lusiade, dessen 300jähriges Gedächtnißfest erst jüngst mit so großem Pomp gefeiert worden, starb nach einem thatenreichen Leben (er hatte an dem Kampfe gegen die marokkanischen Mauren tapfer theilgenommen und dabei ein Auge eingebüßt) arm und vergessen auf dem Strohlager eines Hospitals.

Die Bevölkerung von Lissabon (1878: 203 681 Seelen, wozu noch die Vorstädte Belem mit 41 563 und Olivaes mit 29 788 Einwohnern kommen, zusammen 275 032) ist im Verhältniß zu der großen Ausdehnung der Stadt ungemein gering; die breiten Straßen der obern Stadt machen deshalb auch einen todten Eindruck; neben dem zierlichen Mosaik der Trottoirs wächst hier allenthalben das Gras. Die Auswanderung nach Brasilien, dessen Hauptstadt heute schon an 80 000 Seelen mehr zählt, als die des Mutterlandes [1]), soll zur fortschreitenden Entvölkerung Lissabons verhängnißvoll beitragen. Auffallend ist die Menge von Negern, denen man in den Straßen der Stadt begegnet; kaum in einer Stadt der nördlichen Vereinigten Staaten können sie einen größern Procentsatz der Einwohner bilden als hier, wo ihnen das Klima zusagt und keinerlei Vorurtheil ihnen entgegensteht.

Was das Verweilen in Lissabon für den Reisenden zum höchsten Genusse macht, das ist weniger der Aufenthalt in der Stadt selber, so interessant derselbe auch ist, als die Ausflüge in die paradiesische Umgegend, deren von Byron und vielen Anderen besungene Schönheit auf jeden Besucher denselben zauberhaften Reiz ausüben muß. Die entzückenden Dörfer am Tajoufer, die Höhen von Cacilhas mit ihrer unvergleichlichen Aussicht; Cintra mit seinen phantastischen Schlössern, dem alten Kloster und den märchenhaften Kameliengärten; auf der andern Seite der Bai die kleine Stadt Setubal, die Caetobriga der Römer, heute das Prototyp einer altportugiesischen Stadt, und das Alles in wenigen Stunden zu erreichen: fürwahr, keine andere Stadt Europas kann sich mit der alten „Königin der iberischen Halbinsel" messen!

---

[1]) Rio de Janeiro besaß 1872 mit acht Vorstadtgemeinden 274 972 Einwohner.

Die Salomo-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

V.

Bei *Krankheiten*, die selbstverständlich dem Einflusse der Geister zugeschrieben werden, wird, wie unter anderen auch auf den Neu-Hebriden, das Muschelhorn geblasen, den Geist zu versöhnen. Ebenso wird die Vermittelung der „heiligen Männer" angerufen und versucht, ihren Einfluß durch Geschenke zu erwerben. Stirbt der Erkrankte, werden ihm die Haare abgeschnitten und verbrannt. Die Asche wird dann mit Fett gemischt in eine Schüssel gelegt, über die eine Muschel an einem Faden aufgehängt wird. Leider läßt sich der Sinn dieser Ceremonie nicht geben. Auf einigen Inseln wird nun der *Leichnam* in die See geworfen, um in das schöne Land im Westen zu schwimmen, auf anderen bringt man den in Matten gewickelten Körper in die Mangrove-Waldungen, setzt ihn hier den Einflüssen der Luft aus, bis der Kopf sich leicht vom Rumpf trennen läßt, präparirt ihn, und begräbt alles andere auf dem gemeinsamen Begräbnißplatze. Die Bewohner Neu-Georgiens benutzen als solchen die nahe gelegenen Inseln Mbulo und Kisa. Auf San Christoval und anderen Orten legt man den Todten auf ein hohes Gerüst, gräbt darunter eine Grube, die das Fleisch aufnimmt, das theilweise von den Vögeln abgefressen oder, was diese nachlassen, von den Trauernden abgeschabt wird. Der Schädel und die Fingerknochen werden als Erbstück aufgehoben, der Schädel wird präparirt, das Gerippe an dem gemeinsamen Begräbnißplatz beigesetzt, die Grube zugeworfen und darüber eine Hütte resp. ein pyramidal zulaufendes Gestell, das mit Blättern verkleidet ist, errichtet. Die Gräber der Kinder werden mit Blumen bestreut; häufig enden dieselben durch Ermordung, und selten werden mehr als zwei bis drei Kinder großgezogen. Stirbt ein Häuptling, so werden seine Frauen getödtet, d. h. strangulirt; es würde für sie und das Gedächtniß des Verstorbenen eine Schande sein, wenn sie, am Leben bleibend, etwa später Männer aus niederen Ständen heiratheten. Dieses Stranguliren geschieht meistens während des Schlafes. Häufig enden so auch die Frauen oder nächsten Angehörigen des gemeinen Mannes. Wie im Leben muß auch der Todte von Liebenden umgeben sein. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen sieht es als Pflicht an dem Verstorbenen sofort zu folgen, sie betäuben sich durch gewisse Pflanzensäfte und erhängen sich dann in der Nähe ihres Gemahls.

Auf Sikiyana bemalen sich die Hinterbliebenen zum Zeichen der Trauer das Gesicht mit dem Samen der Bixa orellana roth und tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung aus weißem Kaliko, die bis über die Achsel reicht.

Die *religiösen Anschauungen* sind, wie bei allen Naturvölkern, zum größten Theile bedingt durch die zahlreichen und lebhaften Empfindungen, die sich jederzeit vor ihren Augen vollziehenden Naturerscheinungen, die ihr beschwerliches und elendes Leben unablässig bedrohenden Gefahren. Der angeborene Hang zum Unbekannten und Geheimnißvollen giebt ihnen den Begriff von der Existenz einer höhern Ursache, die Vorstellung von dem Vorhandensein einer Gottheit. Die Vulkane gelten den Salomoniern als der Sitz böser Geister, denen zu nahen sicheres Verderben nach sich ziehen würde. Nie wird man sie dazu veranlassen können, bis zum Krater eines solchen vorzudringen. Ebenso ist es mit den Stürmen; bei diesen vereinigen sich sämmtliche böse Geister der Verstorbenen, um den Lebenden möglichst Schaden zu bringen. Für die Pflanzungen ist gleichfalls ein Separatgott vorhanden, der über das Wachsthum wacht; ihm ist auf einigen Inseln (unter anderen Isabel) ein Gerüst errichtet, auf dem die ersten Früchte geopfert werden. Den Schutzgott des Hauses bilden die erwähnten präparirten Schädel. Flüsse, Quellen und sonstige Gewässer haben gleichfalls ihre Gottheit. Im Gemeindehaus, das meistens aus einem großen, nach einer Seite offenen Schuppen besteht und, wie erwähnt, durch Schädel hervorragender Stammesangehöriger geschmückt ist, sind auf Pfählen angebrachte, resp. aus diesen herausgeschnitzte Götzenbilder aufgestellt, von denen diejenigen, die das Dach und die Seitenwände stützen, Hauptgottheiten repräsentiren, während die übrigen als Nebengötter fungiren. In gewissem Sinne sind diese Versammlungshäuser also als Tempel zu betrachten, auf San Christoval, in Makira führen sie sogar diesen Namen.

Der *Glaube* an eine *Zukunft*, Belohnung und Bestrafung der Geister der Verstorbenen ist allgemein. Der Todte geht zuerst in das schöne Jenseit zum Lichtgott und zwar folgt er der Sonne, steigt mit ihr in den Ocean, um am nächsten Tage bei ihrem Aufgange in die andere Welt zu gelangen. Nach einiger Zeit kommt er jedoch wieder auf die Erde, um seinen Freunden gute oder schlechte Mittheilungen zu machen, so z. B. den Ort zu bezeichnen, wo ein ergiebiger Fischfang zu hoffen sei ꝛc. Geizhälse, Mörder und andere Sünder werden damit bestraft, daß ihre Seelen einer nochmaligen Läuterung dadurch unterzogen werden, daß sie in häßliche Kriechthiere, Schlangen, Kröten ꝛc. verwandelt werden. Die Priester, resp. die diese vorstellenden Häuptlinge, erflehen bei Beginn irgend einer besondern Unternehmung, einem Kampfe ꝛc. mit emporgehaltenen Händen den Schutz, die Hülfe der Götter und der verstorbenen großen Häuptlinge. Unter Absingen gewisser heiliger Strophen von Seiten der Priester werden die Götter im Versammlungshaus mit Stöcken geschlagen. Leider ist der tiefere Sinn aller dieser Ceremonien wie so Vieles in den religiösen und profanen Gebräuchen der Salomonier dem Fremden ein Räthsel und wird es auch stets bleiben, wenn nicht einmal, bei längerm Aufenthalt, der Mund eines „heiligen Mannes" Näheres verlauten läßt, was allerdings bei dem strengen Festhalten an dem Schwur, das Geheimniß zu bewahren, schwerlich der Fall sein wird.

Die Wildheit und Grausamkeit der Bewohner hat auch die Mission bis jetzt fast ganz fern gehalten. In Makira ließen sich 1846 katholische Geistliche nieder, wurden jedoch 1847 ermordet. Neuerdings hat die melanesische Mission (1861 durch den zehn Jahre später auf Nucapu ermordeten Bischof Patteson) begonnen, auch die Salomos in ihren Bereich zu ziehen. Einige Eingeborene der südlichen Inseln wurden auf Norfolk erzogen und später als Lehrer in die Heimath gesandt; im nördlichen San Christoval wurden Schulen errichtet und diesen unterstellt, eben-

so auch auf Florida, Malayta und Guadalcanar. Auf Florida wurden im Jahre 1878 45 Seelen getauft und Hunderte besuchten die Kirche; auch ward das Evangelium Lucas übersetzt. Auf Isabel ward 1879 der Häuptling Bugotie mit Anderen getauft. Weitere Resultate sind jedoch noch nicht erreicht. Jedenfalls kann den englischen Missionsgesellschaften nicht genug Anerkennung dafür gezollt werden, daß sie keine Gefahren und Opfer scheuen, um von Süden aus das Terrain Schritt für Schritt zu erobern und so der Kultur wie auch der Kolonisation vorzuarbeiten. Leider wird vielfach, wie Herr v. Schleinitz in seinem Bericht über die Expedition der „Gazelle" hervorhebt, die Form zu sehr in den Vordergrund gestellt. So wird gelehrt, das Tabakrauchen sei eine Sünde; ebenso wird derjenige nicht in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, der nicht täglich einmal und an den Sonntagen mehrere Male den Gottesdienst besucht und so und so oft das Abendmahl nimmt. Sobald nun europäische Händler sich ansiedeln, entsteht ein Widerspruch. Der Eingeborene erkennt die höhere Kultur des Weißen an, sieht aber diesen stets rauchen, selten in die Kirche gehen ꝛc. Jedenfalls gereicht das der Ausbreitung des Christenthums nicht zum Vortheil. Ebenso ist ihnen der Feiertag, an dem sie weder jagen noch fischen sollen, unbegreiflich, sie betrachten derartige Gesetze als Fesseln und verhalten sich deshalb entschieden ablehnend gegen alle Versuche der Missionäre.

Für den Handel haben die Eingeborenen große Vorliebe. Häufig gehen sie in ihren Booten 10 bis 12 Tage weit fort, ja kommen, wie erwähnt, unter einander an bestimmten Orten zusammen, um einen regelrechten Markt abzuhalten. So treiben die Bewohner Anudhas (Florida) mit dem nächstgelegenen Theile Guadalcanars Tauschverkehr, ebenso auch mit Sawu. Diejenigen von Malayta begegnen sich mit ihren wilden Brüdern auf Neu-Georgien in Paruhu und Buraqoi. Als Zahlungsmittel dient auf den südlichen Inseln ein Muschelgeld, das auf einer Insel der Alite-Bai in Malayta gemacht wird und aus einer Menge weiß-blauer Muschelplättchen von circa 7 cm Durchmesser besteht, die an einer Faserschnur befestigt sind. Die Länge der Kette bestimmt den Werth. Im Verkehr mit den „Tradern", den europäischen Händlern, ist der Tauschhandel in Gebrauch. Für Bandeisen, das in Stücke zertheilt dem Eingeborenen als Messer dient, Aexte, vor Allem jedoch für den amerikanischen Tabak, der in Pfunden à 20 Stück 8 Zoll langer geflochtener Zöpfe speciell für die Südsee-Inseln fabricirt wird, ferner für Pfeifen, blauen Kaliko, schmale Bänder aller Farben, leere Flaschen, Musketen, Angelhaken und Netze, Pulver, feine Glasperlen ꝛc. werden Yams, Taro, Bananen, Schweine, Hühner, Holothurien, Schildpatt, auf Simbo auch Schwefel, gegeben. Meistens, speciell auf den weniger häufig besuchten Inseln, legt der Händler die betreffenden Gegenstände ans Ufer, die Wilden kommen aus dem Busch hervor, nehmen die Waaren und legen die Gegengabe nieder.

Auf Sikiyana, das häufiger von Schiffen angelaufen wird, werden besonders rothe und grüne kleine Glasperlen, Kautabak, Spielkarten (die Bewohner kennen mehrere englische Kartenspiele und sind fertig im Brettspiel) sowie Schmuckgegenstände für Frauen gesucht. Jeder Gegenstand wird vor dem Ankauf diesen gezeigt. Bei der Anwesenheit der „Novara" war das Werthverhältniß wie folgt: Für 5 Pfund Kautabak erhielt man ein Schwein, ebenso für 20 Fischangeln von Stahl, oder fünf Schnüre rother Korallen, oder fünf Schnüre rothe und grüne Glasperlen. Auch fünf Paquete Nadeln und Zwirn oder 10 Ellen Kaliko hatten den gleichen Werth. Für fünf Fischangeln erhielt man 2 Hühner oder auch 10 Eier, für zehn 30 Stück Taro, ebenso für zwei Paquete Nadeln und Zwirn. Ein Paquet alter Spielkarten hatte den Werth von vier Hühnern. Auf Simbo (Eddystone), das fast ausschließlich nur Schildpatt liefert und zwar soviel, wie keine der übrigen Inseln des West-Pacific, erhält man für ein Messer oder ein Beil 1½ bis 3 Pfund Schildpatt.

Das Zahlensystem ist ähnlich demjenigen der Hebriden und anderer benachbarter Gruppen. Will man 5 ausdrücken, hebt man eine Hand, bei 10 beide Hände. Das Längenmaß ist die Armeslänge, resp. die Spannweite der Hand, das kleinste Maß der Finger [1]). Daß immer grö-

[1]) Zahlenausdrücke:

	Isabel	Simbo	Ulaua u. südl. Theil von Malayta	Malayta nördl. Theil	San Christoval	Anudha	Stewards- u. Lord-Howe-Gruppe
1	keha	kami	eta	keha	eta	keda	tahi
2	rua	karu	lua	rua	rua	rua	rua
3	tolu	kuay	olu	tolu	oru	tolu	toru
4	wati	manti	hai	wati	hai	wati	fa
5	lima	lima	tima	tima	rima	lima	lima
6	e ono	wonama	ono	hanoch	ono	ono	ono
7	e witu	witu	hiu	witu	biu	witu	witu
8	e alu	kalu	walu	halugh	waru	alu	waru
9	e hia	seang	siwa	hia	siwa	dina	siwa
10	salage	manosa	tanahulu	salage	tanahuru	tanavulu	katava
100			tanalau		taneran		lau

Die Zahlen 20, 30, 40, 50 ꝛc. heißen auf den Stewards und der Lord-Howe-Gruppe ma ta rua, ma ta toru, ma ta fa, ma ta lima etc., 200, 300, 400 ꝛc. = rua lau, toru lau, fa lau etc., 1000 = simatta, 2000 = ruasimatta etc. Auf Malayta, nördl. Theil, ist der Ausdruck für 11 = sike, 12 = salage rua, 13 = salage tolu etc., 20 = tutu, 30 = tolu hangawulu, 40 = rotutu, 50 = lima hangawulu, 60 = tolu tutu, 70 = wati tutu, 80 = hebangawulu, 90 = hawangatu, 100 = hawangatu salage.

ßere Gebiete dem Handel erschlossen werden, der Verkehr mit den Europäern allmälig lebhafter wird, ist übrigens in gewisser Beziehung dem sogenannten labour-trade zu danken. Durch die eingegangenen Verträge für mehrere Jahre an die Plantagen gefesselt, lernt der Eingeborene Arbeit kennen, den Werth der Civilisation ahnen und wird so, wenn er nach Ablauf des Kontraktes auf seine Heimathinsel zurückgebracht wird, unbewußt zu einem Prediger der Kultivirung werden. Die Art und Weise, wie dieser jetzt von der englischen Regierung durch strikte Vorschriften geregelte „Arbeiterhandel" gehandhabt wird, habe ich in der anfangs erwähnten Abhandlung über die Neu-Hebriden geschildert und glaube ich die betreffenden Mittheilungen theilweise auch hierher setzen zu können. Liegt ein Schiff bei einer Insel vor Anker, so kommt gewöhnlich schon ein Eingeborener an Bord und offerirt eine Anzahl Köpfe, oder aber, die zahlreich an den Strand gekommenen geben ihre Absicht sich zu verdingen zu erkennen. Das Boot wird heruntergelassen, die wohlbewaffnete Bemannung giebt Acht, daß etwaige Kanoes nicht zu nahe herankommen, wendet am Ufer angekommen die Spitze des Bootes dem Meer zu, der Trader unterhandelt, während die Mannschaft die Ruder zur Hand hat, um bei Gefahr sofort einsetzen zu können. Sind nun einzelne gewonnen, werden sie ohne Waffen in das Boot genommen; zurück dürfen sie nun nicht mehr. Die am Ufer zurückbleibenden Verwandten erhalten ein bis zwei Messer, ein Beil und Glasperlen, und ist der Betreffende besonders kräftig, auch wohl einige Fischangeln, ꝛc.; damit ist der Kontrakt abgeschlossen. Weiber und Kinder sind für ein Billiges zu haben, auf den Viti verwendet man sie mehrfach zum Kopramachen, während die kräftigsten Leute nach Queensland in die Zuckerplantagen befördert, oder auch als Taucher für Perlmuscheln ꝛc. nach der Torresstraße gebracht werden. Fast immer ist in kurzer Zeit eine genügende Anzahl Arbeiter engagirt, die am Ufer Zurückbleibenden stimmen ein langgezogenes Geheul an, während die Auswanderer dasselbe durch einen monotonen Gesang erwidern. Bald ist jedoch die Trauer verschwunden; schon nach vierundzwanzig Stunden fühlt sich Jeder auf dem Schiffe heimisch und geht voll Vertrauen der Zukunft entgegen.

Demjenigen, den das Geschick nach Queensland in die Zuckerplantagen führt, vergehen die drei Jahre, für die er engagirt ist, meistens in harter Arbeit; er erhält ungefähr 6 Pf. St. pr. Jahr, die ihm in Waaren nach Ablauf seines Kontraktes bezahlt werden. Für leichtere Arbeit, wie Kopramachen ꝛc., werden auf den Viti und Samoa 2 bis 3 Pf. St. bezahlt. Der Lohn besteht in Waffen, Kaliko, Fischnetzen, Tabak u. s. w., leider wird aber, namentlich in Australien, der arme Wilde mit dem unsinnigsten Trödel bedacht, Damen- und Herrenstiefeln, Schirmen, Uhren, Harmonikas, Spieldosen, plattirten Löffeln ꝛc. Das Neue, die Menge der Gegenstände berauscht den Arbeiter völlig. Beglückt geht er an Bord des Schiffes, das ihn der Heimathinsel zu seinem Stamm zurückbringen soll (würde er nämlich im Gebiete eines andern Stammes ans Ufer gesetzt, wäre er bald der Habe und des Lebens verlustig; der das Schiff begleitende Beamte oder der Kapitän ist für Jeden verantwortlich), bald ist er der unbrauchbaren Gegenstände jedoch überdrüssig und tauscht alles bei dem ersten besten Schiff gegen Beile, Waffen ꝛc. ein. Häufig geht er auch von Neuem auf abermals drei Jahre fort, oder erneuert, wie das namentlich auf den deutschen Plantagen geschieht, den Kontrakt. Bei gewissenhafter Behandlung Seitens der Arbeitgeber macht sich der wohlthätige Einfluß der Civilisation stets überzeugend geltend [1]).

Obschon die Salomos zum Theil nicht in dem Maße wie z. B. die Hebriden für den Handel geeignet sind, so wird mit den Jahren doch sicher mehr und mehr Terrain gewonnen werden. Der außerordentlich fruchtbare Boden, auf dem Alles gedeiht, was die reichsten Theile der Tropen produciren, wird nicht nutzlos liegen. Sobald Geld und Macht den Grund legen, wird man nicht nur Kopra, Baumwolle, sondern auch Kaffee, Tabak, Ingwer, Zucker, Reis, Pfeffer ꝛc. ausführen. In ungeheuern Mengen werden jetzt von dort Holothurien nach China, Perlmuscheln, Sandelholz, Schildpatt meistens nach Australien ꝛc. exportirt; in den Monaten Oktober bis Januar werden außerdem zahlreiche Pottfische an den Küsten gefangen. Auf den südlichen Inseln sind die ungefähren Verhältnisse bei Anlage einer Pflanzung die folgenden. Das zu erwerbende Land wird dem Häuptling von einem hochgelegenen Punkte aus mit der Hand bezeichnet, die Verhandlungen beginnen mit einem Geschenk von Glasperlen ꝛc. an den Häuptling und bald ist der Handel geschlossen. Man sorge nur für begehrte Tauschwaaren, mögen sie noch so billig eingekauft, noch so werthlos sein, in den Augen des Eingeborenen sind sie vielleicht unschätzbar. Die Arbeiter werden von den Nachbarinseln eingeführt werden müssen, da es schwer fällt, Leute zu bewegen auf ihrer Heimathinsel das Land für Fremde zu bearbeiten. Der Arbeiter erhält pr. Jahr 1 bis 3 Pf. St. in Waaren, der Kapitän pro Kopf circa 8 Pf. St. Der Unterhalt kostet pro Mann circa 10 Pf. St. Ein Arbeiter versieht circa 5 Acres Land. Auf denjenigen Inseln, auf denen das Terrain die Kokospalmenkultur begünstigt, und das ist auf der Mehrzahl der Fall, stellt sich das Ergebniß etwa folgendermaßen. Je 1 Acre = 0,405 Hektar = 1,06 Morgen wird mit 60 bis 80 Palmen bepflanzt, die je circa 10 Meter von einander entfernt sind. Vom fünften Jahre ab fruktificirt der Baum, mit dem siebenten liefert er unter normalen Verhältnissen den vollen Ertrag, d. h. pro Jahr circa 100 Nüsse. Um nun diesen Zeitraum zu benutzen, pflanzt man zwischen den Bäumen Baumwolle, die vorzügliche sea-island cotton, von der man jährlich ungefähr 500 Pfund erntet, die eine Rente von etwa 42 bis 43 Procent abwerfen. (Das Pfund wird gegenwärtig in Europa mit 13,3 Mark bezahlt.) Ist die Kokospflanzung zum vollen Ertrage geeignet, so liefert der Acre jährlich 6000 Nüsse, die ein Ton (2240 engl. Pfunde) Kopra und ein Ton Kokosfasern geben, erstere steht zur Zeit in Levuka (Viti) zu 14 Pf. St., die Fasern pr. Ton 15 Pf. St. Bei 290 Pf. St. jährlicher Einnahme braucht ein Mann demnach 600 Bäume, die 8 Acres Land beanspruchen. Bei sechsstündiger Arbeit kann er täglich 400 Nüsse abnehmen, zusammentragen, aufbrechen und Kopra und Fasern ordnen, seine ganze Ernte von 60 000 Nüssen kostet ihm demnach 150 Arbeitstage, die er auf das Jahr vertheilen kann, da die Früchte das ganze Jahr reifen. Auf europäischen Märkten, Hamburg, London, Marseille, ist der Preis der Kopra und Fasern natürlich ein wesentlich höherer. Das Alter der Palmen, resp. deren regelrechter Ertrag, beträgt circa 60 Jahre. Einen weitern Exportartikel werden die verbreiteten Candlenüsse geben, deren Oel auf den europäischen Märkten zur Zeit mit circa 700 Mark pr. Ton bezahlt wird. Kaffee und Zuckerrohr, in ihrer ersten Anlage allerdings am theuersten, werfen jedoch den besten und sichersten Gewinn ab. Auf den Viti erfordert die Anlage einer Kaffeeplantage in einer Ausdehnung von 100 Acres ein Kapital von 2500 Pf. St. für Land, 2 Pf. St. pr. Acre.

[1]) Auf den Viti hält die englische Regierung auf genaue Erfüllung des Kontraktes. Jeder Kapitän, der im labour-trade beschäftigt, Eingeborene nach Levuka bringt, erhält pr. Kopf 8 Pf. St. für jeden „time expired labourer", der also nach Ablauf des Kontraktes in die Heimath gebracht wird, dagegen 2 Pf. St. pr. Kopf. Die Ladung eines Schooners besteht gewöhnlich aus 150 Köpfen.

Der Netto-Gewinn stellt sich für 20 bis 30 Jahre auf 20 bis 30 Pf. St. pr. Acre. Auf den Salomos ist das Verhältniß entsprechend günstiger. Aus der Verarbeitung der Kokosfasern läßt sich ein weiterer wesentlicher Gewinn ziehen. Hoffen wir, daß bald ein geordnetes Kolonisationssystem, wie auf den Viti, so auch hier eingeführt werde, daß eine europäische Macht, europäischer Unternehmungsgeist auch die Salomos der Kultur entgegenführe, daß aus den wilden Kannibalen der Jetztzeit dermaleinst friedliche Arbeiter werden.

Nekrologe.

— M. Onatzewitsch, russ. Marineoffizier, welcher durch geodätische und hydrographische Arbeiten im Meere nördlich der Beringsstraße 1876 sich bekannt gemacht hatte. 1877 nach Rußland zurückgekehrt, bearbeitete und veröffentlichte er einen Theil seiner Resultate. 1879 (s. „Globus" XXXVII, S. 15) wurde er an die Spitze einer Expedition zur Erforschung der russischen Küsten des Stillen Oceans gestellt, starb aber kurz vor seiner Abreise am 25. December (6. Januar 1880).

— Graf F. de Castelnau, französischer Reisender, starb am 4. Februar 1880 in Melbourne, wo er seit 1862 französischer Generalkonsul war. Nachdem er in den 30er Jahren fünf Jahre lang Nordamerika bereist hatte, übertrug ihm die französische Regierung eine Expedition nach dem Innern von Südamerika, welche von 1843 bis 1847 dauerte und unsere Kenntniß dieses Gebietes ganz wesentlich bereichert hat. Die Beschreibung derselben erschien 1850 bis 1851 in sechs Bänden unter dem Titel: „Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima à Para"; das Kartenwerk 1853 bis 1855 in 30 Blatt. Später war Castelnau französischer Konsul in Bahia und in der Kapstadt; seine Arbeiten über die Fauna von Südafrika sind durch Feuer verloren gegangen.

— Fr. Mehwald, ein früherer Mitarbeiter des „Globus", in welchem er seine Studien über Norwegen veröffentlichte, starb siebenzigjährig am 12. Februar 1880 in Dresden. Für sein 1868 erschienenes Werk „Nach Norwegen" verlieh ihm der König von Schweden eine goldene Medaille.

— Graf L. F. de Pourtalès, Zoologe, geboren 4. März 1823 in Neufchatel, gestorben 17. Juli 1880 in Beverly Farm, Mass. Ursprünglich Ingenieur, studirte er daneben Naturwissenschaften, kam 1847 mit seinem Lehrer Agassiz nach Nordamerika und wurde dort beim U. S. Coast Survey beschäftigt. Durch seine Bemühungen kamen die systematischen Tiefsee-Expeditionen der Vereinigten Staaten zu Stande, deren mehrere er selbst geleitet hat, wie die des „Bibb" zwischen Florida und Cuba 1866 bis 1868, des „Haßler" und andere. Sein bedeutendstes Werk behandelt die Tiefseekorallen.

— M. F. Uricoechea, zuletzt Professor des Arabischen in Brüssel, starb am 28. Juli 1880 in Beirut. Er war geboren am 9. April 1834 in Bogota in Neu-Granada und stammte aus einer baskischen Familie. In New Haven promovirte er 1852 zum Doktor der Medizin, in Göttingen 1854 zum Doktor der Philosophie, war dann Quetelet's Assistent in Brüssel, vollendete seine Studien in Paris und London und errichtete dann ein höheres Kolleg in Bogota, wo er Chemie docirte. Daneben war er Philologe und unternahm manche Reisen auf den Zuflüssen des Amazonenstroms, um Material in Bezug auf die Sprachen und Alterthümer untergegangener Völker zu sammeln. Darüber veröffentlichte er: „Memoria sobre las antiguedades Neo-Granadinas" (Berlin 1854); „Documents for a Grammar of the Chibcha language" (Bogota 1861; Paris 1871); „A Vocabulary of the Language Paëz" (Paris 1877) und „A Grammar of the Goajira Language" (Paris 1878). Durch die fortgesetzten politischen Unruhen aus Bogota vertrieben, kehrte er nach Europa zurück, veröffentlichte in London „Mapoteca Colombiana", ein Verzeichniß von Karten von Spanisch-Amerika, Brasilien &c., studirte dann Arabisch in Spanien, Marokko und Paris, wurde Professor in Brüssel und starb auf einer Studienreise in Syrien an der Dysenterie.

— Dr. Philipp Jakob Bruun, Professor der Geschichte an der Universität zu Odessa, starb im August 1880 zu Slawuta in Wolhynien. Geboren in Finnland 1804, studirte er in Dorpat, Berlin, Genf und Paris und docirte von 1832 bis 1871 in Odessa. Seine Schriften, russisch, deutsch und französisch abgefaßt, beziehen sich hauptsächlich auf Geschichte und Geographie der Pontusländer; zu nennen sind „Historische und Geographische Untersuchungen über Südrußland 1852 bis 1880"; Abhandlungen über den Priester Johannes, über die alte Topographie von Bessarabien, der Krim &c., Kommentare zu den Schriften verschiedener Reisenden des 15., 16. und 17. Jahrhunderts; Noten zu Kapitän Telfer's Ausgabe von „The Bondage and Travels of Johann Schiltberger 1396 — 1427", welche 1879 für die Hakluyt Society gedruckt wurde, und vieles andere.

Hobson, engl. Marine-Kapitän, starb zu Anfang Oktober 1880 zu Pitminster bei Taunton. 1857 bis 1859 betheiligte er sich an der Polarfahrt Mc Clintock's auf der „Fox" und führte die Schlittenexpedition nach King-William-Land, welche den einzigen Bericht über den Verlauf der Franklin'schen Expedition und über Sir John Franklin's Tod auffand.

— Prof. Benjamin Peirce, Superintendent der Küstenaufnahme der Vereinigten Staaten, starb am 6. Oktober 1880 in Boston, Mass. Er war geboren 1809 in Salem, Mass., und war 1842 bis 1867 Professor der Astronomie und Mathematik an der Harvard-Universität. Von seinen meist mathematischen Schriften verdienen hier genannt zu werden der „American Nautical Almanac" und der „Report of the United States Coast Survey".

— Erhard (eigentlich Schieble), Pariser Lithograph und Kartenzeichner von Ruf, geboren 1823 zu Freiburg im Breisgau, kam 1839 nach Paris, wo er die Lithographie erlernte und sich 1852 selbständig machte. Aus seiner an Umfang stets zunehmenden Werkstatt sind eine große Menge officieller und sonstiger Kartenwerke hervorgegangen, und stets war er bemüht, Verbesserungen und Fortschritte in der technischen Herstellung von Karten zu unterstützen und zu erleichtern. Als er naturalisirt wurde, nannte er sich anfangs Schièble, später trug er nur noch seinen deutschen Vornamen. Er starb am 23. Oktober 1880 in Paris. Seine Anstalt wird von seinen zwei Söhnen fortgeführt.

— de Saulcy, berühmter Archäologe und Palästina-Reisender, starb Ende Oktober 1880 in Paris. Geboren den 19. März 1807 in Lille, wurde er Soldat, beschäftigte sich viel mit Numismatik und dann mit hebräischer und

48*

phönikischer Archäologie. Seit 1842 Mitglied der französischen Akademie, bereiste er 1850/51 und 1863/64 Palästina und schrieb außer zahlreichen archäologischen und historischen Abhandlungen namentlich die für die Geographie des Heiligen Landes wichtigen Werke: „Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques“ (2 Bde., 1852 ff.) und „Voyage en Terre Sainte“ (2 Bde., 1865).

— T. L. Phipson-Wybrants, englischer Kapitän und Afrikareisender, geboren am 29. November 1846, gestorben an seinem Geburtstage im Jahre 1880 im südöstlichen Afrika, vier Tagereisen von Umzila's Kraal. Als Offizier stand er in Gibraltar, Mauritius und Südafrika und machte viele Reisen; unter anderen begleitete er 1874 den Hon. Chas. Brownlee auf einer politischen Mission zu dem mächtigen Kaffernhäuptling Kreli. Bei seiner Rückkehr veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen über Kafferland und seine Bewohner im „Cape Monthly Magazine“, welche auch gesondert erschienen, sowie Beiträge in südafrikanischen und englischen Zeitschriften über südafrikanische Verhältnisse, die er gründlich kannte. Im Juni 1880 verließ er England an der Spitze einer vorzüglich organisirten und ausgerüsteten Expedition — er hatte einige Jahre vorher seinen Abschied genommen —, um das Gebiet zwischen den Flüssen Zambesi und Limpopo zu erforschen; ihn begleiteten vier Europäer und hundert auserlesene Eingeborene unter Tschuma, Livingstone's Begleiter. Leider erreichte er erst in gefährlich weit vorgeschrittener Zeit des tropischen Jahres sein Erforschungsgebiet, zunächst die Mündung des Sabi bei Sofala, welche erst durch ihn genau festgelegt wurde. Ein Versuch, den Fluß hinaufzufahren, mißlang; er mußte umkehren und mehr Träger miethen. Einen Monat später war er dem Fieber erlegen, und mit ihm zwei seiner weißen Gefährten, Dr. Carr und Mr. Mears, nachdem sie nur etwa 110 englische Meilen weit in das Innere eingedrungen waren. Kapitän Owen führte die Expedition nach Inhambane und Natal zurück.

— Albin Kohn, fruchtbarer Schriftsteller auf dem archäologischen und ethnographischen Gebiete und ein fleißiger Mitarbeiter des „Globus“, starb am 2. December 1880 nach einem sehr bewegten Leben in Posen. Geboren am 18. Oktober 1820 in Bromberg, war er seit 1839 katholischer Lehrer, betheiligte sich 1848 am polnischen Aufstande, wurde aber gefangen genommen und seiner Stelle verlustig erklärt. Nun widmete er sich der Landwirthschaft, lebte als Wirthschaftsbeamter einige Jahre in der Provinz Posen und in Russisch-Polen, dann als Redakteur der „Ackerbauzeitung“ in Warschau und seit 1862 als Kompagnon eines Geschäfts für landwirthschaftliche Maschinen und Sämereien in Wilna. Im Jahre darauf betheiligte er sich am polnischen Aufstand als Mitglied der nationalen Organisation für den Aufstand (uns gegenüber bestritt er eine solche aktive Theilnahme. Red.) und wurde im December 1863 verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber zu 12 Jahren Strafarbeit in Sibirien begnadigt. Mehr als sechs Jahre brachte er dort zu; dann wurde er 1870 amnestirt und kehrte nach Posen zu seiner Familie zurück. Von nun an widmete er sich ganz literarischen Arbeiten und zwar in deutscher Sprache, übersetzte viel für Zeitungen und Zeitschriften aus dem Russischen und Polnischen (an größeren Werken: Przewalski's Reisen nach dem östlichen Asien“ und Sadowski's „Handelswege der alten Griechen nach der Ostsee“), gab mit R. Andree zusammen bei Spamer „Sibirien und das Amurgebiet“, mit Mehlis bei Costenoble „Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa“ heraus und betheiligte sich lebhaft an der prähistorischen Forschung in seiner Heimathprovinz. Er erlag einem Leiden, das von seinen in Sibirien erfrorenen Zehen seinen Ausgang nahm.

— Dr. F. Moof, Mediciner und Anthropolog, aus Bergzabern gebürtig, Begleiter der Riebeck'schen wissenschaftlichen Expedition, ertrank im Alter von 36 Jahren am 13. December 1880 bei Jericho im angeschwollenen Jordan.

— Lécard, französischer Botaniker, welcher 1880 Senegambien bereiste, am Niger eine neue Art Weinrebe fand und nach Frankreich verpflanzte, starb bald nach seiner Rückkehr dorthin im December 1880.

— Edouard Mariette, der berühmte französische Aegyptologe, starb am 18. Januar 1881 zu Kairo. Geboren 11. Februar 1821 zu Boulogne sur Mer, wurde er 1848 am ägyptischen Museum zu Paris angestellt und erhielt dann die Leitung des Museums zu Bulak bei Kairo. 1850 bis 1854 und 1858 bis 1860 machte er wissenschaftliche Reisen durch Aegypten. Er entdeckte und grub aus die Apisgräber bei Memphis, den Sphinxkoloß, Ruinen in Theben u. a., wie er überhaupt allein berechtigt war, Ausgrabungen in Aegypten vorzunehmen. Er schrieb zahlreiche Schriften archäologischen und historischen Inhaltes; doch liegt sein Hauptverdienst in seinen Nachgrabungen und Entdeckungen von Alterthümern und Inschriften, für deren Auffindung er eine ganz besondere Begabung besaß.

— Dr. Philipp Anton Dethier, Direktor des Osmanischen Museums in Konstantinopel, starb 3. März 1881 daselbst im Alter von 79 Jahren. Er war in Kerpen bei Köln geboren, lebte nach Beendigung seiner Studien längere Zeit in Paris und leitete dann viele Jahre die österreichische Schule in Pera. Das Antikenmuseum im Tschinilü-köschk hat er eigentlich begründet; bekannt machte er sich durch seine Arbeiten über die Topographie von Konstantinopel und über byzantinische Geschichte. Seine archäologischen Arbeiten sind leider in den Schriften des Stambuler Syllogos und der „Turquie“ so gut wie vergraben. Seine Ausgabe des Kritobulus und sämmtlicher Quellenschriften über die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen, obgleich längst gedruckt, befindet sich noch in den Archiven der königlich ungarischen Akademie.

— Eugène Cortambert, Oberbibliothekar der geographischen Abtheilung bei der Pariser National-Bibliothek, Ehrenpräsident der dortigen Geographischen Gesellschaft 2c., starb in Passy am 5. März 1881 im Alter von 76 Jahren. Geboren war er 12. Oktober 1805 in Toulouse. Seine Verdienste liegen hauptsächlich im Lehren der Geographie durch Wort und Schrift und in der Verbreitung und Verbesserung des geographischen Unterrichts in Frankreich. An der Bibliothek war er seit 1854 beschäftigt.

— Achille Delesse, französischer Geologe, zuletzt Generalinspektor der französischen Bergwerke und Mitglied des Institutes, starb nach langer Krankheit am 24. März 1881 in Paris. Er war geboren und erzogen in Metz, studirte auf der École Polytechnique in Paris, bereiste dann Frankreich, Deutschland, Polen und Großbritannien und wurde 1845 Professor der Geologie und Mineralogie in Besançon. Damals schrieb er „Notice sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges“ (1847). Fünf Jahre später wurde er nach Paris berufen, wo er an der Sorbonne, später an der École Normale Supérieure und der École des Mines docirte und zugleich fast 18 Jahre lang Inspector der großen Steinbrüche war. Er verfaßte ferner „Recherches sur l'origine des roches“ (1865), „Carte géologique souterraine de la ville de Paris“, „Carte hydrologique de la ville de Paris“; 20 Jahre lang hat er die „Revue de Géologie“ herausgegeben; 1868 erschien sein Buch über den Regenfall

Frankreichs. Von großem Werthe sind auch seine „lithologischen“ Karten, in denen alle wichtigeren Verhältnisse der Meere um Europa, Nordamerika und speciell Frankreich zur Darstellung gebracht sind.

— Karl Weyprecht, der Nordpolfahrer, starb am 29. März 1881 in Michelstadt im Großherzogthum Hessen. Geboren 8. September 1838 zu König im Odenwalde, trat er 1856 in die österreichische Marine, in welcher er bis zum Linienschiffs-Lieutenant aufstieg. In der Seeschlacht zu Lissa zeichnete er sich so aus, daß er, der jüngste Offizier an Bord der Panzerfregatte „Drache“, mit dem Eiserne-Kronen-Orden dritter Klasse dekorirt wurde. 1867 und 1869 nahm er hervorragenden Antheil an der Küstenaufnahme des Adriatisches Meeres, 1870 an der Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß in Tunis. Ein ernstes wissenschaftliches Streben beseelte ihn von je, und so war er einer der ersten, welche dem Gedanken einer österreichischen Nordpolar-Expedition näher traten und dieselbe nach Kräften förderten. In Aller Gedächtniß ist, wie dieselbe zu Stande kam, wie der „Tegetthoff“ am 13. Juni 1872 von Bremerhafen abging, wie das Franz-Josefs-Land entdeckt wurde und die Expedition in Schlitten und Booten sich nach Europa zurückrettete (vgl. Globus XXX, S. 225, 241 und 257). Aber an dem so schwer errungenen Ruhme lag ihm weniger, als an der Sache: aus seiner Initiative ging das großartige, seiner Ausführung sich nähernde internationale Unternehmen hervor, den Nordpol mit einer Reihe wissenschaftlicher Stationen zu umgeben, um durch gleichzeitige, länger fortgesetzte Beobachtungen den meteorologischen Verhältnissen dort auf den Grund zu kommen und so eine Basis für künftige Expeditionen zu gewinnen. Er sollte die Verwirklichung des Planes, den er bis an seinen Tod eifrig verfolgte, nicht erleben: er erlag einem chronischen Lungenkatarrh, zu welchem wahrscheinlich die auf der Rückreise von Franz-Josefs-Land erlittenen Strapazen den Grund gelegt hatten. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften schrieb er einen wissenschaftlichen Bericht über die Polarexpedition im 35. Bande der Druckschriften der kaiserlichen Akademie zu Wien, dann „Die Metamorphosen des Polareises“ (Wien 1879) und noch kurz vor seinem Tode eine „Praktische Anleitung zur Beobachtung der Polarlichter und der magnetischen Erscheinungen in hohen Breiten“ (Wien, M. Perles, 1881). — Lesenswerth ist Heinrich von Littrow's Schrift „Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer“, welche Erinnerungen an ihn, Briefe von ihm, sein Porträt u. a. m. enthält (Wien, A. Hartleben, 1881; Preis 1,80 Mk.).

— Karl Kugler, Gymnasialprofessor, starb am 30. April 1881 zu Eichstätt. Er war geboren am 20. Mai 1803 zu Monheim in Schwaben und wirkte von 1829 bis an seinen Tod als Lehrer in Eichstätt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Altmühlalp, d. h. das Altmühlthal innerhalb seines Berglandes, topographisch, historisch und landschaftlich dargestellt“ (1868) und „Erklärung von tausend Ortsnamen der Altmühlalp und ihres Umkreises“ (1873).

— Romolo Gessi, der bekannte italienische Ingenieur-Offizier und Afrikareisende, ist am 1. Mai 1881 den Folgen des Sumpffiebers in Suez erlegen. Er war in Ravenna geboren und hatte in Wiener-Neustadt seine militärischen Studien gemacht. Zuerst machte er seinen Namen bekannt durch die Umsegelung des von Sir Samuel Baker entdeckten Albert Njanza (Mwutan), welche er im Auftrage des Obersten Gordon im Frühjahr 1876 in Gesellschaft von Piaggia ausführte. Eine zweite Expedition unternahm er 1878 zusammen mit Dr. Matteucci; am Sobat-Flusse aufwärts wollte er nach Kaffa vordringen, scheiterte aber an der Weigerung der Amana-Neger, ihn passiren zu lassen. Eine neue Reise nach dem Sobat wurde durch einen Aufstand der Sklavenhändler unter Suleiman Ziber unterbrochen, gegen welche Gessi das Kommando übernahm. In langen, blutigen Kämpfen gelang es ihm, dem Treiben derselben sowohl im obern Nil-Gebiete als auch in Darfur, wohin sie sich geflüchtet hatten, ein (vorläufiges?) Ende zu machen. Im April 1879 ernannte ihn die ägyptische Regierung zum Bei, bald darauf zum Pascha und Gouverneur von Makrala. Auf seiner Rückreise nach Chartum hatte er mit seinen Begleitern entsetzliche Noth auszustehen (s. oben S. 239), deren Folgen ihm nun doch den Tod gebracht haben.

— Adalbert Kuhn, berühmter Sprach- und Mythenforscher, starb am 5. Mai 1881 als Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Geboren am 19. Nov. 1812 zu Königsberg in der Neumark, studirte er in Berlin und gehörte von 1841 bis Ostern 1881 als Lehrer, Professor und schließlich (seit 1870) als Direktor dem dortigen Kölnischen Gymnasium an. Seine größten Verdienste hat er auf dem Gebiete der Sprachvergleichung und durch die Begründung der vergleichenden Mythologie der indogermanischen Völker erworben. Seit 1851 redigirte er die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung“, woran sich „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slawischen Sprachen“ anschlossen. Außerdem veröffentlichte er: „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ (1845); „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ (1859); „Märkische Sagen und Märchen“ (1842); „Norddeutsche Sagen“ (1848); „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen“ (1859).

— La Roncière le Noury, französischer Admiral und Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft, Senator und Großkreuz der Ehrenlegion, starb am 15. Mai 1881 in Paris. Als der Sohn eines Generals des Kaiserreiches 1813 in Turin geboren, wurde er in der Seeschule zu Brest gebildet und trat 1830 in die Marine ein, in welcher ihm eine glänzende Laufbahn beschieden war. Während des Krimkrieges leitete er als Befehlshaber der Korvette „Roland“ die Landung der französischen Armee vor Sebastopol, kommandirte 1856 die „Reine Hortense“, auf welcher Prinz Napoleon eine arktische Reise unternahm; befehligte im italienischen Kriege eine Schiffsdivision im Adriatischen Meere, dann während der syrischen Unruhen die Levantestation, hatte im Jahre 1867 die schwierige Räumung Mexicos durchzuführen und that sich endlich auch während der Belagerung von Paris als Oberbefehlshaber der in die Hauptstadt gezogenen Marinetruppen und dann der gesammten Truppen von St. Denis in den Schlachten von Champigny und le Bourget hervor.

— Graf Pompeus Litta, der letzte des berühmten lombardischen Geschlechts der Grafen Litta Biumi Resta, starb am 18. Mai 1881 auf seinem Landsitze bei Lunago Marinone. Geboren 1828 als Sohn des bekannten Geographen Graf Anton Litta, beschäftigte er sich viel mit Literatur und Malerei. Am meisten bekannt machte er sich durch eine 1865 unternommene Reise nach Centralasien, auf welcher er sich einige Wochen verkleidet in Buchara aufhielt. Die Beschreibung dieser Reise ist anscheinend noch nicht veröffentlicht worden.

Zwei Beiträge zur sudanesischen Thierfabel.

Von Baron **John v. Müller** in Heidelberg.

Nachstehende Thierfabeln wurden mir am Ansába von Eingeborenen, die sich am nächtlichen Lagerfeuer eingefunden, erzählt. Dieselben sind so wortgetreu als möglich wiedergegeben. Man hört diese Fabeln im ganzen weiten Sudán, und wenn dieselben, nach langem, ermüdendem Marsch Abends am lohenden Lagerfeuer erzählt werden, so horcht selbst der Müdeste mit Eifer zu, und rückt näher zum Feuer, damit ihm ja kein Wort verloren geht:

1. Abu'l-Hossein und der Elephant.

Der Elephant und Abu'l-Hossein unternahmen einst einen Raubzug. Sie waren schon ein gutes Stück gegangen, die Sonne brannte heiß hernieder und Abu'l-Hossein empfand bald gewaltigen Durst. „Onkel," sagte er zum Elephanten, „ich bin durstig, weißt Du nicht in der Nähe eine Quelle?" Der Elephant erwiderte: „Nein, aber wenn wir so fort gehen, müssen wir mit Sonnenuntergang den Ansába erreichen, dort ist dann gutes und klares Wasser in Fülle." Die Sonne stieg höher und höher empor, spiegelte sich auf der glänzenden Haut des Elephanten, brannte aber desto mehr im zottigen Pelz Abu'l-Hossein's, so daß dieser endlich ermattet unter einer dürren Mimose liegen blieb. „Laß mich in Deinen Bauch kriechen, Onkel," sprach er zum Elephanten, „dort soll klares Wasser sein, wie mir Dein Vetter, das Rhinoceros, einst sagte; wenn ich kein Wasser bekomme, so verdurste ich hier, und mein Blut kommt über Dich." „Aber wie willst Du hinein kommen?" sprach der gutmüthige Elephant. „Nun, durch das After," erwiderte Abu'l-Hossein. „Du wirst Dich aber schmutzig machen, gehe lieber durch das Maul hinein, wenn Du meine großen Zähne nicht fürchtest," meinte hierauf der Elephant. Abu'l-Hossein machte sich aber aus dem Dreck nichts, und blieb beim ersten Weg. Der Elephant legte sich nieder und Abu'l-Hossein begann sich in sein After hineinzuzwängen. Die gute Gelegenheit benutzend, fraß er von dem Fett des Elephanten so viel, als er nur schlucken konnte, und als er mit diesem fertig war, machte er sich an die Gedärme. „Schau nicht nach rechts und nach links, sondern trinke Wasser und mache, daß Du heraus kommst," brüllte plötzlich der Elephant vom Schmerz gepeinigt. Doch Abu'l-Hossein fraß weiter, und verursachte dem Elephanten derartige Qualen, daß er aufsprang, über Berg und Thäler raste und schließlich an den Ufern des Ansába todt zusammenstürzte. Abu'l-Hossein füllte sich noch gehörig seinen Bauch, packte noch einen Haufen Gedärme und setzte dann seinen Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete er Leuten, die volle Butterschläuche trugen. Er grüßte sie, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und sagte ihnen, als sie fragten, woher er die Gedärme habe, daß er soeben einen Elephanten gejagt hätte, der etwas weiter oben am Ufer im Dickicht liege; sie sollten nur der Spur der Gedärme, die er mit sich schleife, folgen, so würden sie ihn schon finden.

Die Leute legten schnell die Butterschläuche nieder, ergriffen ihre Lanzen und machten sich freudig auf den Weg den Elephanten zu suchen, während sie den braven Abu'l-Hossein nicht genug loben konnten. Als die Leute weit genug fort waren, machte dieser sich an die Butterschläuche, trank so viel von der Butter, als er nur irgend zu fassen vermochte, leerte, was er nicht trinken konnte, in den Ansába, und füllte hierauf die Schläuche mit seinem Unrath. Nur einen Schlauch hatte er nicht öffnen können, und dieser blieb daher mit Butter gefüllt. Kaum hatte Abu'l-Hossein seine Schandthat vollendet, so kamen die Leute mit Fleisch, Haut und Zähnen des Elephanten beladen zurück. Abu'l-Hossein rief ihnen schon von weitem zu: „Habe ich Euch nicht einen guten Weg gezeigt und Eure Schläuche gehütet? Gebt mir jetzt einen Schlauch Butter als meinen verdienten Lohn." Die Leute erwiderten: „Nimm, welchen Du willst." Abu'l-Hossein nahm den Schlauch, welchen er nicht hatte öffnen können, zwischen die Zähne, warf sich in die Fluthen des Ansába und erreichte schwimmend glücklich das andere Ufer. Jetzt merkten die Leute an dem verminderten Gewicht ihrer Schläuche die Schandthat Abu'l-Hossein's; sie wollten ihm nacheilen um ihn zu tödten, doch als sie an den Ansába kamen, konnten sie wegen der heftigen Strömung und der Tiefe des Wassers nicht hinüber. Zu ihrem Schaden mußten sie noch sehen, wie Abu'l-Hossein sie am andern Ufer verhöhnte, den Schlauch zerriß und die Butter schlürfte. —

Abu'l-Hossein, der sudanesische Schakal, ist analog unserm Fuchs. Ob die Sagen von ihm unter den Schwarzen des Sudán ursprünglich entstanden, oder wie die von unserm Reineke Fuchs aus Indien stammen, ist eine schwer zu lösende Frage.

2. Esel und Hyäne.

Die Hyäne war einst beim Esel zu Gast geladen. Doch das Essen mundete ihr nicht, immer schaute sie den Esel wieder an, so daß dieser sie endlich fragte: „Warum langst Du nicht zu, Base? Hast Du etwa Furcht vor mir?" Die Hyäne erwiderte: „Du hast so lange Hörner wie der Büffel, und ich fürchte, Du könntest mich, wie dieser einst, verwunden." „Du brauchst Dich nicht zu fürchten," sagte hierauf der Esel, „was Du für Hörner hältst, sind Ohren; überzeuge Dich selbst dadurch, daß Du ein Stückchen von ihnen kostest." Die Hyäne kostete und fraß beide Ohren ab. So hatte der Esel durch eigene Dummheit der Hyäne die Furcht genommen, und wird seit jener Zeit von ihr verfolgt und gefressen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den Stand der Loskaufsoperationen in Rußland meldet der „Reg.-Anzeiger“: Die Vergleiche sind abgeschlossen und die Angelegenheiten vollständig regulirt in 92 914 Gemeinden mit 8 016 759 Revisions-Seelen; an Land sind den Bauern überwiesen 28 616 872 Deßjät. 2231 Sash. Die bewilligten Kredite beliefen sich auf 753 818 058 Rubel 34 Kopeken. Regulirt, aber aus verschiedenen Gründen noch nicht endgültig bestätigt waren am 1. April 1881 die Vergleiche von 1271 Gemeinden.

— Nach den officiellen Tabellen über die Betriebsresultate der russischen Eisenbahnen von 1873 bis 1879 waren Ende 1879 im Betrieb 20 747 Werst Bahnen mit einem Betriebsmaterial von 5476 Lokomotiven, 7086 Personenwagen, 177 kaiserliche und andere Dienstwagen, 114 009 Güterwagen und 857 Gepäckwagen.

Asien.

— In der Sitzung der „Russisch. Technischen Gesellschaft“ vom 3. (15.) April machte Herr Iwanitzki genauere Mittheilungen über die Anwendung des Telephon während der Achal-teke-Expedition. Auf 130, später 166 Werst (weiter reichte die Leitung nicht) konnte man jedes Wort deutlich verstehen. Bemerkenswerth ist, daß die Sprechenden auch die Aufgabe der Depeschen auf dem danebenliegenden Telegraphendrahte hörten. Die Apparate, System Siemens, hatte Schwabe in Moskau geliefert.

— Am 27. November (9. December) sind in Taschkent im Saale des dortigen General-Gouvernements die Sitzungen der Turkestanischen Sektion der russischen Gesellschaft für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie eröffnet worden. Den ersten Vortrag hielt Herr D. B. Iwanow über „die Sande im Ferghana-Oblast“. (Turk. Ztg.)

— Zur Ausbreitung der Kenntniß der sartischen und kirghizischen Sprache unter den russischen Offizieren in Turkestan hatte der Chef des Generalstabes im dortigen Militärbezirk Generalmajor Mazel im Offizierkassino zu Taschkent im vergangenen Winter einen wöchentlich dreimaligen Kursus von zusammen 48 Lektionen über die Grammatik dieser Sprachen arrangirt, die Sprechübung zunächst dem Belieben der Hörer in ihrem Verkehre mit den Eingeborenen überlassend. Aehnliche Kurse sollen auch in anderen Garnisonen, vorerst in Samarkand, Margelan und Wjerny eingerichtet werden. Zum Selbststudium hat General Mazel die Abfassung von Lehrbüchern nach Ollendorf's Methode und von Wörterbüchern in Anregung gebracht. Auf seinen Vorschlag sind bereits unterm 3. (15.) November Preise von je 600 Rubel für das beste kirghizische oder sartische Lexikon und von je 400 Rubel für das beste Lehrbuch in einer der beiden Sprachen ausgesetzt. Die genaueren Bedingungen für die Konkurrenzarbeiten sollen demnächst veröffentlicht werden.

— Ueber die Dampfschifffahrt auf dem System des Ob und Irtysch im Jahre 1880 theilt die „Jekaterinburgskaja Nedjelja“ Folgendes mit: Es verkehrten im Ganzen 37 Dampfer und 2 kleine Dampfkähne; für 1881 werden vier weitere Dampfer eingestellt. Befördert wurden an 3000 Mill. Pud Lasten, ferner rund 11 000 Passagiere, 648 Soldaten, 6962 neu ausgehobene Rekruten, 9192 Arrestanten und 1464 Frauen und Kinder von letzteren. Die Fahrten gingen zwischen Tjumen und Semipalatinsk auf den Flüssen Tura, Tobol und Irtysch; zwischen Tjumen und Tomsk auf den Flüssen Tura, Tobol, Obi und Tomi; außerdem gingen Dampfer flußabwärts bis in den Obischen Meerbusen und auf dem Tschulym bis Atschinsk. Die Strecke zwischen Tjumen und Tomsk legten die Dampfer in 7 bis 8 Tagen zurück. Die Tura wurde bei den vorjährigen Fahrten von vielem Treibholz gereinigt.

— Aus Wladiwostok theilt man der „Kronst. Ztg.“ mit, daß 20 Meilen von jener Stadt unweit der Bucht im Flüßchen Sedemi Kohlenlager entdeckt worden sind. Für die Ausbeutung derselben hat sich eine Gesellschaft gebildet. Bisher mußten die Kohlen aus Japan geholt werden und betrug der Verbrauch im Hafen von Wladiwostok etwa 15 000 Tonnen, ungerechnet die 10 000 Tonnen für das dort versammelte Kriegsgeschwader.

— Seitens der milit.-topograph. Abtheilung des kaukas. Militär-Bezirks ist eine neue vom Oberst Stebnitzki redigirte Karte von Persien, Afghanistan und Beludschistan im Maßstabe von 50 Werst = 1 Zoll (1 : 2 100 000) in drei Blättern nebst Plänen in dreifarbigem Druck herausgegeben worden.

— Lieutenant Conder, R. E., welcher bekanntlich mit der Aufnahme des Ostjordanlandes beauftragt ist, traf Ende März in Beirut ein und hat, da seine Instrumente noch nicht angelangt waren, einen kurzen Ausflug nach dem nördlichen Syrien unternommen. Er besuchte Höms, Kalat-el-Hosn, Tripoli, Baalbek, wo er eine interessante Entdeckung in Bezug auf die Orientirung des dortigen Tempels machte, und andere Orte. Vier engl. Meilen südlich des Sees Kadesch, südlich von Höms, welchen der Orontes durchströmt, glaubt er die Ruinen von Ketesch, der „heiligen Hauptstadt der Hittiter“, welche um 1340 vor Chr. durch die Aegypter zerstört wurde, in dem Ruinenhaufen Tell Nebi Mendeh gefunden zu haben. Er verheißt nächstens weitere Aufklärungen.

— In Aleppo ist kürzlich, wie „The Athenaeum“ mittheilt, das Grab Saladin's, des berühmten kurdischen Sultans von Syrien und Aegypten (gestorben 1193), in der über demselben errichteten, jetzt verfallenen Moschee aufgefunden worden.

— Nach dem eben stattgehabten Census beträgt die gesammte Bevölkerung von Britisch-Birma 3 704 253 und hat seit 1872 um 34 Procent zugenommen. Rangun zählt 132 004 und Maulmein 46 472 Seelen, ein Zuwachs von 36 resp. 14 Procent. Dies starke Wachsthum rührt hauptsächlich von Einwanderung her.

— Die Herren Henry Soltau und J. W. Stevenson von der „China Inland Mission“ haben die Reise von Bhamo am Irawadi nach China glücklich in einem Zeitraume von etwa vier Monaten zurückgelegt und am 14. März dieses Jahres I-tschang-fu am Jang-tse-kiang erreicht. Es ist dies das erste Mal, daß diese Strecke von Europäern (gerade in dieser Richtung von Westen nach Osten) zurückgelegt worden ist.

— In der Sitzung der Petersburger Geographischen Gesellschaft vom 1. (13.) April hielt Herr Jadrinzew einen Vortrag über seine vorjährige Reise in den Altai. Auf der Hinreise durch die Kulundinskische Steppe untersuchte er zunächst den See Tschany; dann ging er über Biisk am Einflusse der Bija in den Katun, an ersterm Flusse aufwärts zum Teletzker-See. Dieser See liegt nach

Helmersen's Beobachtung 1600 Fuß über dem Meere und ist bemerkenswerth durch seine felsigen, bewaldeten Ufer. Der Name des Sees bedeutet in der dortigen Sprache „der goldene See“; über diesen Namen giebt es eine besondere Legende. Von Interesse ist der See auch dadurch, daß er an 40 kleine Zuflüsse aufnimmt, deren Helmersen nur 20 erwähnt. Von dem See aus ging Jadrinzew zur Erforschung des Gebirges in den Altai selbst. Von Kaschagatsch am Tschui wandte er sich nach Südwest am Flusse Tschagannzurkn aufwärts zu dessen Quellgebiet, und er überschritt hier die Schneealpen des Tschui in einer Höhe von 9000 Fuß. Der Abstieg zur Mündung des Karakem (russisch Topolewka) in die majestätische Argut oder Archut führte in ein schönes Thal mit prächtigen grünen Pappeln. Die reißende Argut wurde auf kleinen Flößen übersetzt, und die Reisenden gelangten nun zum Flusse Kokfuma und erstiegen dann die Gipfel des Bereli und Katuni, wo man auch den Bereli-Gletscher besuchte. Dieses Eisfeld ist von einer Menge Wasserrinnen durchfurcht, die sich zu förmlichen Gebirgsbächen vereinigen. Die Moränen zeichneten sich auf dem weißen Schneefelde deutlich ab und liefen am Ende des Gletschers in großen Steinmassen zusammen. Alle Gletschererscheinungen, die in der Schweiz von den Gelehrten beobachtet sind, fanden sich auch an diesem sibirischen Gletscher.

Nach Ueberschreitung des katunskischen Gebirgskammes stieg Jadrinzew hinab in das Thal des Uiman. Hier liegt am Fuße des Gebirges eine ganze Reihe von Dörfern. So nahe an der Grenze Chinas umgiebt das eigenartige eingeborene Volkselement diese Dörfer, in ihnen aber lebt der Nerv russischen Lebens, slavischer Typus und slavischer Charakter; es sind die Nachkommen flüchtiger Raskolniki.

Die höchst werthvollen Resultate von Jadrinzew's Reise sind in einer genauen Marschrontenaufnahme mit zahlreichen Höhenbestimmungen niedergelegt; außerdem ist eine besondere Karte des Tschui angefertigt und sind viele anthropologische Nachrichten über die dortige Bevölkerung gesammelt worden.

Afrika.

— Mr. Joseph Thomson, der junge Afrikareisende der Londoner Geographischen Gesellschaft, ist am 6. Mai nach Zanzibar abgefahren, um im Auftrage des Sultans die geologische Erforschung des Rovuma u. s. w. auszuführen. Vorher hat er Unterricht im astronomischen und anderen Beobachten erhalten. Auch ist Mr. James Stewart wieder nach dem Njassa-See zurückgekehrt. Beiden Reisenden ist von der Royal Geographical Society eine Anzahl werthvoller Instrumente anvertraut worden.

— Der Bericht der Livingstonia-Mission für 1880 hebt hervor, daß der Spiegel des Njassa-Sees bei niedrigem Wasserstande seit dem Jahre 1875 beständig gesunken ist, so daß er im December 1880 3 Fuß tiefer als im December 1875 stand. Sollte diese Erscheinung fortdauern, so würde das die Beschiffung des südlichen Theiles des Sees namentlich in der trockenen Jahreszeit schwer beeinträchtigen und der obere Schire, welcher jetzt eine so treffliche Wasserstraße abgiebt, würde durch Sandbänke und Treibholz versperrt werden. Unter solchen Umständen wäre es voreilig, auf die Verbindung des Tanganjika mit der Küste via Njassa-See und Schire schon jetzt allzu große Hoffnungen zu bauen, wie in England von mancher Seite geschieht. Solche Senkungen und andererseits Hebungen des Seespiegels — wie eine der letzteren am Tanganjika beobachtet worden ist, welche inzwischen wieder in das Gegentheil umgeschlagen ist — hängen wahrscheinlich vom Regenfall in den betreffenden Gebieten ab; indessen sind erst lange fortgesetzte und genaue Beobachtungen erforderlich, um diese interessante Frage endgiltig zu lösen.

— Depeschen des Gouverneurs des Senegal an den französischen Marineminister melden mit großer Befriedigung, daß der König Amadhu von Segu einen Vertrag unterzeichnet hat, durch welchen den Franzosen gestattet wird, sich in seinem ganzen Lande niederzulassen, und in dem ferner die Straße nach dem Meere unter französisches Protektorat gestellt wird. Bisher wollte Amadhu keinen Europäer in Segu dulden. In Paris hält man diese plötzliche Sinnesänderung schon für eine Folge der tunesischen Expedition.

Polargebiete.

— Mr. Leigh Smith, welcher für seine letztjährigen Entdeckungen im Franz-Josefs-Lande von der Royal Geographical Society eine goldene Medaille erhalten hat, rüstet sich schon wieder für den kommenden Sommer zu einer arktischen Fahrt.

— Die vierte niederländische Nordpol-Expedition hat am 7. Mai auf dem „Willem Barents“ Amsterdam verlassen. Lieutenant H. van Broekhuysen führt das Kommando; an Bord befindet sich ein Zoologe und, wie bereits auf früheren Reisen, der Photograph W. J. A. Grant.

— Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878 bis 1880. Von Heinrich W. Klutschak, Zeichner und Geometer der Expedition. Mit 5 Karten und zahlreichen Illustrationen nach Skizzen des Verfassers. (Wien, A. Hartleben. Preis 6 Mark.) In diesem wirklich reich und gut ausgestatteten Buche führt der Verfasser als Augenzeuge den Leser in einfacher, erzählender Form durch die verschiedenen Stadien eines zweijährigen Lebens im äußersten Norden Nordamerikas. Der Zweck der Schwatka'schen Partie war kein streng wissenschaftlicher; sondern ausgesendet, den Schleier zu lüften, der das Schicksal der verschollenen Franklin'schen Expedition umgiebt, sollte die kleine Abtheilung durch eigene Erprobung zugleich die Frage beantworten, ob und inwieweit es dem Weißen möglich ist, die klimatischen Verhältnisse der Polarzone mit den derselben zu Gebote stehenden eigenen Mitteln zu bekämpfen. Mit Karte, Wort und Bild schildert der Verfasser das Leben der kleinen Partie in der Zeitperiode ihrer Akklimatisirung, begleitet sie auf Hunderten von Meilen durch beinahe unbewohnte, gänzlich unbekannte Gegenden, weilt während der Sommermonate unter den noch immer sichtlichen Ueberresten der Leute Franklin's und kehrt mitten im strengen Winter nach dem Ausgangspunkte in der Hudsons-Bai zurück. Auf den weiten Schnee- und Eisfeldern des Nordens liegt, von der Natur gebahnt, der Weg für den Nordpolfahrer der Zukunft, in dem genügenden Thierreichthume die Beantwortung der Frage seiner Existenz und im Eingeborenen der kalten Zone selbst sein bester, sein gediegenster Begleiter. Den Eskimo in seinem ursprünglichen Zustande als Kind des Nordens kennen zu lehren, seine Bildungsfähigkeit und die Möglichkeit seiner Verwendung zur Förderung der Geographie und Naturwissenschaft darzuthun, war das specielle Bestreben des Verfassers.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.